Deutsche
Jahrbücher

für

Politik und Literatur.

Zehnter Band.

(Januar bis März 1864.)

Berlin.
Verlag von J. Guttentag.
1864.

Inhaltsverzeichniß

des Zehnten Bandes.

Januar bis März 1864.

Die erste Protestantenberufung nach Altbayern.

Von Karl Friedrich Neumann.

Der Vater der deutschen politischen Poesie hat das tiefe Wort gesprochen, welches die ganze neuere Geschichte der romanischen Nationen und einiger Bruchtheile unseres Volkes in scharfem Umriß zeichnet:

Ihr sahet und seht, welches herbe Geschick die verstockten Völker getroffen,
Die nicht in der Zeit des erweckenden Rufs absagten dem römischen Baalsdienst.
Gern möchten sie wegschieben das Joch und es zappelt der Hals in der Schlinge;
Doch leider zu spät, denn Pfaffengewalt schnürt ihnen die Seele zusammen.

Die Völker, hochherziger Platen, trifft nur ein kleiner und in Deutschland nur ein sehr kleiner Theil der Schuld. Sie wären gern dem erweckenden Rufe gefolgt, hätten sich die Fürsten an ihre Spitze gestellt, oder hätten diese wenigstens nicht dem Frühling der Zeit mit Vorbedacht das Lebenslicht ausgeblasen. Die Bayern standen im funfzehnten und bis zum letzten Viertel des sechszehnten Jahrhunderts, wie aus dem Aufsatze „der Geschichtschreiber Aventinus und seine Zeit" zu ersehen[1]), auf einer hohen Stufe der Bildung, geneigt und bereit zu jeder Fortentwicklung, ebenbürtig den anderen Stämmen der Nation. Hätten die Wittelsbacher dem Zeitgeist nicht gewaltsam widerstanden, — das ganze fruchtreiche bayrische Unterland war bereits für das neu entdeckte Evangelium gewonnen, zum Theil nur das kahle stumpfere Oberland, — hätten die Herzöge Wilhelm und Albrecht dem Volkswillen nachgegeben und ihren Beruf, an die Spitze der Reformation in Oberdeutschland zu treten, erkannt; es gäbe keine römischen Katholiken mehr im Vaterlande, das größte Hinderniß unserer nationalen Einheit wäre beseitigt, richtiger, solch eine gründliche Trennung hätte niemals stattgefunden. Die von den Fürsten herbeigerufenen Jesuiten waren es, welche während ihres zweihundertjährigen Regimentes[2]) in allen Ländern des bayrischen Stammes, in Oestreich, in Tyrol und in unserem Herzogthume die Säfte dieser biedern Völkerschaften in Stockung versetzt haben; abge-

---

[1]) Deutsche Jahrbücher IX. 53.

[2]) Deutsche Jahrbücher VIII. 237.

storbenen Gliedern ähnlich, hingen sie lange, lange Zeit an dem pulsirenden, lebendigen Körper der Nation. Es wird auch jetzt noch vieler Reibungen und gewaltsamer Mittel bedürfen, bis die erstarrten, in ihrer Ausbildung zurückgebliebenen Theile dem Ganzen sich wieder organisch anfügen und mit ihm zusammenwachsen. Kundige Aerzte und Staatsmänner wissen, daß man bei eingewurzelten Uebeln selbst dann noch, wenn der Heilungsprozeß schon vollendet scheint, nicht ganz vor Rückfällen sicher ist; ein ungünstiger Luftzug, eine Verkältung wäre im Stande, die alte Starrheit zurückzubringen.

Die Lockerung der Fesseln geistiger und staatlicher Knechtschaft beginnt, beinahe zu gleicher Zeit in Oestreich und in Bayern, mit den Regierungen Joseph's II. und Maximilian Joseph's III. Sie beginnt mit der Schwächung und Auflösung des Jesuitenordens, mit der Bildung der bayrischen Akademie der Wissenschaften, welche in der Jugend ihres Daseins von großer Bedeutung war für das Kurfürstenthum.

Maximilian Joseph III. könnte vom Standpunkte manches Altbayern selbst als Fremder gelten. Der Fürst war in fernen Landen aufgewachsen; der freisinnige, kenntnißreiche Würzburger Professor Adam Ickstatt hatte ihn zum denkenden Manne herangebildet. Für Maximilian Joseph war kein Deutscher ein Fremder. „Unter meiner Regierung", sprach der Fürst, und in diesem Sinne handelte seine Umgebung, „soll die unheilvolle zweihundertjährige Abschließung Bayerns vom übrigen großen Vaterlande aufhören; diese Lande sollen wieder, was sie ehemals gewesen und in Wahrheit sind, ein Theil von Deutschland werden. Die Bayern müssen lernen, sich als Deutsche zu fühlen". Die Durchführung dieser großartigen patriotischen Pläne erheischte einen Verein kundiger und vorurtheilsfreier Männer. Die bayrische Akademie der Wissenschaften wurde ins Leben gerufen (1759).

Die Akademie möge nützliche Kenntnisse unter dem Volke verbreiten und die von Aberglauben und Vorurtheilen verfinsterten Geister erleuchten. Den vernachlässigten Naturstudien solle eine vorzügliche Aufmerksamkeit zugewendet werden. Fehle es im Bayerlande an tüchtigen Männern, so muß man sie aus der Ferne herbeiholen. In Folge dieser Verhaltungsbefehle wurde der berühmte Mathematiker und Astronom Johann Heinrich Lambert, ein Schweizer und Protestant, nach München berufen; Christian Friedrich Pfeffel, ein würdiger Schüler und Freund des durch seine Werke und Goethe's Schilderung — im elften Buch von Dichtung und Wahrheit — unsterblichen Schöpflin, erhielt die Leitung der geschichtlichen Fächer. Die Arbeiten des Pastors Schäfer aus Regensburg hat man in München mit Freuden aufgenommen und dem berühmten Forscher einen jährlichen Gehalt angewiesen. Peter von Osterwald, Direktor des kurfürstlichen geistlichen Rathes und geheimer Referendar, stand an der Spitze der Fortschrittspartei

innerhalb wie außerhalb der Akademie. Lori, Linbrun, Braun, Sterzinger, Kennedy, der Erste, welcher in Bayern die Physik in deutscher Sprache lehrte, waren die tüchtigsten Mitglieder unter den einheimischen erleuchteten Bayern. Um sie schaarten sich eine Anzahl kenntnißreicher wohlwollender Männer aus den adeligen Kreisen und dem höheren Beamtenstande, wie mehrere Grafen Törring und der kurfürstliche Leibarzt von Wolter.

Die Jesuiten und andere Ordensleute, welche die Wissenschaften, oder was sie so nannten, bis jetzt als ihr ausschließliches Lehen betrachteten und betrachten konnten, waren vom Beginne die entschiedensten Gegner der Akademie. Die Mitglieder wurden, wie in Bucher's Schriften zu lesen, Freidenker, Freimaurer, starke Geister, Neulinge, Feinde Gottes, der Religion und der Geistlichkeit, und mit noch anderen und gehässigeren Namen gescholten. Der Franziskaner P. Leo hat sogar seine andächtigen Zuhörer von der Kanzel herab aufgefordert, diese „Großen Hansen und Perrückenstöcke, diese dummen Esel und Viertelsgelehrte mit dem Schwert in der Hand auszurotten". Vergebens. Die Münchener Bürger ließen sich zu solchen Schandthaten nicht verleiten; das geistliche Mordgelüste ist aber dessen ungeachtet nicht ohne Folgen geblieben. Die fünf akademischen Buchdruckergesellen wurden, wie Westenrieder sich ausdrückt, auf das Bitterste angelassen und das Quartier ihnen gekündigt. Der Magistrat hat bei höchster Stelle auf Unterdrückung der akademischen Buchdruckerei angetragen und „wer nur den Mund aufthun konnte, schmähte und lästerte Leute, die er nicht kannte."

Mehr als diese geistlichen Wühlereien schadeten der Akademie die inneren Zwiste und die Eifersucht der bayrischen Mitglieder gegen die Deutschen aus anderen Gauen. Lambert, „seiner Verbindlichkeiten gegen die Akademie enthoben" (1762), ist nach Berlin gegangen, wo er mit offenen Armen aufgenommen wurde. Dieser außerordentliche Mann, welchen Kant das erste metaphysische und mathematische Genie Deutschlands nennt, konnte sich natürlich in dem München vor hundert Jahren, welches er zum Mittelpunkt der Gelehrsamkeit in Oberdeutschland machen wollte, nicht heimisch fühlen. Ein Jahr später hat auch der Historiker Pfeffel, weil man ihm die nothwendige Besoldungszulage verweigerte, seine Stelle freiwillig niedergelegt. Der Schüler Schöpflin's sah weit hinaus über die beschränkte Grenzmark der bayrischen Landesgeschichte; der klare philosophische Geist, von ausgebreiteter Sachkenntniß unterstützt, umfaßte das ganze Gebiet der deutschen und selbst der Weltgeschichte. Sein, nach dem Muster des Präsidenten Henault verfaßter, chronologischer Abriß der Geschichte und des öffentlichen Rechts in Deutschland, ist heutigen Tages noch ein brauchbares, in seiner Art unübertroffenes Werk. Diese Vorzüge konnten auch die wohlwollendsten bayrischen Patrioten, wie Lori und Linbrun, nicht ertragen. Die gekränkte

1*

Eitelkeit Lori's ging so weit, in einer schriftlichen Eingabe an den Kurfürsten darauf anzutragen, „künftig solle kein Fremder zum Nachtheile der inländischen Mitglieder aufgenommen werden. Die eingeborenen Bayern besitzen genug Verstand, Einsicht und Eifer, um sowohl im historischen wie im physikalischen Fach überall mit Ehren zu erscheinen". Osterwald, selbst ein Ausländer — er war zu Weilburg im Nassau'schen geboren — ist dieser Beschränktheit und Anmaßung in scharfen Worten entgegen getreten. Vergebens. Kein Ausländer ist bis zu ihrer gänzlichen Umgestaltung als wirkendes Mitglied, die auswärtigen Ehrenmitglieder zählen nicht, in die Münchener Akademie aufgenommen worden. So schnell war die große Idee, die Absonderung Bayerns vom übrigen Deutschland aufzuheben, welche bei der Gründung der Akademie vorleuchtete, im Sonderinteresse und dem kleinbürgerlichen Gesichtskreise zu Grunde gegangen. Preisaufgaben wurden gestellt und gelöst; Denkschriften wurden gelesen und gedruckt; Urkunden in zahlreichen Bänden gesammelt und erläutert; gelehrte, zum Theil ganz tüchtige Werke sind durch Beihülfe der Akademie im Drucke erschienen. Die Aufklärung ist dadurch in mannigfacher Weise gefördert worden; bei alle dem aber blieb Bayern, wie früher, vom übrigen deutschen Vaterlande abgeschlossen. Niemand bedauerte dies mehr als der treffliche Kurfürst und sein einsichtsvoller Minister Osterwald. Wo immer sich ein einheimisches Talent zeigte, wo immer Freimuth gegen Finsterniß anzukämpfen wagte, da haben die beiden Männer helfend und schützend zur Seite gestanden.

Wenige Jahre vor Gründung der Akademie, zu den Zeiten der Montesquieu und Voltaire, der Hume und Lessing, wurden im benachbarten Landshut zwei dreizehnjährige Mädchen als Hexen verbrannt, — eine Gräuelthat, welche unter der geringen Anzahl denkender und geistig freier Menschen im Bayerlande Entsetzen und Abscheu erregte. Der durch viele Reisen in Italien und Frankreich gebildete Theatiner Don Ferdinand Sterzinger, ein Tyroler von Geburt, welcher jetzt seines Vaterlandes sich schämen würde, hat dem empörten menschlichen Gefühle Worte verliehen. Seine akademische Rede: Von dem gemeinen Vorurtheil der wirkenden und thätigen Hexerei (München 1766) versetzte den vornehmen und gemeinen Pöbel in große Bewegung. Man widerlegte, schimpfte mündlich und schriftlich, und zwar im derben, ächt bojischen Style. Die Geistlichkeit rief nach ihrer Weise den weltlichen Arm, die Polizei zu Hülfe. Sie verlangte, die Regierung möge der ungläubigen Akademie Stillschweigen gebieten. Mit seinem gewöhnlichen freundlichen Lächeln erwiderte Maximilian Joseph: Kinder, laßt sie doch nur machen, die Hexen werden sich doch wohl zu vertheidigen wissen. Die Hexen und Gespenster haben sich nicht vertheidigt und sind, trotz der Beschwörungen des Bischofs Riedel von Regensburg (1844) und der Befürchtungen des mystischen Hohepriesters Görres, trotz

der Regierung Karl Abel's und Genossen, Reisach, Windischmann, Döllinger und Ringseis, seit der Zeit auch in Altbayern nicht mehr gesehen worden.

Karl Theodor, der Nachfolger Maximilian's Joseph, war den Bayern in der That ein Fremder; fremd nach allen Beziehungen, in Sprache und Sitten, in der Regierungsweise und seiner Umgebung. Der rheinische Kurfürst und Altbayern standen feindlich gegen einander vom Beginne bis zum Ende. Natürlich! Seinen Regierungsantritt bezeichnete der Regent mit Anordnungen, welche die Fesseln, worin der Geist und das Eigenthum lagen, lösen sollten. Sie erregten Widerspruch und Besorgnisse von vielen Seiten. Adel und Geistlichkeit fürchteten für ihre Rechte und Freiheiten; sie fürchteten die Aufklärung des Volkes, hervorgerufen durch einen Fürsten, welcher in seinen jungen Jahren mit Voltaire in inniger Verbindung gestanden. Dann wollte der Kurfürst und sein liederliches Hofgesinde bald mehrere Stücke, bald ganz Bayern an Habsburg verhandeln; einzig und allein zur Versorgung seiner zahlreichen außerehelichen Kinder.

Die Einheimischen haben ein Herz für ihr Volk; sie sind vertraut mit seinen Leiden und Freuden; sie wurzeln anderseits in ihrem Volke und haben einen Halt beim Volke. Nicht so die Fremden, die aus fernen Gegenden Berufenen. Diese kennen nur ihre Schirmherren und gehen blos darauf aus, ihnen zu gefallen, ihnen zu nützen. Deshalb liebten und lieben es zu allen Zeiten die Großen, sich mit Fremden zu umgeben. Karl Theodor und Maximilian Joseph IV. haben Pfälzer „Leute von drunne 'ruf", wie sie die Münchener heißen, massenhaft ins Land gezogen. Gemeine pfälzische Schwätzer, allerlei betriebsame Handwerker, Bartscherer, Haarkräusler, Musikanten, Tanzmeister, Speisewirthe, Weinhändler, Spekulanten und andere Leute ähnlichen Gelichters überflutheten das alte Bayerland und haben den Eingeborenen Brod und Nahrung weggenommen, worüber selbst der Ständeausschuß, die sogenannte Landesverordnung, wiederholt Beschwerde führte. Ihr einschmeichelndes, kriechendes und heiteres Kupplerwesen hat mehreren dieser Pfälzer zu Lotteriekollekten, zu Reichthümern und hohen Stellen am Hofe und bei der Regierung verholfen. Ich selbst kannte noch einige, welche sich vom Bartscherer und Musikanten, von der Hofküche und Wechselstube, nicht durch Verdienst, sondern mittelst Fürstengunst, zu Geheim- und Staatsräthen, zu Baronen und Grafen emporgeschwungen haben. Die Anmaßung dieser Leute war grenzenlos; kaum erträgliche Schmach wurde den gutmüthigen Altbayern ins Gesicht geschleudert. Ein vor mehreren Jahren in München verstorbener Gastwirth ging so weit, öffentlich zu erklären, er habe die schweinischen Bayern ordentlich kochen und anständig essen gelehrt. Wer wird die Abneigung und den Haß gegen solche Ausländer, die sich zum Theil bis zum heutigen Tage forterben und in derben Volkswitzen abspiegeln, nicht berech-

tigt finden? Fügen wir hinzu, daß die hervorragenden patriotischen Männer unter den Einheimischen, Lori, Obermaier und Andere, nach Provinzialstädten in Verbannung geschickt wurden, so wird begreiflich, wie trotz der überlieferten Anhänglichkeit der Bayern an ihre Fürsten, trotz des großen Mangels an vereintem Handeln, in München und im ganzen Lande eine an Aufruhr grenzende Verstimmung heranreifen konnte. Die Opposition richtete sich, wie in aufgeregten Zeiten gewöhnlich geschieht, nicht gegen die kleinlichen im Dunkel schleichenden Seelen, sondern gegen den tüchtigsten Fremden, welcher jemals nach Bayern gekommen, dem München so viel verdankte, als irgend einem seiner Fürsten. Dies ist, wie der kundige Leser weiß, der von Karl Theodor zum Grafen erhobene Amerikaner Thompson; nach Rumford, wo Thompson in seinem Vaterlande wohnte, von Rumford geheißen. Der Ort wurde später Concord genannt und ist seit längerer Zeit die Hauptstadt des Staates Neu-Hampshire.

Graf Rumford hat herrliche Anstalten begründet und segensreiche Einrichtungen getroffen, welche fortwirken bis zum heutigen Tag. Benjamin Thompson, geboren zu Woburn in Massachusetts (1753), wurde durch die fürstliche Geliebte, eine Gräfin von Baumgarten, bei Hofe eingeführt und nach näherer Bekanntschaft der Vertraute, man kann wohl sagen der Freund des Kurfürsten. Dem Grafen wurde gestattet, in alle Zweige des öffentlichen und bürgerlichen Lebens reformirend und umgestaltend einzugreifen. Er vereinfachte die Verwaltung und erzielte, ohne allen Zwang, manche Ersparnisse. Viele Verschönerungen in und um München, worunter die Anlage des herrlichen Englischen Gartens, wurden vorgenommen, welche die Gesundheit und das Wohl der Bevölkerung mehr förderten und fördern, als manche nutzlose Kunstbauten und überflüssige Denksäulen. Der Straßenbettel wurde verboten und reichliche Versorgungshäuser für Arme, worunter die noch vorhandene Suppenanstalt, begründet. Diese Anstalt war die erste ihrer Art und diente zum Muster aller späteren ähnlichen Einrichtungen. Auch die Kriegsschule erhielt durch Rumford eine andere Einrichtung und die Uniformen einen neuen Zuschnitt, wodurch Tausende erspart wurden.

Unverstand und Mißwollen haben vom Beginn allerlei Spöttereien gegen den Amerikaner geschleudert, wie noch in mehreren Flugblättern zu lesen. Der Gewerbstand Münchens und der Umgegend, dessen Sonderrechte und Gewinnste durch die neuen Einrichtungen geschmälert wurden, ist hiebei nicht stehen geblieben. Man kann in der bayrischen Residenz Alles bemäkeln und beschimpfen; man kann Bedrückung und Verfolgung über diesen und jenen verhängen; selbst das staatliche und gemeine Recht kann geschmälert oder ganz aufgehoben werden. Die vereinte Bürgerschaft wird ruhig bleiben; für das allgemeine Recht, für das beschworene Gesetz wird sie, auf ihrer jetzigen Bildungsstufe, kaum jemals ihre Stimme erheben. Die Ein-

sicht fehlt, wie das allgemeine Wohl auf den Niedrigsten, auf den Einzelnen zurückwirkt; mit anderen Worten, es fehlt durchgängig an politischem Verstande. Wagt aber Jemand, in das altbayrische Zunft- und Innungswesen einzugreifen, wagt er es, an den Real- und radizirten Rechten und, Gott weiß, an welchem anderen gewerblichen Unfug, den man schönrednerisch Recht nennt, zu rütteln, solch ein Waghals wird sicherlich als Ruhestörer und Feind des Landes, als Jakobiner und Kommunist ausgeschrien, vielleicht gar handgreiflich mißhandelt. Man will sich eben, leicht erklärlich vom Standpunkt menschlicher Selbstsucht, in der herkömmlichen Bequemlichkeit, in dem Genußleben nicht stören lassen.

Die Gewerke und der Magistrat der Residenzstadt haben wiederholt gegen die Neuerungen des „kurfürstlichen Leibadjutanten" Beschwerdeschriften eingereicht. Dem Landesherrn selbst, erklärten Zunftmeister und Genossen, solle kein Leides widerfahren; für die Sicherheit seiner Umgebung, welche sich so sehr gegen alles Herkommen versündige, wolle und könne man nicht einstehen. Eine spätere Eingabe, zu gleicher Zeit wurde sie an allen öffentlichen Orten angeschlagen (1790), drohte ganz offen mit Rebellion. „Werden noch ferner ganze Stände und Zünfte bedroht und eingeschüchtert, so möchte auch der seiner väterlichen Regierung geneigte Bayer, wie jetzt an so vielen anderen Orten häufig geschieht, zu Ausschweifungen und zum Umsturz der Verfassung hingerissen werden". Und dies waren keineswegs leere Reden. Bayern und Schwaben zählten in den neunziger Jahren viele und einflußreiche Leute republikanischer Gesinnung, welche mittelst französischen Beistandes eine süddeutsche Republik begründen wollten.

Die Hofleute und jene zahlreichen natürlichen Kinder des Kurfürsten, welche an dessen Stelle regierten und blos auf Ansammlung von Reichthümern dachten, sind gewaltig erschrocken. Rumford's Bestrebungen und allem Neuen wurde Einhalt gethan. Ein Verfolgungsruf ertönte durch das ganze Land. Unter der Auklage Illuminat und Freimaurer, wurden die unschuldigsten Leute ins Gefängniß geworfen und allerlei Peinigungen preisgegeben. Der Amerikaner, von Jugend auf an ein gesetzliches Verfahren gewöhnt, konnte die Willkür und das Schandgetriebe eines deutschen Hofes, mit seinen Jesuiten, Maitressen und Bastarden, mit seinen Geheimräthen und Staatsräthen in Weise des Johann Kaspar Lippert und wie wir selbst deren mehrere kannten und kennen, nicht mehr ertragen. Er ließ sich eine Mission nach England geben und kehrte niemals mehr auf längere Zeit in das Land zurück, welches ihm so viel verdankt. Später wählte Rumford Paris zu seinem Aufenthalte, wo er die Wittwe Lavoisier's heirathete und, wegen seiner großen wissenschaftlichen Verdienste, zum Mitglied des Instituts gewählt wurde. Nach seinem Tode — der Graf starb zu Auteuil am 21. August 1814 — hat Cuvier seine Lobrede in der Akademie gehalten.

Thompson hatte, bei Erhebung der britischen Kolonien gegen das Mutterland, zur königlichen Partei, zu den sogenannten Loyalisten, gehalten, deren, wie meine Geschichte der Vereinigten Staaten zeigt[1]), viele Tausende waren. Seine mannigfachen Kenntnisse und Bestrebungen zielten immerdar, im ächten Geist des achtzehnten Jahrhunderts, auf den Fortschritt und das Wohl der Menschheit im Großen und Ganzen. Bayern, und namentlich München, möge es nicht verabsäumen, die Schuld der Dankbarkeit gegen den außerordentlichen Mann abzutragen. Am geeignetsten wäre wohl eine Lebensbeschreibung, worin sein Wirken im Lande ausführlich dargestellt, und was heutigen Tages noch hievon übrig geblieben oder wieder in Gebrauch kommen könnte. Materialien sind genug vorhanden in der amerikanischen wie in der europäischen Literatur. Zu diesem Ehrendenkmale würde doch wohl die Benutzung der Archive gestattet sein.

Der verhaßte Karl Theodor war gestorben (16. Februar 1799) und sein Nachfolger Maximilian Joseph IV. hielt, unter dem Jubel der Bevölkerung, seinen Einzug in München. Man setzte große Hoffnungen auf den neuen Fürsten und seine blühende Familie; im Ganzen sind sie auch in Erfüllung gegangen. Nur Eines hatte München und Altbayern gleich im Anfange schmerzlich berührt. Die Kurfürstin war lutherisch, und ein lutherischer Pastor oder Beichtvater, wie das Volk sagte, befand sich unter ihrem Gefolge. Hofprediger Schmidt, wie der Mann hieß, konnte zu der Zeit in München keine Wohnung finden. Hörten sie, wer einziehen wollte, so kündigten die Hausherrn. „Ja", sprach der Kapplerbräu zur Entschuldigung, „sehen Sie, erst voriges Jahr hat der Blitz bei mir eingeschlagen; nähme ich einen Lutherischen in mein Haus, so trifft's mich sicherlich wieder auch dies Jahr."

Der Kurfürst hat schnell abgeholfen. Der Hofprediger erhielt seine Wohnung in der Residenz, welche ihm verblieb bis zur Regierung des Königs Ludwig. In der Residenz wurden auch geeignete Räumlichkeiten zur Abhaltung des evangelischen Gottesdienstes angewiesen. Der Gemahl Karolina's war selbst, wie mir Schmidt mehrmals erzählte, im Herzen der evangelischen Lehre ergeben. „Meinen kleinen Finger wollte ich darum geben", pflegte Maximilian nicht selten dem Hofprediger zu sagen, „wäre mein Haus nicht katholisch geworden. Das Papstthum ist in jeder Beziehung vom Bösen. Die römische Geistlichkeit hindert Fürst und Volk, das zu werden, was sie sein sollen. Betrachte ich die Rheinlande, die Pfalz, Württemberg — wie weit ist Bayern nicht zurückgeblieben! Warum? Was ist der Grund? Bayern ist katholisch, Bayern ist unter der Zuchtruthe der Jesuiten gestanden. Wie ich diese Kerle hasse, kann ich gar nicht sagen."

---

[1]) Neumann, Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. Berlin, 1863. I. 357.

Der Hofprediger oder, wie er später hieß, Ministerialrath Schmidt zählte nicht zu den Männern erhabener Gesinnung, welche streben, die Menschen auf der Bahn des Fortschritts und geistiger Selbständigkeit weiter zu bringen. Der Pastor gehörte zu jener zahlreichen leichteren Gattung der Aufklärer im achtzehnten Jahrhundert. Hierzu kam ein genußsüchtiges, höfisch gewandtes Wesen, die Mutter aller Flachheit, der Feind aller Tiefe, aller Aufopferung und Charakterstärke. Hätte Schmidt einen Funken des Feuereifers der Reformatoren, eines Luther und Calvin besessen; wäre ihm jemals die Ahnung einer höheren Sittlichkeit aufgegangen, der lutherische Pastor hätte sich eine welthistorische Wirksamkeit eröffnen können. Das Bayerland jener Tage war empfänglicher Boden für die reine Lehre des Evangelium, für alle geistigen und menschlichen Bestrebungen. Das Papstthum lag darnieder wie niemals vorher; die Macht der Geistlichkeit war vollkommen gebrochen. Ich habe mehrere handschriftliche und gedruckte Bücher und Büchlein aus jenen Tagen durchgelesen, welche, in sittlicher wie in geistiger Beziehung, ein freies selbständiges Wesen athmen, ebenbürtig den Zeiten des Wiederauflebens der Wissenschaften und der großen Kirchenreformation.

Von Zeit zu Zeit pflegte ich dem Ministerialrathe, sowie anderen dem Hofe und der Regierung nahe stehenden Männern meiner Bekanntschaft, vorzüglich solchen, welche nicht mehr im Amte standen, Besuche zu machen und mir die Geschichten früherer Tage erzählen zu lassen. Ich horchte mit großem Interesse; flossen hier doch die Quellen zu den Denkwürdigkeiten aus meiner Zeit in reichlichem Maße. Dies brachte die alten Leute in eine behagliche, selbstzufriedene Stimmung und beflügelte ihre Rede. Da erfuhr ich gar Manches, was man, nach reiflicher Ueberlegung, lieber nicht gesagt hätte. Einstens saß ich (4. Januar 1853) bei dem hochbetagten, aber immer noch rüstigen Manne — Schmidt starb im zweiundneunzigsten Jahre seines Alters, — und des Erzählens, namentlich aus den ersten Jahren seines Aufenthalts in München, war kein Ende. „Ja, Herr Professor, damals hat's ganz anders ausgesehen, als in diesen Tagen; damals wäre man froh gewesen, aufgeklärte Leute zu haben, wie Sie sind. Jetzt quieszirt man sie. Und wer thut das? König Max, dem Sie, ich weiß es wohl, während Max als Kronprinz die Opposition gegen seinen Vater leitete, so mannigfache Dienste geleistet haben“ ... Was weiter erfolgte, soll und kann noch nicht mitgetheilt werden. „Eine Menge Leute sind damals zu mir gekommen“, so ungefähr fuhr der Prediger, nach einer längeren Auslassung über Fürsten und Fürstendienste, fort, „und wollten protestantisch werden. Die Bürgersfrau, welche mich fußfällig um Aufnahme in unsere Kirche bat, kann ich niemals vergessen. Unser einfacher Gottesdienst, meine geistlichen Ermahnungen von der Kanzel herab hatten sie tief ergriffen. Sie

erzählte mir von den schändlichen Anfechtungen ihres Beichtvaters.... Ich habe alle derlei Gesuche unbedingt zurückgewiesen. Noch in späteren Jahren ließ mich der Papst durch den Nuntius seiner Dankbarkeit versichern". Der lutherische Pastor schien sich noch immer des päpstlichen Dankes zu erfreuen. Derart entwürdigend wirken fürstlicher Umgang und Hofleben.

Die bedeutenden Männer, welche, während der ersten Jahre unseres Jahrhunderts, die Geschicke Bayerns leiteten, und in allen Zweigen der Verwaltung eine umsichtige und umgestaltende Thätigkeit entwickelten, waren ächte Söhne des achtzehnten Jahrhunderts, Zöglinge der Encyklopädisten, ehemalige Mitglieder des Illuminatenordens und Freimaurer. Sie hatten alle die guten und bösen Eigenschaften jener folgenreichen Bildungsperiode. Sie erstrebten in der That die Erleuchtung und das Wohl der Menschheit, wobei ihnen jedoch nicht selten höheres Bewußtsein und tiefere Menschenkenntniß fehlten. Manche hatten kaum eine Ahnung von Recht und Sittlichkeit. Zur Entschuldigung kann hinzugefügt werden, daß sie gar schadhaftes, unter den tausenderlei Mißbräuchen und Bedrückungen früherer Zeiten in Fäulniß übergegangenes Baumaterial vorgefunden haben. Bei alledem wirkte diese Revolution von oben, die Regierungsrevolution, welche jene Männer mit rücksichtsloser Strenge durchgeführt haben, heilsam fort bis auf unsere Tage.

„Die gegenwärtige Regierung", schrieb der Geheime Referendar Heinrich von Schenk (1802), „ist einer völlig willkürlichen nachgefolgt. Aus Liebe zum Guten ist sie in den entgegengesetzten Fehler verfallen, überall nach Prinzipien handeln zu wollen. Durch den Illuminatenorden haben sich unter den Geschäftsleuten und Landpfarrern weit mehr Kenntnisse und Aufklärung verbreitet, als man unter diesen Klassen, z. B. im Herzogthum Berg findet. Mit der Aufklärung hat sich, wegen des langen Druckes unter der vorigen Regierung, eine Abneigung gegen die Religion und gegen die bestehende Regierungsform, überhaupt eine solche Reformsucht der Leute bemächtigt, daß die Franzosen, zur Zeit ihres Aufenthalts im Lande, selbst gestanden, nirgends so leicht entzündbaren Revolutionsstoff gefunden zu haben, als in Bayern und Würtemberg. Der Kurfürst und sein Ministerium können gewiß nicht beschuldigt werden, daß sie nicht suchen, bessere Verwaltungsgrundsätze zu befolgen, Toleranz zu verbreiten, der Gesetzgebung eine vernünftigere Richtung zu geben und Mißbräuche aller Art abzuschaffen. Aber jenen Herren ist dies Alles nicht genug. Sie möchten gerne sämmtliche Klöster aufgehoben, Religionsgebräuche abgeschafft, die Zehnten verworfen, ein ganz gleiches Abgabensystem, ohne alle Rücksicht auf erworbene Rechte, eingeführt und selbst die Landesverfassung zur Beschränkung des Adels, der Geistlichkeit und des Fürsten verbessert sehen. Diese übertriebenen Forde-

rungen erregen den Widerstand der Gegenpartei, die nun gegen jede noch so weise Verbesserung mißtrauisch wird, weil sie glaubt, es möchte dadurch der Weg zu der gefürchteten Umwälzung gebahnt werden." Die Zustände Altbayerns und die entgegengesetzten Bestrebungen der Parteien im Beginne des Jahrhunderts können nicht besser geschildert werden.

Die niederen und höheren Schulanstalten waren in den Händen unwissender, unfähiger Mönche. Die römisch-katholische Kirche tritt grundsätzlich aller Orten und zu allen Zeiten dem weltlichen Lehrerstande entgegen. Ist ihr doch die Wissenschaft blos ein Angehänge, eine Magd der Religion! Der Kurfürst und sein Minister Graf Montgelas wollten diesen Schäden abhelfen und eine vollständige Aenderung im Erziehungs- und Bildungswesen herbeiführen. Zu diesem Ende mußten eine Anzahl hervorragender Protestanten gerufen werden, da es im Lande selbst an tüchtigen brauchbaren Männern fehlte. Wir nennen blos die zum großen Theile in der Geschichte der deutschen Literatur bekannten Namen: die Philosophen Jacobi und Schelling, Sömmering, Paulus, Feuerbach, Hufeland, Martini, Jacobs, Niethammer, Thiersch, Schlichtegroll und Hamberger. Ihnen ist die höchst schwierige Aufgabe geworden, das üppig wuchernde Unkraut des Jesuitenthums auszujäten. Protestantisches Schulwesen und humanistische Bildung sollten an die Stelle des finstern Mönchthums treten. Auch in anderer Weise wurde die Zurückführung Bayerns zum übrigen deutschen Vaterlande angebahnt. Aus den neuerworbenen Provinzen und freien Städten hat man Beamte und Militär nach Altbayern, und Altbayern dorthin versetzt. Auf diese Weise sind viele Protestanten nach München und der Umgegend gekommen, unter Andern Carl Heinrich Lang, der spätere Staatsrath und Präsident des Oberconsistoriums Friedrich Roth. Die Wuth der Exjesuiten und Römlinge aller Art war grenzenlos; sie haben die tollsten Lügen gegen die Aufklärer, gegen die „Nordlichter" und die ganze neue Literatur geschleudert. Wurde doch Kant ein besoffener Taugenichts geschimpft, welcher alle seine Schriften im Rausche geschrieben habe! [1])

Die berufenen und versetzten freisinnigen Männer erfreuten sich zu jenen Tagen, wenigstens während der ersten Jahre, einer angenehmen Stellung und folgenreichen Wirksamkeit. Ihre Herbeiziehung ist nicht vom Fürsten, vom Hofe allein ausgegangen. Alle Behörden, der gewaltige Minister Montgelas an deren Spitze, waren ihnen geneigt und förderten ihre Bestrebungen in aller Weise. Eine mächtige ultramontane Partei war damals nicht vorhanden. Zwischen den reformirenden Protestanten und der Staats-

---

[1]) Kleine Schriften von Kajetan Weiller. München, 1822. I. 111, 114, 134, 184. In Anton Buchers und Weillers Schriften findet man eine Menge lehrreicher und anziehender Thatsachen zur Geschichte der Aufklärung in Bayern.

verwaltung herrschte vollkommene Harmonie. Das ist nach Verlauf weniger Jahre ganz anders geworden.

Alte Formen umzustoßen, neue Vorschriften zu ertheilen und mit den alten Stoffen auf dem Papier neue Anstalten zu schaffen — man nennt dies Organisiren — ist eine erbliche Krankheit im Bayerlande und in allen despotisch regierten Fürstenthümern. Phantasten, Höflinge und Schmeichler heißen wohl auch solch ein nichtiges Gebahren die neue Aera. In Wahrheit wird, was in der Natur der Dinge begründet, mit allen solchen Organisationen gar wenig gefördert. Die bayrische Akademie der Wissenschaften erfuhr bis herab auf die neuesten Zeiten mehrere solche Umwandelungen durch Schelling und andere; sie hat sich dabei, was auch ihre Freunde eingestehen, immer schlechter befunden. Ueberdies sind derlei Institute mehr oder weniger veraltet zu unseren Tagen. Die Akademien können nur dann einigen Nutzen gewähren, wenn sie besondere, mit dem eigenen Lande zusammenhängende Zwecke verfolgen und von den Regierungen, in der Wahl wie in der Weise ihrer Arbeiten, vollkommen unabhängig dastehen. Dies ist aber, wie man weiß, durchaus nicht der Fall. Die gelehrten Gesellschaften, die niedern und hohen Schulen theilen das Loos aller auf fürstliche Unkosten begründeten Anstalten. Sollen doch die Geister nicht zur Selbstständigkeit gebildet, sondern zum Dienste geformt werden!

Graf Montgelas wollte bei der ersten Organisirung der altbayrischen Akademie den herkömmlichen Fehler vermeiden und neues Material zum neuen Bau herbeiziehen. Ein vielfach gebildeter Mann, sein geheimer Referendar Schenk hatte seine Laufbahn als Fähnrich in einem Regimente zu Düsseldorf begonnen, wo er durch Abschreiben und Unterricht das dürftige Einkommen zu mehren suchte. In dieser Eigenschaft kam er nach Pempelfort zum Philosophen Heinrich Jacobi, wo der junge Mann bald so gefiel, daß er als Hausgenosse aufgenommen wurde. Der geheime Referendar fand jetzt Gelegenheit, sich seinem ehemaligen Wohlthäter dankbar zu beweisen. Jacobi wurde Präsident der Akademie und ihm die Wahl mehrerer Genossen überlassen, welche bei der Verjüngung des Instituts behülflich sein könnten.

Die Wahl Jacobi's war keineswegs eine glückliche. Der Philosoph wußte nichts von Bayern, nicht viel von der Welt überhaupt und war an eine Verehrung gewöhnt, welche Fremde nicht leisten, welche man schicklicher Weise von Fremden nicht verlangen darf. Im Jacobi'schen Hause herrschte, was man gewöhnlich nur bei unbedeutenden halbgebildeten Familen findet, eine widerliche gegenseitige Vergötterung. Alle Glieder waren Götter, über welchen Heinrich Jacobi als Zeus Olympios schwebte. Ein Widerspruch gegen diesen Zeus war Gotteslästerung; seine unbedingten Verehrer und Nachbeter schienen die einzig Würdigen im himmlischen Reiche. Sie wurden, wie Köppen und andere, nach Bayern berufen und erhielten hohe Be-

soldungen. Die Anstellung des ehemaligen Jesuitennovizen Reinhold, Wielands Schwiegersohn, als Generalsekretär der Akademie, hat der gesunde Menschenverstand des Königs Max in entschiedener Weise zurückgewiesen. „Nein, nein“, sprach der König, „ein ehemaliger Jesuit oder Kapuziner und Konvertit darf nicht Sekretär der Akademie sein.“ Ich bemerke, daß ich hier als Augen- und Ohrenzeuge spreche. Ich habe Jacobi persönlich gekannt und habe mit einigen Gliedern seiner Familie lange Zeit in freundlichem Verkehre gestanden.

Bei der ersten öffentlichen Sitzung der jetzt nicht mehr bayrischen, sondern königlichen Akademie der Wissenschaften (28. September 1807) ließen die Herren keinen einzigen Einheimischen, keinen einzigen Katholiken sprechen. Jacobi, Schlichtegroll und Breyer waren die Redner des Tages. Die gespreizten Redensarten, ich möchte sagen die ganze Unnatur des Präsidenten, seine vornehmthuerische Weise, welche selbst das gewöhnlichste Wörtlein der Höflichkeit für die neue Heimath und die leiseste Anerkennung für die strebsamen Begründer der alten Akademie verschmähte, mißfiel und hätte allenthalben mißfallen. „Der Großmeister vom heiligen Stuhl“, schreibt Westenrieder, „ohne mich nur zum Niedersitzen einzuladen, fragte, wie mir seine Rede gefallen habe. Das kann ich nur sitzend sagen, antwortete mein Mund. Sogleich lief Herr Großmeister nach einem Stuhl. Nun! sagte er. Nun! sagte ich. Ich hätte gewünscht, daß die Rede da angefangen hätte, wo sie aufhörte. Man lobte die Antwort und die Dolmetscher meiner Worte sprachen, man könne seinen Beifall nicht besser ausdrücken. Ich wollte indessen nichts anders sagen, als daß Alles bis ans Ende schon tausendmal in allen Schulcompendien steht, und daß, was am Ende berührt wurde, eine ächt philosophische Schilderung unseres wissenschaftlichen Zeitgeistes, da am rechten Orte gewesen wäre. Das hohe Präsidium und das erlauchte Generalsecretariat nehmen von dem armen Sünder, der ich bin, von dem Obscuranten und Stockkatholiken, der ich bin, wie billig, keine Notiz. Soll ich die ganze Wahrheit sagen, so habe ich für meinen Theil mich vom Erstaunen, ja ich muß sagen vom Entsetzen über die Kleinlichkeit, Fadheit, Unbesonnenheit und Kinderei, welche überall herrscht, noch nicht erholt und ich könnte über mein Vaterland, mit welchem ein so arger Spott getrieben, blutige Thränen weinen.“ —

Kurfürst Max Emanuel (1679—1726) wollte die schöne Prinzessin Eleonore Luise von Sachsen-Eisenach, welche er am Hofe ihres Vaters kennen lernte, heirathen. Die Jesuiten zeigten sich gefällig und versuchten alle Künste, um die Prinzessin zur Abschwörung des Lutherthums zu bewegen. Vergebens, Eleonore blieb treu dem Glauben ihrer Väter und der Bayerfürst mußte, nach langen Unterhandlungen, seine Liebe und des Landes Wohl dem Willen der Väter und des römischen Papstes zum Opfer bringen.

Die Tochter des Kaisers Leopold ward ihm zugeführt und hiermit alle Plagen und Verwüstungen des spanischen Erbfolgekrieges. Die zweite Gemahlin, Theresia Kunigunda, eine Tochter des Königs Johann Sobiesky, war, gleichwie der Kurfürst selbst, unsittlich in hohem Grade. Sie verweilte Jahre lang, getrennt von ihrem Eheherrn, zu Venedig und stand dort, unter andern, in einem zärtlichen Verhältniß zu ihrem Beichtvater Theodor Schmaker (1659—1730) aus Lüttich, ein gewaltig frommer Mann, Hauptfeind der Jansenisten und einer ihrer ersten Ankläger. Zwei bayerische Edelleute in Begleitung der Kurfürstin, welche sich über den Ehebruch des Schmaker äußerten, büßten diese Kühnheit mit ihrem Leben. Der eine starb an Gift, der andere durch Meuchelmord. Ein Sohn dieses Schmaker und der Kurfürstin ist, wie Heinrich Lang mittels archivalischer Nachrichten zeigte, Johannes Baptista Christoph Aretin, Stammvater einer in die bayerischen Landesverhältnisse mannigfach eingreifenden Familie.

Der Hofbibliothekar, Freiherr Christoph von Aretin, ein gelehrter Mann und gleichwie manche andere Aretine, ihrem Ursprunge getreu, zweideutigen, unsicheren und ausschweifenden Wesens, stand vom Beginne an der Spitze der altbayrischen Opposition gegen Jacobi und die neuen Akademiker, gegen die Berufenen überhaupt und ihr ganzes Treiben. Man spielte den „Nordlichtern", den „Fremden", den „Lutherischen" allerlei Streiche. Der Neckereien war kein Ende, um ihnen den Aufenthalt in München zu verleiden. Einmal erschienen alle Lohnkutscher der Residenz mit ihren Wagen vor der Behausung Jacobi's, vorgebend, sie seien bestellt; der Präsident und seine Freunde wollten ja eine Spazierfahrt machen oder gar aus dem Lande gehen. Die lärmenden Fiaker konnten nur durch reichliche Geschenke zur Heimkehr bewogen werden. Ein andermal schickten die Küchelbäcker bald diesem bald jenem der Berufenen ganze Haufen Küchel und verlangten Bezahlung. Gestern seien die Mägde da gewesen und haben große Bestellungen gemacht für die hohen Herrschaften, welche ja immer wie bekannt große Gesellschaften geben. Dem Kriminalisten Feuerbach wurde ein Sarg ins Haus geschickt; „es sei höchste Zeit, daß sich der liederliche Mann begraben lasse". Professor Thiersch wurde sogar meuchlerischer Weise angefallen und mittels eines scharfen Messers verwundet. Hierbei, so erzählte man mir wenigstens, seien aber keine politisch-religiösen Zerwürfnisse, sondern Liebeshändel im Spiele gewesen. Pütter, ein drolliger und neckischer Geselle — er war Geistlicher und Professor an einer lateinischen Schule — hat mir in späteren Jahren tausend Schelmereien mitgetheilt, welche er selbst aufgeführt haben wollte. Man bezeichnete ihn sogar als denjenigen, welcher das Mordinstrument gegen Thiersch geführt hätte. Ich war kühn genug, ihn mehrmals darum zu fragen. „Still sein", antwortete Pütter, „davon sprechen wir nicht."

Der Hofbibliothekar Aretin ist nicht bei diesen gemeinen Händeln und

Neckereien stehen geblieben. Er wollte solch einen Schlag gegen die berufenen Protestanten führen, daß sie mit einem Male und von Grund aus vernichtet würden. In der Flugschrift: „Die Plane Napoleons und seiner Gegner, besonders in Deutschland und Oestreich" (München, 1809) wurden die „Nordlichter" als Genossen des preußischen Tugendbundes, als Feinde Napoleons und Bayerns, sowie aller Staaten des Rheinbundes geschildert und angeklagt. Das Büchlein zeugt von Scharfsinn und politischer Einsicht, die der Verfasser auch später in mehreren Werken beurkundete, namentlich in dem durch Rotteck vollendeten Staatsrecht der constitutionellen Monarchie. „Der ganze deutsche Adel", schreibt Aretin, „ist im Geheimen der Gegner aller durch Napoleon über Deutschland verbreiteten Grundsätze der Revolution. Man spricht von deutscher Gesinnung, beklagt die Knechtung des Vaterlandes, stößt in die Posaune des Krieges, blos deshalb um verhaßte mittelalterliche Vorrechte zu retten und auch ferner vom Schweiße des Volkes zu prassen. Zu diesem Ende hat die deutsche Heuchelei durch allerlei Söldlinge und Spione mit der englischen Aristokratie einen geheimen Bund geschlossen. Diesem aufrührischen Adel hat sich die Priesterpartei eng angeschlossen und mit beiden stehen die norddeutschen Gelehrten in geheimer Verbindung." Man hatte Mittel und Wege gefunden, diese Anklagen vor den allgewaltigen Gebieter zu bringen. Lange Zeit schwebte das Schwert über den Häuptern aller Berufenen. Graf Otto, der französische Gesandte zu München — Otto war ebenfalls ein Zögling der diplomatischen Schule zu Straßburg — sah sich gezwungen, seinem Freunde Jacobi die größte Vorsicht anzuempfehlen. „Ich könnte sonst in den Fall kommen", wurde hinzugefügt, „Sie aufheben und aus dem Lande schaffen zu müssen."

Nicht aus Jacobs' kahlen, über die Zeit und deren Bedeutung in gelehrter Weise weggleitenden Personalien, nicht durch den noch kahlern Briefwechsel Jacobi's, über dessen Inhalt Göthe ein äußerst scharfes vernichtendes Wort gesprochen, welchen der selbstsüchtige schlaue Herausgeber Roth absichtlich aller geschichtlichen Bedeutung entkleidete; sondern aus Lang's Denkwürdigkeiten, aus Feuerbach's Leben und Briefwechsel, vorzüglich aber aus dem Briefwechsel der Bettina Arnim mit Göthe wissen wir, daß München um diese Zeit in der That ein Sammelplatz war gegenfranzösischer, deutschpatriotischer Bestrebungen und zwar mit Zuthun des damals so hoffnungsvollen Kronprinzen Ludwig. Ob die Briefe Bettina's zur Zeit wirklich geschrieben, oder später, wie Tieck mir sagte, erdichtet wurden, ist gleichviel. Die Thatsachen sind begründet. Bettina, welche ich hierüber befragte, und Vater Ringseis, tief verflochten in alle Intriguen dieser und späterer Zeiten bis zum heutigen Tag, haben jene Umtriebe mündlich bestätigt und mehrere Einzelnheiten hinzugefügt. Der König und sein Minister wurden äußerst ungehalten über diese „gelehrte Stänkereien", welche

dem bayerischen Interesse widerstreben und große Verlegenheiten bereiten könnten. Hierzu kam, daß die Herren bald unter sich selbst in Streitigkeiten geriethen, wovon Schelling's Denkmal der Schrift (Jacobi's) von den göttlichen Dingen ein trauriges Zeugniß giebt. „Diese Akademien und Universitäten", pflegte Montgelas im Kreise seiner Vertrauten zu sagen, „sind mir in der Seele zuwider. Nichts als Kabalen und Unanständigkeiten. Ich wünschte diese Institute ganz hinweg; sie passen nicht mehr für unsere Zeit."

In Folge aller dieser Vorgänge fühlten sich die Berufenen nach wenigen Jahren äußerst unbehaglich. Jacobi legte (1812) seine Stelle nieder und machte eine Erholungsreise. „Mir graut vor der Rückkehr nach München", schrieb er aus Freiburg (10. Juli 1812). „O daß mir bei München ein Pempelfort läge, wo ich ein Otium sine dignitate genießen könnte ..... Wie mir außer Bayern über Bayern zu Muthe geworden ist, sage ich Ihnen mündlich. Ich bin mir selbst wieder lieb geworden" [1]). Jacobs war nach Gotha zurückgekehrt; Sömmering hatte sich schon früher, unter großen Aufopferungen, nach Frankfurt am Main begeben, wo ich ihn mehrmals gesprochen habe. Schon wegen seiner stark ausgeprägten Abneigung gegen den Katholizismus konnte sich der Naturforscher in München nicht heimisch fühlen. Niethammer suchte zu der Zeit irgendwo unterzukommen; er war bereit auch die kleinste Stelle anzunehmen. „Hier ist mir's", schreibt er an Christian Schütz (26. April 1810) — der Brief steht in dem vom Sohne dieses Gelehrten herausgegebenen Briefwechsel —, „als wäre mir die Kehle zugeschnürt; ich fühle mich so mißmuthig wie nie in meinem ganzen Leben. Wer wird mich aus diesem Orte der Qual erlösen?" Paulus und Niethammer klagten mir in späteren Jahren wiederholt über die in Bayern verlorenen Jahre. Es half dem herrischen harten Niethammer nichts, daß er sich später der ultramontanen und politischen Reaktion schmiegte. Auch die hoch erhobene Fahne des strengen Lutherthums konnte den früher mit Fichte engbefreundeten Mann nicht schützen. König Ludwig hatte kaum die Regierung angetreten, so wurde der Oberstudienrath seines Amtes enthoben. „Was muß ich nicht Alles erleben", sprach mir Niethammer bald hernach, „Montgelas hat mich nach Bayern berufen, um, wie er sagte, die letzten Jesuitennester zu zerstören, und jetzt sendet der Graf seine Söhne — wenn es die seinigen sind — nach der Schweiz, um sie in den neuen Jesuitenschulen erziehen zu lassen. Ich habe mein Leben", fügte der Mann mit gramvoller Miene hinzu, „ich habe mein Leben in diesem Bayern verloren."

---

[1]) Aus einem ungedruckten Briefe an Schlichtegroll. Ich hatte Gelegenheit, einen Theil des handschriftlichen Nachlasses dieses langjährigen Generalsekretärs der Akademie käuflich zu erwerben.

Man hat hier, wie schon die fragmentarische Form zeigt, nur die allgemeinen, auf die massenhafte Hereinziehung von Ausländern in's Bayerland bezüglichen Thatsachen und Ereignisse zusammengefaßt. So wird auch bei den zwei folgenden Aufsätzen: Die Ultramontanenberufung zu den Zeiten des Königs Ludwig und Die zweite Protestantenberufung unter der regierenden Majestät von Bayern verfahren werden. Diese Aufsätze stehen, wie der aufmerksame Leser bereits bemerkt haben wird, unter sich und mit den früher in den deutschen Jahrbüchern erschienenen, über Turmair Aventinus und die Jesuiten, in inniger Verbindung. Die Bruchstücke aus Aventin und die Geschichte der sogenannten Fremdenberufungen geben ein getreues Bild der inneren Zustände Altbayerns während und seit den Zeiten der Reformation. Wir besitzen Bücher genug, wo der neugierige Leser erfahren kann, was diese und jene Fürsten Rühmliches und Unrühmliches gethan, welche Sammlungen und Orden sie gestiftet, wie sie ihre Unterthanen ausgesogen, Krieg und anderes Verderben über das Land gebracht haben. Man kann dort finden, welche Hoffeste gehalten, welche neue Mönche und Heilige eingeführt, welche Prozessionen veranstaltet, mit welchen Summen die Prinzen und die Prinzessinnen aus den Landeserträgnissen begnadigt wurden. Auch die Namen der Prälaten und edeln Geschlechter, ihre Gerechtsame und Fehden, dann die reichen Besitzungen, welche Fürsten und andere Große, zur Sühne ihrer zahlreichen Verbrechen, der Kirche vermacht, wie viele Klöster und Abteien sie gestiftet haben. Alle diese und andere Aeußerlichkeiten kann man in jenen vielbändigen dicken Büchern nachlesen. Vergebens wird aber der denkende Mann nach einer Schrift mäßigen Umfanges suchen, wo er sich über die inneren Landes- und Volks-Zustände, über den Bildungsgang des menschlichen Geistes während der letzten drei Jahrhunderte unterrichten könnte, sowie in welchem Verhältniß Altbayern stand und steht zur Kultur im übrigen Vaterlande und der Menschheit im Ganzen. Dies ist aber das Wichtigste, deshalb vorzüglich lesen und forschen wir in der Welt- und Völkergeschichte.

Die Anfänge des Caesarismus bei den Römern.

Von Immanuel Rosenstein.

(An Literatur ist zu nennen: Mommsen, römische Geschichte Bd. I—III. 3. Auflage. Das Werk geht bekanntlich nur erst bis Cäsar. — Für die Kaiserzeit und namentlich Augustus ward benutzt: Hoeck, Geschichte der römischen Kaiserzeit Bd. I.; unter den deutschen Bearbeitungen dieser Zeit das ausführlichste und beste, aber leider ebenfalls unvollendet (nur bis Nero). Die Kaiserzeit ist auch in Wietersheim's Geschichte der Völkerwanderung behandelt; es wird darin viel Material, namentlich statistisches, mit dankenswerther Genauigkeit zusammengestellt; die Verarbeitung und Darstellung ist indeß weniger gelungen; einen gewissen Werth hat das Buch nur für den Forscher. Für die Verfassungsverhältnisse kommt namentlich das Handbuch der römischen Alterthümer von Becker-Marquardt Bd. II. in Betracht. — Von ausländischer Literatur erwähnen wir Charles Merivale, history of the Romans under the empire, 2. Auflage, in den ersten Bänden (I—III.), die für uns wichtig sind, sogar schon in 3. und 4. Auflage. Das Buch ist mit vielem Geist geschrieben; auch zeichnet es sich durch eine fleißige und mit Anerkennung hervorgehobene Benutzung unserer deutschen Bearbeitungen (Hoeck, Drumann rc.) aus. — Endlich erwähne ich den ausführlichen und gediegenen Aufsatz von Ad. Schmidt, Uebergang der römischen Republik in die Monarchie, bei Schmidt, Zeitschrift für Geschichte, Bd. IX. 1848.)

„Als nach dem Falle des Brutus und Cassius die Republik keine Waffen mehr hatte, Pompejus überwunden, Lepidus entwaffnet, Antonius gefallen war und auch der julianischen Partei kein anderer Führer blieb als Caesar (Octavianus), da legte dieser den Triumvirntitel nieder, trat als Consul auf und war mit der tribunicischen Gewalt zufrieden, um das Volk zu schützen; und als er dann den Soldaten durch Geschenke, das Volk durch Getreidespenden, Alle insgesammt durch die Süßigkeit der Ruhe geködert hatte, da erhob er sich allgemach und zog an sich die Befugnisse des Senats, der Magistrate, der Gesetzgebung; und Niemand widersetzte sich, denn die entschlossensten Männer waren auf den Schlachtfeldern oder durch die Proscription gefallen; die Anderen von der Nobilität wurden, je geneigter sie der Knechtschaft waren, um so mehr durch Güter und Ehrenstellen ausgezeichnet, und

da sie so durch den Umschwung der Dinge gewonnen hatten, wollten sie lieber die Sicherheit der Gegenwart als die Gefahren der Vergangenheit. Auch die Provinzen waren der neuen Lage der Dinge nicht abgeneigt; denn die Herrschaft des Senats und Volks war bedenklich wegen der Eifersüchteleien der Machthaber und ob der Habsucht der Beamten, bei dem ohnehin kraftlosen Schutz der Gesetze, die durch Gewaltthat, durch Umtriebe und endlich durch Bestechung unwirksam gemacht wurden." [1])

Das war das Ende jener verhängnißvollen Bewegung, die, in ihrer letzten Veranlassung hervorgehend aus den Reformbestrebungen der Gracchen, sich zu Anfang des siebenten Jahrhunderts des römischen Staatswesens bemächtigt hatte. — Um diese Zeit war die Herrschaft der Stadt Rom über die Landschaften des Mittelmeers, nach antiker Anschauung also die Weltherrschaft, so gut wie gesichert. Die Hauptkulturplätze der alten Welt, Hellas und Carthago, waren in ihren Bereich gezogen. In politischer, wie in sozialer Beziehung ergaben sich hierdurch Gegensätze, die je schroffer und schneidender sie wurden, um so mehr das ganze Dasein des Staates in Frage stellten. Die Gleichberechtigung der Alt- und Neubürger war allerdings bereits seit der Mitte des fünften Jahrhunderts der Stadt ausgefochten. Aber als der Geschlechtsadel seine Bedeutung verloren, hatte sich aus den Inhabern der höchsten Aemter ein neuer Adel gebildet, die Nobilität, die, sich immermehr abschließend, den Senat erfüllte und troz der allgemeinen Berechtigung eine Art von oligarchischer Regierung bildete. Indessen die römische Aristokratie war bei allen starren und schroffen Seiten anfänglich durchaus von edler Art, ehrlich und hingebend für die Macht und Würde des Staates bemüht. So kam es, daß eine demokratische Opposition, welche ohnehin bei den großen Kriegen des sechsten Jahrhunderts nur schwer hätte aufkommen können, sich an diesen politischen Gegensatz zunächst nicht anknüpfte. Das wurde erst anders, da die soziale Frage in den Vordergrund trat. Wie sie bereits bei den großen Verfassungskämpfen zwischen Plebejern und Patriciern ein viel energischeres Reizmittel gewesen war, als die Aussicht auf die zu erwartenden politischen Vortheile, so war sie es auch jetzt wieder.[2])

Als durch die immense Erweiterung der Grenzen Rom zur Herrschaft über eine Reihe blühender Provinzen gelangte, ließ man die Frage völlig außer Acht, wie aus Haupt und Gliedern ein lebensvoller Staat zu machen sei, dessen einzelne Theile einer für alle und alle für einen da wären. Die Verwaltung der Provinzen war nicht eine wichtige Pflicht, sondern nach den

---

[1]) Tacit. Annal. I, 2.

[2]) Ueber die politischen Verhältnisse der Patrizier und Plebejer in den Volksversammlungen sind ganz kürzlich neue und werthvolle Aufschlüsse gegeben von Mommsen, römische Forschungen. Bd. I. p. 129—284. Berlin 1864.

eigenthümlichen Anschauungen des antiken Völkerrechts die Brücke zu schamloser Ausnutzung, zu immer größerer Bereicherung. Sie gestaltete sich schließlich zu einer Pflanzschule des Absolutismus. Nun fügte es sich, daß Grundbesitz und Kapital, das aus den Provinzen nach Rom strömte, sich in den Händen Einzelner häufte, die theils von Alters her reich, theils vermöge ihrer Beziehung zu Nobilität leicht in eine Stellung eingeschoben werden konnten, welche weitere Bereicherung möglich machte. So kam zu der Oligarchie und zum Theil in ihr selbst eine Koterie von erdrückendem Reichthum zum Vorschein. Daneben stand die Masse eines besitzlosen, aber politisch vollberechtigten Proletariats, auf welchem der bedeutendste Theil der Souveränetät ruhte und dessen Gunst für die bevorzugte Klasse von immer größerer Bedeutung wurde. Die Mittel und Wege, die hierhin führten, mußten das Volk in beiden Theilen auf den Weg der Entsittlichung leiten.

Vor Allem war es das Elend des ackerbauenden Kleinbürgers, das wenigstens den Versuch einer Abhülfe, eines Kampfes gegen die immer drückender werdende Macht des Kapitals und Großbesitzes geboten erscheinen ließ. Die großen Grundbesitzer, die durch Sklavenheerden ihre weiten Ländereien bebauen ließen, sowohl in Italien wie außerhalb, hatten die Entwerthung der kleinen Aecker vollendet. Es war eine Plantagenwirthschaft, die ein vollständiges, aber wahrscheinlich nur schwaches Gegenbild in den amerikanischen Zuständen findet. Hierzu kommt noch, daß die Verwandlung der ausgebreiteten Ackerfluren in große Parks und Lustgärten, und zwar in einer damals wie jetzt unerhörten Weise, Italien mit seinem Hauptbedarf auf die Zufuhr anwies. Nicht leicht haben sich Uebelstände so intensiv immer und immer wieder gerächt, wie gerade diese, die ja bis auf den heutigen Tag noch nicht ganz verwunden sind. Zu Anfang des siebenten Jahrhunderts begannen diese Zustände auf dem italischen Festlande allgemein zu werden. In kurzsichtiger Weise versäumte man es, dem Uebel dadurch frühzeitig die Axt an die Wurzel zu legen, daß man sich der Hebung der freien Landwirthschaft zuwandte und das bei römischen Verhältnissen so nahe liegende und gelegentlich schon früher mit Glück versuchte System der Auswanderung und Ansiedelung zur Anwendung brachte. — Nie hat die römische Republik diese Gegensätze zur Lösung gebracht und darin liegt eine Hauptursache ihres Untergangs.

Je mehr man nach dem Zeitalter der großen Kriege zur Ruhe kam, desto bedenklicher gestalteten sich die agrarischen Verhältnisse. Es war schließlich ein Uebermaß von Jammer und Elend. Der kleine Mann mußte immer häufiger Haus und Hof meiden, gleichviel ob durch Recht oder Gewalt vertrieben; er war allmälig wenig mehr als ein Sklave. Da trat Tiberius Sempronius Gracchus auf und übernahm das Volkstribunat. Es war um dieselbe Zeit, wo in Sicilien der erste Sklavenkrieg wüthete und die

Gefahren der durch Sklaven betriebenen Großwirthschaft in hellstem Lichte zeigte. Er stellte jene bekannten Anträge, denen zufolge die Staatsländereien in größerer Gleichmäßigkeit unter die Bürgerschaft vertheilt werden sollten, dergestalt, daß daraus auch eine Versorgung der Armen erwuchs. Das Beginnen konnte nicht vollendet werden ohne die Schädigung bedeutender Privatinteressen, ohne ein größeres oder geringeres Maß von Gewaltthätigkeit; mit einem Worte, nur eine Revolution konnte zu gründlicher Lösung der Frage führen. Tiberius Gracchus suchte diesen Weg zu betreten, aber er fiel unter den Knitteln der Aristokratie, die ihm nachredete, er strebe nach der Königsherrschaft. Es ist das ein bedeutungsvolles Wort und wirft schon jetzt ein eigenthümliches Licht auf die Verhältnisse, daß man sich eine Regeneration nicht anders, als durch den starken, auf die Masse gestützten Willen eines Einzelnen möglich dachte. Dennoch überlebte das Gesetz seinen Urheber und kam zur Anwendung, aber nur bis zu einem gewissen Grade, denn es war unmöglich, ohne Verletzung der bundesgenössischen Staaten, das von diesen occupirte und ihnen vertragsmäßig zugesicherte Domaniallland einzuziehen. Aber die demokratische Agitation ging ihren Weg fort; sie drängte nur um so rücksichtsloser vorwärts, da die Erbitterung gegen die Aristokratie sich immer intensiver des Volkes bemächtigte. Das Haupt der Partei ward Gaius Gracchus, der Bruder des Ermordeten, eine geniale Natur und voll von rasendem Haß gegen das aristokratische Regiment. Das Ackergesetz des Tiberius Gracchus hat den Nothstand gemildert, so viel durch dasselbe allein und unter den obwaltenden Verhältnissen möglich war. Den Grund des Uebels hatte man überhaupt noch nicht angegriffen. Die sozial-politischen Fragen waren in Rom, wie überall, so eng in einander verschlungen, daß sie einigermaßen befriedigend nur mit und durch einander gelöst werden konnten. Vorläufig war die Macht der Nobilität und die Abhängigkeit des Proletariats nur in sehr geringem Maße gemindert. Dieses letztere wollte Gracchus emanzipiren oder doch wenigstens der demokratischen Reformpartei dienstbar machen. Dahin zweckte die Einrichtung der Getreidespenden um geringen Entgelt an die Proletarier der Hauptstadt, die Erweiterung des Wahlrechts in den Centurien, die nicht mehr nach der Folge der Vermögensklassen, sondern wie das Loos fiel, stimmen sollten. Er wußte ferner die Aristokratie zu spalten, indem er die Vertreter des großen Kapitals, die Ritter, von dem Amtsadel, der Nobilität trennte. Jene gewann er, indem er in ihre Hand die Gerichte gab und ihnen die Pachtung der Steuergefälle in den Provinzen gestattete. Er wußte es außerdem in vielen Fällen durchzusetzen, daß die Administration von dem Senat an die Comitien gelangte, die wiederum von seiner Hand regiert wurden. Der Senat aber ward durch die Erhöhung seiner Mitgliederzahl herabgedrückt. Als bedeutsamste Maßregel kommt endlich die Er-

öffnung der überseeischen Kolonisation für verarmte Bürger hinzu. Zu allen diesen Reformen ward der Boden dadurch geebnet, daß einer und derselben Person die Bekleidung des Tribunats auch in einem zweiten Jahre gestattet sein solle, eine Bestimmung, deren Fehlen Tiberius Gracchus das Leben gekostet hatte. Gaius Gracchus war hierdurch während der zwei Jahre seines Tribunats der thatsächliche Herr von Rom, und bereits zeigte sich durch die promptere und straffere Geschäftsführung, um wie viel der persönliche Wille einer bedeutenden Natur die schlaffe Thätigkeit eines Kollegiums überrage. So streifte man hart am Prinzipat vorbei. Wir müssen es freilich unerörtert lassen, wie weit Gracchus auf diesem Wege vorzuschreiten gedachte; jedenfalls hatte er gezeigt, daß bedeutende Keime der Monarchie im Tribunat verborgen lagen. Wie konnte es anders sein: aus der rein negativen Macht des Verbietens und dem Recht des Schutzes, die ursprünglich die Gewalt des Tribunats ausgemacht, und wenn auch an und für sich bedenklich genug, so doch in den gesunden Tagen sich oft wohlthätig erwiesen hatten, war jetzt eine völlig positiv bestimmende und leitende Macht entstanden, welche durch die Beherrschung der Tribusversammlungen nur noch einen Schritt von der Souveränetät entfernt war. Und diese Magistratur hatte schon von Alters her, aus den schweren Zeiten des Verfassungskampfes und der unmenschlichen Schuldgesetze, als der wirksamste Schutz des Volkes sich bewährt und war ihm theuer geworden. Hundert Jahre später, zur Zeit Augusts, war das Tribunat eine der werthvollsten Stützen der neu entstandenen Monarchie.

Graccchus' Werk ist eine seltsame Mischung von großartig reformatorischen Maßregeln und solchen, die in unheilvollster Weise depraviren mußten und alsbald schlimmer sich erwiesen, als das Uebel selbst, das sie bekämpfen sollten. Die überseeische Kolonisation und die daraus hervorgehende Ausgleichung der Provinzen mit Rom gehört, abgesehen von ihrer Bedeutung für die Wohlfahrt der unbemittelten Römer, zu den größten Kulturmomenten des Alterthums. Hiermit ward die Durchdringung der unzusammenhängenden Ländermasse, über welche Rom gebot, von dem Segen der hellenisch-italischen Civilisation angebahnt und eine Konsolidation des Ganzen begonnen. Hiermit war ein Weg gewiesen, der freilich oft wieder verlassen, von den einsichtigen Männern des Staats aber stets wieder beschritten wurde und wenigstens in Bezug auf die Armuth, soweit sie nicht schon sittlich ruinirt war, die Quelle zu unversieglicher Linderung werden konnte. Ganz anders steht es mit den Folgen, welche die Heranziehung des Ritterstandes für Steuerpacht und Gerichte hatte. Es ward dies der Grund zu schamlosen und — da Sünder und Richter oft zusammen fielen — auch meist ungestraften Erpressungen in den Provinzen, der Grund von Zuständen in den unterworfenen Landschaften, welche die Herrschaft der Römer als Fluch

empfinden ließen. Die schlimmste Saat aber hat Gracchus ausgestreut durch die Einrichtung der Getreidespenden an das stimmberechtigte Proletariat der Hauptstadt. Hieraus konnte nichts anderes entstehen, als eine rohe Masse, die, ohne Beschäftigung und zu Exzessen geneigt, sich von Jedem, der nach hervorragender Machtstellung strebte, umwerben ließ und dann dem Meistbietenden zufiel, die neidisch auf Jeden blickte, der die ihr gebührenden Benefizien durch seinen Zutritt zu verkleinern drohte. Das hat Gaius Gracchus selbst erfahren, und es ward die Ursache seines Sturzes. Er mußte es erleben, daß diese Bestimmungen, die er vielleicht nur als Uebergangsmaßregeln und Hülfsmittel der demokratischen Agitation gegen die Oligarchie ansah, die große Menge des Volks in einem unseligen Bann hielten, den er nicht mehr brechen konnte. Hatte sich das Volk bereits aufsätzig gezeigt, als er durch die Ertheilung des römischen Vollbürgerrechts an latinische Bundesgenossen den jedem Einzelnen zukommenden Theil der öffentlichen Versorgung zu schmälern drohte, so wandte es sich nun ganz von ihm ab, da Senat und Aristokratie ihn überbieten ließen und die Domanialquoten zu vermehren und zinsfrei zu machen verhießen. Er konnte das Tribunat für ein drittes Jahr nicht erhalten. Nun war er schutzlos seinen Feinden preisgegeben und entging seinem Schicksal nicht. Der Senat wog seinen Kopf mit Gold auf; seiner Mutter aber ward verboten, um ihn, ihren letzten Sohn, das Trauergewand anzulegen. Nach seinem Tode ergriff wiederum die Aristokratie unangefochten Besitz von der Herrschaft, aber sie war nun klug genug, nach Graccchus' Vorgang und Beispiel sich mit dem Proletariat zu vertragen. Der große Haufe beruhigte sich vorläufig gern bei der Versorgung, die ihm nach wie vor zufiel. Die anderen Maßregeln des großen Tribunen, die dem Pauperismus zu steuern begonnen, Kolonisation und Domanialtheilung, ließ er theilnamlos von der Oligarchie vernichten. Nun ward es bald ebenso schlimm und noch schlimmer, wie es ehedem gewesen. Die Bauerngüter verschwanden mit reißender Schnelligkeit, und um die Mitte des siebenten Jahrhunderts zählte man in Italien etwa 2000 grundbesitzende Bürger[1]). Demgemäß stieg die Sklavenwirthschaft und das damit zusammenhängende Unheil zu erschreckender Höhe. Es bedurfte Jahre langer, blutiger Kriege, um die Aufstände der Sklaven in Sicilien, wo sie sich in völligen Armeen zusammenfanden, niederzuschlagen.

Der Volkspartei erstand nach Gracchus sobald kein tüchtiger Führer wieder. Aber auch die Unfähigkeit und tiefe Zerrüttung des senatorisch-oligarchischen Regiments zeigte sich jetzt beim Ausbruch des jugurthinischen Krieges im hellsten Lichte. Die Ehre des Staates, Besitz und Sicherheit römischer Bürger wurden von den Häuptern der Nobilität um Gold preis-

[1]) Cicero, de off. II, 21.

gegeben. Die Kriegführung war schlaff und erfolglos. Das höhnisch-treffende Wort des Numiderkönigs ist bekannt: „O über die feile und dem raschen Untergang entgegen wankende Stadt, wenn nur erst ein Käufer sich finden wird.“ Man mußte es im Bewußtsein der eigenen Schuld und Schwäche dulden, daß aus den unteren Schichten des Volks wieder einmal ein Mann auftrat, der die geschlossenen Reihen des Amtsadels durchbrach und sich bis zu den höchsten Stellen des Staates durcharbeitete: Marius. Hier war wenigstens, wie sich im numidischen und nachher im kimbrischen Kriege zeigte, unverkennbare Kriegstüchtigkeit und eine bis dahin unbescholtene, redliche Gesinnung. Sein Auftreten ist aber auch deshalb von großer Bedeutung, weil durch ihn die Einwirkung der militärischen Verhältnisse auf die politische Entwicklung sich vorzubereiten beginnt. Hier war es von nicht geringem Gewicht, als der Legionsdienst auch dem Proletariat geöffnet ward und aus dem römischen Bürger unter den Waffen, dem der Kriegsdienst denn doch immer eine schwere Pflicht war, ein berufsmäßig eingeschulter Soldat erstand, der sich vor Allem auf die Vortheile angewiesen sah, die der Krieg ihm bot, und der demgemäß dem Feldherrn, welcher ihn am besten lohnte und verwandte, blindlings folgte. Dann aber war es Marius, der in seiner Person der populären Opposition wiederum einen Mittelpunkt gab. Die große Menge wandte sich gern einem Manne zu, der aus ihrer Mitte hervorgegangen, durch rettende Siege gefeiert und mehrfach mit dem höchsten Amt der Republik bekleidet gewesen war. Aber die Kraft zu einer Umgestaltung des Staats, oder auch nur die klare Vorstellung davon, lag nicht in den Fähigkeiten dieses Mannes. Er konnte nur ein allerdings wuchtiges Werkzeug abgeben. So trat er an die Spitze des Staates.

Die Kämpfe, die jetzt beginnen, tragen bereits einen ganz anderen Charakter, als die gracchischen Bewegungen. Allerdings kommt man immer und immer wieder auf die soziale Frage, auf die Abhülfe des Pauperismus zurück, aber hier war durch die Einrichtung der Getreidespenden der naturgemäße Abfluß des Proletariats so sehr beeinträchtigt, daß die wohlthätigen Folgen der Kolonisation und Landtheilungen in keinem Verhältniß zu der Noth standen. Von einer in sich gegliederten und redlich strebenden Reformpartei ist in diesen Zeiten nur wenig zu sehen. Wohl traten aus den Reihen der Aristokratie selbst einzelne Männer zur Sache des Volks über, sei es, daß sie die Einsicht von dem verderblichen Treiben der Oligarchie veranlaßte, oder aber das Streben nach selbstsüchtigen Zielen. Ihre Zahl scheint keine sehr große gewesen zu sein. Das Proletariat sinkt immer mehr zum Pöbel herab; es wird eine dunkle stagnirende Masse, die nur durch die Anziehungskraft einzelner bedeutender Persönlichkeiten in Bewegung gesetzt wird. Solche Vorfechter der Demokratie geben dann das Signal zum Kampfe; mit ihnen fallen und stehen die Prinzipien. Die Kämpfe aber werden, wenn wir so

sagen dürfen, nunmehr realistisch; man schlägt sich in den Straßen Roms; schon bei der Katastrophe der Gracchen hatte rohe Gewalt den Ausschlag gegeben. Die Oligarchie focht für das Fortbestehen ihres Uebergewichts mit der ganzen Starrheit und Zähigkeit, die im Charakter des Römers liegt. Ob in den Gegenbestrebungen der Demokratie die Keime zu einer Regeneration des Staates lagen, ist eine Frage, die sich durch den weiteren Verlauf unserer Darstellung von selbst lösen wird.

Als Marius das sechste Consulat antrat, wurden von der demokratischen Partei, aus der damals Prätur und Tribunat zum Theil bekleidet waren, die Tendenzen der Gracchen wiederum auf die Tagesordnung gebracht. Wiederum begannen die Landtheilungen und Ansiedlungen; römische Bürgerkolonien entstanden in Afrika und Gallien, natürlich unter dem lebhaftesten Widerstreben der Aristokratie; die Möglichkeit, die hierher gehörigen Maßregeln durchzuführen, lag darin, daß Marius vorläufig im Besitz des Consulats blieb. Als geschlossene Heeresmacht standen dem Consul seine ehemaligen Soldaten zur Seite, die bei den Ansiedlungen besonders reich bedacht wurden. Es tritt hier zum ersten Male jener militärische Hintergrund in den jetzt immer rascher auf einander folgenden Abwandlungen des römischen Staatslebens hervor, der von nun an nicht mehr weicht. Zunächst zeigen sich nur Veteranen, die den Dienst verlassen; bald folgen Legionen unter den Waffen. — Mit dem hauptstädtischen Proletariat vertrug man sich in der bekannten Weise: das Getreide ward jetzt so gut wie umsonst gegeben. In lehrreicher Aufeinanderfolge werden die Hebel in Bewegung gesetzt, durch welche die Monarchie sich erhebt. Die Anträge der Popularpartei wurden angenommen; der Senat lag am Boden. Aber Marius hatte auch nicht Einsicht noch Geschick genug, um in der Partei, deren Hauptstütze er war, den richtigen Platz für sich zu finden und den letzten Folgen seines Beginnens jetzt ins Auge zu sehen. Er wollte vermitteln und nährte dadurch einzig und allein die Opposition der Aristokratie, während ihm die Volkspartei rasch über den Kopf wuchs und ein terroristisches Regiment in Aussicht stellte. Jetzt sagte sich auch der besitzende und in seinen Interessen gefährdete Ritterstand von Marius los. Dieser selbst war momentan isolirt, gab sich dann aber zur blutigen Bewältigung der Volkspartei in die Hand der Aristokratie. Damit war er hüben und drüben zu Grunde gerichtet; beim Volke unmöglich, beim Adel verachtet und leicht beseitigt. Zugleich war jetzt von der Volkspartei das Proletariat allein auf dem Platze geblieben; der Ritterstand wollte denn doch lieber den kraftlosen Schlendrian des Senats, als die ewig gährende und unsichere Herrschaft der Popularen. Die zweite Restauration war vollendet. So sicher fühlte sich die Regierungspartei, daß sie das Bündniß mit den Kapitalisten, den Rittern, selbst zu lockern begann, indem sie den Versuch machte, diesen die Geschworenengerichte zu entziehen. Das Volk

sollte für diesen Plan dadurch gewonnen werden, daß auf Betreiben der Aristokratie selbst agrarische Reformen im Sinne der Gracchen beantragt wurden. Der Tribun Livius Drusus, eine der edleren Naturen unter der Aristokratie, begehrte im Einverständniß mit seiner Partei: Ansiedlung der Armen, aber nur in Italien, Erhöhung der Getreidespenden. Dabei hatte er eine beträchtliche Anzahl von Italikern zur Unterstützung gewonnen, denen das Bürgerrecht verheißen war. Hieran aber scheiterte, wie Gracchus, so auch Drusus: er ward von allen Seiten verlassen, da er die Bundesgenossen in den Bürgerverband ziehen wollte, und fand seinen Tod durch Meuchelmord. Alles blieb beim Alten; nur daß man jetzt unmittelbar vor einem Bürgerkrieg stand, denn die Italiker ließen sich nicht länger hinhalten. Sie waren müde des immer schwerer lastenden, oligarchischen Druckes und griffen zu den Waffen. Der Aufstand ward an vielen Punkten niedergeworfen, aber der Zweck dennoch zum größten Theil erreicht. Italien wurde vom Rubico bis zur Meerenge geeinigt. Dabei wurden die römischen Comitien durch den Eintritt einer großen Anzahl italischer Gemeinden in die Tribus eine noch ungefügere und immer weniger bedeutende Masse. Aus den italischen Städten gingen doch nur die nach Rom zur Abstimmung, welche daheim nichts zu versäumen hatten, also größtentheils Proletariat, das die in der Stadt Rom bereits übermächtige Hefe des Volks nur noch verstärkte. Man fand nun einmal keinen andern Weg, die Souveränetät des Volkes anders darzustellen, als durch dieses selbst in seiner Gesammtheit.

Der Kampf der Parteien war durch den Bundesgenossenkrieg auf kurze Zeit zum Schweigen gebracht. Er begann wieder unmittelbar nach dem Schluß des Krieges, noch ehe die Heere entlassen waren. Die Aristokratie hatte um diese Zeit in dem Consul Sulla einen höchst bedeutenden Vorkämpfer, der obendrein noch an der Spitze der Legionen stand. Bei den Agitationen der Demokratie, die neben anderen regierungsfeindlichen Anträgen auch die Ausschließung Sullas von dem Kommando in Asien erstrebte und statt dessen den Marius einschieben wollte, zog der Consul mit den Truppen gegen die Stadt. Es erfolgte die erste militärische Intervention in Rom. Mit einem Schlage zertrümmerte Sulla die durch Gracchus aufgerichtete Grundsäule der Demokratie. Die tribucinische Gewalt ward wesentlich beschränkt; das gleichmäßige Stimmrecht aller Vermögensklassen aufgehoben. Sulla griff lediglich zur servianischen Verfassung zurück und sicherte so das Uebergewicht der Besitzenden. Das System der auswärtigen Kolonisation ward übrigens nicht beseitigt.

Alle diese Bestimmungen Sulla's waren indeß nur die Vorläufer der umfassenden Restauration, die er nachmals eintreten ließ; für jetzt hatten sie nur kurzen Bestand. Kaum hatte Sulla Italien verlassen, um gegen Mithridates zu ziehen, so ward sein Werk sofort durch die Demokratie unter

Cinna vernichtet. Es folgt eine Reihe von Blutszenen zur Beseitigung der Optimaten. Man schlug sich auf dem Forum und zählte mehr als zehntausend Leichen. Die volle demokratische Gewalt der Comitien ward wieder hergestellt, aber von den eigenen Führern völlig bei Seite geschoben. Es waren vier Jahre, während deren die Diktatur in den Händen der demokratischen Parteihäupter lag, aber die Zeit ward schmählich verdorben. Nichts geschah, um dem Werk und den Bestrebungen der Demokratie Rückhalt zu geben. Alles war zweckloses, zerfahrenes Wüthen. Alle Versuche, Sulla in Asien von dem Kommando zu entfernen, blieben ohne Erfolg, und schutzlos stand man da, als er nach Beendigung des pontischen Krieges mit einem ihm blindlings ergebenen Heere gegen die Stadt heranzog. Es gelang ihm rasch, die Revolution niederzuwerfen. Eine neue Restauration erfolgte, die eingeleitet ward durch das schauerliche Blutgericht der Proscriptionen. Sulla zahlte der Demokratie mit Zinsen heim. Mit dem Titel Dictator, aber auf unbestimmte Zeit und ausgerüstet mit dem vollen Imperium, trat er an die Spitze des Staates. Von der Verantwortlichkeit für seine Maßregeln ward er freigesprochen. Eine gründliche Umwandlung der Verfassung war einmal nicht anders als durch einen Monarchen zu erreichen; die bisherige Herrschaft der Nobilität bot dazu keine Handhabe. — Der Schwerpunkt der neuen Ordnung ward wiederum in den Senat gelegt; Ritter und Proletariat, die Gracchus herangezogen, wurden bei Seite geschoben, dort die Berechtigung zu den Geschwornengerichten und der Steuerpacht, hier die öffentlichen Getreidespenden abgeschafft. Der Senat erhielt durch die Beseitigung der Censur eine um Vieles kräftigere Stellung. Die legislatorische Initiative desselben, welche durch die von der Demokratie erweiterte Befugniß der Comitien nur wenig bedeutete, ward wieder gesichert und die Volksversammlung in die zweite Linie gedrängt. Da auf der anderen Seite jetzt bereits die Quästur zum Eintritt in den Senat berechtigte, die Zahl der Quästoren aber erheblich vermehrt wurde, so hatten allerdings die Comitien durch die Wahl der Beamten einen größeren Einfluß auf die Zusammensetzung des Senats, der sich jetzt einigermaßen einer repräsentirenden Versammlung zu nähern begann. Der Demokratie ward ein scharfer Zügel angelegt durch eine wesentliche Beschränkung des Tribunats, welches sich als Haupthebel der demokratischen Revolution bewährt hatte. Jetzt wurde der Mißbrauch der tribunicischen Intercession, jenes unbeschränkten Hülfsrechts, das jede Amtshandlung hemmen konnte, mit den schwersten Strafen belegt. Die Bekleidung des Amtes aber sollte, wie es ehedem gewesen, die spätere Uebernahme jedes anderen höheren Amtes unmöglich machen. Es war endlich die Verhandlung der Tribunen mit dem Volk in eine gewisse Abhängigkeit zum Senat gebracht. Da nun jetzt auch durch die Ertheilung des Bürgerrechts an die Italiker die Trennung der Provinzen, die sich ohnehin vermehrt hatten,

schärfer ward, und das auf sie bezügliche militärische Imperium der Consuln und Prätorien leicht zu bedenklichen Weiterungen führen konnte, so fand es Sulla gerathen, hier eine Trennung der militärischen und civilen Machtstellung eintreten zu lassen. Die Provinzen erhielten in der Person der abgetretenen Consuln und Prätoren nunmehr Statthalter, die nach strenger Regel jährlich wechselten und deren Kommando nur in der ihnen angewiesenen Landschaft galt; in Italien hörte es auf. Endlich reformirte Sulla auf dem Gebiet der Rechtspflege durch die Bildung ständiger Commissionen, welche die Volksgerichte beschränkten; an die Stelle der Geschwornen aus dem Ritterstande traten wiederum die Senatoren.

Was Sulla geschaffen, ist der umfassendste und in gewisser Hinsicht auch der großartigste Reformversuch, der in Rom seit Jahrhunderten gemacht war. Sulla zeigt sich keineswegs als ein so blinder Diener seiner Partei, daß er deren Gesunkenheit nicht durchschaut hätte. Manche schreiende Uebelstände, namentlich in den Provinzen, wo die Oligarchie sich auf das Schlimmste versündigt hatte, suchte er abzustellen. Es ist ferner ein Verdienst Sulla's, daß er, obwohl auf dem Standpunkt der Optimaten stehend, dennoch die völlige Ertheilung des Bürgerrechts an die Italiker durchsetzte und damit wenigstens aus Italien eine Einheit machte, welche dem ganzen Staat einen neuen Halt gab. Die Ansiedlung von 120,000 Kolonisten, meist gedienten Soldaten, durch ganz Italien sollte allerdings die Lücken der stark decimirten Bevölkerung wieder ausfüllen; sie hatte aber auch noch andere, weniger volkswirthschaftliche Motive. Die starke Stütze, welche Sulla in der Soldateska suchte und fand, ist die natürliche Folge jener von Marius angeordneten Veränderung in der Berechtigung zum Legionsdienst; die Ergebenheit gegen den Feldherrn stand in einem traurigen Verhältniß zu der Zügellosigkeit, die er gestattete und gut hieß. Ohne Transactionen mit der Armee ging es nun nicht mehr ab. Rom trieb der Militärmonarchie entgegen. — Sulla hat die aristokratische Verfassung noch einmal neu befestigt, weil er in ihr mehr Garantie für die Sicherheit des Staates fand, als in der Volksherrschaft, für die es nun einmal in ihr selbst keinen Halt mehr gab. Aber genau so stand es mit der Aristokratie und noch viel schlimmer, denn durch sie war die Gesammtheit des Staatswesens schwer geschädigt worden. Gerade jetzt trat das mit verhängnißvoller Schärfe hervor. Sie hatte es verschuldet, daß aller Orten Elend und Noth herrschte, daß die Aufgabe, die verbündeten und unterthänigen Landschaften zu schirmen, auf das Schmählichste vernachlässigt ward. Es war die goldene Zeit des Räuberwesens zu Lande und zur See, die Zeit, in der Sklaven- und Fechterhorden bis an die Thore Roms drangen, eine Zeit, wie sich unternehmende Grenzfürsten zu Insurrectionen und Beutezügen sie nicht besser wünschen konnten. Zwar konnte schließlich Rom überall solcher Bewegungen noch Herr werden, doch

nur jahrelange, blutige Kriege warfen nieder, was zu anderen Zeiten durch einfache Polizei- und Schutzmaßregeln zu unterdrücken gewesen wäre. So waren Frieden und Sicherheit überall auf das Bedenklichste gefährdet. Die Regierung that höchstens hin und wieder einen Ansatz zur Abhülfe und ließ weitere Maßregeln fallen, sobald ein nothdürftiges Resultat erzielt war. So stand es, als Sulla kaum die Augen geschlossen hatte. Sofort begann die Opposition gegen die neue Verfassung. Man setzte es zunächst durch, daß die Getreidespenden wieder eingeführt wurden. Dann warf sich die Agitation auf die Wiederherstellung der tribunicischen Gewalt und die Abschaffung der senatorischen Geschwornengerichte. Hier war es schon schwerer, etwas zu erreichen, denn mit dem großen Haufen hatte sich der Senat durch die Ertheilung des Getreides wieder geeinigt, und es bedurfte nun schon eines bedeutenden Angebots, um die Menge wieder in Bewegung zu setzen. Das geschah, als Persönlichkeiten in's Spiel kamen, und zwei Männer, wie Pompejus und Crassus, sich mit dem Senat überwarfen und nun den Führern der Demokratie zur Förderung des gegenseitigen Interesses sich zur Verfügung stellten. Durch die Vermittlung der Popularen kamen jene beiden Männer zum Consulat, und binnen Jahresfrist war die gracchische Verfassung wieder hergestellt. Tribunat, Censur, ritterliche Geschwornengerichte, Alles ward wieder wie vor Sulla eingerichtet, um die neue Ohnmacht der Oligarchie zu besiegeln. Aber alles dieses machte den Bund mit einem gefeierten und einflußreichen General wie Pompejus nicht minder bedenklich. Nichts konnte diesen hindern, mit den ihm blindlings ergebenen Legionen ein Ziel, das ihm gut dünkte, zu verfolgen. Indessen Pompejus war nicht der Mann dazu; er trat zurück, und die Demokratie behauptete vorläufig das Feld, aber ohne hervorragende Führer. Sulla's Proscriptionen hatten gerade unter solchen Persönlichkeiten am nachdrücklichsten aufgeräumt, und reich an hervorragenden Persönlichkeiten war die Zeit überhaupt nicht. So ging denn der hergebrachte, kleinliche Hader der Parteien in der Hauptstadt seinen Weg. Um diese Zeit fügte es sich, daß die Verhältnisse im Osten eine äußerst gefährliche Wendung nahmen. Die Könige von Pontus und Armenien, obwohl bis noch vor Kurzem den Römern gegenüber im Nachtheil, erhoben sich, durch die Aufreibung eines römischen Heeres ermuthigt, zu drohender Stellung. Das Piratenunwesen hatte zu gleicher Zeit eine so heillose Höhe erreicht, daß Italien auf das Ernstlichste mit einer Hungersnoth bedroht war. Es bedurfte einer sehr energischen Kraftäußerung des römischen Staats, wenn nicht der eingetretene Verfall schon jetzt zu einer Zersetzung führen sollte. Damals gab es in Rom nur einen Mann, der für die Abwickelung dieser Verlegenheiten in Betracht kommen konnte: Pompejus. Durch die gabinisch-manilischen Gesetze wurde ihm mit Umgehung des Senats von den Comitien, — wenn auch die Führer der Po-

pularen nur mit schwerem Herzen ja sagten — eine Machtfülle übertragen, wie sie bis dahin noch nie in den Händen eines Römers vereinigt gewesen war: die uneingeschränkte Gewalt über ein Heer von anderthalbhunderttausend Mann, die freie Verfügung über höchst ansehnliche Geldmittel und über die Hülfsquellen der Provinzen. — Die Aristokratie lag machtlos darnieder; die Demokratie hatte gesiegt, aber nur im Bunde mit der immer üppiger aufstrebenden Militärgewalt, gegen welche sie denn auch schließlich kein Mittel mehr in der Hand behielt. Es mußte sich an dem römischen Volk erfüllen, was es abzuwenden nicht mehr die Kraft hatte.

Die Erfolge des Pompejus waren allerdings durchschlagend. Binnen drei Monaten war das Meer von den Räubern gereinigt, die Zufuhr frei und Italien im Ueberfluß. Pompejus konnte sich jetzt der Befriedung des Ostens zuwenden, die er ebenfalls rasch vollendete. In das römische Aerar floß aus den neuorganisirten Provinzen und Clientelstaaten ein Steuerertrag von 12 Millionen Thalern. Wiederum zeigten sich die Vortheile der Koncentration der Militär- und Provinzialverwaltung vor dem schlaffen Kollegialregiment in glänzender Weise. Indessen auch der Demokratie war bei diesem sich immer mehr steigernden Ruhm des Pompejus nicht wohl zu Muthe. Man hatte ihm nichts entgegen zu stellen, wenn er in dem Nimbus seiner Siege die Hand nach dem Diadem ausstreckte. Deshalb ward beschlossen, ihm aus den Reihen der Demokratie einen Mann entgegen zu stellen, der ebenfalls durch die Verwaltung oder Erwerbung einer größeren Provinz — Aegypten oder Spanien waren im Vorschlage — mit bedeutender Militärmacht ausgestattet war und so als Gegengewicht dienen konnte. Der Ausbruch einer neuen Revolution sollte zunächst den Boden ebenen, der durch die Erhebung des Pompejus auch der Demokratie entzogen war. Es bildete sich eine Verschwörung in Rom, die, wenn auch im Zusammenhang mit namhaften Parteihäuptern, wie Caesar und Crassus, doch nur ein Zusammenfluß der verkommensten Menschen war. Catilina, ehedem ein Anführer sullanischer Proscriptionshorden, dann im Dienste der Demokratie, ein energischer und höchst begabter Mann, aber durchaus verderbt und in seinen Vermögensverhältnissen ruinirt, bildete den Mittelpunkt, um den sich eine Anzahl gleichgesinnter Männer schaarten, die durch den völligen Umsturz nur gewinnen konnten. Nach mehrfachem Vereiteln des Komplotts in der Stadt sollte von Etrurien aus der Hauptschlag geführt werden, wo man sich aus den Reihen des besitzlosen und darbenden Proletariats zu rekrutiren hoffte. Es ist eine sonderbare Ironie, daß jene Männer auf ihre Fahne dieselbe Forderung setzten, welche vor vierhundert Jahren die von unmenschlichen Gläubigern gedrängte Plebs gestellt hatte: Nachlaß der Schuldgesetze, die Befreiung von den Schulden selbst. Damals hatten arme, durch den Dienst des Staates zurückgekommene, hart arbeitende Bürger solches

gefordert; jetzt waren es meist vornehme Müßiggänger, die nach einem Leben voll Schwelgerei, wie es nur das untergehende Rom kannte, die Mittel zur Fortsetzung dieses Lebens durch das Verderben des Staates sich zu verschaffen trachteten. Freilich ein Stückchen jenes antiken Hintergrundes fehlte auch jetzt nicht bei den Landleuten Etruriens, die sich der Insurrektion in die Arme geworfen hatten. Der Aufstand ward niedergeschlagen, Catilina selbst fand seinen Tod in der Schlacht. Wir sehen, trotz der bedeutenden Eigenschaften, die ihn auszeichneten, keinen Grund, der Meinung Macchiavells [1]) beizustimmen, der in ihm einen Caesar sieht, dessen Pläne nicht geglückt seien, während ihm Caesar nur ein Catilina ist, der glücklich zum Ziel gekommen. Höchst wahrscheinlich hatte Caesar bei allen diesen Dingen die Hand im Spiel, denn er entging nur mit Mühe der Verfolgung, die sich, obwohl ihm rechtlich nichts anzuhaben war, gleich nach der Entscheidung gegen ihn erhob. Auch mochte er in ökonomischer Beziehung nicht viel anders dastehen, als Catilina; er schuldete um diese Zeit beinahe 2 Millionen Thaler [2]); aber ihm war das ganze Beginnen der catilinarischen Verschwörung ein allerdings nicht unwillkommenes Vorspiel für seine eigenen Pläne, und Catilina selbst ein vorgeschobener und aufgegebener Posten. — Der Terrorismus einer so wüsten Anarchie, wie sie von der Partei des Catilina zu erwarten war, fand augenblicklich zu Rom noch in allen Schichten Gegner.

Das aber hatten die letzten Vorgänge bewiesen, daß man geduldig des Pompejus weitere Schritte abwarten und dann mit ihm sich abfinden müsse. Es ward das in unerwarteter Weise erleichtert: Pompejus hatte wiederum nicht das Herz, zuzugreifen; er trat zurück, und diese Gefahr war beseitigt. Noch günstiger gestaltete sich die Lage der Dinge, als damals eben Caesar von Spanien zurückkehrte und sich um das Consulat bewarb. Pompejus ließ sich gern bereit finden, die locker gewordene Verbindung mit der Demokratie neu zu knüpfen, um nur aus dem Zustande gänzlicher Bedeutungslosigkeit, in die ihn sein Rücktritt versetzt, wieder heraus zu kommen. Aber er war nun nicht mehr Schwerpunkt des neuen Bundes; Caesar trat ihm allmälich auch in Bezug auf militärische Bedeutung ebenbürtig an die Seite. Sein Einfluß auf die Bürgerschaft überragte durchaus den des Pompejus; bei jedem Bestreben, das Caesar theilte, durfte man hoffen, das Volk nach Gutdünken leiten zu können. — Pompejus erhielt jetzt die vom Senat ihm erschwerte Ratification der im Osten getroffenen Maßregeln und Ländereien für seine Soldaten; Caesar ward Consul. Die Demokratie saß am Ruder. — Wo aber lagen ihre Ziele? Daß unter allen Umständen das römische Staatswesen durch eine Diktatur hindurch mußte, wenn etwas geleistet wer-

[1]) Decad. I. 10.

[2]) Mommsen, röm. Gesch. III. p. 506.

den sollte, konnte Niemandem verborgen bleiben. Aber günstigsten Falls war man darauf wieder am Anfang des Anfangs, denn die Bestrebungen der Demokratie hingen nicht von der unbeschränkten Gewalt der souveränen Urversammlungen ab, — oder man war, wenn der stark monarchische Keim, der von Anfang an in der gracchischen Demokratie gesteckt hatte, zur vollen Entfaltung kam, ganz zu Ende. Die Frage mußte bald zur Entscheidung kommen.

Caesar betrat in seinem Consulat den Weg, den Gaius Gracchus zuerst eingeschlagen hatte, der bis jetzt noch nie nachhaltig beschritten war. Er gab zunächst ein umfassendes Ackergesetz. Offen sprach er es aus, daß dem Ackerbau aufzuhelfen, der Armuth zu steuern sei. Er verlangte deshalb, falls die Staatsländereien nicht ausreichten, den Ankauf neuer Plätze aus Staatsmitteln. Das Gesetz ward durchgesetzt, wenn auch nicht ohne Gewaltthätigkeit. 20,000 arme Leute, meist ausgediente Legionare, erhielten ein Heimwesen. Caesar aber war der Abgott des Volks geworden und stieg in der Gunst desselben immer höher. Auch den Provinzen wandte er seine Fürsorge zu und nahm sie auf die nachdrücklichste Weise vor den hergebrachten Erpressungen in Schutz. Beide Maßregeln sind ein bedeutsamer Hinweis auf das, was Rom am dringendsten Noth that. — Nach Ablauf des Consulats erhielt Caesar die Statthalterschaft Galliens auf die bedeutende Frist von fünf Jahren. „Rom wählt sich einen Herrn und führt ihn selbst in seine Burg!" sprach damals Cato [1]). Caesar's Amtsgewalt erstreckte sich über das Gallien südlich von den Alpen, das heutige Ober-Italien, bis zum Rubico, und so gebot er auch über Italien. — Nicht lange währte es, und Caesar hatte jene glorreichen Kämpfe jenseits der Alpen begonnen, welche die römische Kultur bis nach der Nordsee trugen und seinen Kriegsruhm zu dem strahlendsten der Welt machten. Was bedeutete ihm gegenüber jetzt noch Pompejus, der machtlos zu Rom saß! Aber die Interessen beider waren vorläufig noch in Uebereinstimmung, da sich allmälich in der Hauptstadt eine Art von republikanischer Opposition gegen die Pläne der Machthaber und die erstehende Monarchie zu bilden begann. Nothwendiger Weise mußte der Senat der Mittelpunkt dieser Opposition werden, da seine Gewalt doch republikanisch-legitim, während die der Machthaber, wenn auch schließlich gesetzmäßig und von der Bürgerschaft ausgehend, denn doch immer nur eine außerordentliche war. Caesar und seine Genossen mußten ihren ganzen Apparat in Bewegung setzen, um nur durch den Rückschlag dieser Stimmung, die schon den Bruch mit Caesar kaum mehr scheute, nicht aus ihrer Stellung verdrängt zu werden. Es gelang dies theils auf ordentlichem Wege durch die hergebrachte Beeinflussung der Comitien, theils aber war es durch die

[1]) Plutarch, Cat. min. 33.

anarchischen Szenen des hauptstädtischen Pöbels unter Clodius möglich geworden, die Ertheilung der Dictatur an Pompejus durchzusetzen, dem also der Recurs an die Waffen und damit die Einschüchterung der Opposition jederzeit freistand. — Aber der Bund der beiden Gewalthaber war zu unnatürlich, um noch lange dauern zu können. Einer konnte denn doch nur herrschen, und der Beginn der Herrschaft war nur eine Zeit- und Personenfrage. Das politische Leben Rom's nach Außen fristete sich, wie wir gesehen, nur durch außergewöhnliche Gewalten, wie sie seit Sulla sich fast ohne Unterbrechung gefolgt waren. Das Leben in der Stadt, die Ausübung der Regierungsgewalt war der vollendetste Gegensatz eines ordnungsmäßigen Regiments. Reorganisation des Staats und Begründung der Einzelherrschaft sind jetzt zusammenfallende Begriffe.

Pompejus begann den Bruch, indem er sich dem Senat näherte und also die Unterstützung der republikanischen Partei in Anspruch nahm. Im Innersten seines Herzens war er nie etwas Anderes, als Anhänger des senatorisch-aristokratischen Regiments gewesen, und so verschmähte es auch diese Partei, an ihrer Spitze Cato, keineswegs, ihm entgegen zu kommen. Man zögerte nun nicht länger, mit Caesar zu brechen. Es wurde ihm zugemuthet, seine Statthaltergewalt niederzulegen, also zu entwaffnen und mit gebundenen Händen sich seinen Feinden zu überliefern. So ward er gezwungen, für seine Erhaltung zu fechten und konnte obendrein bei dem ungesetzmäßigen, gewaltthätigen Verfahren, das man gegen ihn einschlug, noch immer den Schein des Kampfes für die Gesetze retten., Freilich täuschte er weder sich noch einen anderen darin, daß er nunmehr den Weg der Revolution betreten, dessen Ziel die endliche Vollendung der Monarchie war. Nach vier Jahren mühevollen und schwankenden Kampfes war Caesar Herr des Wahlplatzes.

So war es denn vollendet: die Republik, unter der Rom mehr als ein halbes Jahrtausend groß und mächtig gewesen, ward nun zu Grabe getragen, die Monarchie begann! Sie war das Ende einer Reihe von Bewegungen, die unzweifelhaft ihren Ausgangspunkt in den Reformbestrebungen der Demokratie gehabt hatte. Man hat die Schlüsse, welche sich aus dieser Aufeinanderfolge der Thatsachen ergeben, in eigenthümlicher Weise verallgemeinert. Demokratie und Absolutismus sollen hiernach überall in Causalverbindung stehen; oder, anders ausgedrückt, aus der Demokratie soll sich mit einer gewissen Nothwendigkeit der Caesarismus entwickeln müssen. Es hat an und für sich sein Bedenkliches, in der Geschichte eine politische Beispielsammlung zu sehen, aus der man divinatorisch gegenwärtige oder zukünftige Bildungen in ihrem ganzen Verlauf und Ziel unwidersprechlich vorausdeuten will. Aber in diesem vorliegenden Fall treten noch ganz besondere Umstände ein, welche jene Verallgemeinerung des Schlusses höchst

gewagt erscheinen lassen. Insofern das Prinzip der Demokratie darauf hinausläuft, daß dem gesammten Volke die Ausübung der Souveränetät zusteht, ist die römische Verfassung, wie sie sich in den letzten 2—300 Jahren und namentlich seit den Gracchen gestaltet hat, allerdings demokratisch zu nennen. Aber die Träger jener Souveränetät waren eine so eigenthümlich zusammengesetzte Masse und mußten vermöge dieser eigenthümlichen Zusammensetzung und Gliederung so ganz besonderen Einflüssen unterliegen, daß die römische Demokratie den Keim einer ganz entgegengesetzten Macht von vornherein in sich trug, die das Prinzip paralysirte. Von durchgreifender Bedeutung hierfür ist, daß man sich über den Gedanken, die Souveränetät durch etwas Anderes als durch die Urversammlung aller Berechtigten auszudrücken, nie erheben konnte, daß mit anderen Worten der Gedanke einer Repräsentation des vollberechtigten Volks der römischen, wie überhaupt der antiken Welt zu allen Zeiten fern geblieben ist. Dieser Umstand läßt uns die römische Demokratie, namentlich seit der Zeit, wo die Zahl der Bürger in die Millionen hineinragte, widersinnig und unmöglich erscheinen. Hinzu kommt dann noch, daß diese ungefüge Masse zur Weltherrschaft berufen gewesen ist.

Rom war zur Zeit der beginnenden Monarchie ein Komplex von etwa 100,000 Quadratmeilen mit vielleicht 80 Millionen Einwohnern [1]). Die Herrschaft über dieses ungeheure Reich ward ausgeübt von dem, was man damals das römische Volk nannte, d. h. den zu dem Tribus Gehörigen, die jetzt bereits durch ganz Italien zerstreut und in vielen Theilen des großen Reichs ansässig waren. Diese politisch berechtigte Bürgerschaft enthielt folgende Bestandtheile: Da war zunächst eine geschlossene Schaar von Nobiles; ferner Kapitalisten, die nach dem hohen Census, zu dem sie eingeschätzt waren, den Ritterstand bildeten; endlich noch arme Leute. Politische Macht und materieller Einfluß war vor dem Ausbruch der demokratischen Bewegung nur in den Händen jener beiden ersten Klassen. Die Interessen derselben aber lagen nach dem Wendepunkt, der zu Rom bald nach den großen Kriegen eintrat, ganz anderswo, als in der uneigennützigen, freiheitlichen und auf gleicher Berechtigung basirenden Verwaltung des großen Gebietes. Die letzte Klasse war bisher nur als ein beliebig aufzustellender Hintergrund in Betracht gekommen, der die Stimmen des Senats und der Optimaten wiederhallte. Das wurde anders, da das Volk durch G. Gracchus auf die volle Ausübung der ihm rechtlich zustehenden Souveränetät hingewiesen wurde. So ist Gracchus der Begründer der römischen Demokratie; aber er hat, wie wir gesehen, auch den ersten Tropfen Gift in die Masse hineingegossen, der sie allmälich zur völligen Zersetzung führte. Die gebie-

---

1) Wietersheim, Völkerwanderung. I. p. 234.

tende Macht des Volks wurde in dieser umfassenden Weise zur Anwendung gebracht, um zunächst dem sozialen Nothstand zu steuern, der mit der Zeit unerträglich geworden. Die Abhülfe, die Gracchus durch seine Ansiedlungen in und außer Italien versuchte, war vorläufig die einzig mögliche. Man nimmt an, daß durch die grachische Ackergesetzgebung etwa 80,000 Kleinbesitzer gewonnen haben. Aber wie lange konnte dies vorhalten, da das alte System der Niederlegung des kleinen Mannes nicht mit beseitigt war, und dieser obendrein durch das vom Staat gereichte Getreide der Arbeit auf die unglücklichste Weise entwöhnt ward. So schwand die Grundlage des Nationalreichthums dahin, und das Werk kam nie zu einem Abschluß, weder durch Gracchus noch durch irgend einen seiner Nachfolger. Die Entsittlichung der Massen stieg hierauf zu einer schauerlichen Höhe, deren Folge ein sich immer wieder erneuernder Umsturz war, weil bei jeder Wandelung die Grundlage, das Volk, durchaus unzuverlässig war. Damit fiel auch der Rückhalt für jeden Reformplan. Der ackerbauende Mittelstand in Italien war und blieb im Ganzen und Großen ruinirt; der durch Sclaven betriebenen Großwirthschaft ließ sich kein Eintrag mehr thun. Was ein römisches Latifundium bedeutet, das mögen wir aus einem Beispiel ersehen. Ein Mann mit Namen Isidorus, seines Standes ein Freigelassener, hinterließ bei seinem Tode 4116 Sklaven, 3600 Joch Ochsen und 250,000 Stück anderes Vieh. Auch werden Sklavenschaaren von 10—20,000 Köpfen als Besitz einzelner Römer genannt [1]). Da begreift es sich denn allerdings leicht, wenn die Sklaven bei ihren Aufständen Heere von 60—100,000 Mann in's Feld stellten, und wenn man ihre Gesammtzahl in Italien nach Millionen berechnete. — Den Segen einer Arbeit aber, die auf anderen Erwerb als auf die Früchte des Feldes hinausläuft, kannte der römische Bürger nur in äußerst verschwindendem Maße, und er hat ihn nie recht würdigen gelernt. Aber auch hier stand die Konkurrenz der Sklaven wieder nachdrücklichst im Wege, denn jedes große Haus ließ seinen Bedarf nicht nur an Allem, was zum täglichen Leben gehörte, sondern auch an Luxusgegenständen durch die Dienerschaft fabriziren. In der Stadt also gab die Industrie keinen Nahrungszweig; höchstens, daß gelegentliche Bauten, wie sie namentlich Caesar veranstaltete, dem Proletariat, so weit es noch arbeiten wollte, Veranlassung zu kleinem Erwerb schaffte. — Welcher unermeßliche Schaden dem Nationalreichthum durch diese Ueberzahl von Sklaven erwuchs, liegt auf der Hand, abgesehen von dem sittlichen Verderben, das aus dem entsetzlichen Rechtszustand der Sklaven von selbst hervorgehen mußte. Es war durch dies Alles unmöglich geworden, zu Rom einen Mittelstand in auch nur einigermaßen anständigen Verhältnissen herzustellen, wodurch unfehlbar eine größere Thei-

[1]) Plinius, nat. hist. 33, 10. 105. Becker-Marquardt, röm. Alterth. V. p. 166.

lung des Vermögens herbeigeführt, die Konzentrirung des Grundbesitzes verhindert und der Demokratie die Elemente eines gesunden Konservatismus eingefügt worden wären. Jetzt war die Säftemischung des Staatskörpers eine höchst ungesunde und führte zu unheilbarem Siechthum.

Der einzige Ort, der für das politische Leben in Betracht kam, ist natürlich Rom. Die Bevölkerung der Stadt schätzt man zur Zeit der beginnenden Monarchie auf nahezu 2 Millionen Menschen [1]). Darunter waren etwa 1 Million Sklaven, vielleicht 50,000 Fremde, die übrigen, also mehr als ¾ Millionen, römische Bürger, von denen eine äußerst geringe Zahl Bemittelter aus dem Ritter- und Senatorenstande — man nimmt 10,000 an — abgeht. Der Rest war zum allergrößten Theil auf die Verpflegung des Staates angewiesen. Diese traurige Masse müßiger Proletarier belagerte das Forum und machte die überwiegende Majorität der souveränen Volksversammlung aus. Es konnte nicht fehlen, daß sie immer mehr der allerverderblichsten Korruption unterlag. Die Pracht der Spiele im Circus und Theater, öffentliche Speisungen, systematische Bestechungen, ein völlig organisirter Terrorismus, das waren die Haupteinflüsse, welche in Rom das Forum beherrschten. Man sucht in dem wüsten, zerfahrenen, tief unsittlichen Treiben dieses Volkstheils vergeblich nach einem guten Kern, der uneigennützig und ehrlich genug den Mittelpunkt für eine gesunde Demokratie abgegeben hätte. So hat denn diese Partei für sich selbst nie anders etwas geleistet, als unter dem Antrieb einzelner bedeutender Männer; sie ist nie als selbstständiges Gewicht in die Wagschale gefallen, denn auch der Senat konnte sie unter Umständen für sich gewinnen.

So war es der Pauperismus mit allen seinen schweren Gebrechen, in einer Gestalt, wie ihn die Welt nicht wieder gesehen hat, der die Demokratie in Rom von vornherein vergiftete und ihr die Möglichkeit einer gesunden Entwickelung abschnitt. Der Grund jenes Pauperismus liegt in der durch die Oligarchie veranlaßten Konzentration des Kapitals und des Grundbesitzes in den Händen Einzelner, ferner aber in der durch den Mangel der freien ehrenvollen Arbeit und durch die Sklavenwirthschaft verhinderten Cirkulation des Kapitals. — Ueber die Unfähigkeit der Aristokratie, die Herrschaft im Staat zu behaupten, braucht kaum ein Wort gesagt zu werden. Sie hatte durch die Habsucht, mit welcher sie nach Reichthum strebte, durch den empörenden Gegensatz, den sie zum Elend der Plebs bildete, längst jeden Halt verloren. Durch sie war die Wohlfahrt des ganzen Staatswesens in bedenk-

[1]) Die Zahlen schwanken zwischen 1,300,000 (Bunsen, Gesch. der Stadt Rom, I. p. 124) und 2,265,000 Einwohnern (Hoeck, a. a. O. II. p. 383). Wir folgen der Angabe von Zumpt, Bevölkerung und Volksvermehrung im Alterthum. Berlin, 1841. Eine Zusammenstellung s. bei Wietersheim a. a. O. p. 243.

lichster Weise gefährdet worden. Es war nicht ihr Verdienst, wenn nicht schon jetzt der Reichsverband sich völlig löste, viele Provinzen abfielen und der civilisatorische Beruf Roms unmöglich gemacht wurde. Kurzsichtiger und verblendeter hat nie ein Regiment gewaltet, als die römische Oligarchie in den letzten hundert Jahren der Republik. Nur die Ausnahmestellung, welche bedeutende Männer, wie Sulla, Pompejus, Caesar bei besonders drohenden Uebelständen einnahmen, meist mit Umgehung des Senats, rein auf Betreiben der Volkspartei berufen, stellten das Ansehen des Staates wieder her. Uebrigens arbeitete die aristokratische Partei insofern mit denselben Rüstzeugen wie die Volkspartei, als auch sie, nachdem die Autorität des Senats unwiderbringlich verloren war, auf die Beeinflussung der Urversammlungen sich hingewiesen sah. In den Besitz der früheren Macht war sie auf längere Frist nie wieder gekommen. — Der Unterschied in der Bedeutung beider Parteien für das Schicksal des ganzen Staates liegt hauptsächlich darin, daß die Hebung der allgemeinen Wohlfahrt mit den Interessen der Demokratie in engerer Verbindung stand und daß alle Hebel, welche für die Beseitigung des sozialen Uebels von der Volkspartei eingesetzt wurden, namentlich durch Kolonisation und Besserung der Provinzialverhältnisse, der Gesammtheit des Reichsverbandes zu Gute kamen. Aber die Lebensfähigkeit beider Verfassungsformen war nun zu Ende. Selbst, wenn wir uns die gracchischen Reformen und was weiter zur Abstellung der schreiendsten Uebelstände gehört, in vollster Ausdehnung vollzogen denken: Ackertheilung, Ansiedlung in den Provinzen, strenge Gesetze zur Unterdrückung des Wuchers und Aufruhrs, Regelung der Schuldverhältnisse: nicht minder blieb deshalb dieselbe Unmöglichkeit in der Anwendung der auf Urversammlungen von Millionen beruhenden Souveränetät bei der Herrschaft über den Erdkreis. Ein französischer Gelehrter der neusten Zeit[1]) stellt zwei Möglichkeiten für den Fortbestand der römischen Republik auf: Entweder die Verfassung mußte sich nach den gegebenen Umständen ändern und der Ausdehnung des Reichs angepaßt werden, oder das Reich wäre in Stücke gegangen, aber jedes einzelne Stück hätte sein eigenes Leben weitergelebt. Der zweite Theil dieser Alternative sei gern zuzugeben und Rom ist zeitweis nicht so gar fern von dieser Gefahr gewesen. Freilich wäre dann die Gestaltung der Folgezeit in ganz unberechenbar andere Bahnen gewiesen worden. Die erste Forderung aber setzt sich kurz über den Hauptpunkt hinweg, um den es sich handelt. Nach welchem Modus konnte die Verfassung den gegebenen Verhältnissen angepaßt werden? Es gab nur einen einzigen: das ist das Prinzip der Delegirung von Repräsentanten zur Vertretung der Gesammtheit. Und nie hat sich, wir wiederholen es, dieser Gedanke in irgend einer politischer Bildung

[1]) L. de Ronchaud, les historiens de César, Paris 1856.

des Alterthums mit vollem Bewußtsein ausgesprochen. Diese rettende Formel ist nie gefunden worden. Dabei müssen wir freilich die Erwägung außer Acht lassen, ob einem Volke, dessen sittliche Kraft erlahmt war und sich in aufreibenden Kämpfen verzehrt hatte, dem die „Tugend", d. h. die völlige Hingebung an den Staat als höchsten sittlichen Organismus, abhanden gekommen war, ob einem solchen Volke durch die Anwendung jenes Gedankens noch zu helfen war. Der Schlußstein der staatlichen Entwickelung Roms konnte kein anderer sein, als jene Monarchie, die wir nach ihrem Begründer Caesarismus nennen, die immer da eintreten wird, wo dem Volke die organisirende, sich selbst verwaltende Thätigkeit zeitweilig oder überhaupt verloren gegangen ist. Aber nicht die Demokratie als politische Verfassungsform hat ihn heraufgeführt, sondern der durch die Oligarchie verschuldete, soziale und moralische Ruin des ganzen Staatswesens, zu dessen Bekämpfung die Demokratie berufen, aber ihre Kraft in der gegebenen Aeußerungsform nicht zureichend war. Daß der Caesarismus durch die Adoption eines ihrer Hauptprinzipien, durch die erstrebte und schließlich durchgeführte Ausgleichung der Provinzen mit dem herrschenden Staatswesen, durch Ansiedlungen und Verallgemeinerung des Bürgerrechts als eine Fortsetzung der Demokratie erscheint, läßt sicherlich nicht auf die organische und als allgemeines Gesetz anzunehmende Entstehung des einen aus dem andern schließen. Es beweist nur, daß in der Demokratie das befruchtende Prinzip für die Vollendung der höchsten Kulturaufgabe des Alterthums liegt. — Was den Untergang der römischen Republik zu einem so gewaltig erschütternden Bilde macht, ist nicht so sehr die Wahrnehmung von der riesenhaften Schuld, die das Volk selbst dabei auf sich geladen hat, auch nicht die Vernichtung dessen, was man damals noch politische Freiheit nannte; viel tiefer empfindet man es, daß alle Versuche zur staatlichen Wiederbelebung dieses riesenhaften Organismus an der eisernen Unmöglichkeit hoffnungslos scheitern mußten, weil der Kreislauf eigenen politischen Lebens sich bis auf den letzten Pulsschlag vollendet hatte. Neue, jugendlich frische Völker mußten kommen, um der Welt die Freiheit wiederzubringen.

(Schluß folgt.)

Die Entstehung der Vereinigten Staaten.

Von Wilhelm Arndt.

(Karl Friedrich Neumann. Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. Erster Band. Berlin 1863).

Es war im Jahre 1291, als die Familie der Doria zu Genua zwei Galeeren ausrüstete zur Entdeckung des Seeweges nach Ostindien. Der Versuch mißlang, nie ist eine Kunde von den kühnen Seefahrern heim zu ihrer Vaterstadt gekommen, aber ihr Gedächtniß wurde der kommenden Welt bewahrt und weckte dann nach zwei Jahrhunderten den Mann, ihren Mitbürger, der kühn das Steuer nach den unbekannten Gegenden des Westens lenkte, der alten Welt eine neue Welt erschloß, den Menschengeist auf neue ungeahnte Bahnen wies. Die lachenden Gestade Mittel- und Südamerikas wurden, wie sie zuerst entdeckt waren, auch zuerst von den Europäern aufgesucht und bevölkert. Nicht ohne Grund! Wo das Auge hinschaute, erblickte es eine prächtige, in hoher Vegetation stehende Natur; alle Lebensbedürfnisse schienen sich von selbst dem Menschen darzubieten. Dazu enthielt die Tiefe der Erde einen Reichthum an edlen Metallen, die von den wilden Bewohnern gering geachtet und den begierigen Europäern gegen Flittertand freudig überlassen wurden. Der Hunger nach Gold führte dann allmählig zu der verkehrten Ansicht, daß der Reichthum an edlen Metallen die Hauptquelle des Volkswohlstandes sei, — eine Ansicht, die den Grund zum Sinken der spanischen Monarchie abgegeben, im Verlauf der Zeiten undenkbare Gräuel in Amerika hervorgerufen und mehr Opfer an Menschenleben gekostet hat, als der blutigste Krieg. Die durch die immense Ausbeute der Schätze Südamerika's augenblicklich hoch gestiegene Macht Spaniens rief zwei andere Nationen zum Wetteifer auf: Holland und England. Und namentlich England war dazu berufen, in ganz anderer Art und Weise den neuen Welttheil zum zweiten Mal zu entdecken, indem es Nordamerika kolonisirte.

Zwei Handelsgesellschaften erhielten im Jahre 1606 am zehnten April von Jakob I. das Recht, Nordamerika zu kolonisiren, dabei zugleich die

Verpflichtung, unter den Indianern das Christenthum zu verbreiten. Nicht sollten die Ansiedler ihrer Heimathsrechte verlustig gehen, „alle Kolonisten und ihre Nachkommen bleiben Engländer in jeder Beziehung, sie genießen alle Freiheiten und Sonderrechte innerhalb der amerikanischen Ansiedlungen, als wären sie im Mutterlande geblieben.“ Man unterschied die Kolonien nach ihrem Ursprunge in königliche, grundherrliche und freibriefliche. Die königlichen standen unmittelbar unter der Krone. Diese hatte unter den Ansiedlern das Land vergabt und den Gouverneur desselben bestellt. Die grundherrlichen entstanden auf dem Lande, das die Krone gewissen bevorzugten Personen zu eigen ertheilt hatte; diese vertheilten dann an die Ansiedler das Land, über das sie sich meistens gewisse Rechte vorbehalten hatten. Die freibrieflichen Kolonien waren hervorgegangen aus Ländern, die eine Anzahl Auswanderer, sei es von der Krone, oder Grundherren, oder den Indianern als freien Grundbesitz erworben. Das altgermanische Vorbild der selbstständigen unabhängigen Volksgemeinde wiederholte sich hier: man schuf sich eine Verfassung und suchte die Bestätigung der Krone dafür zu erlangen. Natürlich nahmen diese letzteren die freieste Stellung ein, und die beiden andern Arten waren in ihrem ganzen Streben von selbst darauf hingewiesen, eine gleiche Stellung zu erringen.

Virginia wurde zuerst kolonisirt; im Dezember des Jahres 1606 verließen 105 Kolonisten das Mutterland und gelangten nach einer langen mühevollen Fahrt an den Jamesfluß, wo sie die erste Niederlassung Jamestown gründeten. Doch wie war diese Masse zusammengesetzt! Leute aus hohem Adel, aber verkommen und ruinirt, entartete Söhne, deren sich die eigenen Familien schämten, daneben verworfenes, verbrecherisches Gesindel. Der tüchtige Mittelstand, zu allen Zeiten der Träger einer gedeihlichen Volksentwickelung, fehlte ganz, und wenn auch später Landbauer und Handwerker nachfolgten, so verschwanden sie doch in der ungeheuren Mehrzahl der schlechten Elemente. Nur zwei Aussichten schienen den Ansiedlern vorbehalten zu sein: entweder Reichthümer zu erwerben oder elend umzukommen. Dabei fielen alle schöneren, edleren Gewohnheiten des menschlichen Lebens weg; der Einfluß, der die Kolonien des Alterthums zu Pflanzstätten echten und wahren Lebens gemacht, der Einfluß der Familie fehlte ganz; da verfiel die Virginia-Compagnie auf ein eigenthümliches Mittel, um dem Mangel an Frauen abzuhelfen: sie ließ eine Schiffsladung Mädchen herüberschaffen und Jeder kaufte sich eine Frau für einige hundert Pfund Tabak. Nur zu wahr sind die Worte, die in damaliger Zeit über die junge Ansiedelung ausgesprochen wurden: „Ueber dies herrlichste Land auf Erden ist unsägliche Schmach gekommen, es galt als passender Verbannungsplatz für die größten Schufte.“ — Und die gehofften Reichthümer an edlen Metallen erwiesen

sich bald als nur geträumte, man mußte dem Lande die nöthigen Lebensmittel abgewinnen. Am lohnendsten war der Tabaksbau, sogar die Straßen von Jamestown wurden mit diesem bepflanzt. Um ihn noch in höherem Grade zu erzeugen, waren bald die Arbeitskräfte der Weißen unzureichend. Da landete im Jahre 1620 ein holländisches Schiff, an das Land setzte es zwanzig Schwarze. Der Hauptschlag, der dem Süden sein Gepräge aufdrücken sollte, war geschehen, die Sklaverei war eingeführt. Tocqueville sagt in seinem epochemachenden Werk „über die Demokratie in Amerika": „Die Sklaverei verunehrt die Arbeit, sie führt den Müßiggang in die Gesellschaft ein und mit ihm Unwissenheit und Stolz, Armuth und Luxus. Sie entnervt die Kräfte der Intelligenz und versenkt die menschliche Regsamkeit in tiefen Schlaf. Der Einfluß der Sklaverei, verbunden mit der englischen Charaktereigenthümlichkeit, gestaltet die Sitten und den sozialen Zustand des Südens."

Doch konnte sich in den bunt zusammengewürfelten Massen nicht lange dieser Zustand des Nichtsthuns halten. Mit der Arbeit wuchs das Selbstgefühl, mit dem Selbstgefühl das Verlangen nach Selbstregierung. Die Institutionen und die in jahrhundertlangen Kämpfen gewonnenen Freiheiten des Mutterlandes wirkten. Der Statthalter ordnete mit den berufenen Gemeindegenossen die Verhältnisse der Kolonie, die Kompagnie stimmte bei, eine allgemeine Versammlung, aus Unterhaus und Oberhaus bestehend wurde eingerichtet, ihr die legislative Gewalt, dem Statthalter und der Kompagnie das Veto und die Genehmigung der Beschlüsse übergetragen. Schwurgerichte und englisches Gesetz wurde gewährt. Diese Errungenschaften wußten die Virginier trotz der Eingriffe, die sowohl Karl I. als Cromwell versuchten, festzuhalten; ja man erreichte durch kluges Nachgeben in der Zeit des Prätendenten das gleiche allgemeine Stimmrecht aller Freien. Als Karl II. den Thron bestieg, änderten sich diese Verhältnisse in gewissem Grade. In Virginien hatte sich allmählig eine starke royalistische, feudale Partei herangebildet, es waren die Besitzer der großen Landgüter, die „Barone des Südens". Nun wurden sie von Krone und Parlament unterstützt und gefördert. Die Mittel dazu waren damals dieselben, wie sie immer die Aristokratie gebraucht, die Unterdrückung aller edleren, freieren wissenschaftlichen Bestrebungen. Der Statthalter Berkeley schrieb: „Zum Glück haben wir hier noch keine Freischulen, noch keine Druckereien. Ich hoffe, wir werden noch Hunderte von Jahren keine bekommen. Unterricht und Gelehrsamkeit haben Ungehorsam, Ketzer und Sektirerei in die Welt gebracht. Die Druckereien haben sie verbreitet und Schmähschriften gegen die besten Regierungen ausgesandt. Gott bewahre uns vor beiden. Es ist genug, wenn Jeder außerhalb der Städte, wie in England geschieht, so gut er's versteht, seine Kinder unterrichtet." Sollte man nicht glauben, man wäre

in die Zeit jener römischen Imperatoren versetzt, die den freien Austausch der Meinungen verboten, ein Mittel, von dem Tacitus sagt: „Selbst die Erinnerung hätten wir nebst der Sprache eingebüßt, wenn es ebenso in unserer Macht läge, zu vergessen wie zu schweigen." Dazu kam dann natürlich in Amerika die größte Unduldsamkeit gegen andere Meinungen, namentlich gegen abweichende Religionsbekenntnisse. Auch vielfache Beschränkungen des Handels und der Ausfuhr wurden dem Volke auferlegt, es kam zu einem erbitterten Bürgerkriege, in dem sich das niedere Volk und die Aristokraten gegenüberstanden, endlich siegten die letzteren und gewannen damit für alle Zeiten Macht und Einfluß. Seit jenen Tagen blieb die Volksgestaltung der Bewohner Virginia's dieselbe: eine reiche Aristokratie, ein verhältnißmäßig tüchtiger Bauernstand, arme mißachtete Weiße im Dienste der Reichen. „Sämmtliche drei Klassen sind, wenn auch in verschiedenem Grade, herabgewürdigt und verdorben durch die allgemein verbreitete Negersklaverei."

Einen ähnlichen Gang der Entwickelung machten sämmtliche südlichen Staaten damals durch. Es würde zu weit führen, ihre äußeren Geschicke alle aufzuführen. Diese sind ja auch nicht das Bezeichnende für ein Volk, weit mehr Interesse bietet sein inneres Leben dar, seine Charaktereigenthümlichkeit und seine Selbstentwickelung. Und haben wir am Beispiel Virginia's gezeigt, wie der Süden Nordamerika's beschaffen, so wollen wir in der Folge durch die Schilderung von der Ansiedelung der nördlichen Staaten den gewaltigen Gegensatz klar machen, der zwischen Nord und Süd von Anfang an bestand und noch jetzt unter Kampf und Vernichtung fortbesteht.

Die Emigranten, die sich an den Küsten Neu-Englands (unter diesem Namen umfaßte man die späteren Staaten Connecticut, Rhode-Island, Massachusetts, Vermont, New-Hampshire, Maine) festsetzten, waren aus den besseren Ständen ihres Heimathlandes hervorgegangen; es waren Männer von strenger Ordnungsliebe, erfüllt von Moralität, wissenschaftlich gebildet. Sie zogen in das unbebaute Land, begleitet von ihren Frauen und Kindern. Doch was sie von allen anderen Auswanderern unterschied, war das Ziel ihrer Unternehmung; nicht die Nothwendigkeit trieb sie an, ihr Vaterland zu verlassen, denn sie verließen eine angenehme Lebensstellung und einen gesicherten Besitz; sie dachten nicht daran, in der neuen Welt ihre Lage zu verbessern, ihren Reichthum zu vermehren, denn sie gehorchten einem rein geistigen Bedürfniß, sie setzten sich den unausbleiblichen Mühen freiwilliger Verbannung aus, denn ihre Aufgabe war der Triumph einer Idee. Sie waren Puritaner, ihr leitendes Gesetz das Wort Gottes. Dieses hatte sie gelehrt, daß vor Gott kein Unterschied der Person gelte, sondern daß wer seinen Willen thue, ihm allein angenehm sei. Die demokratischen Grundsätze, die in der ältesten Geschichte des Volkes Israel verwirklicht waren,

machten auf sie den tiefsten Eindruck; nach ihnen regelten sie das Leben in der Familie und dem Staate. Sie waren auf energischen Widerstand in der Heimath gestoßen; als sie sich an Jakob I. mit der Bitte um Duldung ihres Glaubens gewandt und auf die Rechte, die sie nach der heiligen Schrift und der Magna-Charta hätten, hinwiesen, schrieb dieser König an den Rand des Gesuches: „Es sind unverschämte und offenbare Lügen, unsinnige Teufelslügen. Von diesen soll ich Staatsmaximen lernen! Sie sollen England verlassen oder gehorchen. Wirrungsvolle gräuliche Zustände, wo Jeder seiner eigenen Ueberzeugung folgen will, vollkommen im Widerspruch mit der monarchischen Regierung. Wo bliebe dann die Suprematie des Königs und der schuldige Gehorsam für die Unterthanen? Solche Leute müssen aus dem Lande gejagt werden."

Die Puritaner suchten jenseits des Ozeans eine Freistatt für ihr bedrängtes Gewissen. Am 11. November 1620 betraten sie den Boden der neuen Heimath; sie betrachteten die Stelle, wo sie zuerst ans Land gestiegen, als heiliges Land. In dieses Land zogen die Pilgrime als die echten Pioniere des Geistes; ein Beweis dafür ist die Unterzeichnung der Urkunde, die sie noch an Bord des Schiffes vornahmen, und durch die sie die Grundzüge jenes demokratischen Gemeinwesens, das sie hier einrichteten, bewußt und klar hinstellten. Andere Ansiedler folgten in Menge nach, und bald sah man reges Leben und Treiben sich entfalten, um den Boden zu bearbeiten; Land und Hausvieh wurde nach gleichen Normen vertheilt. Rasch entwickelte sich allgemeiner Wohlstand, Städte und kleinere Flecken entstanden. Ueberall wurden Obrigkeiten aufgestellt, die nach demokratischen Gesetzen regieren sollten, d. h. nach solchen, die die freien Bewohner der Mehrzahl nach festgesetzt hatten. Auch geistig bedeutende Männer kamen aus dem Mutterlande herbei. Unter ihnen ist namentlich jener Freund Milton's und Cromwell's zu nennen, Williams, der, seiner Zeit lange voraus, alle jene Gedanken aussprach, um deren Verwirklichung noch heute die ganze gebildete Menschheit kämpft: Toleranz, Trennung der Kirche vom Staat, Volksautorität. „Könige und Fürsten haben keine andere Macht als diejenige, welche ihnen freiwillig vom Volke übertragen wurde. Jede bürgerliche und staatliche Gewalt beruht auf der freien Zustimmung des Volkes." Die Geistlichkeit ging mit dem besten Beispiel voran. Wir haben schon oben darauf hingewiesen, wie der Puritanismus auf der breitesten demokratischen Grundlage ruht. In ihren Predigten, oft über die Maaßen lang, besprachen diese Priester alle Fragen des menschlichen Lebens, ja sie verschmähten es nicht, in der Zeit der Noth das Wort Gottes hinzulegen und zum Gewehr zu greifen.

Und so kommt es, daß wir bald bei den Neuengländern alle Bedingungen zu einem geordneten staatlichen Leben finden: das regelmäßige

Zusammentreten der vollberechtigten Bürger zu Legislaturen, ein geordnetes Milizsystem, gute Schulen, kirchliche Zucht und Ordnung. Schon im Mai des Jahres 1634 konnte eine allgemeine Versammlung in Massachusetts abgehalten werden, nach einigen Jahren bildeten sich zwei Häuser in derselben nach dem Beispiele des Mutterlandes. Im Jahre 1643 traten die Staaten Massachusetts, Plymouth, Connecticut und New-Hawen zu einer Conföderation zusammen; die einzelnen Artikel derselben enthalten im Großen und Ganzen alle die Grundzüge, die später in der Verfassung der Union aufgestellt wurden. Schon der Eingang derselben ist bezeichnend. „Da wir alle aus gleichem Grunde nach Amerika gekommen sind, nämlich um das Reich unseres Herrn Jesus Christus zu mehren und uns der Freiheiten der heiligen Schrift im Frieden zu erfreuen, aber wegen großer Zerstreuung längs der Seeküste und Flüsse nicht unter einer Regierung stehen können, so haben wir zu unserem Troste einen Bund geschlossen, damit wir, gleichwie in volksthümlicher und religiöser Beziehung, auch in anderem Betracht vereint sein und bleiben mögen. Wir nennen uns für jetzt und in Zukunft die Vereinigten Colonien von Neuengland, schließen für jetzt und alle künftige Zeiten ein Bündniß mit einander zum Angriff wie zur Abwehr, zu gegenseitigem Rath und Hülfe, zur Erhaltung und Wahrung der Wahrheit und Freiheiten der heiligen Schrift, zu unserer eigenen gegenseitigen Sicherheit und Wohlfahrt."

Es war ein ruhiger, nicht durch äußere Ereignisse gestörter Entwickelungsgang, den die Kolonien Neuenglands einschlagen konnten. Frei konnte sich der eigenthümliche Charakter der Neuengländer herausbilden. Der praktische Sinn, die Freude am Schaffen und der Stolz auf das Gewonnene, daneben das Lauernde und Selbstbewußte, die Empfindlichkeit gegen Angriffe auf ihre Freiheiten, das Bewußtsein, stets im Anschlage zu liegen. Einem Volke, das wie dieses sich zur Aufgabe gemacht hatte: „Schaffen sollst du und entbehren!" mußte das Gefühl für Luxus und Feinheit abgehen, es mußte im strikten Widersatz zu seinen südlichen Nachbarn stehen.

Nicht ganz Nordamerika ist von den Engländern kolonisirt, wir finden auch dort Schweden und Holländer, ja ausgewanderte Hugenotten; allein sie alle vermochten nicht wesentlich zur Gestaltung des dortigen Lebens beizutragen. Die Haupteinwirkung ging eben von dem angelsächsischen, also dem germanischen Geist aus, und nach den geographischen Verschiedenheiten wirkten auch seine beiden sich entgegenstehenden Elemente, die Demokratie und die Aristokratie. Wie es gelang, diese zu vereinigen und auf ein gemeinsames höchstes Ziel hinzulenken, das macht die Geschichte Nordamerika's bis zur Unabhängigkeitserklärung aus.

Die Zeit kam, in welcher Amerika auch zu Leistungen vom Mutterlande herangezogen wurde. Es ist bekannt, wie England Preußen im sieben-

jährigen Kriege unterstützt hatte; es handelte dabei durchaus in seinem eigenen Interesse. Das unter Ludwig XIV. erstarkte französische Königthum hatte ihm in vielen Dingen den Vorrang entrissen, auch auf dem Boden Nordamerika's hatte es sich dazu angeschickt. Kanada war damals noch in den Händen der Franzosen, ebenso bedeutende Landgebiete im Süden, das englische Element aber befand sich in stetem Vordringen nach Westen. Da faßte Frankreich den Plan, seine Besitzungen im Süden mit Kanada durch eine Reihe Forts zu verbinden; damit hätte es die junge nordamerikanische Entwickelung sofort vernichtet, denn ein nicht zu durchbrechender Damm wäre dem Fortschritt Englands gesetzt worden, in Nordamerika aber hätten sich die Gegensätze germanischer und romanischer Volksabstammung geltend gemacht. England spielte den Krieg auf amerikanischen Boden hinüber, es gelang, die Franzosen aus Kanada zu verdrängen. Allerdings nicht ohne Opfer, denn Amerika hatte während des Krieges 25,000 Mann gestellt. Dafür schien dann der erlangte Friede reichlich zu entschädigen, Frankreich mußte Kanada und beinahe seine sämmtlichen Besitzungen im Süden abtreten, auch die Spanier wurden wesentlich beschränkt. Große Freude herrschte darob bei den Amerikanern, das Verhältniß zum Mutterlande schien fest und innig, ja unauflösbar. Schnell genug sollte die Katastrophe eintreten.

Der Wohlstand nahm in den Kolonien von Tag zu Tag zu, die Ausfuhr wurde immer bedeutender, in manchen Artikeln konnte das Tochterland mit dem Mutterlande auf fremden Märkten bereits stark konkurriren. Der Ackerbau wurde lebhaft befördert, das Auge des Reisenden sah überall ansehnliche Städte oder freundliche Dörfer, nirgends war ein Bettler zu erblicken. Ueberall regte sich ein thätiges, unablässig schaffendes Volk. War es ein Wunder, daß man da in England auf den Gedanken verfiel, die Steuerkraft dieses Landes zu verwenden? Allein man war in England ganz im Unklaren über den wirklichen Zustand des Landes und den Charakter seiner Bevölkerung. Man glaubte die gewöhnlichen Mittel, die in absoluten Staaten angewandt werden können, um ein Volk zu erniedrigen und dienstbar zu machen, würden auch jenseits des Ozeans durchschlagend wirken. Allmählig zog sich das Unwetter zusammen. Wir vermissen an den englischen Staatsmännern jener Tage den ruhigen klaren Blick, vorurtheilsfreies Urtheil, vor allen Dingen das nöthige Selbstgefühl, ja Moralität. Wenn früher der edle Minister Sir Robert Walpole im Jahre 1739 unter König Georg II. erklärt hatte, um die Einkünfte des Staates durch direkte Besteuerung Amerika's zu erhöhen, dazu gehöre ein muthigerer Mann und kein solcher Freund des Handelsverkehrs zwischen den Kolonien und dem Mutterlande, wie er es sei, so war jetzt ein Georg III. auf den Thron gekommen, der überspannte Begriffe von seiner Macht hatte

und wegen seiner elenden Erziehung und seiner Unwissenheit in allen öffentlichen Angelegenheiten nur seinen Willen zur Geltung bringen wollte. Der erneute Plan zur Besteuerung Nordamerika's war sein eigenstes Werk. Das Ministerium Bute mußte abtreten, Georg Grenville übernahm die Leitung. Er vertrat ein Ministerium, von dem Lord Chatam 1777 im Parlamente sagte: „So wurde die Regierung dieses glorreichen Landes nicht fähigen, sondern gefügigen Männern anvertraut.“ Gegen alle Widersprüche beschloß das Ministerium und das gehorsame Parlament die Stempeltaxe in Nordamerika einzuführen. In den Kolonien stieß dies Verfahren auf den größten Widerstand, man nahm nicht das Recht der Steuerfreiheit in Anspruch, sondern bestritt nur die Kompetenz des Parlaments, in dem Nordamerika nicht vertreten war, zur Auflegung von Abgaben. Brauche der König Geld, so möge er wie ehemals sich durch die betreffenden Statthalter an die einzelnen Kolonien wenden. Am klarsten spricht sich das Rechtsbewußtsein in der Eingabe von New-York aus: „Die New-Yorker verschmähen es, die Steuerfreiheit als ein Sonderrecht zu betrachten. Sie fußen auf einem andern, auf einem ehrenvollen festen und unerschütterlichen Grunde. Sie nehmen diese Steuerfreiheit als ihren Ruhm, als ihr Geburtsrecht in Anspruch. Des Rechts sich selbst zu besteuern, erfreuten sich unsere Vorfahren in Großbritannien; dieses Rechts erfreuen sich unsere Nachkommen, wenn sie nach der Heimath zurückkehren. Keine fein gedrehten, listig ersonnenen Worte werden dem gesunden unparteiischen Menschenverstande begreiflich machen können, daß diejenigen, welche sich in fernen Gegenden allen möglichen Entbehrungen und Drangsalen aussetzten, um die Herrschaft, um den Handel und Reichthum des Mutterlandes zu mehren, zur Belohnung dafür der Rechte beraubt sein sollen, welcher sich ihre Mitbürger erfreuen in der Heimath.“ In Amerika wuchs die Aufregung von Tag zu Tag. Auch die Gerichte suchte die Regierung zu korrumpiren, und sie zu bewegen, in ihrem Sinne zu entscheiden. Vergebens, die Richter waren eingedenk, daß sie die Wächter des Rechtes und Gesetzes auf Erden wären. Und dem guten alten Recht seinen schützenden Arm zu leihen, dazu war bereits damals das ganze Volk entschlossen.

Am 22. März 1765 wurde die Stempelbill im Hause der Gemeinen mit großer Majorität, im Hause der Lords, ein bedeutsames Zeichen! ohne jede Debatte und einstimmig angenommen. Der König sanktionirte sie sofort durch seine Unterschrift. Jede Schrift, ja die Diplome der gelehrten Gesellschaften sollten dem Stempelzwang unterliegen. Zur Aufrechthaltung des Gesetzes sandte man Truppen nach den Kolonien. Im Oktober desselben Jahres trat zu Newyork der erste allgemeine Kongreß der Kolonien zusammen. Und wie der Gedanke des Vereintseins in den Stunden der Gefahr ihn zusammengeführt hatte, so wirkte derselbe weiter auch auf

kleine Kreise. Eine Menge von Vereinen bildete sich. Junge, entschlossene Männer aus allen Ständen der Gesellschaft thaten sich zu der Vereinigung der Söhne der Freiheit zusammen. Von ihnen ging der thatsächliche Widerstand aus. Sie versammelten sich in einer Nacht und weihten einen alten Baum in Boston zum Baume der Freiheit. An seinen Zweigen wurde das Bild des verhaßten Oberstempelmeisters aufgehängt. Ueberall wurde dies Beispiel nachgeahmt, bald entstanden auch jene feurigen, Trotz und Verachtung, Stolz und Selbstgefühl athmenden Lieder, die von den Massen begeistert aufgenommen wurden. Auch symbolische Aufführungen fanden Statt, wie das Begräbniß der 145 Jahre alten Freiheit und ihre Auferstehung. Endlich schritt man zu offener Gewalt, man zerstörte die Stempelhäuser, verbrannte die Papiere. Die Geschäfte gingen in althergebrachter Weise ihren Gang. England hatte keine Macht, dagegen einzuschreiten; die nothwendige Folge war die Aufhebung der Bill, der Sturz des Ministeriums.

Das neue Ministerium ward überaus bunt zusammengesetzt. Burke bezeichnete es als einen Fußboden von Mosaik, „hier ein weißer, dort ein schwarzer Stein; Patrioten und Höflinge, verrätherische Freunde und offene Feinde; Republikaner und Königsfreunde, Whig und Tory, ein Prachtstück anzusehen, aber gefährlicher, daran zu rühren und noch gefährlicher, sich darauf zu stellen“. Bald wurden wieder die alten Wege eingeschlagen, den Amerikanern neue Steuern auferlegt. Und als Lord North ins Ministerium kam, war die Sachlage wieder ganz und gar die alte geworden. Sein berüchtigtes Wort „Keine Nachgiebigkeit! Die Kolonien sprechen und handeln wie Rebellen. Man muß sie niederdrücken, sie müssen auf die Knie fallen“, war die Losung für die kommende Zeit. — Die Amerikaner setzten den Beschlüssen eine edle Hartnäckigkeit entgegen. Man versagte sich den Genuß des Thees, den man nur versteuert kaufen konnte, man kleidete sich in die rauheren Stoffe der einheimischen Manufaktur. Endlich kam es zu Thätlichkeiten. Die von England herübergeschickten Truppen waren inzwischen in Boston gelandet, die Stadt war, als ob sie in Belagerungszustand versetzt worden wäre, ewige Reibereien zwischen den Bürgern und Soldaten fanden Statt. Am Abend des 5. März 1770 begannen die Gräuelszenen, die unter dem Namen des Bostoner Gemetzels bekannt sind. Am 16. Dezember 1773 wurden im Hafen von Boston 342 Kisten Thee von jungen, als Indianer verkleideten Bostonern ins Meer geworfen. Zur Strafe schloß die englische Regierung den Hafen, sie setzte neue Mitglieder der Kolonialregierung ein, ja sie wagte es, das Gesetz aufzuheben, das da bestimmte, „Niemand dürfe seinem ordentlichen Richter entzogen werden“, indem sie zur Erhaltung einer unparteiischen Rechtspflege anordnete, daß Jedermann nach England geschafft werden könne, um dort gerichtet zu werden. Ganz Amerika war empört, der Tag der Schließung des Bostoner

Hafens war ein Buß- und Bettag für das gesammte Volk, man fastete den ganzen Tag und besuchte fleißig die Kirchen, in denen die Geistlichkeit zur „Ausdauer, zur Uebernahme aller Mühseligkeiten, damit die altererbten Freiheiten der Vorfahren erhalten würden", ermahnte. Ueberall zeigte sich thätige Bruderhülfe bereit, das gedrückte Boston nicht untergehen zu lassen.

Im September trat eine Versammlung aller Kolonien in Philadelphia zusammen, es ist der berühmte erste kontinentale Kongreß. Er war zusammengesetzt aus den tüchtigsten, erprobtesten Männern. Pitt schreibt über ihn: „Ich habe die freien Staaten des Alterthums studiert und gestrebt, die Ideen aller großen Geister der Weltgeschichte in mir aufzunehmen. Ich darf mir ein Urtheil zutrauen. In Betreff der Weisheit, der Gründlichkeit, des Scharfsinnes und der Selbstbeherrschung überragt diesen amerikanischen Kongreß keine andere Versammlung. Hier haben wir den erhabensten Verein von Staatsmännern, seit den Zeiten der alten Griechen und Römer, und zwar zu ihren tugendhaftesten Zeiten". Und unter ihnen leuchtete schon damals, nach dem Urtheil der eigenen Genossen, Washington am meisten hervor. — Man nahm alle die Rechte für sich in Anspruch, die den Bewohnern des Mutterlandes bewilligt waren. Um dieses zur Anerkennung zu zwingen, beschloß man, keine englischen Waaren zu kaufen oder zu gebrauchen. Es war dies eine, das eigene Land schwer drückende Maßregel, denn sie legte Entbehrungen der mannigfachsten Art auf; allein man war von ihrer Nothwendigkeit durchdrungen. Dennoch versuchte man noch immer, den Weg des Friedens zu behaupten, Washington selbst konnte noch erklären, an eine Losreißung der Kolonien vom Mutterlande denke Niemand, noch wandte man sich mit Bittschriften vom schlecht unterrichteten an den besser zu unterrichtenden König, dieser blieb fest, das Parlament überschüttete Amerika mit Hohn und Verachtung, man verbot schließlich die Fischerei an den Küsten von Neufoundland. — Da war die Hoffnung zur Erhaltung des Friedens gänzlich verschwunden. „Wollen wir frei sein, so müssen wir Schlachten schlagen, bei Gott, wir müssen Schlachten schlagen". Man begann sie zu schlagen. Die ungeübten Truppen der Amerikaner zeigten, was Vaterlandsliebe und das Bewußtsein eines Kampfes für eine Idee aus rohen Milizschaaren machen kann. Die Gefechte bei Lexington und Bunkershill begründeten den Ruhm dieser Schaaren, entflammten die ganze Bevölkerung zur Nachahmung. Bald war eine Armee auf den Beinen; der inzwischen wiederum versammelte Kongreß, der bis zur endlichen Feststellung der Artikel der Konföderation die Staatsgeschäfte leitete, ernannte einstimmig Georg Washington zum Oberbefehlshaber derselben.

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, näher auf die Schilderung dieses einzigen Mannes einzugehen. Wenn Jemand den ehrenden Namen „Vater des Vaterlandes" verdient, so er, indem sich die herbe strenge Tugend

des alten Römers mit der Treue und Liebenswürdigkeit des Germanen gepaart zu haben schien. Fest und besonnen in allen Lebenslagen, wahr und treu, jedes andere Verdienst freudig anerkennend, bescheiden und doch seiner selbst bewußt, einfach, majestätisch; ruhig und glühend, unwandelbaren Zieles und riesenhafter Kraft. Es gehört ein Charakter dazu, eine Königskrone, wie er, auszuschlagen. Er ist einer der edelsten Exponenten des germanischen Geistes. Was er als Feldherr geleistet, das müssen wir Anderen zur Beurtheilung überlassen, aber aus allen seinen Plänen und Operationen blickt eine Genialität hervor, die ihres Gleichen sucht. Und nicht allein im Kampfe, in der Schlacht zeigte sich seine Größe, noch mehr in den kunstvollen Zügen, durch die er, wie auf einem Schachbrette, den Gegner zu ermüden und zu umzingeln strebte. Mit Recht sind die Dichterworte des Ennius, mit denen derselbe den großen Fabius gefeiert, auch auf Washington bezogen worden:

Unus homo nobis cunctando restituit rem,
Non ponebat enim rumores ante salutem,
Ergo magis magisque viri nunc gloria claret.

Ohne Washington hätte Amerika niemals seine Unabhängigkeit erkämpft.

Und der Kampf war unausbleiblich geworden, nachdem die letzte Bittschrift des Kongresses vom Juli 1775 an den König von dem Ministerium aus dem Kabinet des Königs mit der Antwort zurückgesandt wurde, Seine Majestät fänden sich nicht veranlaßt, eine Antwort erfolgen zu lassen. „Der Kongreß ist gegen das ausdrückliche Gebot Seiner Majestät zusammengekommen, eine solche revolutionäre Körperschaft kann man keines Bescheides würdigen.“

Immer neue Truppen wurden über das Meer gesetzt, unter ihnen 29,166 Deutsche, die „die fürstlichen Schlächter Deutschlands“, wie man die Herren damals im englischen Unterhause nannte, hergaben; es waren meistentheils Hessen, aber auch Braunschweiger, Hanauer, Anspacher, Zerbster, das Stück kostete dreißig Thaler. Von dem größten Theil dieses Geldes sind die prachtvollen Gartenanlagen zur Wilhelmshöhe bei Kassel geschaffen, ein Blutacker, der da mahnt an die 11,183 Mann, die nicht wieder ins Vaterland heimkehrten. Friedrich der Große soll gesagt haben, er wäre geneigt, von den wie Vieh Verkauften auch den üblichen Viehzoll beim Durchzug durch sein Land zu erheben! Und eine Regierung, die solche Hülfe nicht verschmähte, wagte es in einen Kampf zu treten, der um die Freiheit des Menschen geschlagen wurde; sie wagte es zur damaligen Zeit, die Sklaven gegen ihre Herren in den friedlichen Kolonien aufzurufen!

Man antwortete mit der Unabhängigkeitserklärung am 4. Juli 1776. „Wenn im Laufe der Begebenheiten ein Volk genöthigt wird, die politischen Bande aufzulösen, die es mit einem anderen vereinten, und unter den Mächten der Erde die gesonderte und gleiche Stellung einzunehmen, wozu es durch

die Gesetze der Natur und deren Schöpfer berechtigt ist, so fordert die geziemende Achtung vor den Meinungen der Menschen, daß es die jene Trennung veranlassenden Ursachen öffentlich verkünde". — „Wir halten folgende Wahrheiten für klar und keines Beweises bedürftig; nämlich, daß alle Menschen gleich geboren, daß sie von ihrem Schöpfer mit gewissen unveräußerlichen Rechten begabt sind, daß zu diesen Leben, Freiheit und das Streben nach Glückseligkeit gehöre, daß, um diese Rechte zu sichern, unter den Menschen Regierungen eingesetzt sind, deren gerechte Gewalten von der Zustimmung der Regierten herkommen, daß alle Mal, wenn irgend eine Regierungsform zerstörend in diese Endzwecke eingreift, das Volk das Recht hat, jene zu ändern oder abzuschaffen, eine Regierung einzusetzen und diese auf solche Grundsätze zu gründen und deren Gewalten in der Form zu ordnen, wie es ihm zu seiner Sicherheit und zu seinem Glück am erforderlichsten zu sein scheint. Die Klugheit zwar gebietet, schon lange bestehende Regierungen nicht um leichter und vorübergehender Ursachen willen zu ändern, und demgemäß hat alle Erfahrung gezeigt, daß die Menschen geneigter sind, die Leiden zu ertragen, so lange sie zu ertragen sind, als sich durch Vernichtung der Formen, an welche man sich einmal gewöhnt hat, selbst Recht zu verschaffen. Wenn aber eine lange Reihe von Mißbräuchen und unrechtmäßigen Eingriffen, welche unabänderlich immerdar den nämlichen Gegenstand verfolgen, die Absicht beweist, das Volk dem absoluten Despotismus zu unterwerfen, so hat dieses das Recht, so ist es seine Pflicht, eine solche Regierung umzustoßen und neue Schutzwehren für seine künftige Sicherheit anzuordnen. Von der Art war auch das stille Dulden dieser Kolonien und von der Art ist nun die Nothwendigkeit, welche sie das frühere System der Regierung zu ändern zwingt. Die Geschichte des gegenwärtigen Königs von England ist eine Geschichte von wiederholten Ungerechtigkeiten und unrechtmäßigen Anmaßungen, welche alle die Errichtung einer unumschränkten Tyrannei über diese Staaten bezwecken". — Zum Beweis legen die Amerikaner dann eine Menge Thatsachen der unparteiischen Welt vor und fahren fort: „Ein Fürst, dessen Charakter durch jede Handlung so sehr einen Tyrannen bezeichnet, ist untauglich, eines freien Volkes Herrscher zu sein."

Den Eindruck zu schildern, den diese Erklärung damals in der ganzen civilisirten Welt machte, ist unmöglich. Es war eine That, und nach einer solchen sehnte sich die Menschheit, es war, als ob mit einem Male von den Urwäldern Amerikas ein Licht ausging, das die Herzen Aller entflammen sollte. Nicht oft sind Worte erschollen, die ein Volk begeistern konnten, diese vermochten es für die ganze Welt. Die Abfassung der Unabhängigkeitserklärung war das Werk Jefferson's gewesen, des Mannes, von dem Stallo so treffend sagt: „Er war der nie rastende Architekt der Freiheit,

dessen Blick nicht erblindend am Einzelnen blos hängt, sondern unverwandt der ewigen Bahn des Rechtes folgt". Mußte dieser große Mann es auch noch erleben, daß die Worte seiner Unabhängigkeitserklärung im Kongresse lächerlich gemacht wurden, und daß seine Lehre von der Selbstregierung durch die Sklavenhalter des Südens zu ihrem Vortheil ausgebeutet wurde, der Geist, den er geweckt, die Erkenntniß, die er entzündet hat, sind nicht verloren gegangen, sondern sie haben Früchte getragen am Baum des Lebens. Noch zehn Tage vor seinem Tode (1826) konnte Jefferson über sein Werk die Worte niederschreiben: „Diese Schrift solle der Welt ein Feuerzeichen bleiben, um die Ketten zu brechen, welche mönchische Unwissenheit und Aberglaube über ihren Nacken gelegt haben. Mögen die Menschen endlich einsehen, daß sie nicht mit Satteln auf ihren Rücken geboren sind, damit sich einige legitime Reiter darauf setzen, ihre Sporen und Peitschen nach Belieben zu gebrauchen. Der Mensch soll seinen Verstand und seine Fähigkeiten ausbilden, daß er der Selbstregierung, wozu er geboren, theilhaftig werde."

Die Welt empfängt eine große That gewöhnlich, ohne von dem, was sie veranlaßt und was ihr vorangegangen, genau unterrichtet zu sein. Von Anfang an war die Einbringung der Unabhängigkeitserklärung auf Widerstand gestoßen; man erklärte, die gesammten mittleren Kolonien: Maryland, Delaware, Pennsylvanien, New-Jersey und New-York seien keinenfalls schon zur Unabhängigkeit reif. Und da trat namentlich die Abneigung zwischen Süden und Norden offen zu Tage, es war ein Kampf der Demokratie mit der Aristokratie. John Adams verurtheilt diese Aristokratie in schärfster, vielleicht ungerechter Weise. „Die volksthümlichen Grundsätze", sagt er, „widerstreben den Neigungen der Barone des Südens, sowie den selbstsüchtigen Anbetern des Mammons, — einer Aristokratie, welche nicht auf Talent, auf Kenntnissen und moralischer Würde beruht, sondern auf Grundbesitz und Sklaverei". So wurde der ursprüngliche Entwurf starken Redaktionen unterzogen, namentlich wurde der Passus, der die Sklaverei mit scharfen Worten geißelte, von den Abgesandten des Südens beanstandet, endlich ganz gestrichen. Man berief sich auf die allgemeinen Menschenrechte und hatte nicht den Muth, dieselben im Einzelnen durchzuführen, man hegte damals und noch später die Hoffnung, daß die Sklaverei sich selbst erschöpfen werde! — Nicht mit einem Male kann sich der Mensch daran gewöhnen, die alten Formen zu entbehren. Auch im Kongreß waren die Stimmen über die Annahme der Erklärung getheilt, sechs gegen sechs Stimmen zählte man, Pennsylvanien war unschlüssig, endlich wurde es von der Freiheitspartei gewonnen, die anderen Staaten traten dann ebenfalls hinzu, und die Glocke auf der Unabhängigkeitshalle, deren Inschrift war: „Freiheit durch

das ganze Land und allen seinen Bewohnern", verkündete mit ihrer ehernen Zunge das große Ereigniß.

Thätige Hülfe sollte den Amerikanern nicht fehlen. Namentlich Frankreich unterstützte sie mit Rath und That. Mochte auch sein politisches Interesse vor Allem schwer ins Gewicht fallen, wir dürfen nicht jene freisinnige, geistige Richtung der damaligen französischen Philosophie außer Acht lassen. Eine Menge edler Franzosen eilte den Kolonien zu Hülfe, unter ihnen ist der bekannteste Lafayette, dessen Verdienste um die amerikanische Sache noch lange nicht genug gewürdigt sind. — Aber auch die Deutschen liehen ihren Arm. In neuester Zeit hat uns Friedrich Kapp das Leben der beiden deutschen Generale, die in Amerika hauptsächlich wirkten, Steubens und Kalbs, geschildert. Steuben namentlich hat seinem neuen Vaterlande viel genutzt. Ein Offizier aus der Schule Friedrich des Großen, wußte er in die ungeordneten Truppen Disziplin und Zucht zu bringen, jene exakte Gewandtheit, die, mit Muth und Kühnheit verbunden, den Soldaten unüberwindlich macht. Washington ist stets voll Lobes über Steuben und die Deutschen, die in damaligen Zeiten ganze Regimenter bildeten, sie galten für die zuverlässigsten und bravsten Soldaten, sie waren stets die Ersten voran, wenn es galt, einen kecken, gewagten Streich auszuführen, oder wenn schwere langdauernde Kriegsarbeit bevorstand. Unsere Vorväter haben mit ihrem Blute redlich das Recht mit erkauft, das der Boden Amerikas vielen ihrer Nachkommen gewähren sollte.

Wir befinden uns vom 4. Juli 1776 ab auf der Stufe einer neuen staatlichen Entwickelung. Dreierlei erkennen wir aus der Unabhängigkeitserklärung und dem, was ihr vorangegangen ist. Einmal nehmen die Amerikaner für sich die positiven Rechte in Anspruch, die sich schon in England ausgebildet; für diese gehen sie zuerst in den Kampf; sowie dieser entstanden, erhalten jene Theorien, wie sie sich in der damaligen Zeit im ganzen Europa, namentlich aber in Frankreich ausgebildet hatten, besonderen Einfluß; sie werden als Rechtfertigung aufgenommen und in die einzelnen Verfassungen hineingeschrieben. Das Dritte, und vielleicht das Merkwürdigste ist, daß man, vom politischen Bedürfniß getrieben, die Grundsätze eines Bundes findet und ein Staatsleben begründet, wie es bis dahin gänzlich unbekannt war. Amerika führt den Bundesstaat in die moderne Staatslehre ein. Anfänglich war allerdings der Charakter der Konföderation mehr der eines Staatenbundes als eines Bundesstaats, auch die erste Konstitution vom 4. Oktober 1776 war noch eine ungemeine lose, nach dem Frieden schien durch den Hader der Parteien alles Gewonnene wiederum in Frage gestellt zu sein. Die nationale Partei drang mehr auf Einheit, sie wurde hauptsächlich durch die Nordstaaten vertreten, während die föderative Partei des Südens mehr Gewicht auf die Einzelstaaten als selbständige Mitglieder

des Bundes legte. Endlich kam es am 17. September 1787 zur Annahme der noch jetzt rechtlich bestehenden Verfassung der Vereinigten Staaten Nordamerikas.

Jeder Gebildete kennt ihre Grundzüge, ebenso wie den Krieg, durch den sie erkämpft wurde. Wir dürfen uns deshalb an dieser Stelle wohl einer Besprechung derselben enthalten. Nur die Folgen erwähnen wir kurz. Die Vereinigten Staaten sind eine demokratische Republik, eine Staatsform, die ihr Wesen darin hat, daß die unmittelbare Mitwirkung des ganzen Volkes auf allen Gebieten staatlicher Wirksamkeit eine allgemeine ist, daß dagegen die Ausübung der Gewalt von Einzelnen nur auf kurze Zeit geschieht. Also Repräsentation und Beauftragung. Und dies ist der Grundzug der Verfassung Nordamerikas. Wäre dies der einzige Faktor im nordamerikanischen Staatsleben, es wäre wohl nicht zum Kriege gekommen; denn Amerika war in der glücklichen Lage, seine Staatsentwickelung vollenden zu können, ohne durch den Einfluß außerhalb liegender Mächte gehindert zu sein. Die Gefahr kam von Innen. Amerika ist auch noch, wie gesagt, ein Bundesstaat, das heißt, eine Staatsbildung, wo ein gewisser Theil des Staatsbereiches allen Staaten gemeinsam ist, ein anderer auch bestimmter Theil den einzelnen Staaten überlassen ist; es handelt sich also um Einzelstaaten und um eine staatliche Organisation der Gesammtheit. Es kommt, um einen solchen Zustand zu erhalten, darauf an, daß alle beide in ihrer Sphäre selbständig sind, nicht die Gewalt des einen von der Gewalt des andern abgeleitet ist. Diese Selbständigkeit hatte Anfangs in Amerika geherrscht, unser Jahrhundert hat, durch das Aufkommen neuer Lebenszweige, durch die Begründung ganz anderer Anschauungen von dem Volkswohlstand die Autonomie der Einzelstaaten gestärkt; im Kampfe um die Vertretung ihrer eigenen Interessen mußte es schließlich dahin kommen, daß, vereint mit den nationalen und klimatischen Unterschieden, auch die staatliche Spaltung wuchs. Dies ist die Ursache des gegenwärtigen Kampfes. Die Einheit, die die demokratische Republik immerdar gewährt, konnte sich nicht halten in dem Bundesstaat, dessen Theile ihre untergeordnete Rolle ferner zu spielen verweigerten. Washington sah klar voraus, was seinem Vaterlande Dauer verleihen könne, er sprach es, als er seine Feldherrnstelle niederlegte, in einem Schreiben an die Einzelstaaten aus.

„Ihr Bürger Amerikas befindet Euch in der beneidenswerthesten Lage, Ihr seid die Eigenthümer und Gebieter eines großen Landes, von der verschiedensten Bodenbeschaffenheit, von den verschiedensten Klimaten, in der vollkommensten Unabhängigkeit und Freiheit. Unser Reich ist nicht in jenen dunklen Jahrhunderten der Unwissenheit und des Aberglaubens begründet worden, sondern in einem Zeitalter, wo die Rechte der Menschen richtiger erkannt und genauer bestimmt waren, als jemals vorher in früheren Tagen.

Die Untersuchungen des menschlichen Geistes über die Ursachen des sozialen Wohlbefindens haben eine große Ausdehnung erhalten; die Schätze der Erkenntniß, erlangt durch die Arbeiten der Weisen und Gesetzgeber während der langen Folge von Jahren, liegen offen da zu unserem Gebrauche. Möge diese gesammelte Einsicht zum Aufbau unserer Regierungsform eine glückliche Anwendung finden. Werden wir Amerikaner nicht vollkommen frei und glücklich, so tragen wir allein die Schuld. Vier Dinge sind zur Wohlfahrt, ich möchte sagen zum Bestande der Vereinigten Staaten als eine unabhängige Macht nothwendig. Die unauflösliche Einigung dieser Staaten unter einer höchsten Gewalt, welcher die Besorgung aller Angelegenheiten der Union zusteht; die heilige Beachtung der öffentlichen Gerechtigkeit, damit den verschiedenen Verpflichtungen Genüge geleistet werde; eine ausreichende bewaffnete Mannschaft für Friedenszeiten, wozu die Errichtung einer gleichförmigen Miliz in allen Staaten unbedingt nothwendig; ein friedliches und freundliches Benehmen unter den verschiedenen staatlichen Gemeinwesen, damit sie ihre örtlichen Vorurtheile und besonderen Einrichtungen vergessen und zu einem einzigen Volke zusammenwachsen mögen." —

Wir haben uns in der Darstellung des Obigen hauptsächlich auf das angegebene Buch Neumanns gestützt. Dies geht allerdings weiter, es umfaßt noch die Schilderung des Unabhängigkeitskrieges und die Geschichte der Präsidentschaften von Washington und Adams. Doch mit der Erklärung der Unabhängigkeit bietet sich ein fester Punkt zum Abschluß dar; alles Folgende ist nur die Konsequenz derselben, und die Geschichte der ersten Präsidenten, obwohl von höchster Bedeutung, ermangelt noch des Zusammenhangs, der erst durch die Schilderung der Jefferson'schen Regierung hergestellt sein wird. Wir hatten auch nur die Absicht, die Entstehung der Vereinigten Staaten zu schildern, dabei zu zeigen, wie die Spaltung zwischen Nord und Süd von jeher bestanden, wie der in unseren Tagen gekämpfte Krieg nur die Konsequenz derselben ist. Neumann stellt sich rückhaltlos auf die Seite des Nordens, ihm sind die Südamerikaner nur Rebellen gegen Recht und Gesetz, nur die muthwilligen, frechen Zerstörer des geordneten demokratischen Staates. Allerdings ist dem Süden viel vorzuwerfen, allein wir dürfen ihn nicht, wie ich glaube, ganz rücksichtslos verdammen. Es ist immer etwas Mißliches, unter einem Scepter zwei in Leben und Denken so verschiedene Volksmassen vereinigen zu wollen. Neumann weist in der Vorrede darauf hin, wie der Norden große Heere gleichsam aus dem Boden gestampft, wie er im Augenblick eine Flotte geschaffen und die Blockade der ganzen Seeküste angeordnet, wie er eine immense Staatsschuld aus den eigenen Mitteln des Landes aufgebracht habe. Diese Heere sind wiederholt geschlagen, die Blockade ist durchbrochen worden. Die gewaltigen Anstrengungen des Südens haben bewiesen, daß er das Gleiche zu leisten im Stande sei. Das Gleiche

unter weit schwierigeren Verhältnissen, denn sein ganzer Handel und seine Industrie stockt. Und die Gräuelthaten, die die Konföderirten verüben? Der Krieg kennt kein Erbarmen. Ich erinnere mich da einer kleinen Geschichte, die mir ein alter Pfarrer erzählte, der die Freiheitskriege mitgemacht. Als die freiwilligen Jäger einmal einen von Franzosen besetzten Dorfkirchhof erstürmt und ihn endlich in heißem Ringen gewonnen, hätten sie zuletzt einige von ihren eigenen Kameraden binden müssen, um deren Mordlust und Zerstörungswuth zu hemmen! —

Doch verdenken wir dem Verfasser seine Sympathien nicht. Wir sind ihm vielmehr ungemeinen Dank schuldig für das Buch, das er uns geschenkt. Er ist ausgerüstet mit allen nöthigen Vorarbeiten herangegangen, das Horazische **nonum prematur in annum** hat er buchstäblich erfüllt. Es fehlte bis jetzt ein solches Buch durchaus. Wenn an einer andern Stelle von gelehrter Seite darauf hingewiesen ist, daß Neumann's Werk nicht andere Arbeiten, wie die Bancroft's, überflüssig gemacht habe, so ist dies allerdings richtig; allein Neumann, scheint uns, hat auch nie die Absicht gehabt, dies zu thun. Er hat das ungeheure, allmälig gesammelte Material geordnet und gesichtet, um den ganzen Verlauf der nordamerikanischen Geschichte darzustellen, er wollte einem fühlbaren Mangel abhelfen und das ist ihm gelungen. Man muß die Sorgfalt bewundern, mit dem er die kleinsten Büchlein wie die großen Sammelwerke studirt hat, wie es ihm gelungen ist, sich ganz in die Zeit, die er schildert, hineinzuversetzen. Und doch blickt bei ihm stets das Gefühl durch, aus dem er das ganze Buch geschrieben. Er verhehlt nicht, daß es ihm nicht gegeben sei, das gewaltige Drama der amerikanischen Entwickelung kunstvoll aufzurollen und eine Tragödie daraus zu schaffen, die des Stoffes würdig wäre. Er läßt die Thatsachen reden; oft, und das hat uns namentlich angesprochen, finden wir Auszüge aus dem, was von den Mitlebenden niedergeschrieben ist, wir werden unmittelbar theilnehmend. Und zu dieser Objektivität gesellt sich dann wohlthuend die Subjektivität des Verfassers, der in kurzen, herben, harten, aber stets wahren Worten sein Urtheil abgiebt. Neumann gesteht in der Vorrede, er sei ein Mann, der dem Fortschritt nach jeder Richtung hin huldige. Das ist das Bestimmende, das wir zur Beurtheilung dieses Buches von Jedem verlangen, daß er von diesem Standpunkte aus lese und urtheile. Der gesunde Menschenverstand des einfachen, redlich lebenden Mannes sowohl, wie die höheren Anforderungen des Geschichtsforschers werden dann durch die Lektüre dieses Buches befriedigt sein. Denn Alles, wonach wir streben, was uns des harten politischen Kampfes Schluß ist, das sehen wir uns vorgezeichnet durch die Amerikaner. Das germanische Staatswesen, die Selbstregierung und die Majestät des Volkes, Alles ist dort verwirklicht worden. Auch gestürzt! Ja, aber wir werden uns eine Lehre daraus nehmen und immer

mehr darnach trachten, von den edlen Bestrebungen das Schlechte abzustreifen, was noch an ihnen klebt, an ihnen klebt, weil alles Menschliche unvollkommen ist. Wir Deutschen sind nun einmal die Träger der Kultur; geben wir diese Aufgabe auf, so verlieren wir den Boden unter unseren Füßen und versinken.

Ein Deutscher, der den Heimathsboden meiden muß, der sein deutsches Volk mit werthvollen literarischen Gaben beschenkt hat, in denen er ihnen theils Muster der Nacheiferung aufgestellt, theils sie zum Kampfe gegen die Herabwürdigung des Menschen gerufen, Friedrich Kapp, sprach vor beinahe sechs Jahren seine Gedanken über den Unterschied, der zwischen den Deutschen und Amerikanern seiner Ansicht nach herrsche, in folgender Weise aus: „Uns Deutschen fehlt leider, was unsere Vettern in England und Amerika groß und stark macht: wir haben zu wenig gesunden nationalen Egoismus und zu viel kosmopolitische Verschwommenheit. Wir haben bei fast allen fremden Völkern unsere politischen Ideale gesucht und zu finden geglaubt: wir haben unsere ehemaligen Bauern im Südwesten und im Nordwesten bewundert, wir haben Engländer und Franzosen kopirt, Griechen und Polen, sogar Ungarn und Amerikaner in den Himmel erhoben, aber stets uns selbst verkannt und verkleinert und zum Theil wegen dieser Schwäche und Unselbstständigkeit, die wir gern kosmopolitische Vielseitigkeit nennen, es höchstens zu nationalen Anfängen gebracht. Wir haben die Bedeutung des nationalen Momentes in unserer Geschichte ganz übersehen, oder uns durch unsere inneren und auswärtigen Feinde verwischen lassen, ja wir bilden uns theilweise noch ein, wir könnten es ganz überspringen. Wenn wir es selbst nicht erkennen, so wird uns seine Erkenntniß von Anderen noch hart genug aufgedrängt werden. Wir mögen anfangen, was wir wollen, wir müssen uns zuerst einen Boden schaffen, auf dem wir stehen und unserem nationalen Willen Geltung verschaffen können."

Französische Kritiker über die neuere Philosophie.

Von Robert Springer.

1. Taine über den Eklektizismus.

Mit dem Anfange dieses Jahrhunders trat die Philosophie der Franzosen in eine neue Phase. Ihr Ziel war die Bekämpfung des Sensualismus, die Hebung des sittlichen Lebens, die Einbürgerung höherer Ideen in die Gefühlswelt, die Aufstellung einer Theorie für das Justemilieu und einer neuen Basis für die Spekulation, die Schöpfung eines künstlichen Gleichgewichts zwischen menschlichen und staatlichen Zuständen.

Benjamin Constant und Royer-Collard führten den durch Thomas Reid, James Oswald, Thomas Brown und Dugald Stewart begründeten schottischen Rationalismus in Frankreich ein, eine aus dem constitutionellen England herübergekommene Reflexions-Philosophie; eine philosophische Weltanschauung, die den common-sense zum Prinzip wählte und ihre Schranke in sich selbst trug. — Andererseits machte man den Einfluß deutscher Bildung zum Centralpunkt der Bestrebungen gegen den Sensualismus, oder benutzte wenigstens den deutschen Idealismus, auf den man bei den eklektischen Wanderungen gestoßen war, zum Dienste des schottischen Rationalismus. Die Philosophen dieser Richtung waren: Victor Cousin, Collard's Schüler, der Begründer des sogenannten Eklektizismus; Edgar Quinet, einer der entschiedensten Feinde des Katholizismus; Maine de Biran, der die Freiheit allem Selbstbewußtsein zu Grunde legte; Jouffroy, der die Phänomene der Seele zum Haupt-Studium wählte; Rémusat, der sich auf die Welt der Thatsachen beschränkte, und Jules Simon, der, nach dem Vorbilde der alexandrinischen Schule, die Bildung des Verstandes mit den Forderungen des Herzens in Einklang zu bringen suchte.

Es konnte natürlich nicht an Gegnern fehlen, welche, indem sie, wie Jene, den deutschen Bestrebungen lauschten, gerade die Verdammung des Eklektizismus aussprachen. So Eugène Lerminier, ein Wahlverwandter der deutschen spekulativen Philosophie, der anfänglich ein entschiedener Vorkämpfer der eklektischen Schule gewesen war; H. Taine, ein Anerkenner Hegels; Etienne Vacherot, ein Schüler von Creutzer, Schelling, Hegel und Kant; Larroque, der Kritiker der christlichen Religionslehren; Charles Dollfuss, der kühnste der französischen Hegelianer; Paul de Jouvencel, der den Spiritus in der Materie nachwies

und mittelst des Reihengesetzes eine reale Entwickelung des organischen Lebens versuchte; Tissot und Barni, welche eine Uebersetzung von Kant's „Kritik der reinen Vernunft" herausgaben; Vera, der Hegel's „Logik" übersetzte und vor Kurzem eine Schrift: „l'Hégélianisme et la Philosophie" veröffentlichte.

Mit allen diesen, theils positiven, theils polemischen Bestrebungen war eine Kenntniß der deutschen Philosophie verbunden, welche bereits Jacques Ampère's Beiträge zum Globe angebahnt hatten. Durch manches Anregende außerdem, welches Saint-Marc-Girardin, Saint-René-Taillandier und Philarète Chasles über die deutsche Literatur überhaupt und die gleichzeitigen Bezüge zwischen deutscher, englischer und französischer Literatur verfaßten, erschien die deutsche Philosophie in einem günstigen Lichte. Dagegen wiederum ließen die Spiritualisten der neuesten Schule es sich angelegen sein, den deutschen Idealismus, den ihre Gegner mit günstigem Auge betrachteten, als verderblichen Skeptizismus und Pantheismus zu verurtheilen. Saisset und Janet verwarfen die Hegel'sche Philosophie; Maurial beschuldigte Kant's Grundsätze des Skeptizismus; gegen Schopenhauer trat zuerst Laugel in der **Revue des deux mondes** auf (Th. XXXV.); dann kürzlich A. Foucher de Careil in einer umfassenden Kritik der Hegel'schen und Schopenhauer'schen Philosophie. —

H. Taine, der Verfasser einer gekrönten Preisschrift über Livius, zieht in seinem Buche „**Les philosophes français du XIX. siècle**" gegen die Eklektiker zu Felde. Dieses pikante Buch verdient nähere Berücksichtigung. Taine ist weit entfernt, sich für ein bestimmtes philosophisches System zu erklären. Zwar sagt er über Hegel: „Ich habe Hegel täglich während eines ganzen Jahres gelesen; wahrscheinlich werde ich niemals solche Eindrücke wieder erhalten. Von allen Philosophen hat sich keiner zu einer solchen Höhe erhoben, keiner nähert sich mit seinem Genius dieser bewundernswerthen Unermeßlichkeit. Er ist Spinoza, multiplicirt mit Aristoteles, auf der Höhe der Pyramide der Wissenschaften, welche in drei Jahrhunderten aufgebaut worden." Aber Taine ist kein Hegelianer; an einer anderen Stelle sagt er: „Hegel wird niemals bei uns Eingang finden; sein Formelküraß ist so schwer, daß, wenn seine Erben versuchen sollten, über den Rhein zu gehen, sie sicher darin ertrinken würden." — Dem Eklektizismus spricht er alle Ansprüche auf philosophische Geltung ab: „Er gleicht nicht einer Philosophie, sondern einem Depot; die gediegenen Ansichten, welche ihm aus allen Theilen der Geschichte zufließen, sammelt und klärt er; aber dies ist auch Alles; neue Ansichten fordere man nicht von ihm! Er hat sie nicht; oder noch mehr, er sucht sie nicht einmal. Er fürchtet, die gesunde Vernunft aufzugeben und in der Erfindung, welche ihm gleichbedeutend mit Ketzerei ist, zu ersticken." Er sieht zwei Wege offen: „Es ist möglich, daß ein Weiser, wie Ampère und Geoffroy-Saint-Hilaire, die Entdeckungen der positiven Wissenschaften vereinige, aus ihnen ein Weltsystem bilde und daß dieses sich beim Publikum geltend mache, wie etwa die Gesetze von der Anziehung. Doch ist dies nicht sehr wahrscheinlich; denn die Wissenschaft, die sich mit jedem Tage vergrößert, bietet auch mit jedem Tage immer größere Schwierigkeiten zur allgemeinen Verbreitung, und Humboldt selber hat nur ein Verzeichniß der erworbenen Thatsachen angefertigt."

Der andere Weg scheint ihm die Analyse zu sein: „Es ist auch möglich, daß

der Sinn für die Analyse wieder erwacht. Wenn wir wieder Kritiker, Zweifler werden, die Genauigkeit lieben und in Bezug auf Demonstrationen streng verfahren, so werden wir die Schlüsse, welche seit 30 Jahren für richtig galten, aufs Neue prüfen und sie behandeln, wie man im achtzehnten Jahrhundert die des Malebranche, Leibnitz, Descartes behandelte, mit dem Unterschiede, daß heute der Scepticismus verbraucht ist, daß die bloße Zerstörung langweilt, daß die Fortschritte der Erfahrung seit 50 Jahren eine Menge solider und erprobter Wissenschaften aufgesammelt haben." In der Analyse nämlich, welche den Gattungsbegriff durch Untersuchung des einzelnen Falles prüft und erläutert, besteht nach seiner Meinung die eigentliche Methode: und zwar in dem Fortschritt der Wort-Analyse zur Thatsachen-Analyse, wie man einen bekannten Autornamen in einer Bibliothek aufsucht und vom Titel des Buches zum Studium des Inhalts übergeht.

Indem Taine den Kampf gegen die offizielle Philosophie der Juli-Dynastie unternimmt, macht er den ersten Ausfall gegen Royer-Collard, den Importeur des schottischen Rationalismus, auf dessen Grundlage sich der französische Eklektizismus aufbaute. Der Sensualismus des vorigen Jahrhunderts hatte die Welt als eine zweckmäßige mechanische Einrichtung aufgefaßt, das persönliche Wohlbefinden zum Endzweck aller Moral gemacht, und, im Gegensatz zur streng stoischen Moral, die Leidenschaft und die Begierde zur höchsten Willensbestimmung erhoben. Diesen Sensualismus zu bekämpfen, war der Zweck der schottischen Reflexionsphilosophie, zu welcher sich Royer-Collard bekannte, nachdem er mit Reid's „Essay on human understanding" bekannt geworden war. Reid war selber von Berkeley und Hume an den Rand des Zweifels getrieben worden und dann zur Rettung auf den Weg der Reflexion geflüchtet. „Wenn diese Philosophie", ruft er in Bezug auf den Sensualismus aus, „die der menschlichen Natur ist, so tritt nicht in ihre Geheimnisse ein, o meine Seele!" Der gemeine Menschenverstand wurde für ihn nun ein philosophischer Wegweiser und er forderte alle Philosophen auf, sich zu ihm zu bekennen. Royer-Collard folgte diesem Ruf.

Dieser Rationalismus, die Grundlage des Eklektizismus, suchte die bisherige analytische Methode durch eine synthetische zu ersetzen, die sich auf die Natur des menschlichen Geistes gründen sollte. Er trat in eine einheitliche Stellung zu den wichtigsten Fragen der Menschheit, und machte es sich zur Aufgabe, das sittliche Leben zu regeln, den Geist wieder an erhabene Ideen zu gewöhnen, in dem Inhalt des Bewußtseins eine feste Autorität für die Moral aufzufinden. In den Eklektizismus aufgenommen, wurde diese Richtung in Frankreich der Ausdruck einer politischen Partei, des sogenannten juste milieu, die offizielle Philosophie des Juli-Königthums, die sich nun dem Sozialismus und Pantheismus und der ihr früher verbündeten Philosophie Kant's und Hegel's feindlich gegenüberstellte.

Royer-Collard suchte, dem schottischen Meister folgend, eine Theorie für die Bedürfnisse der menschlichen Natur. Den Sensualismus, der die äußere Welt als die Ideenquelle betrachtete, wies er entschieden von sich und nahm die Begriffe Raum, Zeit, Substantialität und Causalität als leitende, unmittelbar gewisse Grundbegriffe an. An Royer-Collard ist vor Allem der ihm zu Gebote stehende Ausdruck zu bewundern. Die Lehren, welche er aus Reid genommen, legt er mit einer fast mathematischen Schärfe und Bestimmtheit dar, erläutert sie aber zugleich in einer

poetischen Bildersprache und mit hinreißender Beredtsamkeit. Dies erkennt auch Taine an: „Er war ein geborner Besieger und Beherrscher der Geister.' Aber die Ergebung, die man ihm zollte, war freiwillig und vertrauensvoll; man fand ihn würdig der Herrschaft, die er in Anspruch nahm; man beugte sich unter seine wohlverdiente Dictatur, wie unter ein wohlthätiges und rechtmäßiges Richteramt. Als der letzte französische Philosoph schrieb er einfach, ohne abstracte Worte oder deutsche Redensarten, nach Art des achtzehnten Jahrhunderts. Wenngleich er die Theorie Condillac's zerstörte, so behielt er doch seinen Styl; er entlehnte seine Klarheit, um ihm seine Leser zu nehmen. Er wendete eine erstaunliche Schärfe des Ausdrucks an und gebrauchte nur kurze Sätze und bezeichnende Wörter, wie ein Mathematiker, der sich in Zahlfiguren ausdrückt."

Taine tadelt aber auch Collard's Neigung zum Diszipliniren und Unterordnen. Noch gegründeter ist der Vorwurf, daß es ihm am wenigsten auf Thatsachen und wissenschaftliche Erörterungen ankam. „Die Psychologie", sagt Taine, „war in seinen Augen nicht Zweck, sondern Mittel; er analysirte nicht, um zu analysiren, sondern um die Materialisten und Skeptiker zu widerlegen. Er hatte eine vorgefaßte Doktrin: eine solche aber fälscht, erfindet oder unterschlägt die Thatsachen."

Die Blöße Collard's, wonach Taine besonders zielt, ist die Theorie der äußern Wahrnehmung. Descartes, Malebranche, Leibnitz, Locke, Hume, Condillac, kurz alle modernen Philosophen, haben repräsentative Ideen angenommen, eine Art Mittelwesen zwischen dem Geiste und dem Object, welche Aehnlichkeit mit den Objecten haben und dem Geiste, der nicht aus sich herauskann und ebenso wenig die Objecte an sich zu betrachten vermag, die Mittel liefern, sie indirekt und in einem Bildniß wahrzunehmen. Royer-Collard betrachtet dies als eine unerwiesene, unnütze und sich widersprechende Annahme; nach seiner Meinung wird die äußere Wahrnehmung gewiß, weil sie natürlich und unumgänglich ist. Gleicher Natur, wie die Erkenntnisse der Vernunft und des Bewußtseins, verdient sie ebenso vielen Glauben und besitzt dieselben Rechte wie jene. Die äußere Wahrnehmung geschieht durch eine unerklärliche Induction. Der Mensch muß sich daher auf Glauben beschränken und sich mit seiner Unwissenheit trösten. Der höchste Geometer läßt uns einige Räderwerke an der Maschine wahrnehmen, aber wir dürfen diesen Mechanismus nicht zu enthüllen suchen.

„Hiermit ist der Skeptizismus niedergeworfen", ruft Taine, „der gesunde Menschenverstand ist siegreich, die Wissenschaft wird auf unerklärliche Thatsachen zurückgeführt. Die Gewißheit liegt außerhalb unseres Bereiches, unsere Wißbegierde wird in Fesseln geschlagen, der Mensch wird diszipliniert. Die Quelle dieser Theorie ist leicht zu erkennen. Royer-Collard's Philosophie ist praktisch und moralisch und hat nicht die Wahrheit, sondern die Regel zum Zweck. Er ist ein Polizeimann in der Philosophie. Ich muß gestehen, daß ich kein Gensd'arm bin. Ich glaube nicht, daß man sich die Rechtfertigung des gesunden Menschenverstandes und die Widerlegung des Skeptizismus zum Zwecke machen müsse. Das Studium der äußeren Wahrnehmung hat für mich eben Nichts weiter, als die Erkenntniß der äußeren Wahrnehmung zum Zweck. — Unmoralischer Philosoph! rufen Sie. Nun wohl, ich will Ihre Maximen annehmen. Ich will die äußere Wahrnehmung studiren, um die Skeptiker zu widerlegen und den menschlichen Geist zu disziplinieren.

Aber ich werde auch konsequent sein und meine Aufgabe zu Ende führen; was ich als Philosoph thue, werde ich in allen anderen Wissenschaften thun. Wenn Ihre Grundsätze irgendwo gut sind, so müssen sie überall gut sein. Wenn die Philosophie nicht philosophisch, sondern moralisch sein soll, so soll auch die Wissenschaft nicht wissenschaftlich, sondern moralisch sein. Wir wollen zu allen Gelehrten laufen und sie durch Ihr Ansehen an dem Rande jener verderblichen Lehrsätze zurückhalten, welche unmerklich das Gift in's Menschenherz tröpfeln."

Taine läuft nun schnell zu Flourens und bittet ihn, nicht mehr die Gehirne zu zerschneiden, sondern die Kaninchen, Katzen und Truthühner laufen zu lassen und Skalpirmesser und Säge bei Seite zu legen. „Hören Sie auf", ruft er ihm zu, „die Unsterblichkeit der Seele zu beeinträchtigen! und denken Sie jedes Mal, wenn Sie Ihr Besteck öffnen, daran, daß Sie im Begriff stehen, in die moralischen Glaubenssätze des Menschengeschlechts einzuschneiden." — Er steigt wieder in sein Cabriolet und fährt zum Geologen Elie de Beaumont. Er ruft ihm zu, daß durch die Lehre von der Gebirgsformation, welche die periodischen Zuckungen der Erdkugel nachweist, der Mensch sich von dem ihm als Eigenthum bestimmten Boden verdrängt sähe. „Hören Sie auf, die hoffnungsvoll arbeitende Menschheit zu entmuthigen und wählen Sie lieber eine Hypothese, welche tröstlicher für das menschliche Geschlecht ist!" — Taine eilt endlich nach der rue Saint-Jacques, steigt die Treppen des Collège de France hinauf und kommt zu Coste, den er auffordert, die abscheulichen Flaschen, die unmoralischen Fötus, die Eier und alle Probestücke der Embryogenie bei Seite zu schaffen. „Dies riecht hier nach dem Pantheismus!" ruft er ihm zu, „verzichten Sie auf die Epigenesis und kehren Sie zu der Theorie von den präexistirenden Keimen zurück!"

„Was werden die Gelehrten auf diese Einwendung sagen?" fragt Taine schließlich. „Zuerst lächeln sie, dann greift der Eine wieder zu seinem Skalpirmesser, der Andere zu seinem Hammer und der Dritte zu seinen Flaschen. Wir wollen es wie sie machen und wieder zur Analyse zurückkehren." —

Maine de Biran wurde erst nach seinem Tode durch die Eklektiker zu einem Theilnehmer ihrer Herrschaft ernannt. Er hatte ihnen vorgearbeitet durch seine Reaktion gegen den Sensualismus und durch sein Streben, etwas Wirksameres, Beständigeres als die sinnliche Empfindung in der persönlichen Thätigkeit des Menschen zu erkennen. Die Materie ist ihm ein leerer Begriff; die Kraft allein ist geistiger Art. Die Wesen sind Kräfte, und ebenbürtig ist ihnen nur der freie Wille, die bewegende Kraft, welche sich mit dem Ich identifizirt. Es giebt zwei Psychologieen: die eine, den physikalischen Wissenschaften analog, beschreibt und klassifizirt alle unsere vorübergehenden Operationen, Genüsse, Leiden, Empfindungen und Ideen; die andere, einzig in ihrer Art, gleicht keiner jener physikalischen Wissenschaften und stellt sich nur die Aufgabe, das beständige Subjekt und die dauernde Ursache jener Operationen zu beobachten und zu definiren. Biran schreibt somit dem Willen, der dem Ich zugehörenden Kraft, eine Unmittelbarkeit zu, die derselbe nicht besitzt. Sein ganzes Gebäude, meint Taine, ruhe auf einem wurmstichigen Pfeiler, und wenn man die Kraft genauer prüfe, so würde man finden, daß sie keineswegs ein Wesen sei, ebenso wenig wie die Welt ein System von Kräften ist.

„Herr v. Biran", spricht der Analytiker in ironischem Tone, „Sie sind ja

Unter-Präfekt gewesen; dort sind Rebellen, treiben Sie dieselben auseinander! Ich gebe Ihnen Kräfte, 300 Soldaten und einen Hauptmann. Um Ihnen aber keine Mühe zu machen, werde ich alle unnützen Dinge zurückbehalten: die bloße Erscheinung, die Ausdehnung, d. h. die Kleider, die Patronentaschen, die Flinten und die Körper; es bleiben Ihnen noch die Kräfte, marschiren Sie mit ihnen und verschaffen Sie dem Gesetze den Sieg! — Begreifen Sie also, daß weder der Wille, der Entschluß, noch seine Wirksamkeit, noch irgend eine Kraft Wesen sind. Ehe man so weit und mit so vieler Mühe nach der Natur der Kraft und ihrer ursprünglichen Bedeutung umhersuchte, hätte man den Sinn des Wortes analysiren müssen. Diese Analyse, die Sie verlassen und verschmäht haben, ist das, was allein Heil in der Metaphysik bringt."

Die Freiheit des Willens, wie Biran sie auffaßte, führt zuletzt zum Skeptizismus. Biran gelangte dahin, das Leben als ein beständiges Elend, als eine geistesverwirrende Mannigfaltigkeit anzusehen. Um dem Sceptizismus, der sich ihm aufdrängte, zu entfliehen, gerieth er endlich zu der vollständigen Zerknirschung des Willens, die ihm zu gleicher Zeit, indem dabei das Bewußtsein in Gott aufgehe, als die höchste Stufe erschien.

Wir sehen also auch hier einen französischen Philosophen des Willens mit dem deutschen, Arthur Schopenhauer, von der philosophischen Spekulation ausgehend, zu demselben Ziele gelangen: zu der ascetischen Zerknirschung. Schopenhauer, bei dem der Wille Naturkraft und Naturtrieb bedeutet, gelangt schließlich zu der „vorsätzlichen Brechung des Willens", zu dem Quietismus des Schusters von Görlitz. Maine de Biran, der den Willen zum Befreier des Körpers macht, ist nicht besser daran: auch er strandet mit seinem Schiff, das mit den stolz aufgeblähten Segeln der Philosophie aus dem Hafen lief, endlich auf dem dürren Sandufer der Resignation. In diesem Sinne bemerkt Taine ganz richtig: „Es giebt in der Welt nur Thatsachen und nothwendige Beziehungen; wenn man diese Beziehungen und Nothwendigkeiten zu Wesen macht, so verfertigt man Wesenheiten nach Art der Scholastiker; man sieht etwas Abstraktes, das man für geistig erklärt, und kommt darauf hinaus, zu behaupten, die reale Welt sei nur eine Erscheinung. Man verliebt sich derart in jene chimärischen Monaden, daß man das Weltall damit bevölkert. Man wird ein Mann des Mittelalters. Man hat mit Duns Scot begonnen, indem man die Beziehungen in Substanzen verwandelt, und man endigt wie die Mystiker, indem man Theorieen von der Gnade und der Erleuchtung ausheckt."

Auch Cousin ging von der schottischen Philosophie aus, lenkte aber seine Aufmerksamkeit auf die Bewegung des deutschen Geistes. Er stellte sich die Aufgabe, mit der Idee der sittlichen Freiheit alle Zweige der Wissenschaften zu durchdringen. Ohne irgend einem einzelnen Systeme den Vorzug zu geben, wollte er Alles, was aus früheren Systemen einer dauernden Geltung werth, in geistigen Besitz nehmen und an diesen Merkzeichen zugleich den Fortschritt der philosophischen Wissenschaft nachweisen. Mit empfänglichem Geiste nahm er fremde Forschungen auf; indem er seinen eigenen Ideengang darauf stützte, brachte er sie durch seine außerordentliche rhetorische Geschicklichkeit zu allgemeinerer Geltung. So wurde er der eigentliche Begründer des französischen Eklektizismus.

„Die Ideen Cousin's", sagt Taine, „stammen aus Schottland, Deutschland und aus dem siebenzehnten Jahrhundert; aber er verstand es, sie zu erklären, zu verschönern und zu verbreiten, und wirkte als Redner, indem er ihnen eine Herrschaft schuf. Neue Ideen hat er nicht geschaffen und in seinen Lektionen z. B. kann man den erstaunlichsten Gegensatz zwischen Exposition und Erfindung antreffen. Es kann nichts Ausgearbeiteteres geben, als seine Pläne, aber auch nichts, was weniger vorbereitet wäre, als seine Ideen. Er errichtet bewunderungswürdige elegante Gebäude von neuer und symmetrischer Architektur, aber es sind Kartenhäuser. In zwei Worten erfindet er die Philosophie und die Physik: Attraktion und Repulsion, andere Kräfte giebt es nicht; auf diese lassen sich alle die der Chemiker und Physiker zurückführen; und worauf gründet sich diese Prophezeiung? Nur darauf, daß alle Ideen sich auf zwei zurückführen lassen: auf die des Endlichen und des Unendlichen. — Nach der Reihe boten sich zwanzig Lehrsysteme, um seine Neugierde zu wecken und seine Begeisterung zu nähren. Zuerst die Sensualisten; dann die Schottländer, durch Royer-Collard erörtert und entwickelt; dann Maine de Biran; darauf Kant; bald Schelling und Hegel, die er entdeckt; dann Plato, Plotin, Descartes, die er wiederfindet. Diese verschiedenen Lehren brannten nach der Reihe in seiner lebhaften Einbildungskraft, wie ebenso viele Lichter in einer Zauberlaterne, ein wenig vermischt, ein wenig verändert: aus diesem Allem hat sich der Eklektizismus gebildet."

Auf die Ideenwelt der neueren Philosophie, welche dem Menschengeschlecht das höchste Glück verhieß, legten Cousin's Vorlesungen von 1815—1820 besonderen Nachdruck. Die Verbindung mit dem deutschen Idealismus charakterisirt Taine mit kurzen Worten: „Cousin liebt Voltaire nicht und verachtet höchlichst Condillac. Aus Mangel dieser beiden Gegengewichte wurde er von der deutschen Methaphysik ergriffen, und sah sich als Pantheist oder wenigstens dem Pantheismus sehr nahe, ohne es zu wissen vielleicht, sicherlich wider seinen Willen."

In der That ist der Kursus von 1828 mit deutschen Ideen und Ausdrücken angefüllt. „Heute", fährt Taine fort, „ist er der größte Feind der deutschen Philosophie; er widerlegt sie nicht nur, sondern er schimpft sie und man sagt, daß er gegen die metaphysischen Sünden seiner Jugend bald Hülfe im Weihbecken suchen werde." — Diese Veränderung erklärt sich objectiv daraus, daß der deutsche Idealismus in seiner Entwickelungsphase dem politischen Radikalismus die Hand reichte. Taine erklärt sie subjektiv. „Es giebt zwei Philosophieen in Herrn Cousin: die von ehemals und die von heute. Seine beiden Philosophieen sind die Wirkungen zweier verschiedener Fähigkeiten: die eine derselben, nämlich die durch die Jugend begünstigte poetische Phantasie, treibt zur reinen Philosophie und zu den deutschen Ideen; die andere, die jeden Tag mächtiger werdende und vom Alter begünstigte Beredtsamkeit, erringt endlich die Herrschaft und drängt nach dem rednerischen Spiritualismus, in welchem Cousin eingeschlafen ist. Jede Philosophie, indem sie durch Cousin's Geist läuft, läßt einige Ueberreste darin zurück. Diese Ueberreste, durch einen Strom der Beredtsamkeit getrieben, vereinigen sich und passen sich den französischen Gewohnheiten und der psychologischen Bildung des Autors an. Auf diese Weise läßt sich Alles erklären. — Cousin ist kein Philosoph, sondern ein Poet und daher rührt seine Geschichte der Philosophie und sein Eklektizismus. Dies war

seine erste Laufbahn. Sein Eklektizismus fand sein Ziel im Pantheismus, in der Philosophie des Künstlers. Um das Jahr 1838 beginnt die zweite Laufbahn; er tritt allmälig in den Spiritualismus, in die Philosophie eines Redners."

„Welcher Unterschied besteht zwischen einem Philosophen und einem Redner?" fragt Taine. „Ein Philosoph sucht allgemeine Wahrheiten aufzufinden und zu beweisen, weiter nichts. Er liebt die reine Wissenschaft und beschäftigt sich nicht mit dem praktischen Leben. Er denkt nicht daran, das menschliche Geschlecht zu bessern. Er denkt an die Moral, aber ebenso wie er an die Chemie denkt. Die Moral ist, wie die Chemie, nur eine besondere Wissenschaft. Er giebt sich nur damit ab, weil sie einen Zweig der Encyklopädie, die er aufbaut, oder eine Anwendung der Methode, die er entdeckt, ausmacht. Hegel findet eine neue Methode und faßt eine neue Idee über das Weltall; diese Methode wendet er auf die mathematischen und physikalischen Wissenschaften, auf alle Zweige der Naturgeschichte, auf die Psychologie, die Geschichte, alle menschlichen Wissenschaften an und stirbt, indem er construirt. Condillac findet eine Methode der Analyse und erklärt auf eine neue Weise die Natur der allgemeinen Ideen und der Zeichen. Er schreibt zwanzig Werke, welche diese Methode erklären und beweisen. Mit jedem Jahre wird seine Definition klarer; er endigt, indem er die Langue des calculs, sein Meisterwerk, den bestimmten Ausdruck seiner Entdeckung, verfaßt, und stirbt, als er den ersten Band beendigt hat. Ein innerer und unbezwinglicher Naturtrieb treibt die Spinne, ewig Gewebe zu verfertigen; eine unzerstörbare und allmächtige Bildung des Geistes zwingt den Philosophen, die Ideen, die er sich über die Wissenschaft und das Weltall gebildet hat, zu erklären und zu beweisen. Der Geist des Redners im Gegentheil ist durchaus praktisch. Cicero hat die Methaphysik der Platoniker und des Aristoteles nur oberflächlich kennen gelernt, weil jene Spekulationen nur eine mittelmäßige, fern liegende und zweifelhafte Anwendung finden. Er hat eigentlich nur die praktische Philosophie, d. h. die Moral studirt. Diese dient ihm bei seinen Vertheidigungsreden, diese liefert ihm die Theorie des Rechts und des Unrechts."

Die Doktrin, worauf Cousin seine Theorieen gründet und mit welcher er die Sensualisten widerlegt, seine eigentliche Rüstkammer ist seine Theorie von der Vernunft. Er nennt Vernunft die Fähigkeit des Geistes, Axiome und Ideen von den unendlichen Dingen zu erzeugen. Diese Axiome und Ideen können, jener Theorie gemäß, auf keine Weise, durch keine Abstraktion, Verbindung u. s. w. aus den Wahrnehmungen der Sinne und des Bewußtseins hergeleitet werden. Diese Art, die Ideen des Unendlichen und des Nothwendigen als die Grundlagen des Endlichen und des Einzelnen zu betrachten, widerlegt Taine dadurch, daß er ihre metaphysischen und psychologischen Mängel nachweist und darauf zu Gunsten der Analyse, welcher die Eklektiker entsagen, ein Plaidoyer hält: „Die Erfahrung giebt uns alle Thatsachen, die Analyse giebt uns alle Gesetze. Wenn die Wahrheit in den Dingen liegt, so braucht man, um sie zu suchen, nur die Dinge auseinander zu nehmen, sie mittelst der Analyse in ihre Elemente aufzulösen, diese Elemente mit genauen Zeichen zu notiren, diese Zeichen zu genauen Formeln zu vereinigen, diese Formeln gegen einander zu halten und durch Gleichungen zu der Endgleichung, d. h. zu der gesuchten Wahrheit zu gelangen. Ein Geist, welcher in dieser Weise erzogen ist,

geht so geraden Weges auf die Thatsachen los, sobald man ihm eine allgemeine Frage vorlegt. Er wählt einen besonderen Fall und hält ihn unaufhörlich unter die Augen; er weiß, daß es kein anderes Mittel giebt, die Idee zu präzisiren. Dies ist der Gang Condillac's in seiner bewundernswerthen **Langue des calculs**, die wir nicht mehr lesen. Wenn im Gegentheil, wie Herr Cousin annimmt, die Wahrheit in Gott ist und die besonderen Thatsachen nur gelegentlich unsere Augen auf jene Wahrheit lenken, so muß man Gott betrachten, um sie zu erkennen. Wenn man ein Ding ergründen will, so muß man das ergründen, worin es enthalten ist. Ist man also konsequent, so nimmt man die Extase der Alexandriner zur Methode an. Aus Mangel an Logik und Kühnheit schlägt Herr Cousin nicht diesen Weg ein. Der Methode beraubt, welche seine Theorie erheischt, bleibt er überhaupt ohne alle Methode. Da er selber nicht analysirt, so erklärt er die Analyse für ohnmächtig. Sie rächt sich dafür, indem sie ihn nöthigt, seine Haupttheorie und folglich seine ganze Philosophie auf zwei Scheingründe und zwei doppelsinnige Wörter zu gründen."

Ein Philosoph, welcher der Spekulation eine strengere Richtung als Cousin gab, war J o u f f r o y, der nicht etwa eine Revolution in der Philosophie hervorbringen, sondern nur seine Zweifel lösen und seine innere Unruhe beschwichtigen wollte. Nach seiner Ueberzeugung konnte er nur das begreifen, was er selber bei Beobachtung der Seelen-Phänomene gefunden hatte, und der überlieferte Unterricht durch Bücher verlor bei ihm allen Glauben. So isolirte er seinen Geist und erhielt jene schwermüthige Färbung, die sich in seinen Schriften ausspricht.

„Jouffroy", sagt Taine, „zündete sich selber seine einsame Fackel an. Er verschmähte die Lampe, die in der philosophischen Nekropole vergessen worden, wo begrabene Systeme schlummern, bewacht von staubigen Historikern und Alterthumsforschern. Er trat niemals in diese kalten Galerien, niemals legte er seine Hand auf jene berühmten Reliquien, und weil er sie unberührt gelassen hat, so verdient er einen Platz an ihrer Seite. Gestützt auf seine lieben Schottländer, vorzugsweise aber auf sich selber, versuchte er die Wissenschaft zu ergründen und ließ seinen Nebenbuhler Wolken um seinen Thron sammeln und erborgte Lichtstrahlen spenden."

Die düstere Lebensanschauung spricht Jouffroy selber in seiner Aesthetik mit folgenden Worten aus: „Der Gipfel des Lebens läßt Euch die absteigende Seite des Berges nicht sehen; von seinen beiden Abhängen kennt Ihr nur denjenigen, den Ihr heraufsteigt. Dieser ist lachend, schön und duftig wie der Frühling. Euch ist es nicht gegeben wie uns, auch die andere, von eisigem Ufer begrenzte, düstere Seite zu betrachten. Wenn unsere Stirn bewölkt ist, so kommt es daher, daß wir diesen Abhang sehen". — Jouffroy eilte diesen Abhang schnell hinunter: er starb an der Schwindsucht.

Die erste Sorge Jouffroy's war, eine Untersuchung, auf welche er losging, in mehrere Untersuchungen zu theilen. Dann prüfte er, wie diese von einander abhangen, welche von der anderen vorausgesetzt wird und selber keine andere zur Voraussetzung hat. Darauf schritt er zu den Fragen, Beantwortungen und Folgerungen: ein ganz detaillirter Plan, der die Zuhörer fesselte. Diese strenge Methode erkennt auch Taine an und erzählt als Beispiel dieser Gründlichkeit, daß Jouffroy, als er den Beweis von der Spiritualität der Seele unternommen, drei Monate damit

zugebracht habe, die Nerven, das Hirn, die moralischen Einwirkungen von Verwundungen und Gehirnerschütterungen zu untersuchen, und endlich zu dem Schluß gelangt sei, daß die Wissenschaft nicht weit genug vorgeschritten wäre, um irgend etwas Bestimmtes darüber zu sagen.

„Die Liebe zur Wahrheit", fährt Taine fort, „und die Kraft, sie zu beweisen, verleiht den Muth, aufrichtig zu sein". Mit dieser Aufrichtigkeit gesteht Jouffroy ein, daß er den Skeptizismus für unüberwindlich halten müsse, ein Geständniß, welches er ablegt, während man um ihn her den Skeptizismus für niedergeschmettert hielt. Trotz dieser strengen Methode und Wahrheitsliebe vermißt der Analyst doch die Analyse. „Obgleich Jouffroy's Geist tief und scharfsinnig war, hielt er sich doch, wie Maine de Biran und Cousin und alle Philosophen dieses Jahrhunderts, beständig in dem abstrakten, überspannten und unbestimmten Styl". Jouffroy, der ursprünglich das Wesen nur nach dem Inbegriff seiner Natur bestimmte, gelangte später aus der Philosophie in das Gebiet, in welchem nur der Theologe mitzusprechen hat. Er wendete alle Kraft darauf, ein System aufzustellen, welches nichts weiter war, als ein verändertes Christenthum. „Unwillkürlich", sagt Taine, „machte er es wie Descartes: er heftete sich die Methode und die philosophischen Regeln an seine Sohlen, hielt aber die Augen nur auf ein Ziel gerichtet, welchem er zuschritt. Er bleibt in der That im Mittelalter zurück, ahmt dem heiligen Anselmus nach und sucht nur ein vorgefaßtes Dogma zu beweisen. Seine Méditations und die Théodicées sind nichts weiter als das Monologium und das Prologium des alten Erzbischofs, nur für ein anderes Jahrhundert und in einen anderen Styl übertragen. So ist seine Philosophie die Tochter der Religion, eine schlecht erzogene Tochter, welche zuweilen die Mutter schlägt, aber ihr doch gehorchen muß."

Taine betrachtet dann Jouffroy als Moralisten mit den einleitenden Worten: „Wenn die Gewohnheit des Nachdenkens den inneren Menschen zunächst in die Psychologie führt, so entfernt sie ihn bald wieder daraus, um ihn in die Moral einzuschließen. Eine inbrünstige Seele namentlich, welche mit den Gedanken des Heiles und mit den Erinnerungen des Christenthums genährt ist, wird nur durch die ängstliche Betrachtung der Pflicht und der Ewigkeit beruhigt. So erklärt sich, daß Jouffroy es zur Hauptaufgabe, zum Zwecke der Philosophie machte, die Bestimmung des Menschen kennen zu lernen. Sein System von der Welt wurde durch seinen Seelenzustand bedingt; ohne es zu wissen noch zu wollen, konstruirte er die Dinge nach einem persönlichen Bedürfniß. Diese Art Täuschung ist fast unvermeidlich; wir gleichen jenen Insekten, welche, je nach der Verschiedenheit ihrer Nahrung, Cocons von verschiedenen Farben spinnen. Jouffroy hatte ein leidenschaftliches Bedürfniß, die Bestimmung des Menschen zu ergründen; er stellt als Lehrsatz auf, daß jedes Wesen eine Bestimmung habe, und daraus erklärt sich alles Uebrige."

Die eigentliche Lösung der psychologischen Lebensfrage, der Bestimmungslehre, glaubt Jouffroy in folgenden Worten zu geben: „Eine Bestimmung ist keine vergängliche Thatsache, welche von äußerlichen Umständen abhängt. Sie ist ein Dekret Gottes und ein Dekret Gottes muß erfüllt werden; wird es nicht hienieden erfüllt, so doch anderswo; da nun unsere unendlichen Bestrebungen befriedigt werden

müssen und dies nicht in dem gegenwärtigen Leben geschehen kann, so werden sie im zukünftigen Leben befriedigt werden; es giebt also ein zukünftiges Leben. Außerdem ist Gott gerecht, er würde aber nicht gerecht sein, wenn die Bestimmung, die er uns hier auferlegt, von etwas Anderem als uns selber abhinge. Es giebt aber nur ein Ding, welches vollständig in unserer Macht liegt und nur von uns selber abhängt: das ist die Tugend."

„Damit ist", ruft der Analyst ironisch aus, „das Gute definirt, die Pflicht festgestellt, das gegenwärtige Leben geregelt und das künftige Leben bewiesen. Die Verkettung scheint streng logisch und die Antwort vollständig. Aber wer empfände nicht, wenn er sie liest, eine geheime Unruhe? Das Wort „Bestimmung", welches so oft wiederholt wird, ist niemals erklärt worden. Nach dem Gebrauche seiner Schule hat Jouffroy es gebraucht, ohne es in Beispiele aufzulösen und ohne auf besondere Thatsachen, woraus es genommen ist, zurückzukommen. Ich werde das thun, was Jouffroy nicht gethan hat und das zweifelhafte Wort mittelst Beispiele analysiren."

Taine geht nun, um die Trugschlüsse und Widersprüche, die in jener Lösung liegen, zu zeigen, auf die Analyse des Wortes Bestimmung ein. „Die Natur eines Wesens zeigt seine Bestimmung an. Dieser Satz gilt sowohl für den Ochsen als für den Menschen. Die Natur des Ochsen ist, funfzehn Jahre zu leben und sich zu reproduziren; also ist die Bestimmung des Ochsen, funfzehn Jahre zu leben und sich zu reproduziren. Aber seine gegenwärtige Lage hindert ihn daran: der Mensch verschneidet ihn mit dem sechsten Monat und speist ihn mit drei Jahren, folglich wird der Ochse, von dem ich gestern gegessen habe, in einer anderen Welt wiedergeboren werden, dort noch zwölf Jahre leben und Kälber erzeugen."

„Verlassen wir diese theologische Moral!" schließt Taine, „Jouffroy nahm sie zur Hälfte an, ohne es zu wissen und schwankte zwischen den Analysen des Aristoteles und den Erinnerungen des Katechismus; er begann als Philosoph und endigte als Theologe. Er irrte zwischen zwei Auffassungen, die sich ausschließen, und gab heidnischen Vordersätzen einen christlichen Schluß. Im Sinne des Naturforschers betrachtete er zuerst die Bestimmung als eine Thatsache, als ein einfaches Produkt der Organisation und der körperlichen Eigenschaften; darauf aber als Gläubiger, betrachtete er sie als einen Zweck und einen göttlichen Beschluß. Er vergaß, daß die Grundsätze des Naturforschers nicht zu den Voraussetzungen des Theologen gelangen können, ebenso wenig, wie die Voraussetzungen des Theologen sich auf die Grundsätze des Naturforschers stützen."

Dies sind die Hauptzüge, wie H. Taine gegen die Eklektiker verfährt. Gegen den Eklektizismus im Allgemeinen führt er aus, daß solche Absurditäten nothwendig gewesen, weil der Sensualismus des vorigen Jahrhunderts und die kalte Analyse Condillacs unter der Restauration nothwendig zu einem Rückschlag führen mußten. „Hat der Eklektizismus etwa Erfolg gehabt, weil er wahr ist?" fragt er. „Wäre Letzteres der Fall, so hätte ihm seine Wahrheit doch nicht zur Herrschaft verholfen. Man braucht die Geschichte nur ein wenig zu studiren, um sich zu überzeugen, daß die Herrschaft nicht auf diese Weise erlangt wird. Wenn der Satz vom Quadrat der Hypothenuse unsere gewöhnliche Denkungsweise störte, so würden wir ihn bald widerlegt haben. Hätten wir ein Bedürfniß, zu glauben, daß die Krokodile Götter

wären, so würden wir ihnen morgen Tempel errichten. Der Grund liegt in der Neigung zur Abstraktion, welche durch das Kaiserreich und die Restauration hervorgerufen wurde. Durch diesen Hang zur Abstraktion wurde Jouffroy dahin geführt, die Psychologie durch müßige und scholastische Fragen gefangen zu nehmen." —

Taine und seine Anhänger, die ja auch nur Epigonen der Analysten des achtzehnten Jahrhunderts sind, haben eine große Partei für sich: in Frankreich an den Bekennern des Idealismus, der dort, als relativ neu, noch piquant ist, obgleich sich die Herren von der interrogation méditative de la conscience wesentlich von unseren Hegelianern und Hegelingen unterscheiden; in Deutschland haben die modernen Analysten ihre Parteigänger an den politisch und religiös Radikalen, die sich schon vor dreißig Jahren an die französischen Materialisten des vorigen Jahrhunderts anlehnten. Aber auch der Eklektizismus hat jenseits des Rheins seine Berechtigung behalten, nachdem er sich reformirt und, obgleich auf Descartes, den Vater des Spiritualismus, zurückgehend, auch der Psychologie Garnier's Zugeständnisse gemacht hat.

Zu diesen Eklektikern gehören die neuen Spiritualisten, welche, wie kürzlich Foucher de Careil, dem deutschen Skeptizismus der reinen Vernunft, dem absoluten Idealismus den Krieg erklären, nicht nur Hegel, als die Spitze dieses Idealismus, und Schopenhauer, der denselben ihrer Meinung nach durch Sensualismus übertreibt, hart bekämpfen, sondern ihre Streiche auch gegen Kant, gegen die Thesen von der Idealität des Raumes und der Zeit richten. Es sind dieselben Spiritualisten, welche in dem neuesten Werke: „Mémoire sur la distinction de la psychologie et de la physiologie" ihr Glaubensbekenntniß in folgenden Worten ablegen: „Indem die Philosophie die Erbschaft des Descartes wieder aufnimmt, ist sie durch die Erfahrungen der Vergangenheit vor den Täuschungen des Idealismus geschützt und willens, sich nach dem Vorbilde ihrer Meister, der schottischen Weisen, den Bedürfnissen und gerechten Anforderungen der gegenwärtigen Zeit zu bequemen; sie stellt es sich zur Aufgabe, einen neuen Spiritualismus auf Basis der Erfahrung zu gründen."

2. Foucher de Careil über Hegel.

Vor Allem ist es Hegel, auf den die neueren französischen Spiritualisten zielen, und unter Letzteren hat namentlich Foucher de Careil seine Lanze gegen ihn eingelegt. Um diese Kritik der Hegel'schen Philosophie in ihrer ganzen Bedeutung zu würdigen, müssen wir uns klar machen, eine wie wichtige Stelle dieselbe gegenwärtig unter den Bildungsmomenten in Frankreich einnimmt.

Für uns Deutsche ist nicht nur die Hegel'sche Verflüchtigung der Realität, sondern auch die Reaktion dagegen bereits ein überwundener Standpunkt; man schätzt jene Philosophie — wenn man sie eben noch schätzt — als eine einst thätige, jetzt abgenutzte Kraft in der Wissenschaft, als ein ehemals wirksames Ferment in dem trägen Teige der einseitigen Empirie. Während die Hegelingen vor dem Ketzergerichte standen, im Jahre 1843, feierten die Hegelianer in der „Berliner philosophischen Gesellschaft" bereits ihr Veteranenfest. In unseren Tagen ist vollends der Sinn für den Hegel'schen Idealismus so weit gewichen, daß man den „Philosophen des Willens" zu popularisiren sucht, der Hegel's Philosophie geradezu eine „Narrens-

posse", eine „absurde, zum bloßen Gewerbe herabgewürdigte Windbeutelei" nennt. Bei uns wäre jetzt eine Kritik gegen Hegel nichts weiter, als ein Hieb gegen Einen, der sich bereits unter dem Messer befindet.

Nicht so in Frankreich. Das Hegelthum und — wohl zu beachten! — was dazu gerechnet wird, bildet dort einen jener beiden sich kreuzenden Hauptströme, welche Careil mit den Worten bezeichnet: „Der Krieg herrscht in Europa, und zwar nicht nur zwischen den Völkern und Königen, zwischen der Tyrannei und der Freiheit, sondern namentlich zwischen dem Spiritualismus und seinem Gegentheil. Es giebt heutzutage in Frankreich Leute, welche im Eklektizismus ersticken und sich in der französischen Philosophie beengt fühlen und die, selbst wenn es mit Sturmesgewalt wäre, sich davon befreien wollen; mit dem Hegelianismus ist für sie eine neue Epoche des menschlichen Geistes, eine neue Phase der Gedankenentwickelung, eine besondere Geistesform gefunden."

Als Hegelthum gelten in Frankreich nicht nur die Doktrinen, welche Cousin — derselbe Cousin, welcher im Jahre 1861 die Hegel'sche Metaphysik einen „alten Atheismus, unter dem Namen des Pantheismus verjüngt und mit der Livree der Demagogie bekleidet" nannte — in seinen Lektionen von 1828 populär machte; nicht nur jene magischen Streiflichter, jene weiten Perspektiven, jene plötzlichen Enthüllungen exoterischer Lehrsätze, welche das Auditorium blendeten und in die Wolken erhoben; als Hegelianer werden nicht nur Taine, Vacherot, Charles Dollfus, Proudhon (!) und Quinet (!) angesehen; nicht nur Vera, der Frankreich und die Pariser Universität verließ, um der Opposition seiner beiden Kollegen Saisset und Janet zu entgehen und in dem neuen Königreich Italien die nöthige Freiheit zu suchen, die neue Spekulation zu lehren und den verkannten Hegel zu Ehren zu bringen: — sogar Renan, der wenig Geschmack an der reinen Philosophie gefunden und die große Zukunft der Metaphysik in ihrem gänzlichen Wegfall erblickt, der sich durch seine Philologie von allen Ideen a priori entfernt, in seiner Philosophie der Sprachen und der Racen sogar der stufenmäßigen Entwickelung widerspricht; — denn Renan zeigt trotzdem eine spekulative Richtung, die Neigung zu einer Metaphysik, in welcher man den Hauptzügen nach das Hegelthum erkannte; ferner in seiner Philosophie der Religionen gewisse Ideen a priori, in seiner Dogmengeschichte einen Anflug von Hegel'scher Fortschrittsidee und in seiner religiösen Kritik einen Bodensatz von deutscher Wissenschaft. Und dies Alles nennt man in Frankreich Hegelianismus, denn man wittert darin deutschen Skeptizismus. Man nennt dort Hegelianismus alle großen Schulen des Fortschritts, die sich in Frankreich Geltung verschafften; Positivisten, Progressisten, Humanisten, Schüler Saint Simon's sollen, ohne daß sie es wissen, von Hegel'schen Ideen erfüllt und von seinem Geiste erregt sein; wenn sie in den Formeln variiren und jene Ideen sich auf französischem Stamm anders ausnehmen, so hält man doch dafür, daß der Saft deutscher Natur sei.

„Auf diese Weise sind die wunderbaren subtilen Hegel'schen Ideen", sagt Careil, „von der Fortschrittsidee getragen, bis in die Ferne verbreitet worden, wie Samenkörner, die der Wind nach neuen Gestaden trägt. Ueberall findet sich die Idee des Fortschritts und nimmt die Schlacken des Systems hinweg wie ein läuterndes Feuer. Diese Idee erhellt noch die letzten Tage des in Deutschland sterben-

den Hegelianismus und erklärt die wunderbaren Anklänge des Saint Simonismus in Frankreich. Sie ist es auch, welche nach Hegel's Tode noch die Lebenden begeistert; ein und dasselbe Gestirn beleuchtet den Verfall des Hegelthums und den Fortschritt aller Wissenschaften, welche Jenes für erobert hielt."

Es ist also die Idee des Fortschritts, welcher Careil die Verbreitung des Hegelianismus zuschreibt. Diese Idee, auf welche er öfter zurückkommt, ist ihm das Bleibende, obgleich er das System als ein bereits zerstörtes ansieht.

Die Phänomenologie, in welcher Hegel das Bewußtsein, den für sich seienden Geist behandelt, scheint Careil nur vereinzelt zu kennen, nicht als den dritten Theil des Systems. In der Phänomenologie, deren zerstörendes Element gerade Strauß anerkennend hervorhebt, erkennt Foucher de Careil ebenso ein monstrum horrendum ingens. Diese formelle Entwickelung von der einfachsten unmittelbaren Vorstellung bis zur philosophischen Erkenntniß, zur absoluten Wissenschaft, diese Experimentalgeschichte des menschlichen Geistes ist ihm nichts weiter, als ein mit den Zuthaten der neuen Methode entwickelter Gedanke Pascal's, ein Gemisch von Geschichte und Psychologie, abstrakter Logik und hochstrebender Symbolik, womit Herr Quinet, der berühmte Repräsentant der Hegel'schen Schule, das nüchterne Frankreich schon zu sehr bekannt gemacht habe. „Das Chaos des lebenden Universums, worin die Keime künftiger Generationen schlummern, dieses Leben des göttlichen Geistes in der Welt, die Annalen des in der Zeit inkarnirten Ewigen", welche Quinet in seinem Pathos behandelt, sind ihm identisch mit dem Weltgeist, mit der Völker-Psychologie, welche Hegel aus der Substanz der Thatsachen herleitet, sind ihm, in das Französische übersetzte, Hegel'sche Formeln.

„Der Symbolismus", schreibt Careil, „der Mißbrauch der Symbole, das gewagte Verfahren mit metaphysischen Umschreibungen, die philosophischen Romane und die großen historischen Konstruktionen schreiben sich von dieser Epoche der Phänomenologie her. Ein solches Buch ist ein ordentliches Aegypten. Von dort her läßt die deutsche Sphinx, geheimnißvoll wie ihre Geschwister an den Ufern des Nils, ihre Räthsel laut werden. Und doch ist die Lösung sehr einfach und erscheint sogar kindisch, wenn man den Schlüssel dazu hat. Hegel schreibt die Geschichte der Ideen in Chiffern; er hüllt die bekanntesten und einfachsten Thatsachen der Weltgeschichte in hergebrachte Hieroglyphen. Ich möchte die Kapitel der Phänomenologie mit einer Reihe Obelisken vergleichen, welche dem Auge bizarre Schriftzeichen bieten. Der Schüler, der in das Heiligthum tritt, wird von religiöser Ehrfurcht ergriffen; die niedergekauerten Sphinxe blicken ihn an: er wird verwirrt und beugt sich vor dem Gott. Er würde ohne Zweifel weniger erstaunt sein, wenn er ahnte, daß man das, was Hegel ihm lehrt, schon lange wußte: nämlich daß der Geist in seinen verschiedenen Entwickelungsstufen unaufhörlich neue Zustände durchlaufen hat, seit Griechenland und Rom bis auf unsere Tage; daß der Stoizismus und der Skeptizismus eine Epoche des Uebergangs in der Geschichte des Gedankens bezeichnen; daß das Mittelalter die Zeit des unglücklichen und das achtzehnte Jahrhundert die des zerrissenen Bewußtseins ist."

Careil vergleicht schließlich die Phänomenologie, worin die Unsterblichkeit der Seele, die Persönlichkeit Gottes, die seit Descartes als inconcussum quid in die neuere Philosophie aufgenommene Substantialität der Seele — worin dies Alles

abgeschafft wird, mit Helvetius' Buch von dem Geiste, und giebt diesem den Vorzug, weil es klar und gedankenreich, der Materialismus darin überdies so entschieden ausgesprochen sei, daß er gefahrlos werde; während Hegel den Leser auf Umwegen und durch eine Masse verworrener Sinnbilder und Widersprüche zu demselben Ziele führe. — Scherer hatte bereits vor zwei Jahren in der Revue des deux mondes der Hegel'schen Philosophie den Vorwurf gemacht: daß darin überall das Absolute weggeschafft oder zum Relativen erniedrigt werde. Unser Kritiker bestätigt diesen Vorwurf vorzugsweise in Bezug auf Hegel's Wissenschaft der Idee an und für sich, des reinen Denkens, der Logik. Einen noch ernsteren Vorwurf, wobei er sich auf das Zeugniß eines anerkannten Hegelianers beruft („Leibnitz und Hegel", von Vera), macht er Hegel daraus, daß er, um jene Elimination des Absoluten ins Werk zu setzen, von Leibnitz die Ordnungen oder Stufen des Unendlichen entlehne; der ganze erste Theil der Logik, der vom reinen Sein handelt, sei nichts als Leibnitzen's Philosophie der Mathematik, seine logica imaginationis, die Hegel aber nicht einmal verstanden habe, indem er erstens die mathematische Deduktion von der Entstehung der Größen auf die Logik und zweitens die verschiedenen Ordnungen der mathematischen unendlichen Größen auf das Absolute übertragen habe.

Die französischen Kritiker lassen, wie wir sehen, unserem großen Hegel gar wenig Originalität. Nicht nur soll er Pascal, Helvetius und Leibnitz ausgestohlen haben; Michelet hat auch aus den Jenenser Heften nachgewiesen, daß Hegel ein Pantheist nach Spinoza ist, und Simon und Vacherot zeigen seine Verwandtschaft mit der Alexandrinischen Schule. — Es herrscht, wie Careil meint, in Hegel's Ideen durchaus nichts Beständiges; sein reicher Geist braucht alle Formen und Färbungen. In Descartes' Philosophie giebt es einen felsenfesten Punkt: dies ist das cogito ergo sum. Einen solchen Punkt giebt es nicht in Hegel's System, dies würde sogar seinem Grundsatze von der Entwickelung der Idee zuwider laufen. Vor dem Absoluten giebt es nichts Absolutes. Diejenigen, welche Hegel erklären wollen, haben gerade darin Unrecht, daß sie feststehende Punkte suchen; es giebt darin nur bewegliche, ambulante Momente.

Vera wies mit großer Freude darauf hin, daß die drei Sphären des Seins, des Wesens und des Begriffs, diese drei Theile der Hegel'schen Logik, nicht identisch seien, sondern daß ein logischer Fortschritt von dem Sein zur Idee stattfinde.

Der französische Kritiker weist nun nach, wie die Idee des Fortschritts durch Hegel weiter entwickelt wird, in der — Philosophie der Natur! — Magnetismus, Licht, Elektrizität führen ihn auf die Chemie; der chemische Prozeß, der letzte Ausdruck des physischen Fortschritts, dient ihm als Uebergang von der Physik zur organischen Entwickelung der Idee in der Natur. Hier werden, um das tellurische Leben zu erklären, alle Begriffe der Geologie, Physiologie, Zoologie, Histologie und Osteologie aufgenommen, alle Wissenschaften werden geplündert und gebrandschatzt, um überall dasselbe Resultat, den Fortschritt, zu zeigen. Und als äußerste Stufe dieses Fortschritts erscheint der Mensch und mit dem Menschen der Geist, das Ende der Natur. Und so geht die Entwickelung des Fortschritts weiter

in der Philosophie des Geistes, wie Hegel solche in seiner Encyklopädie behandelt.

Diese Philosophie erscheint Foucher de Careil, obgleich er sie eine „Universalgeschichte à la Bossuet“ nennt, doch als ein erstaunliches Buch, aus den Gebeinen der primitiven Schöpfung, aus den Rudimenten einer vorsündfluthlichen Ethnologie und Anthropologie konstruirt, wo sich der Mensch als ein vollständiges Produkt des kosmischen, sideralen und tellurischen Lebens zeigt, wo die Revolution des Erdkörpers nichts weniger als die unbewußte Arbeit des noch in den Eingeweiden der Erde hausenden und sich seine Wohnung bereitenden Menschengeistes bedeutet, wo die Geschichte aus der Philosophie und die Philosophie aus der Geschichte entsteht, wo die Familie, die Gesellschaft, der Staat und die Regierung als Bewegung eines sich selbst bewußten Ganzen dem Leser vor Augen geführt werden, mit beständigem Rückblick auf die Vergangenheit, auf die Geschichte der Sitten, der Gesetzgebung, der Künste, der Religionen und der Philosophien, welche der Verfasser erklärt und in seine Formeln zusammenzuziehen sucht.

Careil geht nun gleich auf Hegel's Philosophie der Geschichte, die Entwickelung des Konkreten, über, ohne weiter darauf Rücksicht zu nehmen, daß diese den Schluß der Philosophie des objektiven Geistes, das dritte Moment in der Idee des Staates bildet. „Wenn man bedenkt“, sagt er, „daß das ganze riesenhafte Gerüst der auf einander gehäuften Wissenschaften auf einer falschen Deduktion von der Kategorie des Werdens beruht, so wird man vom Schwindel befallen, als stände man auf dem schiefen Thurm von Pisa“. „Wenn schon die Logik des Fortschritts“, meint Careil, „wie sie Hegel formulirt, auf der Identität des Seins und Nichtseins beruhe, d. h. auf einem offenbaren Widerspruch, und auf der logischen Bewegung der Idee, d. h. auf einem ganz widerrechtlich in die Logik übertragenen Experimentalbegriff: so sei noch sonderbarer die Art und die Form dieser Entwickelung. Das Beförderungsmittel des Fortschritts sei der Syllogismus, diese veraltete Form der Schule; allerdings der dreifaltige oder drei-einheitliche Syllogismus; aber dies mache die Sache nicht klarer; ja, die Logik des Fortschritts sei, nach Hegel, der Zirkel und dieses Bild des Fortschritts sei ein außerordentlich schlimmer circulus in demonstrando: danach wäre das ganze Weltall nur ein Syllogismus, der sich in drei verschiedene Fortschritte entwickelt.“

Careil meint hier wahrscheinlich Hegel's in sich selbst zurückgehenden Begriff, in welchem das Denken die Identität mit dem Sein behauptet, der aber selber ein Glied der Dreiheit ist, in welche Gott dialektisch zersetzt wird. „Also zwei Bewegungen in seiner Logik“: — schließt er — „die eine, um schnell und kühn vorwärts zu gehen, wird durch einen offenbaren Widerspruch ex terminis erlangt und das Absurde als Grundlage angenommen; die andere, in sich zurückkehrende Bewegung wird auf ein abstraktes unfruchtbares Gebiet hingelenkt und auf syllogistische Formen zurückgeführt. Es bedarf nicht großen Scharfsinns, um zu sehen, daß darin kein Fortschritt liegt. Der Syllogismus ist eine Figur, welche am Schlusse enthält, was schon in den Vordersätzen lag; die Triade ist der Schule von Alexandrien entlehnt, welche uns um funfzehn Jahrhunderte zurückbringt. Wo ist da der Fortschritt?“

Indem unser Kritiker noch ein Mal auf den Spiritualismus und sein Gegen-

theil zurückblickt, auf die beiden sich kreuzenden Ströme, von denen ihm der eine als die spekulative Richtung außerhalb des Christenthums erscheint, fährt er fort: „Alle, welche mit dem entgegengesetzten Strom schwimmen, sehen in dem Hegelianismus eine seltsame sophistische Form des Geistes, welche keine Dauer verdient, der schöpferischen Kraft ermangelt und ebenso der Form-Schönheit wie der Wahrheit entbehrt, obgleich Hegel ehrgeizige Bestrebungen machte, um die Aesthetik zu erneuen; sie sehen, daß seine progressive Logik und seine dreitheilige Metaphysik keine Prüfung besteht; daß seine so sehr gerühmte Geschichte der Philosophie nur ein mittelmäßiger Versuch, daß seine Philosophie der Geschichte ein großartiges, aber fehlgeschlagenes Unternehmen und seine Philosophie der Religion eine Lockspeise für die Menge ist."

Die Idee des Fortschritts bewegt den Franzosen jedoch zu einem gnädigen Schlusse: „Das System ist zerstört, aber die Ideen bleiben. Das neunzehnte Jahrhundert gehört jener Doktrin des Fortschritts an, welche die Philosophie fälschte, indem sie dieselbe auf Alles und zur Unzeit anwendete; aber die Kritik wird mehr und mehr die Spreu vom Weizen sondern, die Lehrsätze prüfen und nachweisen, was des Fortschritts fähig ist und was denselben nicht zuläßt; sie wird dem Menschengeist zu gleicher Zeit eine Regel und einen Zügel verleihen."

Dies ist die Stimme der französischen Kritik gegen den Hegelianismus; uns mag dieses Buch ohne Kategorien kaum wie ein Werk des „reinen Denkens", kaum wie ein philosophisches Werk vorkommen. Es sind eben die Ideen des „gesunden Menschenverstandes", die hier ohne Formel-Panzer, leicht gekleidet, behend und angriffstüchtig wie Zuaven und Turkos, ihr Kampfspiel bestehen, nicht mit steifen Parademarschbeinen einherstelzen. Es ist dies die philosophische Methode, die seit Condorcet bis heut in Frankreich in Gebrauch gewesen. Der Kampf gegen die Hegel'schen Antinomien und Antithesen ist daher für die Franzosen nicht nur von philosophischer, sondern auch von sprachlicher, von kulturgeschichtlicher Bedeutung.

Dem Wesen nach bietet uns die christlich angestrichene metaphysische Schrift nichts anderes als jene Verhandlung der zweiten sächsischen Kammer vom Jahre 1843, wobei die deutschen Jahrbücher als Hegel'scher Fetisch dem Auto da Fé überliefert wurden; nur mit dem Unterschiede, daß Foucher de Careil eine tiefere wissenschaftliche Bildung als die sächsischen Tendenzrichter verräth und eine schwungreichere, anmuthigere Sprache führt als Herr v. Wietersheim.

Während der Deutsche von Natur ein „Kerl, der spekulirt", ist und die Philosophie um ihrer selbst willen treibt (wurde doch gerade die Tendenz der Hegel'schen Philosophie von ihren eifrigsten Vertheidigern verleugnet!), so laufen alle Bestrebungen der französischen Philosophen auf eine humane und soziale Renaissance aus. Und so können wir, selbst wenn der französische Kritiker das Hegelthum nicht mit unserer herkömmlichen wissenschaftlichen Prüfung behandelte, doch damit zufrieden sein, daß er die Idee des Fortschritts dem Staats-Philosophen vindizirte, der den Krieg „eine nothwendige Zerstörung und Befreiung" nannte und die wilde Schönheit eines Tamerlan und Dschingiskhan bewunderte; daß er in Hegel's System die Beständigkeit jener Idee anerkennt, die gegenwärtig von den Majoritäten auf das Banner geschrieben wird, aber schon zu allen Zeiten bei Jenen als Devise galt,

welche das Erdenglück nicht für ein unverbesserliches Ding halten und die Menschheit nicht in dem Abgrund des Buddha untergehen lassen.

Jedenfalls geht Careil zu weit, wenn er die Phänomenologie eine „Zerstörung der Form" nennt. Klinger war der Meinung, es gäbe keine Philosophie, sondern nur Methoden, zu philosophiren. Und gerade die Hegel'sche Methode wird bei uns bewundert, ihr gerade die Erweckung eines neuen geistigen Lebens zugeschrieben. Sie veranlaßte, mehr als je eine Methode, jenes Herumtummeln mit spekulativen Ideen, welches — wie Georg Forster sagt — „zur Entwickelung der Denkkraft beiträgt, mithin zur Vervollkommnung des Menschen, insofern jede Uebung des Geistes dahin abzweckt". „Aber" — setzt Forster hinzu — „gut ist es doch, daß wir nun endlich diesen Wust ins Reine haben; werfen wir die jämmerliche Metaphysik auf ewig unter die Bank und halten uns an das für uns reelle Sinnliche". Forster, der Denker und Mann der That, der damals erst Kant's Gestirn aufgehen sah, ahnte nicht, welch ein Nebelschweif von Idealität sich daran hängen würde, ebenso wenig, wie wir wissen können, wie viele Irrsterne noch am philosophischen Himmel vorüberziehen werden. Denn dem Verehrer der deutschen Philosophie würde nichts absurder vorkommen, als wenn man verlangte, ein „reiner Denker" sollte „umkehren", sich den Schlaf aus den Augen wischen und sich die altmodische, aber klare Brille des seligen Garve auf die Nase setzen.

Politisch-militärische Bilder aus Preußens Vergangenheit.

Von A. v. Stramberg.

Als die Schlachten von Jena und Auerstädt den preußischen Staat über den Haufen geworfen hatten, sind viele Personen mit Unrecht für die Schäden des Systems verantwortlich gemacht worden. Unter den also Mißhandelten befindet sich auch Massenbach, der freilich durch seinen Kleinmuth viel zu der schmachvollen Kapitulation von Prenzlau beigetragen hat, sonst aber nicht straffälliger gewesen ist, als die meisten Anderen, die durch Verschweigen der ihnen bekannten Schäden, oder durch Feigheit dem Vaterlande geschadet haben. Besser unterrichtet, als die damaligen Offiziere, geschmeidig und intrigant, war Massenbach in das preußische Heer getreten, und, da er von Familie, also gut empfohlen war, schnell emporgekommen. Die Gunstbezeugungen schienen sich bei ihm nicht erschöpfen zu wollen, denn er wurde nach einander Generalstabsoffizier, Generaladjutant und befand sich, auch mit Gütern beschenkt, beständig in der Nähe hochgestellter Personen. Ueber alles in seinen Bereich Kommende schrieb er Denkschriften, in denen eine gewisse Freisinnigkeit und manchmal auch ein guter Gedanke leuchtet, und reichte sie unverdrossen höchsten und allerhöchsten Orts ein. Dadurch, sowie durch sein gemachtes, rechthaberisches Wesen, wußte er eine so günstige Meinung für sich zu erwirken, daß ihm 1806 das wichtige Amt eines General-Quartiermeisters für das hohenlohesche Korps anvertraut ward. Später zur Verantwortung gezogen und entsetzt, benutzte er die ihm aufgedrungene Muße zu seiner Rechtfertigung und füllte unter Anderem drei ziemlich starke Bände mit seinen Denkwürdigkeiten. Als Schriftsteller ebenso verworren wie als Soldat, liefert er dennoch manchen Beitrag zur geheimen Geschichte jener Zeit und zeigt ins Besondere, daß das gefallene System bei dem ersten Anstoße hatte zusammenbrechen müssen, weil alle seine Stützen längst schon in Fäulniß übergegangen waren. Marwitz, der sich 1806 in der Umgebung des Fürsten Hohenlohe befand, spricht ihn vom Verrathe frei, indem er sagt: „Ein absichtlicher Verräther war Massenbach nicht, aber ein verkehrter Mensch und als Soldat ganz unbrauchbar. Er war ein Mann nicht ohne Genie, aber so excentrisch, daß er beständig von einem zum anderen Extrem hingerissen wurde; Talent zur Ausführung mangelte ihm gänzlich. Während unsere ganze Armee durch die Sucht nach Kleinigkeiten und Kleinlichem ins Verderben gestürzt wurde, sündigte er auf die

entgegengesetzte Art. Er war nicht im Stande, eine Marschroute zu machen, ohne das ganze Heer durch einander zu werfen; hatte er einen Plan gemacht, einige allgemeine Anordnungen getroffen, so schien er zu glauben, nun müsse auch Jeder schon davon unterrichtet sein, und fertigte alle Anfragen mit der größten Grobheit ab. Nach dem Gesagten erscheint es unglaublich, wie dieser Mann einen Ruf erlangen und einen Feldherrn, wie den Fürsten Hohenlohe, beherrschen konnte. Er hatte im Aeußern aber Etwas, das täuschen konnte: auffallend nachlässig im Anzuge, schlich er mit der Miene eines Denkers, die Hand gegen den Kopf gelehnt, umher. Sagte Jemand etwas, so blickte er ihn aufmerksam und fest an und schlug gewöhnlich mit einer, dezidirt ausgesprochenen Sentenz den vorgebrachten Satz nieder. Das verfehlte nie, ihm das Ansehen von Superiorität zu geben. Kam es zum Streit, so hatte er einige logische Kunstgriffe, die ihm gewöhnlich das letzte Wort sicherten. Hierdurch, sowie durch eine lange Gewohnheit hatte Massenbach sich eine Art von Ueberlegenheit über den Fürsten erworben. Wenn nun Massenbach mit gelehrt verwirrten Ausdrücken von Operationen sprach, geschah es, daß der Fürst ihm gewöhnlich schweigend zuhörte, bisweilen Recht gab, noch öfter aber am anderen Tage diese Dinge befahl, oder darüber sprach, als wenn es seine eigenen Ideen wären. Dabei versicherte er jedes Mal mit unbegreiflicher Selbsttäuschung, daß Massenbach keinen Einfluß auf ihn habe, und setzte auseinander, warum er keinen haben könne."

„Schon im ersten Jahre der Regierung Friedrich Wilhelm's II.", schreibt Massenbach, „hatte Preußen aufgehört, ein Königthum zu sein. Die Regierungsform war aristokratisch geworden. Die hohen Staatsdiener wußten den Willen des Staatschefs zu modifiziren, viele von ihnen glaubten größere Talente und tiefere Einsichten als der König zu haben, daher untergruben sie die königliche Autorität. Der König leitete nicht, sondern ward geleitet, die Aristokraten, die in seinem Namen das Ruder führten, waren durch keine Verantwortlichkeit an ihre Pflichten erinnert". „Dieselben hatten zwar noch die Anmaßung ihrer Vorfahren berücksichtigt, aber nicht, daß deren Vorzüge bei ihnen durch die Gewinnsucht, den Güterschacher und die Stellenjagerei längst verdrängt worden waren"; so heißt es in Pertz, Stein's Leben.

„Friedrich II.", schreibt Massenbach, „hatte nicht für eine königliche Erziehung seines Nachfolgers gesorgt; er hatte Taktiker und Rechnungsmaschinen, aber keine Feldherren und Minister gebildet. Friedrich Wilhelm war ein Mann von Verstand und Einsicht, aber die Masse seines Körpers und die Unthätigkeit, in der er bis zu seiner Thronbesteigung erhalten worden war, drückten seinen Geist zu Boden." Bischofswerder, Wöllner, Haugwitz, Mannstein und später Zastrow sind diejenigen Hofleute gewesen, welche auf den König den größten Einfluß ausübten. Die Meisten derselben sind bekannt genug. Mannstein wird von Massenbach als ein engherziger Pietist und als ein gefährlicher Intriguant, der während der ersten Feldzüge selbst nach dem Oberbefehl gestrebt hat, bezeichnet, womit auch Stein übereinstimmt. „Einen Mann", sagt Massenbach, „über welchen alle Aufgeklärten, öffentlich und insgeheim ihre Mißbilligung mit Indignation zu erkennen geben, weil dieser Mann unter dem Mantel eines Pietisten ein engherziges und menschenfeindliches Herz trug, kann ich nicht, wie Dumouriez that, einen tugendhaften Mann

nennen". Dieser Mann, als vortragender Generaladjutant von entscheidendem Einflusse, hat die Wöllner'sche Pietisterei auch in das Heer gebracht und dadurch, indem er Mißtrauen und Wohldienerei an die Stelle der Unbefangenheit setzte, den Gemeingeist zerstört. Als dieser Mann später durch eine Intrigue beseitigt wurde, trat Zastrow an seine Stelle, von dem Massenbach eine so günstige Meinung hat, daß er seinen Rücktritt ein wahres Unglück nennt; anders urtheilt Stein, welcher ihn als einen gewöhnlichen Menschen, arbeitsam und pfiffig, aber beschränkt und egoistisch bezeichnet und dadurch beweist, daß der Generalstäbler Massenbach es niemals verstanden hat, den Büreauarbeiter von dem Soldaten und Politiker zu unterscheiden. Ueber Haugwitz, der die auswärtigen Angelegenheiten später leitete, stimmen endlich alle Urtheile überein, daß er ein verbindlicher, artiger Mann gewesen ist, der sich zu Allem hergab, mit der Lichtenau und dem Rietz die engste Verbindung unterhielt und durch seinen Wankelmuth Niemanden eine Bürgschaft gewährte. Vier, 1787 bei jedem Infanterie-Regiment neu geschaffene, Lieutenantsstellen waren die dem unbemittelteren Junkerthum zunächst gemachten Zugeständnisse, denen zahlreiche Ernennungen zu überzähligen Hauptleuten und Majoren folgten. Als 1805 ein preußischer Offizier in seinen, Bülow zugesandten, Verbesserungsvorschlägen auch auf Abschaffung dieser Stellen drang, bemerkte dieser dazu: „Wo will denn der Verfasser mit unserem lieben Adel hin? Mit den jüngeren Söhnen ohne ältere Brüder? Mit den Majoratsherren ohne Majorat? Mit den Rittern ohne Pferd und dergleichen mehr."

Eine Umgebung, wie die eben geschilderte, hat natürlich nur mittelbar, und zwar auch nur durch das bereitwilligste Eingehen auf alle königlichen Launen, ihren Einfluß geltend machen und erhalten können. Daher erhob sich Niemand gegen den grund- und zwecklos wider die holländischen Patrioten unternommenen Zug, der den Staatsschatz um so Vieles leichter und den beschränkten Preußendünkel um so Vieles schwerer gemacht hat. Dieser Dünkel hat für alles Andere und Neue blind gemacht und die Armee verführt, sich immer noch für unüberwindlich zu halten, als sie schon lange und weit überflügelt war. Zwar glaubte zu Anfang der neunziger Jahre auch das Ausland das preußische Heer noch auf seiner Höhe, Kenner und Nichtkenner eilten aus allen Ländern herbei, um dasselbe anzustaunen; doch schon bei Friedrich's Lebzeiten hatte Guibert, der Schöpfer der französischen Exerziertaktik, geschrieben: „Wenn nach dem Tode Friedrich's, dessen Genie dieses unvollkommene Gebäude erhält, ein schwacher König ohne Talent folgt, wird das preußische Heer in wenigen Jahren entarten und in Verfall gerathen". Ganz in derselben Weise äußert sich später der Herzog von Braunschweig bei einer Gelegenheit, bei welcher der Oberst Graf Schliefen, trotz der ihm gegebenen, umständlichen Anweisungen, eine ganz verkehrte Aufstellung genommen hatte: „Da sehen Sie, was es für eine Bewandtniß mit unserer Kriegsschule hat. Schliefen hat unter Friedrich dreißig Jahre manövriren sehen, er gehört zu den besten Offizieren dieser Schule; er ist nicht General, wenn er auch morgen das Patent erhält; ich vertraue ihm keine Katze mehr an, nachdem ich dieses Kunststück von ihm gesehen habe. Unser militärischer Unterricht steht auf einer sehr niedrigen Stufe, denn wir bilden keine Offiziere. Wird bald Friede und lebt der König lange, oder folgt einer, der nicht kriegerisch ist, so ist das Heer in wenigen Jahren

ganz herunter, und dann ist es mit dem preußischen Staate aus". Dieser Ausspruch beweist, daß der Herzog die ihn umgebenden verkommenen Kreise, in denen der Drillmeister mit dem Soldaten verwechselt wurde, weit überragte und daß er es wohl verstand, den Schein von dem Wesen zu unterscheiden. Hätte er seine Ueberzeugungen an entscheidender Stelle geltend gemacht, oder geltend machen können, der Partei gegenüber, welche aus Eigennutz am Alten festhielt und ihre schmutzigen Beweggründe hinter dem Siegestaumel verbarg, den die wunderbaren Erfolge des großen Königs geschaffen und dem die so wohlfeil in den Niederlanden erworbenen Lorbeeren neue Nahrung zugeführt hatten, dann wäre gewiß noch viel von dem Unglück abgewendet werden, welches später über das Vaterland gekommen ist. Wenn der Herzog von Braunschweig das aber nicht wagen durfte, wie hätte es ein Anderer unternehmen können, den die Vortheile, die der Herzog in seiner Geburt und seiner Vergangenheit voraus hatte, nicht in gleicher Weise auszeichneten. Weil aber selbst nach dem gescheiterten Zuge nach Frankreich, auf dem die Gebrechen des Heeres in ihrer ganzen Größe sichtbar geworden sind, keine wesentlichen Veränderungen durchzudringen vermochten, deshalb konnte die begonnene Fäulniß immer weiter fressen, bis endlich das Jahr 1806 das bis dahin einzig in der neueren Geschichte dastehende Beispiel giebt, daß ein scheinbar mächtiger und blühender Staat durch eine einzige Schlacht über den Haufen geworfen werden kann.

Die Leute, die dem ritterlichen Friedrich Wilhelm so bereitwillig gegen die niederländischen Patrioten gefolgt waren, konnten natürlich nicht minder eifrig erscheinen, als es sich darum handelte, gegen die Franzosen für das absolute Königthum, für ein Prinzip einzutreten, unter dem sich allein die bisherige Wirthschaft fortführen ließ. Die Begeisterung für den, selbst im Bunde mit dem verhaßten Oestreicher in Aussicht gestellten Zug war daher eine allgemeine, wenn auch keine aufrichtige. Denn dazu fehlten bereits alle Bedingungen, insbesondere war das Heer damals schon vollständig unkriegerisch geworden. Der Soldat, gewöhnlich beurlaubt, sah sich durch den Krieg plötzlich aus seinen lohnenderen, bürgerlichen Beschäftigungen herausgerissen, auf eine ungenügende Besoldung verwiesen und mit dem Unteroffizier zusammen Gefahren blosgestellt, für die sich nirgendwo eine Entschädigung zeigte. Der höhere Offizier vom Kompagniechef an, alt und bequem geworden, machte nur dann gute Einnahmen, wenn recht viele Leute beurlaubt waren; er hatte also kein sonderliches Interesse an dem Kriege. Ernst damit war es daher nur dem jungen Offizier, der sich dabei eine Wiederholung des gegen die Patrioten unternommenen Zuges vorstellte und Beförderung erwartete. Dieser aber riß die Anderen fort, welche in dem Wahne, daß es sich dabei nur um eine kurze militärische Promenade handle, folgten. „Kaufen Sie nicht zu viele Pferde, die Komödie dauert nicht lange, der Freiheitsschwindel verraucht schon, das Heer der Advokaten wird in den Niederlanden tüchtig geklopft und wir sind im Herbst wieder zu Hause", so sagte Bischofswerder zu dem ins Feld rückenden Massenbach. Wäre der wider Erwarten gefundene Widerstand auch nur theilweise vorausgesehen worden, so wäre der König damals mit eben der List und Konsequenz von dem Kriege abgehalten worden, mit denen er in der Folge wider seinen Willen zum Frieden gedrängt worden ist. Massenbach's Worte: „den wahren preußischen Patrioten ist der französische Krieg von Hause aus ein Gräuel gewesen", erscheinen

daher wohl berechtigt, denn diese sogenannten Patrioten waren die Leute, denen die Einnahmen durch den Krieg verkürzt wurden. Der von diesen Leuten ausgehende Druck lastete aber um so schwerer auf dem unentschiedenen Herzog, weil derselbe den französischen Aufstand von Hause aus ganz anders beurtheilte als seine Zeitgenossen. Schon in Breslau hatte er vor dem Ausmarsche zu Massenbach gesagt: „Herr Hauptmann, die Dämpfung der Empörung in Frankreich ist nicht so leicht, wie die Bekämpfung der Holländer". Massenbach erscheint, zumal im Anfange, als ein lebhafter Bewunderer des Herzogs von Braunschweig, der, nachdem er so erfolgreich in den Niederlanden aufgetreten war, natürlich auch dieses Mal wieder zum Führer der preußischen Heeresmacht ausersehen wurde. Er sucht ihn von der Verantwortlichkeit des unter seinem Namen erlassenen Manifestes freizusprechen und hält ihn allein zum Staatslenker fähig; in ähnlicher Weise hat sich später auch Stein über denselben geäußert. Wenn aber ein so begabter Mann von den obwaltenden Verhältnissen bis zur völligen Nichtigkeit herabgedrückt worden ist, so liefert das einen traurigen Beweis, wohin die intriguante Adelswirthschaft geführt hat; und wenn der Herzog, wie Massenbach erzählt, womöglich alle Marsch- und Kantonirungslisten selbst schrieb und daher den ganzen Tag beschäftigt schien, so hat er sich dieser Vielschreiberei, zu der er durch seine schöne Handschrift noch verleitet wurde, gewiß theilweise auch deshalb ergeben, um den ihm überall begegnenden Intriguen auszuweichen. Als die thätigsten Intriguanten werden von Massenbach die Generaladjutanten bezeichnet. Als Beleg, wie schamlos diese Menschen ihre Schmarotzerei betrieben, erzählt er folgenden Verfall: Der Hauptmann Kleist hatte sich bei Ober-Ursel dermaßen ausgezeichnet, daß ihm eine Belohnung gebührte; ein Generaladjutant, Graf Medem, der es sich als Ehre ausgebeten hatte, dem Könige davon Meldung machen zu dürfen, erhielt aber an seiner Stelle den Verdienstorden. „Das war", schreibt Massenbach, „das zweite Mal, daß ein Adjutant des Königs sich beim Korps eingefunden hatte und deshalb belohnt worden war, weil er von demselben eine angenehme Nachricht überbracht hatte."

Mit diesem äußerlich noch recht stattlich erscheinenden, aber schwerfälligen und unkriegerischen Heere, an dessen innerstem Marke die Intrigue und der herzloseste Egoismus nagten, zog der Herzog, begleitet von dem Könige, gegen Frankreich. „Sonntag, den 8. Juli 1792", berichtet ein Zeitgenosse darüber, „kam das Eben'sche Husarenregiment hier in Koblenz an und erregte außerordentliche Bewunderung; dergleichen wahrhaft kriegerische Pracht, so verschieden von dem, an den Haustruppen des Königs von Frankreich bewunderten Luxus hatte man noch nicht gesehen. Die schönen Leute, die herrliche Ausrüstung, die musterhafte Disziplin mochten manchem Veteranen des siebenjährigen Krieges ein Räthsel lösen, nach dessen Schlüssel er lange vergeblich gesucht hatte. Die weißen und die braunen Husaren, Köhler und Wolffrath, die letzteren „Fleischhacker" genannt, wurden nicht weniger angestaunt, die Husaren, Jäger und Füsiliere kantonirten in den umliegenden Ortschaften, während das übrige Volk in einem Lager bei Rübenach vereint wurde. Diese ausgesuchte Mannschaft bot einen Anblick, den ich niemals vergessen werde; eine große Fertigkeit in Handhabung der Waffen und in Ausführung der schwierigsten Evolutionen vereinigte sich mit den Resten mittelalterlicher Tradition und Kourtoisie, so daß Alles in einem pittoresken Lichte erschien. Ueber der Herrlichkeit

des Ganzen blieben einzelne Mängel fast unbemerkt, das Fehlen der Mäntel und Feldkessel erschienen fast als Vorzüge, den Oestreichern gegenüber, welche deshalb Kostbeutel und Läusemäntel genannt wurden. Das mangelhafte Lazarethwesen wurde nur von Kennern bemerkt, und auch der ungeheure Troß, diese uralte Krankheit deutscher Heere erschien fast als eine Nothwendigkeit und wurde bei der musterhaften Lagerordnung kaum bemerkt, höchstens ergötzte man sich an den Hühnerkörben, mit denen die Bagagewagen der Hauptleute regelmäßig bedeckt waren. Der grenzenlose Aufwand der Kriegskommissarien und ihrer Untergebenen, sowie die gewissenlose Liederlichkeit in der Magazinverwaltung beunruhigten zwar den aufmerksamen Beobachter, derartige Ausstellungen verhallten indessen, wie die Stimme des Propheten in der Wüste. Die Masse war geblendet durch das militärische Gepränge und durch die Artigkeit, mit der ihr begegnet wurde. Das Ritterthum, als dessen Vorkämpfer aufzutreten Friedrich Wilhelm sich berufen fühlte, schien hier wieder aufleben zu wollen. Der König mit seiner majestätischen, beinahe kolossalen Haltung, seiner freundlichen und doch würdigen Herablassung machte einen unglaublichen Eindruck, die Begeisterung für ihn war allgemein". „Was ist das für ein König, für den thäte ich Alles", rief die Gräfin Lostange bei seinem Anblicke in leidenschaftlicher Erregung aus.

Schon 1787 hatte ein holländischer Schriftsteller den preußischen Soldaten wegen seiner dürftigen Kleidung mit dem Affen verglichen, den der Bärenführer tanzen läßt, was annehmen läßt, daß der wahrhaft kriegerische Luxus nicht ganz so gewesen ist, wie ihn der Koblenzer Berichterstatter schildert. Ueberdies fehlte das Brod im Lager, „man hatte es nämlich unterlassen", schreibt Massenbach, „die Backöfen vorauszuschicken, obwohl nichts dabei zu fürchten war, denn die Etiquette, die freilich nicht erlaubt, daß Backöfen einen Heerzug eröffnen, wäre dadurch beleidigt worden. Man hatte auch die erforderlichen Bäcker nicht angenommen, weil man etwas Traktament ersparen wollte und glaubte, sie am Rhein schon zu finden. Hier fanden sie sich aber nicht, weil diese dummen Leute die preußischen Pfiffe fürchteten und Werberkniffe vermutheten". Dieses hier so tief gewurzelte Mißtrauen gegen die preußischen Pfiffe war die Folge einer alten Verordnung, nach der preußische Offiziere nur unter strenger Aufsicht im Kurstaate verweilen durften, damit ihnen das gewaltsame Wegschleppen friedlicher Einwohner unmöglich gemacht würde. So war, während im übrigen Reiche angestammte Herrscher mit ihren Landeskindern Handel trieben, oder ihn doch aus Rücksicht für den stärkeren Nachbar zuließen, hier eine schwache, dem Lande selbst nicht selten fremde Regierung, von der freisinnigeren Entwickelung, welche die staatlichen Verhältnisse genommen hatten, dazu bestimmt, zuerst als Verfechter der Menschenrechte aufzutreten und hatte Preußen gezeigt, was es von dem bisher befolgten, scheußlichen Systeme zu erwarten hatte.

Das preußische Heer sollte auf Märschen für neun Tage Brod mitführen, das war aber dies Mal unterblieben, und da die inzwischen errichteten Bäckereien in zwei Tagen nur auf drei Tage Brod zu liefern vermochten, wäre der Abmarsch von Koblenz und damit die Eröffnung des ohnehin zu spät unternommenen Feldzuges noch länger verzögert worden, wenn nicht der Erbprinz von Hohenlohe aus eigenen Mitteln Brod für die preußischen Soldaten geschafft hätte. Indessen

reichte das nur für den augenblicklichen Bedarf, an Vorräthe war nicht zu denken, und am dritten Marschtage fehlte das Brod schon wieder, und das war fürchterlich in dem wilden Eifellande, in dem auch der beste Wille und ein redlicheres und gewandteres Verpflegungsamt als das preußische einer solchen Menschenmenge wenig mehr als nichts zu bieten hatte. Massenbach schätzt das durch das Fehlen des Brodes bei Koblenz, Trier und Luxenburg verschuldete Versäumniß auf mindestens funfzehn Tage, bei der schon vorgerückten Jahreszeit ein unersetzlicher Zeitverlust, der den Junker und Soldaten die schon so lange entbehrten höheren Einkünfte des Friedens schmerzlich empfinden ließ, daher ihren Eifer, wenn er etwa noch vorhanden war, sehr herabstimmte, und den Herbstregen herbeiführte, bevor noch irgend etwas Entscheidendes geschehen war. Andere Verzögerungen bereitete der ganz ohne Noth gerade durch dieses, nach Massenbach dem gelehrten, preußischen Generalstabe ganz unbekannte waldige Gebirgsland unternommene Marsch: zahlreiche Fahrzeuge gingen verloren beim Durchschreiten seiner scharf eingeschnittenen, tiefen Querthäler, und die vielen von den Hirten und Landleuten aufgefundenen Ausrüstungsstücke lassen auf das schließen, was dabei Alles eingebüßt worden ist. Als endlich am 19. August der französische Boden betreten wurde, war das Heer bereits in einer Verfassung, welche jeden Einsichtigeren überzeugte, daß es eigentlich nur für die Parade taugte. Hierzu kam noch das Bewußtsein von der Unzulänglichkeit der Kriegsmittel, welches immer allgemeiner wurde und die bisherige Siegesgewißheit sehr verringerte. Massenbach, der den Herzog von Braunschweig in Herchheim gesehen hat, nachdem ihm Pfau und Tauentzien eben über die ungenügende Stärke der ins Feld rückenden Oestreicher, in den Niederlanden und am Rhein zusammen 56,000 Mann, berichtet hatten, schreibt darüber: „Er war von einem furchtbaren Humor, die Nachrichten, welche diese beiden Männer gebracht und die Zudringlichkeit der Artois, Provence und der Ausgewanderten überhaupt mögen diese Stimmung veranlaßt haben. Sie belagerten den guten Herrn im eigentlichen Sinne des Worts, er hatte kaum die Ellbogen frei und machte Komplimente über Komplimente, Bücklinge bis an den Boden, aber seine Wangen glühten und seine Augen funkelten wie die Augen eines Tigers. Das ließ nichts Gutes ahnen". Die Worte, welche Edelsheim, einst der begünstigtste Minister Friedrich's des Großen, dem scheidenden Massenbach in Koblenz gesagt hatte: „Europa gleicht einer Pyramide, die auf der Spitze steht, ein Stoß wirft sie über den Haufen. Eure Anstalten scheinen nicht geeignet, diesen Stoß auszuhalten; hat Eure Invasion nicht den erwünschten Fortgang, so fallen alle Throne", begannen sich zu erfüllen. Denn die von den Emigranten in Aussicht gestellte Erhebung ließ jetzt, nachdem der Gegner bei sich Ordnung geschafft und durch seine blutige Energie Alles eingeschüchtert hatte, vergeblich auf sich hoffen; zudem waren Zahl und Beschaffenheit der so drohend angekündigten Fremdlinge wenig geeignet, den gesunkenen Muth der daheim gebliebenen Anhänger des französischen Königs wieder zu beleben und bei ihnen alle Furcht vor Wiedervergeltung zu verscheuchen, im Falle der gegen Paris geführte Schlag mißlänge. Statt des so sehnlich erwarteten Rufes: Es lebe der König, wurde nur von Freiheit und Gleichheit gesprochen, die von den ausgehungerten Soldaten überall begangenen Ausschreitungen riefen offenen Widerstand hervor, und daß der eben noch so leicht genommene Krieg sich noch sehr verlängern könne, hatten die von

Berlin und Potsdam gekommenen Helden nur zu bald erkannt und deshalb begannen sie gegen den Herzog zu intriguiren, der, wenn auch nicht entschieden, doch wenigstens damals noch aufrichtig die ihm vertraute Sache leitete. Der Herzog, unter den Pedanten des siebenjährigen Krieges aufgewachsen und durch seinen Charakter zur Langsamkeit geneigt, wurde durch diese Intriguen, welche den König nur zu bald in ihren Bereich zogen und den Herzog in einer Weise bloßstellten, daß er mehr als einmal von den Emigrirten des Einverständnisses mit den Ohnehosen beschuldigt worden ist, nur noch langsamer und unschlüssiger. Dieser Krieg konnte aber mit den vorhandenen Mitteln nur dann erfolgreich beendet werden, wenn eine sich über alle Rücksichten erhebende Kühnheit die überall noch schwankenden, unsicheren Gemüther mit fortriß. Als des Herzogs Vortrab bei Autry auf den hinter die Aisne weichenden Dumouriez stieß, löste sich dessen Heer in der wildesten Flucht auf. „10,000 Mann", schrieb Dumouriez an den Präsidenten der Nationalversammlung, „sind vor 1500 Reitern davon gelaufen". Doch konnte er nur deshalb am Schlusse seines Berichtes beifügen „die Gefahr ist vorüber, ich bürge für Alles", weil der unschlüssige Herzog, vor dem Paris jetzt offen lag, vielleicht in der Ungewißheit, wie der von seinem Generaladjutanten umgebene Friedrich Wilhelm das aufnehmen werde, eine entschiedene Verfolgung verbot. Dieser, sowie ein ähnlicher Vorfall im folgenden Jahre, bei dem der östreichische General Otto bei Villers mit 14 Schwadronen 15,000 Franzosen über den Haufen warf, 900 Mann tödtete und ihnen 400 Gefangene mit 5 Geschützen abnahm, beweist, daß die damaligen Franzosen noch nicht im Stande waren, einen mit Ernst unternommenen Marsch aufzuhalten; auch hat der französische General Dillon, den Massenbach im Lager zu Dampierre sprach, es ganz offen zugestanden, daß es leicht gewesen wäre, ihnen in Besetzung der Gebirgspässe zuvorzukommen. Sind dieselben doch erst von der 4000 Mann starken Besatzung von Verdun eingenommen worden, der thörichter Weise freier Abzug gestattet worden war! Der gemeine Mann hatte herausgefühlt, daß man drauf gehen müsse, deshalb war auch die allgemeine Stimmung, „welche", wie Massenbach schreibt, „durch alle die verstärkt wurde, welche mit den Emigrirten in Verbindung standen, die: auf halbem Wege müsse man nicht stehen bleiben, die französische Armee werde nirgends Stich halten, der Marsch nach Paris müsse fortgesetzt werden". Eine solche Stimmung, die auch der persönlichen des Königs am meisten entsprach, würde den Herzog mit fortgerissen haben, wenn er sich des Militärkabinets und der Generaladjutanten sicher gewußt hätte; da er aber über die, von diesen Ohrenbläsern ausgehenden, ihm feindseligen Einflüsterungen unterrichtet war und deshalb im Falle eines Mißlingens den Tadel des Königs fürchtete, wollte er von einem entschiedeneren Vorgehen nichts wissen und verfiel immer wieder in die, ihm geläufigere, methodische Kriegführung und Unschlüssigkeit zurück. Denn den König fürchtete der Herzog wahrscheinlich in der Erinnerung an das herrische Auftreten Friedrichs des Großen über Alles. „Mit dem Könige sprach der Herzog in einem so unterwürfigen Tone, daß seine Meinung stets nur als eine Muthmaßung erschien", äußert Massenbach darüber.

Die Art, mit der Massenbach des Herzogs Unschlüssigkeit zu entschuldigen versucht, indem er noch Hunderttausende verlangt, um den Marsch auf Paris zu rechtfertigen, zeigt ihn als den hinter Schreibwerk verknöcherten Generalstäbler, als

den wahren Vertreter jener kopf- und herzlosen Zeit, die nur Zahlen und Maschinen erblickte, wo denkende und fühlende Menschen waren. Ein entschlossener Marsch auf Paris würde die Zuversicht des eigenen Soldaten und der noch königlich gesinnten oder mit dem gegenwärtigen Regiment überhaupt unzufriedenen Bevölkerung gesteigert und sie in dem Augenblicke, in dem sich die Machthaber anschickten, ihre letzte Karte auszuspielen, in ihrer Verzweiflung und im Vertrauen auf die nahende Hülfe wahrscheinlich zu einer entscheidenden Kundgebung veranlaßt haben. Denn die Mißstimmung über das eingeführte Regiment, dessen Nachtheile Jeder empfand und dessen Vortheile noch Niemandem erkenntlich waren, war bei der besitzenden Klasse allgemein und würde sich bei dem Erscheinen der Preußen vor Paris gewiß ebenso wirksam gezeigt haben, wie sie es 1814 geworden ist. Solche Betrachtungen konnten aber nicht in den Köpfen von Männern reifen, die von einem selbstbewußten Bürgerthum keine Vorstellung hatten und die ohne alles persönliche Verdienst nur durch ihre Verbindungen und Intriguen emporgekommen waren und daher den Eingebungen des persönlichen Vortheils als alleiniger Richtschnur folgten. Nur aus Nachgiebigkeit für die königlichen Launen hatten die Parteiführer für einen Krieg gestimmt, der ihre Bequemlichkeit störte, ihr Einkommen verringerte, ihre Tüchtigkeit auf eine gefährliche Probe stellte und sie mit ihren antiöstreichischen und theilweise auch Voltaire'schen Ansichten in Widerspruch brachte. Die vorausgesetzte kurze und leichte Beendigung des Kampfes war nicht erfolgt und wurde, wie aus Massenbach ersichtlich wird, in diesen Kreisen auch nicht mehr erwartet; die Jahreszeit war schon weit vorgeschritten und ließ bereits die Entbehrungen fühlen, die ein noch längeres Verweilen in der unfruchtbaren Champagne bringen würde: es vereinigte sich daher Alles, von einem entschiedenen Vorgehen abzuhalten. Zudem war auch die Anschauung dieser größtentheils in den Schreibstuben, auf den Uebungsplätzen oder im Kartoffelkrieg gebildeten Helden eine so rein theoretische, daß mehr von einem Manöver als von dem Kampfe selbst erwartet wurde. „Das Glücklichste, was sich ereignen könnte", schreibt Massenbach, „meinte man, bestehe darin, wenn Dumouriez und Kellermann ihre starken Stellungen verlassen, sich vereinigen und sich dem königlichen Heere entgegenstellen wollten. Denn dann könne das Genie des Feldherrn durch ein enscheidendes Manöver mehr gewinnen, als durch eine Schlacht erlangt werden könnte". So sprachen jene alten Perrücken, die durch ihren übermäßigen Troß und durch die schlechte Bekleidung und Ernährung des Soldaten, dem dadurch die Freilager geradezu unerträglich wurden, längst bewiesen hatten, daß sie von Manövrirfähigkeit, insofern darunter noch etwas Anderes als die Bewegungen auf dem Exerzierplatze verstanden werden, gar keine Vorstellung hatten.

Den 2. September Abends liefen endlich Nachrichten ein, welche auf die gewünschte Vereinigung der feindlichen Feldherren schließen ließen; „warum stürzten wir uns nicht sofort auf Kellermann und suchten die beabsichtigte Vereinigung zu hindern", bemerkt Massenbach sehr richtig darüber und fährt dann fort: „von dem Marsche gegen Kellermann muß anfänglich auch die Rede gewesen sein, weil die Offiziere des General-Quartiermeisterstabes die genannte Gegend absuchen und, um durch ihre leuchtenden Tressenhüte nicht aufzufallen, mit abgenommenen Hüten reiten mußten". Während Napoleon in der Folge derartige Auskundschaftungen

unter dem Schutze großer, mit allen Hülfsmitteln der Kunst und Wissenschaft ausgerüsteter Reitermassen anstellen läßt, dadurch auch stets genau unterrichtet ist, und deshalb überall sicher auftrit, so lange er eine ausreichende Reiterei hat, wird jetzt und auch in der Folge im diesseitigen Lager die treffliche Reiterei unbenutzt zu Hause gelassen, um einigen Junkern mit dem Auskundschaften eine Aufgabe zu stellen, zu der auch bei dem besten Willen ihre Kraft nicht genügte. Diese Art auszukundschaften giebt Zeugniß von dem geringen Sachverständnisse, sowie überhaupt von der kleinlichen, nur dem Exerzierfelde entlehnten Auffassung und hat es verschuldet, daß man trotz seiner überlegenen Reiterei nicht allein jetzt, sondern auch später 1806, 1813 und 1814 über den Feind stets unklar und daher unsicher und unschlüssig gewesen ist. Nicht weniger kleinlich erscheinen jene Leute aber auch in ihrer politischen Auffassung: weil z. B. bei einem unbedeutenden Zusammentreffen der anfängliche Erfolg durch das allzuhitzige Nachdrängen des Prinzen von Nassau-Siegen in eine kleine Schlappe verwandelt worden war, erblickt Massenbach darin die Machination eines russischen Agenten, der durch seine unbesonnenen Streiche den König verleiten soll, hier immer mehr Volk zu verwenden, um seiner Kaiserin Katharina an der Weichsel desto freiere Hand zu machen. „So beurtheilte ich schon damals Rußlands Gesinnungen und noch habe ich keine Ursache, mein Urtheil zurückzunehmen", sagt Massenbach am Schlusse seiner Betrachtung.

Die Operationsbasis spielt in jener Zeit eine Hauptrolle, von ihrer Nothwendigkeit war man so durchdrungen, daß der Chef der Artillerie, Tempelhof, in der Voraussicht, der Herzog werde sich nicht davon entfernen, auch den Schießbedarf, der sonst dem Heere zu folgen pflegte, in den Festungen Luxemburg, Longwy und Verdun zurückließ, so daß derselbe dem jenseits der Argonnen bei Valmy angekommenen Heere fehlte und später dem Feinde in die Hände fiel. Die Operationsbasis konnte man aber deshalb nicht aufgeben, weil der Eigennutz an der bisherigen Magazinverpflegung festhielt. Massenbach setzt nun auseinander, warum der Herzog, an der Maas angekommen, ohne Operationsbasis nicht mehr weiter vordringen wollte. Der Herzog von Sachsen-Teschen, der nach dem Uebereinkommen von Pillnitz in den Niederlanden mit 80,000 Mann auftreten sollte, hatte nach Massenbach's Angabe kaum mehr als 28,000, von denen 25,000 unter Clairfait bei Longwy zum Herzoge stoßen sollten. Clairfait erschien auch hier, aber mit wenig mehr als 8000 Mann. Wenn nun auch, nachdem die wesentlichsten Voraussetzungen, auf welche der Feldzugsplan gebaut worden war, nicht zutrafen, das Zaudern einem so methodisch gebildeten Soldaten und unschlüssigen Manne wie dem Herzog nahe lag, so durfte es seinem weiterreichenden Blicke doch nicht entgehen, daß der mittelalterliche Staat, bei der Unzulänglichkeit der vorhandenen Mittel zumal, nur dann erfolgreich mit dem modernen ringen könne, wenn er ihn, wie er war, noch in der Bildung begriffen, überraschte. Diese Betrachtung aber mußte den Herzog über die Eingebungen der Vorsicht hinaus nach Paris führen, was auch Massenbach und andere derartige Kriegsverständige zu einer solchen, wie Massenbach sagt, den Irokesen entlehnten Kriegführung gemeint hätten. Doch vergeblich waren die Anstrengungen der Emigrirten, den Herzog für ein solches Vorgehen zu gewinnen; er blieb unerschütterlich, während der König, der sich im Geiste schon als den Wiederhersteller

des umgestürzten Thrones, als den Beschützer und Erretter des bedrängten Ludwig und der reizenden Königin sah, dafür schwärmte.

Am 12. September stand das Heer den Franzosen unter Dumouriez gegenüber; diese bewachten in der festen Stellung bei Grandpré in Verbindung mit Kellermann die Argonnen. Am 14. griff Clairfait mit seinen Oestreichern die Franzosen bei la Croix aux Bois an und warf sie, wodurch Dumouriez, auf seinem linken Flügel umgangen, seine Stellung aufgeben mußte, und an demselben Tage wurde Massenbach ins feindliche Lager gesendet, um den französischen Oberbefehlshaber zu einer Unterredung mit dem Herzoge und dem Erbprinzen Hohenlohe einzuladen. Der französische General Duval, bei dem Massenbach zurückgehalten wurde, während eine Meldung an Dumouriez abging, tadelte zwar die Pariser Greuel, nannte aber die Einmischung des Auslandes in innere französische Angelegenheiten ganz unberechtigt. „Glauben Sie mir", sagte er zu Massenbach, „wir kennen die geringe Reichhaltigkeit Ihrer Mittel. Sie werden irgendwo Ihr Pultawa finden. Und der König von Preußen, wie konnte er sich mit einer feindlichen Macht, mit dem treulosen Oestreich, gegen eine Macht verbinden, die sein natürlicher Bundesgenosse ist. Die verbundenen Mächte werden keine Kontrerevolution bewirken, sondern nur die Revolution verstärken. Rechnen Sie nicht auf einen Uebergang des Heeres, wir ächten Franzosen verachten La Fayette, und trauen Sie den Emigrirten nicht!" Massenbach sah bei dieser Unterhaltung viele Offiziere kommen und gehen und rühmt ihre wahrhaft soldatische Haltung, die freilich seltsam abstechen mochte mit der des geschniegelten, nur gewohnheitsmäßig Soldat gewordenen Junkers. Aus dem Umstande, daß er entlassen wurde, ohne Dumouriez gesehen zu haben, und aus der lebhaften Bewegung des Feindes hatte Massenbach geschlossen, daß Dumouriez zurückgehen wolle, und davon dem Könige sofort Meldung gemacht und ihm dabei auch die mit Duval gehabte Unterredung mitgetheilt. „Duval's Aeußerungen mißfielen dem Könige", schreibt Massenbach, „noch nie hatte ich ihn so heftig gesehen; warum ihm das nicht früher gemeldet worden sei, fuhr er mich an, der Feind werde jetzt gewiß entwischen. Ich machte, daß ich fortkam, und eilte zum Erbprinzen, der sich schon auf dem Marsch nach Grandpré befand, und bei dem der König sich auch bald einfand. Das Gemüth dieses vortrefflichen Herrn war noch immer gereizt; wahrscheinlich hatte ihn der Freimuth verdrossen, mit dem ich Duval's Aeußerungen vorgetragen hatte. Die Furcht, der Feind möge entwischen, verließ ihn nicht." Der Erbprinz, der, dadurch angespornt, lebhaft nachdrängte, nahm den Franzosen an diesem Tage auch einige Geschütze und Wagen ab. Am 16. mußte man jedoch, der königlichen Ungeduld zum Trotze, schon wieder bei Grandpré stehen bleiben, weil das Brod fehlte, und ehe das aus Verdun herbeigeschafft worden war, verstrich auch noch der 17., so daß die weitere Verfolgung erst am 18. wieder fortgesetzt werden konnte. Dieser zweitägige Aufschub aber ist es gewesen, der Dumouriez in seinem Briefe an die National-Versammlung sagen ließ: „Ich bürge für Alles!" — Zwar hatte der Artillerie-General Tempelhof schon 1790 die Nachtheile der gegenwärtigen Magazin-Verwaltung nachgewiesen und ein anderes, dem Requisitions-System mehr entsprechendes Verfahren in Vorschlag gebracht; doch der Junker, der sich an den, bei der gegenwärtigen Verwaltung stattfindenden Betrügereien betheiligte, widerstrebte jeder Veränderung, daher war sie

auch unterblieben. Jetzt hätte der König Gelegenheit gehabt, sich von den daraus erwachsenden Nachtheilen zu überzeugen, wenn er sich überhaupt um irgend etwas bekümmert hätte; doch seine Gleichgültigkeit machte es auch dieses Mal wieder seiner Umgebung leicht, die Sache anders darzustellen, als sie sich wirklich verhielt, und deshalb blieb auch dieser so sehr in die Augen fallende Umstand ohne weitere Folgen.

Am 18. endlich brach das Heer wieder auf und war, nachdem die Argonnen umgangen waren, am 19. bei Mastige vereint, wo der Herzog, der immer nur an's Manövriren dachte, durch einen unmittelbar vom Könige ausgehenden Befehl zum entschiedenen Vorgehen gedrängt wurde. Massenbach, der damals den Herzog auf dem Berge Remoi fand, von dem er das feindliche Lager betrachtete, während sich zu seinen Füßen Köhler's Husaren mit dem Feinde tummelten, schreibt: „Niemals habe ich diesen Herrn mißvergnügter und den Ausdruck seiner Physiognomie stürmischer gesehen. Seine Wangen glühten, und seine Augen funkelten noch heftiger, als ehemals in Horchheim." „Ew. Durchlaucht Pläne", äußerte Massenbach im Laufe der Unterredung, „werden also nicht ausgeführt?" „Nein, man findet sie zu langsam; der General Köhler hat gemeldet, der Feind zieht ab, und da fürchtet man ein Entwischen."

In der nun folgenden Nacht waren feindliche Reiter bis an die Vorposten herangesprengt, und es war auf sie gefeuert worden, wozu Massenbach bemerkt: „Dergleichen Rekognoszirungen machten wir nicht!" was den Beweis liefert, daß im feindlichen Lager bereits mehr Thätigkeit als im diesseitigen herrschte. Der Herzog fand sich am 20. bereits um 6½ Uhr bei den Vorposten ein und ordnete den Vormarsch in zwei Heersäulen selbst an in der Absicht, die Chaussee, welche von St. Menehould nach Chalons führt, zu gewinnen. Die Vorhut hatte jedoch kaum einige hundert Schritte gemacht, als sie Kartätschfeuer erhielt, worauf eine Batterie, und da der Feind nun auch noch von einer andern Seite her feuerte, noch drei andere Batterieen hervorgezogen wurden. Nachdem dieses Feuer, das in den dichten Nebel hinein unmöglich sehr wirksam sein konnte, eine Weile gedauert hatte, zog sich der Feind etwa gegen 8½ Uhr zurück. Nur wenige Todte und Verwundete wurden auf der von ihm verlassenen Höhe la Lune vorgefunden und man konnte, da es inzwischen etwas heller geworden war, von hier aus bemerken, daß der Feind bei der Windmühle von Valmy seine Hauptstärke versammelt hatte. Während nun eine neue Stellung eingenommen wurde, worüber viel Zeit verging, war die Höhe von la Lune ganz vergessen und später erst in ihrer ganzen Wichtigkeit erkannt worden. Massenbach, dem zu ihrer Besetzung bestimmten Volke vorausgeeilt, sah die Franzosen bereits mit Macht auf dieselbe anstürmen. „Wenige Augenblicke noch", sagt er, „und nicht nur waren die Batterieen Decker und Menz verloren, sondern die preußische Armee war in der rechten Flanke angegriffen und geschlagen. An einem seidenen Faden hängt oft das Schicksal der Armeen und der Staaten!" So war die Anschauung jener Zeit, die das Interesse des Volkes an der Sache getödtet und den Mann zu einer Maschine herabgewürdigt hatte; sobald ein Feind im Rücken oder in der Flanke erschien, wurde das Gefecht als verloren angesehen. Viele Niederlagen sind dadurch verschuldet worden, bis endlich 1813 der so lange verdrängte Volksgeist wieder erwachte und einer gesunderen Anschauung Bahn brach.

Dieses Mal gelang es indessen, den Franzosen in der Besetzung der Höhe la Lune noch zuvorzukommen, worauf sie, als auch Husaren in ihrer Flanke erschienen, in wilder Unordnung gegen St. Menehould zurückgingen. Ein durch das Auffliegen einiger Pulverwagen im feindlichen Lager verursachtes Getöse, dem unmittelbar ein lautes Geschrei folgte, unterbrach jetzt, wie auf Verabredung, die von beiden Seiten mit großer Lebhaftigkeit unterhaltene Kanonade, und Massenbach bemerkte, wie die Unordnung in der Richtung von St. Menehould zunahm, und freute sich schon über den so leicht errungenen Sieg. Inzwischen hatte sich der Herzog auf der Höhe eingefunden, dem bald darauf der König mit dem Prinzen von Nassau-Siegen folgte. Es war etwa 3½ Uhr, der Feind hatte die bei ihm eingerissene Unordnung, da ihn Niemand davon abhielt, jetzt vollständig wieder beseitigt, was, da der Nebel nun ganz verflogen war, von dieser Höhe deutlich gesehen werden konnte, und die Kanonade entbrannte auf beiden Seiten wieder mit erneuter Heftigkeit, als plötzlich ein feindlicher Reiter mit einem hoch gehobenen weißen Tuche auf den König lossprengte. Nassau und Massenbach eilten ihm entgegen, und ersterer wechselte einige Worte mit ihm, worauf er wieder davonjagte. „Der König, der Herzog, der Erbprinz, Nassau, Mannstein, Grawert", schreibt Massenbach, „sprachen mit einander, uns anderen wurde ein Wink gegeben, nicht zu nahe zu kommen. Die Heftigkeit der Kanonade nahm allmählig ab und hörte gegen 5 Uhr ganz auf. Tempelhof, Mangel an Munition fürchtend, hemmte sie." Ueber letzteren äußert Massenbach sich diesmal überhaupt sehr ungünstig: „Er hatte die Batterieen schlecht plazirt, ich glaube, manche hätte besser plazirt werden können; Tempelhof war kurzsichtig und die Lorgnette, deren er sich bediente, erlaubte ihm keinen hinlänglich weiten Blick. Ueberhaupt gefiel er mir an diesem Tage nicht, es war das erste Mal, daß ich ihn im Feuer sah; er lärmte und tobte und das mißfiel mir. Den Hauptmann Mauritius, der die Mörserbatterie, Tempelhof's neueste Erfindung, führte, fuhr er gewaltig an, der Hauptmann hatte die Mörser hinter einer kleinen Anhöhe gut aufgestellt, Tempelhof wollte sie besser stellen und stellte sie schlechter. Mißfiel mir Tempelhof's Toben, so bezauberte mich des Herzogs Gelassenheit, überhaupt war das ein herrlicher Mann, wenn das Gefecht erst begonnen hatte."

Aus Massenbach ist zu ersehen, daß der Herzog in der Berathung darüber, ob ein allgemeiner Angriff unternommen werden solle oder nicht, diesem Ansinnen mit einer Entschiedenheit entgegen getreten ist, wie sie bis dahin an ihm noch nicht bemerkt worden war, und daß der sonst so eifrige König, dem Ziele nahe, seinem auf einmal so entschieden auftretenden Feldherrn gegenüber die Verantwortlichkeit nicht allein zu übernehmen wagte. Indessen erregte der dadurch verschuldete klägliche Verlauf dieser pomphaft angekündigten Unternehmung eine allgemeine, an Unwillen grenzende Verwunderung. Der alte General Wolfrath, ein Husar aus Friedrichs besserer Schule, sagte darüber: „So hätte es der Alte nicht gemacht! Was Teufel, was wollten wir denn hier, wenn wir nicht schlagen wollten? Wir sind geschlagen; sie werden sehen, wie den Kerlchen da drüben der Kamm wächst." „Das war richtig", sagt Massenbach, „so timide die Vorposten bis dahin gewesen waren, so zuversichtlich wurden sie jetzt. Sie hatten die Feuerprobe bestanden und mehr von uns erwartet. Wir waren in ihrer Idee gefallen

und sie darin gestiegen. Wir hatten mehr, als eine Schlacht verloren; die Meinung war hin, der 20. September hat der Welt eine andere Gestalt gegeben."

Der Herzog, um sein bisheriges Auftreten zu entschuldigen, bezeichnete die mißliche Lage, in der sich das schlecht verpflegte Heer bei der vorgeschrittenen Jahreszeit in der unfruchtbaren Champagne befand, als den Grund, der ihn von einem entscheidenden Schlage abgehalten habe; überdies theilte er Massenbach unter dem Siegel der Verschwiegenheit mit, daß er ihn auch unterlassen habe wegen der großen Aehnlichkeit, welche die Höhen von Valmy mit denen von Johannisberg hätten, wo er eine Schlappe erlitten hatte. Einzelne beschränkte Köpfe, Zeugniß gebend von dem in jener Zeit so lebhaften und so verhängnißvoll gewordenen Oestreicherhaß, haben das verspätete Erscheinen des General Clairfait als Grund vorgeschoben, warum der entscheidende Schlag unterblieben sei, und diesem Manne eine üble Absicht untergelegt. Dem tritt jedoch Massenbach mit Entschiedenheit entgegen und beweist, daß diesen ausgezeichneten Soldaten auch nicht der leiseste Vorwurf trifft. Wie hätte auch das um einige Stunden verspätete Erscheinen einiger Tausende Oestreicher auf den Entschluß des preußischen Heeres einen Einfluß üben können, nachdem dasselbe den Feind beständig vor sich hergetrieben und sich von seiner Ueberlegenheit überzeugt hatte? War die Fortsetzung des Marsches auf Paris nach des Herzogs Meinung zu gefährlich, so konnte sie ja unterbleiben, jedenfalls aber würde eine Schlacht, die unter keinen Umständen verloren werden konnte, die diesseitige Lage gewiß nicht verschlimmert haben. Endlich ist die unter dem Siegel der Verschwiegenheit an Massenbach gemachte Mittheilung in Betreff der Aehnlichkeit der Höhen von Valmy und Johannisberg eine so kindlich naive, daß sie, offenbar in der Absicht der weiteren Verbreitung auch noch andern, wie z. B. dem Baron von der Reck mitgetheilt, bei einem so begabten Manne, wie der Herzog, von einer gänzlichen Rathlosigkeit zeugt.

Der Herzog hatte seither eine Menge von Briefen aus Paris erhalten; die Vermuthung, daß sich darunter auch andere, als Drohbriefe, befunden haben und daß durch diese eine Verbindung mit demselben angeknüpft worden sei, liegt nahe. Gab es doch damals noch in Paris eine angesehene Partei, welche für die konstitutionelle Monarchie arbeitete und den Herzog zu ihrem konstitutionellen Könige ausersehen zu haben vorgab. Wenn er daher im Geiste schon sich als König der Franzosen sah und deshalb nicht allein nicht schlagen wollte, sondern auch den König mit einer ganz ungewöhnlichen Entschiedenheit davon abhielt, so erscheint das nur zu wahrscheinlich, da auch Massenbach das plötzliche Erscheinen des französischen Unterhändlers unbegreiflich findet und die von dem Herzog für sein räthselhaftes Auftreten vorgebrachten Gründe ganz unhaltbar sind. Wenn der Herzog die Lage des Heeres für zu mißlich hielt, um einen entscheidenden Schlag zu gestatten, so mußte er die ausgesogene Landschaft, die der inzwischen eingetretene Regen täglich unwegsamer machte, wenigstens sofort verlassen und die ihm ans Herz gewachsene Operationsbasis wieder aufsuchen. Das that er nicht, sondern er verweilte seiner gewohnten Bedächtigkeit entgegen noch zehn volle Tage in einer Gegend, in der das Heer den größten Gefahren und dem drückendsten Mangel ausgesetzt war, was ihm durch die Stimmung des ritterlichen Königs sehr erleichtert wurde. Des Herzogs zweckwidriges Verweilen ist auch in seinen Folgen dem später erfolgten Zögern Napoleons

in Moskau so ähnlich, daß es auch, wie dieses, nur durch die im Geheimen geführten Verhandlungen erklärt werden kann. Dem deutschen Fürsten, der damals noch als ruhmgekrönter Feldherr galt, erschien der erledigte Königsthron als etwas Erreichbares, und weil ihm seine Stellung vielfach verleidet wurde, und weil er in Kreisen lebte, in denen die Intrigue und der persönliche Vortheil die einzigen Beweggründe waren, deshalb streckte er seine Hand danach aus.

Das Heer litt indessen große Noth, da das Brod selbst aus Verdun geholt werden mußte. Unbegreiflich erscheint es und wird nur durch die schwebenden Verhandlungen erklärt, daß kein Angriff auf die Brodwagen versucht worden ist; denn ein solcher wäre, da die 285 Brodwagen, bis Grandpré auf einen Weg beschränkt, sich fast bis zu einer deutschen Meile ausdehnten und nur durch ein Dragoner-Regiment gedeckt waren, sicher geglückt und würde das herrschende Elend noch vergrößert haben. Am 25. und 26. fehlte das Brod im ganzen Heere; das leichte Volk, das an Stelle des Brodes den Brodgroschen erhielt, litt hier, wo sich nichts zu kaufen vorfand, ganz besonders schwer. Eine Menge von Ausschreitungen folgten daraus; Hohenlohe ließ deshalb seine Regimenter ihr Brod mit den Husaren theilen, doch erwies sich diese Aushülfe als sehr ungenügend, und die Unzufriedenheit dauerte fort; was sollte der Soldat auch dazu sagen, der hier mit dem größten Elende kämpfte, während seine Führer in aller Eintracht mit dem Feinde verkehrten. Die deutsch redenden Franzosen, die jetzt zu 40 und 50 bei den Vorposten, wie sie sagten, als Freunde erschienen, nährten diese Unzufriedenheit und waren insbesondere bedacht, die Leute noch mehr gegen die Oestreicher einzunehmen. Endlich wurde Massenbach, um diesen Unfug abzustellen, als Unterhändler ins französische Lager gesendet, doch hat derselbe nie ganz aufgehört, und man kann wohl sagen, daß von diesem Augenblicke an der Verfall der bis dahin mustergültig gewesenen Mannszucht im preußischen Heere beginnt.

Inzwischen waren auch von dem Könige Verbindungen mit Dumouriez angeknüpft worden, wahrscheinlich um ihn für die Sache des unglücklichen Ludwig zu gewinnen. Der General Kalkreuth, den Stein als einen unverschämten, intriguanten, mit voltairianischen Ideen erfüllten Querkopf gezeichnet hat, und der gottergebene Oberst Mannstein sind besonders thätig dabei gewesen. Und wenn ihre Sendung auch nicht ganz gelang, hat sie doch wenigstens den sicheren Untergang von dem vollständig demoralisirten Heere abgewendet und einen ungehinderten Rückzug verschafft. Ueberdies hat sich der fromme Mannstein den Generalshut und das ihm von Dumouriez verliehene Prädikat „tugendhaft“ dabei erschlichen.

Endlich am 1. Oktober wurde der durch die bei Valmy begangenen Sünden längst unvermeidlich gewordene Rückzug angetreten; Höpfner deutet in seiner Geschichte des Jahres 1806 seine Schrecknisse an, indem er sagt: „Wenn nicht damals schon eine Katastrophe wie 1806 hereingebrochen ist, lag das in der elenden Beschaffenheit des französischen Heeres und in der eigenthümlichen Stellung seines Führers.“ Dumouriez war nämlich, wie die Folge gezeigt hat, für die Kontrerevolution gewonnen, doch mögen ihm die betreffenden Entwürfe noch nicht genug vorbereitet erschienen sein; deshalb ließ er das preußische Heer ganz unbelästigt und diesem Umstande allein verdankt es seine Rettung, denn in seiner vollständigen Auflösung glich es kaum noch einer geordneten Masse und war zu jedem Wider-

stande unfähig. Bei Valmy war nämlich schon, durch Mangel und durch den übermäßigen Genuß des Obstes verschuldet und von der schlechten Kleidung und dem naßkalten Herbstwetter begünstigt, eine Krankheit ausgebrochen, die fast Alle erfaßte und zahlreiche Opfer verschlang. Auf dem Marsche, auf dem die grundlos gewordenen Wege das Folgen der Zelte und das rechtzeitige Eintreffen der Brodwagen geradezu unmöglich machten, und die Leute ohne ausreichende Bekleidung, häufig ohne Feuer frei lagern mußten, erreichte dieselbe eine solche Ausdehnung, daß fast Niemand verschont blieb und auch der Prinz Hohenlohe, davon ergriffen, die Führung der ihm anvertrauten Nachhut abgeben mußte. Oft weigerten sich die Leute, wenn sie, allen Schrecknissen der naßkalten Oktobernacht preisgegeben, am anderen Morgen weiter sollten; hatte sie der fluchende Junker mit seinem Stocke dann endlich wieder in Gang gebracht, so schwankte die Kolonne ohne Schuhe auf dem grundlosen Wege hin und her, und bald hier, bald dort taumelte einer heraus, um hinzufallen und nimmer wieder aufzustehen. Niemand achtete darauf, denn Jeder hatte genug mit sich selbst zu thun, und trotz des endlosen Trosses, der hauptsächlich nur zur Bequemlichkeit der Offiziere und zur Beförderung des Kassen- und Schreibwesens diente, war ein Feldlazareth so gut wie nicht vorhanden; daher sind auch Viele hier auf die elendeste Weise zu Grunde gegangen, die ein rechtzeitiger Beistand gerettet haben würde. Deutschland, das von seinen angestammten Herrscherhäusern viel regierte, hat von dem barbarischen Rußland erst wieder lernen müssen, daß man auch für den erkrankten Soldaten sorgen muß; als nämlich Suwarow 1799 nach Italien zog und jedes Regiment in seinem Gefolge einige zur Aufnahme der Kranken bestimmte Fahrzeuge führte, da erregte diese Erscheinung in der deutschen Tagespresse einen wahren Sturm, welcher beweist, daß diese Fürsorge in diesem Lande der Gesittung ganz unbekannt geworden war, und daß dieselbe von dem aus der Steppe gekommenen, bluttriefenden, halb verrückten Barbaren erst wieder gelernt werden mußte. Natürlich rief die offen hervortretende Herzlosigkeit auch Szenen offener Widersetzlichkeit hervor; Viele, denen das Herz dazu fehlte, legten Hand an sich, um dem Elende zu entgehen, und mehr denn einmal war die persönliche Dazwischenkunft höherer Offiziere nöthig, um den drohenden Aufstand niederzuhalten. Das Heer, von einem Trosse beschwert, der jede Vorstellung überschreitet, — ein Infanterie-Regiment, aus zwei Bataillonen gebildet, brauchte z. B. 300 Packpferde — schlich im eigentlichen Sinne des Wortes dahin: um am 3. von Termes bis zu den Höhen von Beffu zu gelangen, also um kaum mehr als eine deutsche Meile zurückzulegen, bedurfte es eines angestrengten, bis spät in die Nacht verlängerten Tagemarsches. Daß dieses Hinschleichen überall Unordnungen, Ausschreitungen und neue Verluste verschuldete, und daß in Folge dessen, fast nach jedem Marschtage, wieder ein Ruhetag nöthig wurde, das beweist die gänzliche Verkommenheit des damaligen Heerwesens und verräth den der Auflösung nahen Zustand des Heeres selbst.

Der Herzog hatte, wahrscheinlich im Vertrauen auf die mit Dumouriez getroffene Uebereinkunft, bis dahin viel Gleichmuth gezeigt; als aber am 22. auf dem Marsche von Aubange nach Oberkirch Geschützfeuer laut wurde, und auf sein Fragen, was das wohl sei, geantwortet wurde: das seien die Freudenschüsse der Franzosen über das wiedergewonnene Longwy, hinter dem er die Winterquar-

tiere hatte beziehen wollen, vermochte auch er die Erschütterung, die ihn befallen, nicht länger zu verbergen. „Gestehen Sie es nur ein, Herr Major", sagte er zu Massenbach, „daß unser einer doch sehr unglücklich ist; man kann nicht über die Mittel verfügen und soll doch für den Erfolg einstehen." Den 24. Oktober gelangte das Heer in die Gegend von Luxemburg und vernahm hier den Fall von Mainz. Um das Fortkommen zu erleichtern, wurden nun fast sämmtliche Zwölfpfünder in Luxemburg zurückgelassen und die Nachhut in Eilmärschen über Grevemachern entsendet, um dadurch die Verbindung mit Trier und Coblenz sicher zu stellen. Doch fühlte sich der Herzog durchaus noch nicht beruhigt, denn er schickte noch an demselben Tage sein Silber über Wesel nach Braunschweig, wodurch denn, da das natürlich sehr bald bekannt wurde, auch noch der letzte Rest von Vertrauen und Zuversicht im Heere vernichtet wurde. „Nachdem die Armee", schreibt Massenbach, „in kleinen Tagemärschen von Trier nach Coblenz nicht marschirt, sondern geschlichen war, ging sie hier über den Rhein und bezog Kantonnirungs-Quartiere bei Montabaur, während sich die Feldherren darüber beriethen, wie die Franzosen vom rechten Rheinufer zu vertreiben seien, oder wie ihnen wenigstens Frankfurt wieder zu entreißen sei."

Derselbe Berichterstatter, der über die vor ihrem Auszuge bei Rübenach versammelt gewesenen Völker berichtet hat, schreibt über die Heimkehrenden: „Am 29. Oktober füllte sich Koblenz mit Hessen, welche aus Frankreich zurückkehrten; ihr Aufzug verrieth den unglücklichen Ausgang des Feldzuges, sie kamen zerrissen und abgezehrt und man konnte sie nicht ohne Mitleid ansehen. Die Leute und Pferde, erzählten sie, seien mehr als drei Tage ohne Brod gewesen, und die Generale hätten das Kommisbrod mit Thalern bezahlen müssen. Das Heer habe bei Wind und Wetter stets auf freiem Felde gelagert, und dadurch sei eine Ruhr eingerissen, welche das Unglück vollendet habe. Die Straße von Verdun bis Longwy habe voll kranker und todter Menschen gelegen, todte Pferde habe man zu Hunderten neben einander liegen gesehen. Alle Augenblicke und oft Stunden lang habe man halten müssen, bis das ins Stocken gekommene Fuhrwerk wieder in Gang gebracht worden war. Das Unglück habe sie indessen nicht so hart, wie die Preußen, betroffen, denn die hätten nicht allein Tausende verloren, sondern auch viele Kranke in Verdun zurücklassen müssen. Den 3. November zogen 1200 Kaiserliche durch die Stadt, dieselben sahen wohl aus und zeichneten sich sehr vor den hessischen und preußischen Völkern aus. Am 5. November waren die preußischen Völker in Coblenz so angewachsen, daß sie auf 5000 Mann geschätzt wurden; alle Klöster und Häuser waren überfüllt, und das Bedenklichste dabei war, daß fast alle krank waren; Jedermann fürchtete daher die Ansteckung. Die Leute sahen erbärmlich aus, erbärmlicher aber noch die Pferde; ein Kutscher hatte von Montabaur nach Koblenz mehr als 40 gefallene Pferde gezählt. Am 9. November rückten sechs neue Bataillone hier ein, worüber der Herzog von Braunschweig sehr ungehalten war. Die Gesammtzahl der jetzt hier Versammelten konnte 10,000 betragen, alle öffentlichen Gebäude hatten zu Hülfe genommen werden müssen. Leute, Pferde und Fuhrwerke aller Art erfüllten die Straßen und öffentlichen Plätze und machten einen unbeschreiblichen Lärm. Die ganze Unordnung soll dadurch verursacht worden sein, daß die jüngst angekommenen fünf Bataillone einen Rasttag eigenmächtig

übersprungen haben. Heute den 12. November geht das Gerücht, der König habe die Generallieutenants Budberg und Schönfeld, welche durch ihre Eigenmächtigkeit die Ueberfüllung von Koblenz verschuldet haben, zur Ruhe gesetzt. Der General-Adjutant Mannstein erhielt das Schönfeldische Regiment. Die Preußen gaben über ihren Rückzug an: das Heer hatte durch die Kanonade viel gelitten, Hunger und Krankheiten verboten ein weiteres Vordringen, man suchte zu verhandeln, wofür hauptsächlich der feine und politische General Kalkreuth stimmte. Dieser vermochte den französischen General Dumouriez, daß er dem Könige verschiedene Wein- und Obstsorten schickte. Die Folge dieser Annäherung war ein viertägiger Waffenstillstand, während dem verabredet wurde, der König solle Frankreich räumen, die Franzosen wollten die Kranken verpflegen und sie nach ihrer Genesung an die deutsche Grenze schaffen. Hätten die Franzosen den elenden Zustand des Heeres gewußt, sie würden niemals diese Uebereinkunft eingegangen sein; denn der Hunger verbot ein weiteres Vordringen und der Rückzug war nicht weniger gefährlich, da die Leute vollständig abgemattet waren und die Pferde haufenweise zusammenbrachen. Diese Uebereinkunft war also eine der gewandtesten politischen Streiche." Massenbach bestätigt diese Schilderung, indem er sagt: „Man kann wohl behaupten, daß über die Hälfte des Heeres krank gewesen ist, und ich selbst fühlte eine Kraftlosigkeit, die, durch die fortdauernde Feldkrankheit verursacht, oft so groß war, daß ich mich kaum noch auf dem Pferde erhalten konnte." Ueber die durch die Kanonade erlittenen Verluste schweigt Massenbach, groß können sie nicht gewesen sein. Tempelhofs wiederholte Ermahnungen, doch nicht so in's Blaue zu schießen, die Dichtigkeit des Nebels und die mangelnde Erfahrung der französischen Kanoniere bürgen dafür. Das Heer des Herzogs von Braunschweig hat nach glaubwürdigen Ermittelungen im Ganzen bei Valmy 46 Todte und 138 Verwundete eingebüßt, ein Verlust, der jedenfalls den angetretenen Rückzug nicht rechtfertigt. Die Tausende, die auf dem Rückzuge gefallen sind, haben aber nicht, gleich den auf den Napoleonischen Zügen Gefallenen, zur Verherrlichung der Nation und zur Kräftigung des Nationalgefühls gedient, sondern, als Ankläger der selbstsüchtigen Leichtfertigkeit, mit der sie geopfert worden, geflissentlich mit Vergessenheit bedeckt, haben sie dem Nationalbewußtsein nur neue und tiefere Wunden geschlagen; denn nicht anders gestattete es die von dem Junkerthum befolgte Politik des persönlichen Vortheils.

Endlich langte auch das Hohenlohesche Korps, welches am längsten bei Trier verweilt hatte, wieder bei dem Heere an und bezog Quartiere an der Lahn. Der Ueberfall von Limburg, durch den die zu diesem Korps gehörende Brigade Vittinghof namhafte Verluste erlitt, wurde die Veranlassung zum Wiederbeginn der Feindseligkeiten. Der König, bei dem die unangenehmen Eindrücke des letzten Feldzuges durch das lustige Leben am Trierschen Hofe bereits wieder vollständig verwischt waren, zeigte große Zuversicht; auch das Heer, welches wohl fühlte, daß zur Wiederherstellung seines Rufes etwas geschehen müsse, hatte den Befehl zum Aufbruche günstig aufgenommen; anders jedoch der Herzog. Dieser, wahrscheinlich in der Voraussetzung, daß ein entschiedenes Auftreten seinen mit Dumouriez fortgeführten Unterhandlungen schaden könne, war gegen die Unternehmung auf Frankfurt, glaubte nicht an ihren Erfolg und ordnete Alles so, als wenn dieselbe bereits gescheitert wäre und als wenn die Quartiere auf dem rechten Lahnufer wieder be-

zogen werden müßten. Am 26. November wurde die Lahn bei Limburg überschritten, wo der General Kleist, ein erbitterter Feind des Prinzen Hohenlohe, dem Herzog meldete, daß den zum Hohenlohenschen Korps gehörenden Völkern der Vorhut der Schießbedarf fehle, obwohl er wußte, das der Prinz auf eigene Kosten denselben bereits verschrieben hatte und daß derselbe noch an diesem Tage eintreffen solle. Wenn auch diese gehässige Denunziation keine weiteren Folgen hatte, wirft sie doch ein kennzeichnendes Licht auf die Art, wie man sich in diesen Kreisen, in denen die Kameradschaftlichkeit so laut betont wurde, unter einander bekämpfte, und wie die Geburtsgenerale, von denen nach einem mehrwöchentlichen Stillliegen der Schießbedarf noch nicht wieder ergänzt worden war, den Krieg überhaupt geführt haben. Bei Ramberg ließ der Herzog den General Pfau und bei Limburg den Kronprinzen mit je einem Korps zurück und zog, nachdem er eine Kolonne über Wiesbaden und eine auf dem linken Rheinufer vorgesendet und durch diese allgemeine Verzettelung jedes entschiedene Auftreten unmöglich gemacht zu haben glaubte, gemüthlich weiter. Massenbach erblickt in diesen Anordnungen den Ausfluß der höchsten strategischen Weisheit, bemüht sich aber vergeblich, den Herzog zu einer anderweitigen Verwendung des Kronprinzen, der auf seinem jetzigen Posten sich nicht ausbilden könne, zu bestimmen.

Das Heer, mit einer Reiterei versehen, die durch ihre, nur für die Reitbahn und das Uebungsfeld berechnete Ausbildung an das Fußvolk gekettet wurde, war auf diesem Marsche über den Feind so wenig aufgeklärt, daß es, am 29. November, kaum eine halbe Meile von Homburg entfernt, noch nicht einmal wußte, ob diese dem eigenen Hofe verschwägerte Residenzstadt vom Feinde besetzt sei, oder nicht. Das und die bei Oberursel aufgeworfenen, noch unvollendeten Schanzen, über die der Graf Forstenburg, des Herzogs natürlicher Sohn, am andern Tage wiederholt mit einem Bedientenpferde setzte, veranlaßten neue Verzögerungen. Vergeblich verlangten Wolfrath und Rüchel den Befehl zum Angriff; der Herzog, den freiwilligen Rückzug des Feindes vorschützend, begab sich nach der unbesetzt gefundenen Residenz und trug Massenbach auf, Wolfrath den Befehl zur Verfolgung zu überbringen. „In des drei Teufels Namen! Wo hat der Herzog seine Augen!“ sagte der Alte, als ihm derselbe überbracht wurde. Massenbach, durch eigene Anschauung überzeugt, daß der Feind nicht im Entferntesten an den Rückzug dachte, ritt wieder nach dem landgräflichen Schlosse, wo er den König und auch den Herzog in froher Laune fand und Mühe hatte, den letzteren zu vermögen, sich persönlich von dem Ungrunde seiner Voraussetzungen zu überzeugen. „Wolfrath kam uns entgegen gesprengt“, schreibt Massenbach, „frische Fische, gute Fische!“ sagte er, „geben Ew. Durchlaucht den Befehl zum Angriffe!“ Die Armee rückte immer näher, das Getöse der Batterieen auf der gefrorenen Erde tönte dem Herzog in die Ohren. Alle erwarteten, wiewohl vergeblich, den Befehl zum Angriffe. Die Nacht brach an, die Feldherren kehrten nach dem Homburger Schlosse zurück; die Feinde zündeten große Wachtfeuer an, wir freilagerten bei dem kalten Mondenscheine längs der Chaussee. Diese Beleuchtung mochte den Damen auf dem Homburger Schlosse schön erscheinen; denjenigen aber, die den Zustand unseres schlecht bekleideten, ausgehungerten Volkes kannten, preßte sie wehmuthsvolle Seufzer aus. Wären wir an diesem Tage früher aufgebrochen, so wären wir früher bei Homburg angekommen und hätten Zeit zum

Berathen gehabt. Mit größter Muße konnten wir den heldenmüthigen Entschluß fassen, zwar nichts zu unternehmen, aber doch den armen Leuten Quartiere anzuweisen, in denen sie ihren Hunger stillen und sich gegen die Kälte schützen konnten. „So", sagte der alte Wolfrath, „muß man es anfangen, wenn man die Leute zu Hundsföttern machen will." Der König mit seinen Generaladjutanten Mannstein und Genossen war während dessen ruhig auf dem behaglichen Schlosse geblieben, und das hatte einen sehr ungünstigen Eindruck gemacht auf das dem Hunger und der Kälte ganz zwecklos preisgegebene Volk. Mit 18,000 Mann und mehr als 50 Geschützen hatte man einen Feind nicht angegriffen, der kaum 4000 Mann mit 15 Geschützen zählte; jedenfalls hat sich der Herzog dadurch ein Verdienst, aber nicht um das eigene Vaterland, erworben. „In dem Feldzuge von 1792", äußert Mässenbach bei dieser Gelegenheit, „müssen wir die Quelle des Verderbens für unsere Armee suchen. Man zeigte ihr kein Vertrauen, man hielt Alles für zu gewagt und zu schwierig, und deshalb verlor sie das Selbstvertrauen. Wie der Armee im Ganzen, so ging es auch jedem Einzelnen: Jeder verzweifelte an seiner Kraft." Der Herzog wollte jetzt wieder hinter die Lahn zurück, der König aber widerstand, doch dauerten die darüber auf dem Schlosse geführten Debatten bis gegen 2 Uhr nach Mitternacht, wo endlich die entschiedenere Ansicht durchdrang. Durch den Marsch vom 30. November nach Reiffenberg war das Heer in die feindliche Flanke gelangt; weil es in den letzten beiden Tagen jedoch sehr gelitten hatte und weil man auch der Gegend unkundig war, lag man am 1. Dezember wieder still und am 2. verließ Houchard unbelästigt seine gegen eine solche Uebermacht so lange behauptete Stellung. Das Heer schritt jetzt zur Belagerung des Königsteins, und beendete durch die Wegnahme dieses Rattennestes, bei der durch Ungeschicklichkeit auch noch die an seinem Fuße gelegenen elenden Hütten zerstört wurden, in würdiger Weise den so glanzvoll eröffneten Feldzug von 1792. Bei dieser Belagerung war es, daß sich der Herzog mißbilligend über den inzwischen von den Hessen im Vereine mit den Frankfurter Handwerksburschen auf Frankfurt ausgeführten Handstreich aussprach. Was dem im siebenjährigen Kriege erzogenen Feldherrn, dem viel bewunderten Geburtsgeneral unmöglich erschienen war, das hatten die schwieligten Fäuste der natürwüchsigen Handwerksburschen, unterstützt von einigen Hessen, mit leichter Mühe vollbracht, und das war hart für den Herzog, den durch und durch strategisch gebildeten Mann!

Die von den Frankfurter Handwerksburschen gegen den Willen des Herzogs wieder gewonnene freie Reichsstadt diente im Winter 1792—1793 als Hoflager und Hauptquartier; das preußische Heer dehnte sich mit seinen Quartieren von den Ufern des Main bis zum Ehrenbreitstein aus und unterhielt durch eine auf das linke Rheinufer nach Waldesch vorgeschobene Abtheilung Verbindung mit den hinter der Röhr und um Trier versammelten Oestreichern. Das Junkerthum, überzeugt, daß ihm der Krieg nichts brächte, war jetzt desselben herzlich müde und sehnte sich nach Ruhe; der Querkopf Kalkreuth, noch mehr aber der gottergebene Mannstein, der, jetzt im Besitze eines Regiments, oft genug berechnen mochte, um wie viel sich sein Einkommen im Frieden durch die bei seiner Leibkompagnie vorzunehmenden Beurlaubungen steigern würde, war vorzugsweise darauf bedacht, seinem Vaterlande den goldenen Frieden durch seine gottgefälligen Bestrebungen wieder zu verschaffen. Daraus erstanden

zunächst neue vom Marquis Lucchesini geleitete Friedensunterhandlungen, die aber, wie alle bisher mit Dumouriez gepflogenen Verhandlungen, erfolglos blieben. Das Junkerthum, das des Königs kriegerische Stimmung durch das behäbige Frankfurt neu belebt sah, begann zunächst an der Beseitigung des Herzogs zu arbeiten, den es ja doch nicht zu den Seinigen rechnen durfte und der sich jedenfalls zu dem nicht hergab, wozu sich jeder Junker bereitwillig verstand. Die durch die jüngsten Kriegsereignisse erzeugte persönliche Gereiztheit des Königs gegen seinen Oberbefehlshaber kam ihm dabei trefflich zu Statten. Allerliebste kleine Zwischenfälle entwickelten sich daraus, mit deren Besprechung sich der in Frankfurt schwelgende Junker die langen Winterabende verkürzte, während der Magazinbeamte stahl, der Soldat hungerte und gedrillt wurde und die Generalstäbler unter ihrem Generalquartiermeister Oberst Grawert mit Schreibwerk und Projektenmacherei sich die Zeit vertrieben. Als Custine am Tage der heiligen drei Könige einen unglücklichen Ausfall aus Mainz unternommen hatte, wurde der Beschluß gefaßt, diese Stadt nun auch auf dem linken Rheinufer einzuschließen, und die dazu nöthigen Vorbereitungen wurden sofort angeordnet. Während nach einem geeigneten Uebergangspunkte gesucht und diese Arbeit noch in das größte Geheimniß gehüllt wurde, mußte sich Massenbach, der auch dabei beschäftigt war, mit großem Unwillen überzeugen, daß das Alles längst schon bekannt war. „Als ich", erzählt derselbe, „eines Tages von der bei St. Goar und Rheinfels gemachten Rekognoszirung zurückkam, begegnete mir der Hauptmann Engelbrecht vom Ingenieurkorps. Mit geheimnißvoller Miene theilte mir derselbe mit, daß ein hessischer Offizier und der Lieutenant Pirch vom Generaladjutanten des Königs, Oberst Mannstein, den Befehl erhalten hätten, die nach dem Rheinthale führenden Wege abzusuchen, und daß diese Offiziere eine Instruktion von dem Oberst Rüchel erhalten hätten. Der Lieutenant Pirch und der hessische Offizier, der, glaube ich, Wiederholt hieß, beobachteten über diesen ihnen gewordenen, wichtigen Auftrag eben kein großes Geheimniß, und der Hauptmann Engelbrecht versicherte, daß schon die ganze Gegend von unserem Marsche nach St. Goar und Bacharach spräche. Man kann leicht denken, wie unangenehm mir diese Nachricht war, ich säumte daher keinen Augenblick, den ganzen Vorgang meinem Chef, dem Generalquartiermeister, zu melden. In der Folge habe ich erfahren, daß man die Absicht gehabt hat, mit ungefähr 10 bis 15 Bataillonen schon im Februar über den Rhein zu gehen und Mainz von jener Seite einzuschließen. Der König, geleitet von dem frömmelnden Mannstein, der nach dem Oberbefehl über das ganze Heer strebte, sollte bei dieser, eines Königs unwürdigen Expedition, in höchst eigener Person gegenwärtig sein. Dem Herzoge aber sollte diese Unternehmung geheim gehalten werden, der Obergeneral sollte demnach kein Zeuge der Thaten sein, die unter den Auspizien des Gottergebenen vollführt werden sollten. Was für eine Absicht die Feinde des Herzogs dabei gehabt haben, läßt sich leicht errathen. So geht es an den Höfen zu, so sind die Monarchen der Ball, womit die Leidenschaften ihrer nächsten Umgebungen spielen! — So wurde schon damals daran gearbeitet, den Herzog von dem Heere zu entfernen und sein Verhältniß zum Könige und zum Staate zu verderben. Custine und Houchard waren die minder gefährlichen Feinde des Herzogs; seine gefährlichsten umgaben den König und besaßen das Ohr des Monarchen, der seit dem letzten Feldzuge wenig Vertrauen mehr auf den

Herzog setzte, aber nicht Charakter genug hatte, um öffentlich mit ihm zu brechen. Wer das Verhältniß wußte, in welchem König und Herzog zu einader standen, besaß das Geheimniß unserer Schwäche. Der Herzog kannte die Machinationen seiner Feinde, er hatte aber nicht Kraft genug, diesen Schlangen den Kopf zu zertreten; er wollte den Oberbefehl führen, konnte aber die Scheidewand nicht zertrümmern, die zwischen ihm und dem Könige aufgeführt wurde."

(Schluß folgt.)

Der Patentschutz, seine Vertheidiger und seine Gegner.[1])

Von G. L.

Schon seit Jahren hat sich bei allen Technikern und Fabrikanten in Deutschland das Bedürfniß geltend gemacht, die deutsche Patentgesetzgebung einer Reform zu unterwerfen. So viel Staaten, so viele Patente, das gilt in Deutschland, wie noch vor Kurzem für alle Zweige der Gesetzgebung. Jetzt haben wir endlich ein gemeinsames Handelsgesetzbuch, welches den Kaufmann im ganzen Vaterlande einer gleichen Behandlung unterwirft, welches ihn gleichmäßig in seinem Gewerbe schützt. Aber dem Kaufmann gegenüber steht der Fabrikant, der in Allem, was Patente betrifft, nur immer in dem einen Lande Schutz genießt, wo er sein Patent gelöst hat, während er im Nachbarlande vogelfrei dasteht. Aber nicht nur der einzelne Fabrikant ist in seinem Gewerbe gehindert, sondern die Gesammtheit, denn die vielköpfige deutsche Patentgesetzgebung zieht innerhalb des deutschen Zollvereins Verkehrsschranken, welche doch geradezu dem Geist des Zollvereins entgegen sind. Was ein Fabrikant in Sachsen fabrizirt, das darf er vielleicht in Preußen oder Hannover nicht verkaufen, weil es dort dem Erfinder patentirt worden ist, und so besteht eine Barriere für gewisse Fabrikate, welche oft nicht einmal durch einen Schmuggelhandel zu umgehen ist. Und diese ungeheure Störung des Verkehrs ist auch nicht, wie das in anderen Gebieten geschehen ist, durch eine gleichartige Patentgesetzgebung zu heben, sondern es muß das ganze Gebiet des Zollvereins für diese Institution ebenso wie in Bezug auf Zollangelegenheiten als ein Gebiet betrachtet werden, so daß ein Patent seine Wirkung auf dieses ganze Gebiet erstreckt. Auf dieses Ziel richtete sich deshalb auch die Agitation unter den Betheiligten, und die in diesem Jahre zu Braunschweig versammelten Ingenieure haben diese Frage einer gründlichen Erörterung unterworfen und ihre Ansichten darüber in folgenden Beschlüssen niedergelegt:

1) Es ist ein einheitliches Patentgesetz und eine einheitliche Patentbehörde für ganz Deutschland zu erstreben.

---

[1]) Obgleich wir im September-Heft (1863. Bd. VIII. S. 472 u. ff.) eine gründliche Erörterung dieses Gegenstandes aus der Feder des Herrn Dr. Rentzsch gebracht haben, glaubten wir doch unseren Lesern die vorliegende Arbeit, die einige neue Gesichtspunkte enthält und namentlich auf kürzlich stattgehabte Debatten Bezug nimmt, nicht vorenthalten zu dürfen. Die Red. der D. Jahrb.

2) Ein Patent soll dem Erfinder, eventuell seinem Rechtsnachfolger das Eigenthumsrecht an seiner Erfindung sichern.

3) Eine Vorprüfung über den Werth einer Erfindung findet nicht Statt.

4) Eine Prüfung der Neuheit und Priorität einer Erfindung wird nur eingeleitet, wenn Einsprüche gegen die Patentirung derselben binnen einer bestimmten Präklusivfrist erhoben werden. Die Erfindung ist alsbald nach der Anmeldung unter provisorischem Schutz zu veröffentlichen. Die Entscheidung über eingegangene Reklamationen wird von einer Kommission, bestehend aus Richtern und Sachverständigen, gefällt, von welcher die Betheiligten gehört werden müssen. Gegen Entscheidungen dieser Kommission steht den Parteien noch ein Rekurs an eine ebenfalls aus Richtern und Sachverständigen zusammengesetzte Appellationsinstanz offen.

5) Ein Patent soll nicht ertheilt werden:

a) auf allgemeine Prinzipien ohne Angabe und Beschreibung der Anwendung;

b) auf Gegenstände, resp. Anfertigung von Gegenständen, deren Anwendung den Staats- und Sittengesetzen zuwider ist.

6) Das Patent soll auf die Zeitdauer von funfzehn Jahren ertheilt werden.

7) Ein Zwang zur Ausführung eines patentirten Gegenstandes soll mit der Patentertheilung nicht verbunden sein.

8) Die Erlangung der Patente soll kostenfrei sein.

9) Das Patent ist auf eine bestimmte Reihe von Jahren kostenfrei und wird nach dieser Frist in mit den Jahren steigendem Maße besteuert.

10) Das Erlöschen des Patentes tritt ein:

a) nach Ablauf der fünfzehnjährigen Patentdauer;

b) wenn die Patentsteuer nicht in den bestimmten Fristen entrichtet wird.

11) Ausländer und Inländer haben dem allgemeinen deutschen Patentgesetze gegenüber gleiche Rechte.

12) Der Staat hat das Recht der Expropriation eines Patentrechtes gegen Entschädigung.

13) Jeder Patentinhaber hat das Recht, den Gegenstand seines Patentes überall in Deutschland auszuführen und anzuwenden, auch wo es den bestehenden Zunftgesetzen zuwiderläuft.

Diese Beschlüsse enthalten so ziemlich eine ausreichende Grundlage für ein Patentgesetz, und wenn sie auch im Allgemeinen zu billigen sind, sobald man von der Nothwendigkeit einer Reform der deutschen Patentgesetzgebung in diesem Sinne überzeugt ist, so finden sich doch einige Punkte darin, so namentlich die Beschlüsse 5. u. 7., welche nach unserer Ansicht zu einseitig die Rechte des Patentnehmers wahren, ein Umstand, auf welchen wir später zurückkommen. Während man so von einer Seite an einer Reform der Patentgesetzgebung, an der Herstellung eines für das ganze deutsche Gebiet geltenden Patentgesetzes arbeitet, ist man aber von anderer Seite auf diesem selben Gebiete, jedoch nach anderer Richtung hin thätig gewesen. Man hat von volkswirthschaftlicher Seite aus gesucht, den geringen Nutzen, den die meisten Patente ihren Inhabern bringen, gegenüber dem großen Schaden, welcher der Gesammtheit aus dem Monopol, welches die Patente begründen, erwächst, als Beleg dafür anzuführen, daß die Patente im Allgemeinen überflüssig seien, und hat

deshalb für die Aufhebung derselben agitirt. Diese Agitation ist zum ersten Male öffentlich auf dem diesjährigen volkswirthschaftlichen Kongreß zu Dresden aufgetreten, wo sich die Versammlung nach sehr eingehenden Debatten in ihrer Mehrheit für folgende Resolution aussprach:

„In Erwägung, daß Patente den Fortschritt der Erfindung nicht begünstigen, vielmehr deren Zustandekommen erschweren, daß sie die rasche allgemeine Anwendung nützlicher Erfindungen hemmen, daß sie den Erfindern selbst im Ganzen mehr Nachtheil als Vortheil bringen und daher eine höchst trügliche Form der Belohnung sind, beschließt der Kongreß deutscher Volkswirthe zu erklären: daß Erfindungspatente dem Gemeinwohl schädlich sind."

Von der nicht unbedeutenden Minorität waren folgende Anträge eingebracht worden:

Erster Antrag:

„In Erwägung, daß das gegenwärtige deutsche Patentwesen seinem Zwecke nicht entspricht, beschließt der Kongreß deutscher Volkswirthe: einen Ausschuß niederzusetzen, welcher nach nochmaliger Prüfung des vorliegenden Materials der nächsten Vorversammlung entweder einen Reformplan vorlegt, oder die Abschaffung des Patentwesens vorzuschlagen und zu begründen hat."

Zweiter Antrag:

„In Erwägung, daß eine möglichst rasche Veröffentlichung von Erfindungen zur Belebung des Erfindungsgeistes ersprießlich ist, daß die circa 25 deutschen Patentgesetze diesem Zwecke eher hinderlich als förderlich sind und deshalb sobald als möglich abgeschafft werden sollten, in Erwägung aber, daß zur Ausführung von Erfindungen, welche viele Versuchskosten verursachen, wenn eine jede Erfindung, sobald sie auf den Markt gebracht wird, von Jedermann nachgemacht werden könnte, entweder Kapital nicht disponibel wäre, oder eine der Entwicklung der Industrie nachtheilige Geheimhaltung aller neuen Erfindungen eintreten würde, erklärt der Kongreß deutscher Volkswirthe: die vielen Patentgesetze sind abzuschaffen und an ihre Stelle ein einziges, mit einem einzigen Patentamt für ganz Deutschland zu setzen."

Wir sehen also, daß die Ansichten, welche in den Beschlüssen der deutschen Ingenieure und der deutschen Volkswirthe über diesen Gegenstand zu Tage treten, sich geradezu entgegenstehen, und wenn auch eine Minorität auf dem volkswirthschaftlichen Kongreß die Frage theils noch einmal einer gründlichen Bearbeitung durch eine Kommission unterzogen wissen wollte, theils wollte, daß der Kongreß sich sogleich für die Herstellung eines einheitlichen Patentgesetzes aussprach, so hat doch die Majorität die Resolution erlassen, daß es nützlich und nothwendig sei, die Patente ganz aufzuheben. Es ist das ein gewichtiger Ausspruch, der allen gewöhnlichen Anschauungen über diese Angelegenheit geradezu entgegentritt, und da man im Allgemeinen gewohnt ist, die Beschlüsse des volkswirthschaftlichen Kongresses höchlich zu beachten, so erscheint eine Darlegung und Prüfung der Motive, welche zu diesem Entschluß geführt haben, gewiß gerechtfertigt.

Wir sind gewöhnt, eine neue Erfindung, welche sich gewerblich verwerthen läßt, als ein Eigenthum des Erfinders zu betrachten, und sehen das Patent als ein Mittel an, durch welches er sich auf eine Reihe von Jahren die alleinige

Benutzung seines ideellen Eigenthums sichert. Wenn man die Mühen und die Arbeit bedenkt, welche so oft der Erfindung vorhergehen, wenn man die oft nicht unbedeutenden Kosten in Anschlag bringt, welche die Vorversuche absorbirt haben, so scheint ein solches Verfahren gar nicht ungerecht, im Gegentheil, man fühlt sich leicht versucht, zu fragen, weshalb denn durch das Patent diese Erlaubniß zur ausschließlichen Benutzung seines Eigenthums dem Erfinder nur auf eine beschränkte Zeitdauer ertheilt werde und warum es nicht ihm und seinen Erben auf ewig verbleibe. Dieser Anschauung wäre entgegenzusetzen, daß hier auch die Rücksicht auf das allgemeine Wohl maßgebend ist und daß der Staat dafür sorgen muß, daß die nützlichen Erfindungen möglichst bald Gemeingut werden. Hat nun aber der Staat die Pflicht, dafür zu sorgen, daß solche Erfindungen möglichst bald Gemeingut werden, so tritt uns die Frage nah, ob es nicht demzufolge seine Pflicht ist, dafür zu sorgen, daß solche Erfindungen von Anfang an Gemeingut werden und ob er es mit seinen Pflichten gegen die Gesammtheit vereinigen könne, wenn er durch das Patent einem Einzelnen ein Privilegium auf längere oder kürzere Dauer ertheilt und so die übrigen von der Wohlthat der Erfindung ausschließt. Allein schon der Umstand, daß zum Schutze des Einzelnen ein Patent oder ein Privilegium oder ein besonderes Gesetz nothwendig ist, zeigt, daß bei Erfindungen kein wirkliches Eigenthum stattfindet, da sonst die allgemeinen Staatsgesetze, welche den Bürger in seinem Eigenthum schützen, vollständig ausreichend wären, so lange nicht der Beweis geführt würde, daß die ausschließliche Benutzung dieses Eigenthums durch denjenigen, welcher das Eigenthumsrecht beansprucht, eine direkte Benachtheiligung der Gesammtheit in sich schließe. Von dieser Ansicht gehen auch die Gegner des Patentschutzes aus, sie läugnen, daß eine Erfindung Eigenthum des Erfinders sei, weil zu der Begründung des Begriffes Eigenthum etwas körperlich Greifbares gehöre, während eine Erfindung die Angabe einer technischen Idee enthalte, deren praktische Ausführung Jedem freistehen müsse. Ist diese Anschauung die richtige, und vom streng logischen Standpunkt wird sich nichts dagegen einwenden lassen, so fällt damit allerdings jeder Grund zu einer Patentertheilung fort, falls die Nachtheile derselben die dadurch erreichten Vortheile überwiegen, denn nur durch große Vortheile würde sich die Ertheilung eines Monopols für den Einzelnen rechtfertigen lassen. Ebenso müßte auch das Gesetz gegen den Nachdruck als ein Unrecht wider den freien Verkehr fortfallen, sobald auch hier nachzuweisen wäre, daß die Nachtheile des Schutzes seine Vortheile überwiegen.

Sehen wir uns nun aber in dem praktischen Leben um, so finden wir fast ebenso viele Gründe für, als gegen die Nothwendigkeit der Patente.

Der erste und Hauptgrund für den Patentschutz ist die Geltendmachung des Umstandes, daß Niemand sich bemühen würde, eine Erfindung zu machen, resp. dieselbe zu verwerthen, wenn er nicht die Aussicht hätte, für seine Mühe auch den entsprechenden Lohn zu empfangen. Nun wird zwar von den Gegnern der Patente gesagt, daß der Erfinder ja auch noch immer seine Erfindung verwerthen könne und daß die Kunden gewiß gern von ihm kaufen würden. Allein wenn Jemand zur vollständigen Durchführung einer Erfindung vielleicht 10,000 Thlr. ausgegeben hat, so leuchtet es ein, daß er den neuen Gegenstand,

nehmen wir an eine Maschine, deren Herstellung vielleicht 5000 Thlr. kostet, anfänglich um mehrere hundert Thaler theurer verkaufen muß, weil er die Kosten seiner Versuche decken will, während sein Konkurrent die gleiche Maschine um 5000 Thlr. verkaufen kann, und das Publikum wird natürlich bei dem Fabrikanten kaufen, der die Waare bei gleicher Güte am billigsten liefern kann. Von diesem Gesichtspunkte aus wäre nun die Aufhebung des Patentes gewiß nicht zu rechtfertigen, da damit ein Jeder abgeschreckt werden würde, seine Zeit und sein Geld an derartige Versuche, die, falls sie gelingen, vorzugsweise der Allgemeinheit zu Gute kommen. Man hat dem nun entgegengesetzt, daß die Erfindungen nicht in allen Fällen Zeit und Geld kosten, sondern oft nur die Folge einer glücklichen Idee seien, aber man vergißt dabei, daß die Erfindungen ersterer Art die Mehrzahl bilden; man hat gesagt, daß die Mehrzahl der Erfindungen dem Patentnehmer nicht den gehofften Gewinn abwerfen, ohne zu bedenken, daß in diesem Falle die Erfindung wahrscheinlich für die Allgemeinheit nicht von sehr großem Werthe sein wird. Ein anderer Einwand, den man aufgestellt hat, ist der, daß, wenn sich 25 Personen um eine Erfindung bemühen, Derjenige patentirt wird, der vielleicht durch einen Zufall um einige Minuten früher als die anderen sein Ziel erreicht hat, statt zu bedenken, daß, wenn sich 25 Menschen um ein Ziel bemühen, sie es selten auf demselben Wege thun, also die Patentirung der anderen Resultate nicht ausgeschlossen ist; und außerdem finden sich natürlich, sobald Jemand eine Erfinduug gemacht hat, gleich eine große Menge von Leuten, die da meinen, das hätten sie auch gekonnt; es ist leider in dieser Beziehung heute noch ebenso wie vor vierhundert Jahren, als Columbus die bekannte Aufgabe mit dem Ei stellte. Auf diese Weise ist den Patenten nicht beizukommen und der Einfluß des Patentschutzes auf den Erfindungsgeist ist nicht zu bestreiten, obgleich auch wir glauben, daß ohne denselben der Erfindungsgeist nicht stille stünde. Was die Befürchtung anbelangt, daß alsdann alle Verbesserungen sehr geheim gehalten würden, so fällt diese heuer nicht mehr allzu schwer ins Gewicht, denn ihr gegenüber tritt der Umstand ein, daß bei Aufhebung der Patente die zu Erfindungen nöthigen wissenschaftlichen Vorarbeiten und Versuche öffentlicher betrieben werden dürften und so aller Welt zur Beurtheilung und Benutzung vorlägen.

Wenn wir so diese Gründe, welche die Gegner der Patente für ihre Ansicht anführen, für nicht ausreichend anerkennen, ja wenn wir zu Gunsten der Patente noch den Umstand erwähnen, daß eine große Anzahl von Erfindungen durch Personen gemacht wird, welche nicht Fachmänner sind, also ohne Patent gar nicht in der Lage sind, auch nur den allergeringsten Vortheil aus ihrer Erfindung zu ziehen, so könnte man meinen, daß wir uns nun auch zu Gunsten der Patente aussprechen müßten. Dem ist aber nicht so, und zu unserem Ausspruche gegen die Patente werden wir durch den Umstand bestimmt, daß die Patente in einer großen Anzahl von Fällen ein wirkliches Hemmniß für den Fortschritt der Industrie, also ein Schaden für die allgemein Wohlfahrt sind. Betrachtet man das Patent einer Maschine z. B. als einen Vertrag des Erfinders mit dem Staate, in welchem der Erstere verspricht, seine Erfindung offen und klar den Mitbürgern vorzulegen, wogegen der Staat verspricht, daß binnen einer bestimmten Anzahl von Jahren kein Anderer eine eben solche Maschine anfertigen darf, so entsteht daraus dem Staate kein allzu

großer Schaden, denn wenn die Maschine gut und nützlich ist, so wird der Erfinder sie sehr oft vervielfältigen müssen und dadurch wird er auch im Stande, ja oft durch sein Interesse bewogen sein, den Preis billig zu stellen. Aber wie wird die Sache nun, wenn ein Anderer eine Verbesserung an der Maschine erfindet und sie sich patentiren läßt? Der ursprüngliche Erfinder darf die Verbesserung nicht anbringen, denn sie ist dem letzten Erfinder patentirt, und dieser darf die Maschine nicht bauen, also nützt ihm die Verbesserung nichts, und das Publikum muß sich noch eine Reihe von Jahren hindurch mit der alten Maschine begnügen. Das ist die Klippe aller Patentgesetzgebungen, und weil keine wirklich befriedigende Lösung für dieses Verhältniß, welches sich bei den Patenten unzählige Male wiederholt, zu finden ist, ist auch die ganze Patentgesetzgebung zu bekämpfen, da sie der Allgemeinheit einen Schaden zufügt, der durch den gewährten Nutzen nicht aufgehoben wird.

Aber die Aufhebung der Patente liegt wohl noch in weiter Ferne; darum sollten wir in dieser Sache nicht das Sprüchwort wahr werden lassen: „Das Bessere ist der Feind des Guten", und deshalb, weil überhaupt in einer späteren Zeit einmal hoffentlich der Patentschutz ganz fällt, jetzt verabsäumen, die Uebelstände zu beseitigen, welche in der jetzigen Patentgesetzgebung liegen, und darauf hin zu arbeiten, daß ein einheitliches deutsches Patentgesetz und ein gemeinsames deutsches Patentamt den vielen und gerechtfertigten Klagen abhelfe. Die oben mitgetheilten Beschlüsse der deutschen Ingenieure geben für ein solches Gesetz eine Art von Grundlage ab, und wollen wir zu diesem Zweck hier einige Punkte derselben einer Kritik unterwerfen.

Was die ersten drei Resolutionen anbelangt, so ist über ihren Inhalt nichts zu sagen; sie sprechen das aus, was man vor Allem will: ein einheitliches Patentgesetz und eine einheitliche Patentbehörde für ganz Deutschland, Bestätigung des Rechts des Erfinders oder seiner Rechtsnachfolger an der Erfindung und die Befreiung der Behörde von der Vorprüfung der Erfindung. Dieser letztere Umstand ist ganz besonders wichtig, denn die Bestimmung in einigen Staaten, daß die Behörden, ehe sie ein Patent ertheilen, die Erfindung auf ihre Neuheit und auf ihren Werth prüfen müssen, hat zu sehr vielen Unbequemlichkeiten geführt. Ganz besonders haben die Behörden nicht immer in Bezug auf die Neuheit richtige Entscheidungen abgegeben, und oft Erfindungen patentirt, die im Nachbarstaate längst bekannt waren, was zu vielen Verwirrungen Veranlassung gab. Läßt man die Vorprüfung fortfallen, so ertheilt die Behörde auf jedes ihr vorgelegte Gesuch ein Patent und bekümmert sich um weiter nichts, bis sich Jemand meldet, der nachweist, daß die Sache schon vor Ertheilung des Patentes bekannt war. Hier müssen wir uns aber gegen die in der vierten Resolution ausgesprochene Präklusivfrist für die Geltendmachung solcher Ansprüche aussprechen, da, wenn der Grundsatz: ignorantia nocet, hierbei geltend gemacht werden soll, er doch nur auf den Patentnehmer, also auf den, welcher eine schon bekannte Erfindung für neu hält, angewandt werden kann. Die vorgeschlagene Zusammensetzung der Kommission, welche diese Entscheidungen in solchen Fällen aussprechen soll, aus Sachverständigen und Richtern kann nur gebilligt werden, da dergestalt das einseitige Urtheil von Beamten ebenso vermieden wird, wie das oft ebenso einseitige der Fachmänner.

Sehr wichtig ist der fünfte Punkt: Welche Gegenstände sollen nicht patentirt werden? Daß man mit dem Passus b dieser Resolution einverstanden sein muß, versteht sich von selbst, denn man kann nicht vom Staat verlangen, etwas zu patentiren, dessen Anwendung oder dessen Fabrikation seinen Gesetzen zuwider ist, aber wenn man in a verlangt, daß auch allgemeine Prinzipien von dem Patentschutz ausgeschlossen sein sollen, so leistet man damit vielleicht der Technik einen großen Dienst, aber man beeinträchtigt vielleicht die Männer der Wissenschaft, die ernsten Denker, welche diese Prinzipien erforscht haben, zum Nachtheil des einfachen Technikers, der es versteht, diese Prinzipien für seinen Geschäftszweig anzuwenden. Wenn die Männer der Wissenschaft mit dem Ruhme zufrieden sind und nicht auf den Gewinn spekuliren, wollen sie doch nicht dem Einzelnen einen Gewinn zuwenden, sondern sie wollen, daß die Gesammtheit von ihren Forschungen Nutzen ziehe; man hätte also gerade umgekehrt, statt die Patentirung allgemeiner Prinzipien zu verbieten, die Patentirung der Anwendung eines allgemeinen wissenschaftlichen Prinzips auf einen bestimmten Fall untersagen müssen. Wir wissen recht gut, daß die Patentirung eines allgemeinen Prinzips zu vielen Inkonvenienzen führen würde, aber es ist dies gerade einer der Fälle, welche das Widersinnige des Patentschutzes recht grell an das Licht treten lassen: der eigentliche Erfinder, der Gelehrte, hat vielleicht den Ruhm davon, andere haben den pekuniären Gewinn.

Wichtig ist die von der Versammlung der deutschen Ingenieure in dem sechsten Beschlusse entschiedene Frage der Zeitdauer des Patentes. Sobald man einmal festgesetzt hat, daß eine Erfindung kein so ausschließliches Eigenthum des Erfinders ist, daß er und seine Erben die fortdauernde Nutznießung desselben allein besitzen sollen, sondern daß die Erfindung ein Gemeingut ist, und daß der Staat dem Erfinder nur auf eine gewisse Reihe von Jahren, gleichsam zur Belohnung für seine Mühe und zum Ersatz seiner darauf verwandten Kosten, die alleinige Nutznießung durch ein Patent sichert, so tritt natürlich die Frage auf: wie lange soll dieser Schutz dauern? Da es offenbar im Interesse der Gesammtheit liegt, daß diese Zeitdauer möglichst kurz gegriffen werde, so ist es Sache des Gesetzes, einen Termin ausfindig zu machen, in welchem der Erfinder voraussichtlich einen ausreichenden Gewinn durch seine Erfindung erzielt und der doch nicht zu weit hinaus geschoben ist, um den Gebrauch der Erfindung nicht allzu lange der freien Benutzung zu entziehen. Es liegt die Idee nahe, die Patentdauer zu einer wechselnden zu machen, je nachdem das Bedürfniß eines mehr oder minder großen Ersatzes für den Erfinder geboten scheint; doch tritt derselben die Schwierigkeit der Entscheidung und die Möglichkeit, daß dabei von den Personen, welche zu entscheiden haben, Irrthümer und Fehlgriffe gemacht werden, die zu Mißdeutungen Anlaß geben können, entgegen; man hat sich deshalb allgemein für eine allgemein geltende bestimmte Zeitdauer des Patentschutzes ausgesprochen. Hier scheint uns nun der Zeitraum von fünfzehn Jahren sehr weit gegriffen; fünf Jahre, wie bisher in Preußen, scheinen uns vollständig ausreichend, um dem Erfinder den nothwendigen Gewinn zu sichern und zugleich die Erfindung selbst nicht allzulange dem freien Verkehr und damit auch der Verbesserung zu entziehen.

Sehr bedenklich erscheint uns der in dem siebenten Beschluß aufgestellte Grundsatz. Ist das Patent ein Schutz, welchen der Staat dem Erfinder gewährt, so

übernimmt der Erfinder dadurch, daß er diesen Schutz beansprucht, auch die Verpflichtung, seine Erfindung der Allgemeinheit zur Verfügung zu stellen, und falls er sich dessen weigert, so muß das Patent erlöschen. Wir wissen allerdings, daß eine solche Verpflichtung sehr leicht illusorisch gemacht werden kann, indem der Patentinhaber seine Erfindung zu einem solchen Preise ausbieten kann, daß sich keine Käufer finden; dann aber könnte durch irgend eine Bestimmung ein Zwang auf den Patentinhaber ausgeübt werden, der dem Staate insofern freisteht, als der Patentinhaber sich demselben ja durch Lösung des Patentes freiwillig unterwerfen würde.

Was in dem achten, neunten, zehnten und elften Beschluß über die Kosten des Patentes, das Erlöschen desselben und über die gleichen Rechte der In- und Ausländer gesagt wird, ist nur zu billigen; doch hätten wir in Bezug auf die Rechte der Ausländer einen Zusatz gewünscht, der die Zeit betrifft, in welcher sie ein Patent nachsuchen. Es muß dies nach unserer Ansicht in den verschiedenen Ländern gleichzeitig geschehen; denn sobald ein Patent in einem Staate gelöst ist, muß der Gegenstand desselben, da ja doch eine Veröffentlichung des Patents vorausgesetzt wird, als bekannt angenommen werden, und der Umstand, daß es trotz dieses Bekanntwerdens in irgend einem Lande noch nicht ausgeführt ist, darf kein Grund sein, in diesem Lande nun auch ein Patent nachzusuchen. Es gilt dies besonders von den sogenannten Einführungspatenten, welche in Preußen und den meisten deutschen Staaten jetzt ertheilt werden und welche hoffentlich künftighin fortfallen. Der im zwölften Beschluß aufgestellte Grundsatz, daß der Staat das Recht habe, Patente durch Expropriation zu erwerben, um sie dann zum Gemeingut werden zu lassen, muß, so anerkennenswerth er auch im Prinzip ist, doch in der Praxis auf große Schwierigkeiten stoßen, da eine Auswahl und Bestimmung dessen, was der Staat kaufen soll, und eine Preisbestimmung dafür sehr schwierig ist. Nimmt man aber, und das erscheint uns von höchster Wichtigkeit, diesen Grundsatz einmal in das Gesetz auf, so erkennt man damit die Möglichkeit solcher Bezahlung und die Möglichkeit der einseitigen Bestimmung des Preises an, und dann wäre es allerdings besser und für den freien Verkehr ersprießlicher, wenn man gleich noch einen Schritt weiter ginge, den Patentschutz ganz aufheben und dafür dem Staat die Verpflichtung auferlegen wollte, solche Erfindungen, welche von allgemeinem Interesse und von großem Nutzen sind, durch eine Nationalbelohnung, deren Höhe jedesmal zu bestimmen wäre, anzuerkennen.

Die dreizehnte Bestimmung, welche dem Patentinhaber das Recht einräumt, den Gegenstand seines Patentes ungehindert überall in Deutschland auszuführen und anzuwenden, auch wenn derselbe bestehenden Zunftgesetzen zuwiderläuft, ist wohl nur als transitorisch zu betrachten, da die Gewerbefreiheit hoffentlich bald überall eingeführt sein wird. Trotzdem erscheint unter den gegenwärtigen Verhältnissen eine solche Bestimmung nicht überflüssig, und wollen wir hier nur bemerken, daß die ersten Patente in Frankreich in dem Sinne gegeben wurden, daß sie dem Verfertiger einer Sache Schutz verleihen sollten gegen die bestehenden Zunftgesetze.

Dies sind die Grundzüge, welche die Versammlung deutscher Ingenieure für ein einheitliches deutsches Patentgesetz aufgestellt hat. Man sieht daraus, daß auch sie die hauptsächlichste Frage: Was soll patentirt werden, damit die Patente so wenig als mög-

lich hemmend auf die Entwicklung der Industrie einwirken, gar nicht entschieden haben; sie haben es eigentlich nur für nöthig gehalten, über die Art des Schutzes selbst, über seine Erlangung und seine Zeitdauer sich zu äußern. Aber dennoch ist einer dieser Beschlüsse schon deshalb interessant, weil durch denselben von den Vertheidigern der Patente ein höchst gewichtiges Argument gegen dieselben geliefert wird. Es ist derjenige, welcher von dem Erwerb eines Patents mittelst Expropriation von Seiten des Staates handelt. In den Debatten war schon verschiedentlich die Ansicht aufgetaucht: wenn man den Nutzen des Patentschutzes (daß er den Erfindungsgeist aufmuntere) mit dem Nutzen des freien Verkehrs für die Entwickelung der Industrie vereinigen wolle, so müsse man festsetzen, daß der Staat die Erfinder auf eine angemessene Weise belohnen solle. Dieser Vorschlag ist als unzweckmäßig bekämpft worden, weil einerseits eine Festsetzung der Höhe dieser Belohnung nicht thunlich sei, und andererseits die Grenze, welche Erfindungen der Belohnung würdig seien und welche nicht, schwer zu ziehen sei, wodurch der Begünstigung durch Vetterschaften Thür und Thor geöffnet werde. Dagegen aber enthält der Beschluß, welcher dem Staate gesetzlich das Recht zuerkennen möchte, Erfindungen durch Expropriation anzukaufen, im Grunde genau dasselbe Auskunftsmittel!! —

Aus Schleswig-Holstein.[1])

Die dänische Bekanntmachung vom 30. März, betreffend die Verfassungsverhältnisse des Herzogthums Holstein, welche übrigens durch die am 12. November 1862 erfolgte Errichtung einer besonderen Regierung für Holstein schon eingeleitet war, hob die Verbindung Holsteins mit dem Gesammtstaat auf und kündigte dem Herzogthum eine selbstständigere Stellung an, zeigt sich also offen als ein weiterer Schritt zur Incorporation Schleswigs und erklärt auch ziemlich unverholen, die durch die Bekanntmachung vom 28. Januar 1852 gemachten Zusagen seien ferner nicht zu beachten, weil die damals gehegten Voraussetzungen nicht in Erfüllung gegangen seien.

Es ist bekannt, daß diese Verhöhnung dem deutschen Bunde doch etwas zu stark war, daß dieser hohe Rath allmälig zu dem Beschlusse einer Bundesexekution sich ermannte, allein, ob seiner eigenen Kühnheit bald wieder erschrocken, es gerne sah, daß die Diplomatie sofort das alte Notenspiel auf's Neue begann und solchergestalt die Ausführung des Beschlusses acht volle Monate verzögerte. Die Dänen aber, alle Zeit rührig, benutzten den gewonnenen Aufschub, mit der Inkorporirung rüstig vorzugehen, und nahmen im Reichsrath den Entwurf eines neuen Staatsgrundgesetzes für Dänemark-Schleswig in Behandlung.

Der König Friedrich VII., dem dies Spiel nicht gefiel und der es schmerzlich empfand, daß man ihn zu einer neuen Perfidie zwingen wollte, verließ gramerfüllt Kopenhagen, wie es heißt, mit dem festen Vorsatz, das neue Staatsgrundgesetz nicht zu sanktioniren und deshalb seine Residenz nicht wiederzusehen. Der Verstorbene hatte es stets schmerzlich empfunden, wie unwürdig die Rolle war, die das dänische Volk ihm aufgezwungen hatte, das unter der Aegide seines Namens den Bürgerkrieg begonnen. Er hatte ein Mal im Jahre 1848 die Stadt Schleswig allein verlassen, um sich nach Rendsburg in das schleswig-holsteinische Lager zu begeben, ward aber eingeholt und zurückgeführt.

Der durch das Londoner Protokoll designirte, auch durch das sogenannte Thron-

---

[1]) Nachtrag zu dem im Märzheft (1863) der „Deutschen Jahrbücher“ (Bd. VI. S. 387 u. ff.) erschienenen Artikel: „Die gute Sache Schleswig-Holsteins in Vergangenheit und Gegenwart.“

folgegesetz vom 31. Juli 1853 als Thronfolger angekündigte Prinz Christian von Glücksburg bestieg als Christian IX. den dänischen Thron und kündigte sich zugleich als Herzog von Schleswig-Holstein an, obwohl diese Erbfolge von dem Lande keineswegs genehmigt, ja das Land noch gar nicht einmal darüber befragt war. Ein besonnener, thatkräftiger Fürst hätte nun vielleicht eine neue Aera herbeigeführt, — allein die ersten Handlungen des neuen Monarchen zeigten nur zu deutlich, daß nach wie vor zu Kopenhagen die Herrschaft sich unverändert in den Händen gewisser Parteiführer befindet, welche die Massen in dem Rausch des Fanatismus zu erhalten wissen. Das erste, was geschah, war, daß man den König zwang, das neue Staatsgrundgesetz zu sanktioniren [1]). Obgleich die auswärtigen Gesandten diesen Akt dringend widerriethen, und obgleich der General de Meza erklärt haben soll, daß er für die Treue der Truppen hafte, ließ sich der kaum zum Thron gelangte Monarch dadurch einschüchtern, daß der Polizeipräsident für den Fall der Nicht-Sanktionirung um seine Demission bat, da er nicht für die Ruhe der Hauptstadt einstehen könne, wenn die Verfassung für Dänemark-Schleswig nicht binnen 24 Stunden unterzeichnet sei.

Aber damit waren die erhitzten Gemüther der dänischen Metropole noch keineswegs beruhigt. Es war gewiß nicht weise, von allen Beamten und Angestellten in beiden Herzogthümern einen Huldigungseid — in Schleswig sogar bis zum Nachtwächter hinab — zu verlangen. Und das geschah für Holstein schon durch Cirkular vom 19. November. Die holsteinischen Stände hatten darauf hingewiesen, daß das Erbfolgegesetz vom 31. Juli 1853 ihnen vorgelegt werden müsse. Das ist nicht geschehen. Ohne die Genehmigung der Stände konnte aber, der Verordnung vom 28. Mai 1831 zufolge, durch welche die Provinzialstände eingeführt wurden, ein solches Gesetz gar keine rechtliche Gültigkeit erlangen, und folglich war Christian IX. in keiner Weise befugt, einen Huldigungseid von den deutschen Herzogthümern zu fordern.

Vom dänischen Standpunkte aus — und der Eiderdäne Hall ist Jahre lang der Minister für Holstein — konnte es einen Augenblick gerechtfertigt scheinen, wenn die stets im Namen des Königs die Herrschaft führende Partei sich darauf berief, daß Friedrich VII. 1853 das Gesetz erlassen habe und die Herzogthümer es vorläufig respectiren müßten. Aber die Dänen übersahen, daß dieses Gesetz für Holstein jedenfalls wieder aufgehoben war. Man hatte nämlich im Jahre 1854 den holsteinischen Ständen ein sogenanntes Verfassungsgesetz zur Berathung vorgelegt, jedoch mit der Erklärung, daß sie über die ersten sechs Paragraphen gar nicht berathen und diskutiren dürften, und gerade in dem ersten Paragraphen heißt es dort,

---

[1]) Seine eben so energische wie dänisch gesinnte Gemahlin Luise Wilhelmine (Tochter des Landgrafen Wilhelm von Hessen und der Luise Charlotte von Dänemark, welche eine Schwester Christian's VIII. war), aus deren Kopf zuerst der Vorschlag zu der 1852 verabredeten Thronfolge hervorging, soll einen besonders starken Druck auf ihren Gemahl geübt haben.

daß Holstein einen selbstständigen Theil der dänischen Monarchie bildet, mit welcher es durch das unterm 31. Juli 1853 von Uns erlassene Thronfolgegesetz auf immer vereinigt ist.

Wurde nun freilich damit die Nullität dieser Thronfolgeordnung nicht beseitigt, weil eben dieser § 1. der unterm 11. Juni 1854 oktroyirten Verfassung gleichfalls den Ständen nicht zur Genehmigung vorgelegt ward, also wiederum gegen das Gesetz vom 28. Mai 1831 verstieß: so war es immerhin die Wiederholung eines Königlichen Befehls, und es liegt in der Natur der Verhältnisse, daß auch die ungesetzlichsten königlichen Befehle am Ende Gehorsam finden, wo die Macht zum Widerstande fehlt. Aber dieser königliche Befehl, geschweige denn ein Gesetz, welches die Thronfolge bestimmt, mit Ausnahme der alten „Handvesten" von 1460, existirt in diesem Augenblick hier gar nicht mehr. Denn der deutsche Bund hat durch Beschluß 1858 den fehlenden Beirath der Stände als eine Illegalität anerkannt, und in Folge dessen sind durch Patent vom 6. November 1858 die §§ 1—6. der Verordnung vom 11. Juni 1854 ausdrücklich und, wie es dort heißt, auf Verlangen der Bundesversammlung außer Kraft gesetzt, damit zugleich auch das Thronfolgegesetz vollständig wieder aufgehoben. — Also eine Huldigung von dem Lande zu fordern ist Christian IX. zur Zeit in keiner Weise befugt. Indeß da er bislang so wenig die Zügel der Regierung in Händen hat, wie der hochselige Monarch Friedrich VII., darf man die Frage aufwerfen: hatte denn das dänische Volk, welches seit 1848 unter der Firma Friedrich VII. uns beherrscht, das heißt in Wahrheit, um mit Andreas Doria zu reden, wie ein Gassenbube auf unseren Gesetzen herumtrampelt, weil, seitdem Oestreich und Preußen 1852 uns fesselten und dieser Bande überlieferten, die Macht uns fehlt, dem steten Frevel zu steuern, — hatte dieses Volk jetzt, da es das Geschäft unter der Firma Christian IX. vorläufig unverändert fortsetzt, eine vernünftige Veranlassung, den Eid zu fordern?

Diese Frage läßt sich nur verneinen, denn da die Herzogthümer gänzlich entwaffnet, mit dänischem Militär fortwährend überschwemmt sind, so fehlten dem Lande alle Mittel, der faktischen Herrschaft wesentliche Hindernisse in den Weg zu legen, und allen vernünftigen administrativen Anordnungen würde eben so gut schweigend nachgelebt sein, wie in Folge des von Kopenhagen aus erlassenen Befehls alle Glocken des Landes mit ihren ehernen Zungen tagtäglich vier Stunden lang an das große Ereigniß mahnen, daß der herzogliche Thron von Schleswig-Holstein in diesem Augenblick erledigt und rechtlich unbesetzt ist.

Aber die Sucht, ihre Macht zu mißbrauchen, ist zu groß. Die Verführung, wackere deutsche Beamte in Verlegenheit und Noth zu bringen und für dänische Speichellecker und Stellenjäger neuen Raum zu gewinnen, war zu stark. Der perfide Minister Hall — berühmt durch den Verrath gegen seinen gewesenen Kollegen Raaslöff und den Versuch, das Citat eines Gesetzes in einer, den Ständen gemachten Vorlage für die Vorlage eines Budgets auszugeben — konnte ihr nicht widerstehen. Er hat aber mit seinem Cirkular vom 19. November auch einen politischen Fehler begangen. Denn die überwiegend große Mehrzahl der Beamten

hat den Eid nicht geleistet und gezeigt, daß sie sich noch als deutsche Bürger und nicht bloß als dänische Knechte fühlen. Von denen aber, die ihn einsandten und deren Charakterlosigkeit nicht sonst schon anerkannt wäre, kann man nur sagen, daß sie nicht wußten, was sie thaten. Denn da sie erst im September 1852 geschworen hatten:

> nach allen Kräften und Vermögen darüber zu sein, daß König Friedrich's VII. Souveränität und Erbgerechtigkeit auf seine rechtmäßigen Erbsuccessores (aber nicht auf den, von der europäischen Diplomatie designirten Thronfolger) fortgepflanzt werden,

so haben sie mit der Einsendung des neuen Eides jedenfalls den vorigen Eid gebrochen.

Die Allgemeinheit der Weigerung überraschte in Kopenhagen und man erkannte die Nothwendigkeit, des deutschen Bundes halber Holstein gegenüber einzulenken. Karl Plessen, Karl Moltke, Lewetzau wurden nach Kopenhagen berufen. Ersterer, niemals ein Schleswig-Holsteiner von reinem Wasser, wie er denn 1848 in Dänemark geblieben war, hatte es gescheut, offen hier mit dem Lande gegen die Dänen aufzutreten, obwohl er noch augenblicklich Präsident der holsteinischen Ständeversammlung ist. Er besitzt Güter in Dänemark und fürchtete ein ähnliches Schicksal, wie der Herzog von Augustenburg es erfahren. Moltke ist als starrer Royalist und Absolutist verhaßt; auch Lewetzau besitzt nicht das Vertrauen des Landes und um seiner sonst ehrenhaften Gesinnung wäre Plessen als Minister noch am wenigsten unwillkommen. Aber alle diese Männer sind den Dänen jedenfalls noch viel zu deutsch und eine Vereinbarung kam wegen Uebernahme des holsteinischen Ministeriums mit ihnen nicht zu Stande.

Nach Plessen's Rückkehr hieß es, man würde wegen des Eides in Kopenhagen sich vorläufig beruhigen, allein Herr Hall, der seine Demission als Minister für Holstein eingereicht und zurückgenommen hatte, hat auch seine legislatorischen Experimente sogleich wieder aufgenommen. Als besonderes Manöver dieses Staatsmannes ist hier zu registriren: die mit dem Gesetzblatt erfolgte Veröffentlichung

> der herzoglichen Akte über die mit Ihrer Königl. Majestät getroffene Vereinbarung in Betreff der Cession und Uebernahme sämmtlicher auf der Insel Alsen und dem Festlande des Herzogthums Schleswig belegenen Augustenburgischen Güter und Besitzungen,

welche von C. August, Herzog zu Schleswig-Holstein, zu Frankfurt am 30. Dezember 1852 unterzeichnet ist, worin derselbe §. 1. für sich und seine Familie sich verpflichtet, seinen Aufenthalt außerhalb Sr. Majestät Reiche und Lande zu nehmen, und §. 2. verspricht, die Ruhe in den Königl. Landen nicht zu stören und den auf die Erbfolge gefaßten oder zu fassenden Beschlüssen nicht entgegen treten zu wollen, während der übrige Theil dieser Akte einen reinen Kaufkontrakt bildet. — Diese Veröffentlichung hat nun zur Freude des ganzen Landes gezeigt, daß der Herzog damals auf seine Erbfolge gar nicht ausdrücklich verzichtet hat und es zugleich dadurch in Erinnerung gebracht, daß er nur gezwungen, unter spezieller Vermittlung des Herrn von Bismarck-Schönhausen, auf diesen etwas wunderbar klausulirten Kaufhandel eingegangen ist, da das dänische Volk, welches seine Güter bereits mit Be-

schlag belegt und dort mit bekanntem Vandalismus gehaust hatte, dieselben sonst als gute Prise ohne alle Entschädigung behalten hätte.

Herr Hall hat aber außerdem am 4. Dezember vier andere Erlasse kontrasignirt: Eine Proklamation an die Holsteiner, die es in sehr taktloser Weise rügt, daß man den feierlichen Traktat, das Londoner Protokoll, nicht ohne Weiteres anzuerkennen geneigt ist; — ein Ministerialschreiben an die holsteinische Regierung, wodurch dieselbe aufgefordert wird, wegen aller derer, welche noch nicht den Eid geleistet haben, das Erforderliche wahrzunehmen; — ferner ein Patent, wodurch die Allerhöchste Bekanntmachung vom 30. März d. J. außer Kraft gesetzt wird. Die Bedeutung dieses letzten Aktes zu würdigen, muß darauf hingewiesen werden, wie der Minister Hall selbst im Reichsrath vor Monaten schon erklärt hat, daß diese Bekanntmachung sehr gern zurückgenommen werden könne, da sie ihre guten Dienste längst geleistet, d. h. die Inkorporirung Schleswigs befördern geholfen habe. — Eine vierte Bekanntmachung endlich zollt den Lauenburgern dafür, daß sie durch die an sie gerichteten Aufforderungen zur Verletzung der schuldigen Treue und Unterthanenpflicht sich nicht beirren lassen, und der ruhigen und festen Haltung der dortigen Regierung und Behörden die Anerkennung. [1]) — Das Land muß das Alles schweigend hinnehmen, denn seit 1852 ist es ja waffenlos und gefesselt den Dänen übergeben.

Zwei Wünsche hegt das Volk vor Allem: Befreiung von dem dänischen Joche und Wiederherstellung der Verbindung mit Schleswig; das sind die beiden Kardinalpunkte, tief eingegraben in die Herzen aller wahren Patrioten. Und weil das legitime Fürstenrecht mit dem Recht und den Wünschen des Landes zusammenfällt, so würde man auch gern den Herzog von Augustenburg als Herrscher anerkennen, wenn damit das Land zur Trennung von Dänemark gelangt, denn die Verbindung hat in vier Jahrhunderten niemals Segen gebracht und die letzten funfzehn Jahre haben sie als wahren Fluch erscheinen lassen. — Es darf aber auch nicht verschwiegen werden, daß gleichwohl ein kleiner Theil des Handelsstandes, der von der geschäftlichen Verbindung mit Dänemark existirt, noch immer die Trennung fürchtet; am stärksten sollen diese, aus dem Privatinteresse resultirenden, dänischen Sympathien in Neumünster und Altona (nicht minder stark auch in Hamburg) zu finden sein. Aber dieser kleine Bruchtheil verschwindet, wie die wenigen eingewanderten Dänen. Ob der Regent Glücksburg oder Augustenburg heißt, ist den Meisten gleichgültig, handelt es sich doch in beiden Fällen um bisher dem Lande unbekannte Größen. Nur daß der Erstere bereits von dem dänischen Volke zu Maßregeln und Verfügungen sich gebrauchen ließ, durch die das Recht und die Ehre Schleswig-Holsteins schwer gekränkt sind, und daß er 1848 im dänischen Heere gedient haben soll, während der Herzog Friedrich wenigstens das schleswig-holsteinische Staatsgrundgesetz schon anerkannt hat. Denn daß sonst für die Augustenburgische Linie im Volke eine besondere Neigung vorherrschte, kann man nicht behaupten; der Vater und Oheim mindestens haben sich keine Popularität

[1]) Sie haben sich nachträglich dieser voreiligen Anerkennung doch recht unwürdig gezeigt.

zu erwerben verstanden, wenn anders sie es je gewollt, und ist der Herzog Friedrich wie sie geartet[1]), müßte man auf feudale Richtungen und Neigungen gefaßt sein. Aber als Mittel, von Dänemark loszukommen, würde der Herzog jedenfalls mit offenen Armen empfangen.

Indeß in diesem Augenblick hat der deutsche Bund die Exekution beschlossen und dann wird hoffentlich das Land wenigstens die Freiheit erhalten, seine Wünsche laut auszusprechen. Holstein gewiß. — Ob auch Schleswig? Da ist wiederum die wunde Stelle. Denn was bezweckt die Exekution? — Wäre das Londoner Protokoll endlich vernichtet, nachdem Dänemark von allen damals geschlossenen Verträgen einen nach dem andern zerrissen hat, daß die Fetzen davon flogen, so würde Deutschland Holstein's Recht auf die Verbindung mit Schleswig gegen jeden Angriff zu schützen befugt sein. Jetzt aber, nachdem Oestreich und Preußen, vor England und Dänemark sich beugend, jene Fetzen aus dem Staube zusammensuchen, in den das dänische Volk sie geworfen, können sie logischer Weise nur verlangen, daß diese Verträge, deren fortwährenden Bruch sie zwölf Jahre hindurch mit aller Gemüthsruhe, und die feudalen Parteien sogar mit heller Schadenfreude betrachtet haben, jetzt nachträglich erfüllt werden.

Das würde denn nebenbei der Reinigung eines Augiasstalles gleichen, wenn alle seitdem von den Dänen begangenen Illegalitäten erst wieder ausgeglichen, alle angestellten Dänen aus den deutschen Landen entfernt werden sollten und würde schließlich nur nochmals zu einer sogenannten Gesammtstaatseinrichtung führen, über welche Dänen und Deutsche sich doch nie einigen können.

Die Friedenspartei — und sie ist nur deshalb nicht klein, weil Niemand glaubt, daß Preußen, d. h. die jetzige Regierung, oder das Haus Habsburg für einen deutschen Volksstamm Gerechtigkeit erkämpfen mögen — diese Partei stellt folgende Vermuthung auf: Die Diplomatie bezweckt, den König Christian IX. zur Wiederaufhebung der Verfassung für Dänemark-Schleswig zu bewegen. Die auswärtigen Mächte sollen auf den Kopenhagener Plebs deprimirend wirken, zu dem Behuf mit den dänischen Gesammtstaatsmännern und den Bauernfreunden sich verbinden, und, wenn der große Coup, den man als einen Sieg der Kontrakte ausposaunen will, gelungen wäre, dem ganzen Lande die neue Verfassung vorschreiben. — Aber damit wäre diesseits und jenseits der Königsau Niemandem recht gedient und die solchergestalt reparirte Staatsmaschine würde nie zu einem regelmäßigen Gange gelangen; die sogenannte dänische Monarchie würde stets für Europa eine Quelle kriegerischer Verwickelungen bleiben. Von den dänischen Lügen wird Niemand mehr getäuscht, der nicht getäuscht sein will; und wenn das herrliche Kriegsheer auf militärische Ehre andere Ansprüche macht, als die Kreuzzeitung ihm zugesteht, so muß es wissen, daß seine Ehre in Schleswig-Holstein verpfändet ist und an Ort und Stelle eingelöst werden muß. — Es muß daran erinnert werden, daß derselbe König, der vor Europa laut unsere Rechte anerkannte, der uns Schutz verhieß und der seine Truppen neben den unsrigen kämpfen ließ, zuletzt unter Oestreichs und

[1]) Obgleich seine Proklamation vom 10. Dezember anders klingt.

Rußlands Druck uns die Waffen[1]) entrungen und sie dem dänischen König hingereicht hat!

---

[1]) A. von Warnstedt sagt in seiner so eben erschienenen Schrift: „Schleswig-Holsteins Recht, Deutschlands Pflicht und der Londoner Traktat": Der Statthalter Graf Reventlow, der bis zum 1. Februar 1851 in Funktion verblieb, veranstaltete die Auflösung der schleswig-holsteinischen Armee. Sie bestand aus 43,248 Mann (darunter circa 4000 Fremde). Das Land Schleswig-Holstein hatte 5½ pCt. seiner Bevölkerung unter den Waffen. Den Dänen wurden an schleswig-holsteinischem Kriegsmaterial überliefert: 527 Festungsgeschütze, 118 Feldgeschütze, 54,810 Schießwaffen, 42,660 Säbel, 5612 Centner loses Pulver, 144,220 Voll- und Hohlgeschosse, 95,500 Stück fertige Munition für Kleingewehre, 10 Millionen Zündhütchen, 413,000 Stück große Montirung, 181,800 Stück Lederzeug, 17,900 Satz Reitgeschirr, 22,135 kleine Montirungsstücke, 20,800 Decken, 25,990 Ellen unverarbeitetes Material, außer den erforderlichen Fuhrwerken, Affütagen, Gewehrrequisiten, Feuerwerksgegenständen, Signalinstrumenten, Schanz-, Koch- und Lagergeräthen, Pferdebekleidung, Artilleriematerial und Rohmaterial für eine schlagfertige Armee von 40,000 Mann. Daneben wurde die schleswig-holsteinische Flotille, aus 1 Schooner, 3 Dampfschiffen und 12 Kanonenböten mit 41 Geschützen bestehend, den Dänen überantwortet. In den drei Kriegsjahren hatten die Herzogthümer 43,967,542 Mark (über 17 Millionen Thaler) auf ihren Militäretat verwandt; 1¼ Millionen Mark war an freiwilligen Beiträgen aus Deutschland geflossen.

Aus Italien.

Von **F. P.**

Soll ich Ihnen über die gegenwärtige Misère der italienischen Regierung schreiben, die Cavourianismus spielen will ohne Cavour, — das heißt: den Hamlet geben ohne die Titelrolle, — wie man es bei Euch in Berlin auch schon machen wollte?

Es läßt sich nicht leugnen, daß die republikanischen Ideen in einem Lande, das voll von republikanischen Traditionen ist, bedeutend um sich greifen; und obgleich die Opposition bis jetzt noch sehr zerfahren ist, steht es fest, daß blos der Gewinn Venetiens und Roms die Monarchie für eine Generation befestigen könnte. Verzieht sich der Krieg, so bringt die jetzige Chambre introuvable und das Ministerium, das die Konstitution täglich verletzt, Viktor Emmanuel an den Rand des Abgrundes. Und doch kann ich noch immer nicht recht an den Krieg glauben; auch in Wien glaubt man nicht daran, sonst würde man nicht Truppen zur Bundesexekution nach Holstein schicken, um das Herzogthum für den Glücksburger Dänen in Pfand zu nehmen und dem Augustenburger die Möglichkeit abzuschneiden, mit Hülfe des deutschen Enthusiasmus eine große Erhebung zu veranstalten.

Um Ihnen mit wenigen Worten die hiesige Lage zu erklären, bemerke ich nur, daß Sizilien die Piemontesen nicht weniger haßt, als es die Bourbons haßte, daß der Grundbesitz und das Proletariat im Neapolitanischen nicht das geringste Vertrauen in das Ministerium setzt, daß die Kammer im ganzen Lande verachtet ist und Garibaldi jeden Augenblick im Stande wäre, das ganze Kartenhaus umzublasen. Er wird es aber nicht thun, er allein stützt die Monarchie Viktor Emmanuel's, der seit Aspromonte aufgehört hat, galantuomo zu heißen; — Sie würden diesen Beinamen Monate lang vergebens in Zeitungen und öffentlichen Reden suchen. Garibaldi bleibt noch immer bei seinem Wahlspruch „Italia e Vittorio Emmanuele", in der Hoffnung eines baldigen Krieges und einer von der jetzigen verschiedenen Kammer, die aber erst 1865 gewählt werden wird. Das skeptische Toskana ist

in Apathie versunken, die Romagna ist unzufrieden. Freilich hört Alles dies an dem Tage auf, wo der Krieg beginnt; doch wäre eine französisch-russische Allianz gegen Oestreich, auf die das Ministerium spekulirt, höchst unpopulär und könnte zu sehr sonderbaren Komplikationen Rom gegenüber führen. Der partito d'azione arbeitet fortwährend und nicht ohne Erfolg; Garibaldi ist noch immer der große Volksheld, stärker als Antäus, wie Guerazzi bemerkt; „werft ihr ihn auf den Boden, so giebt ihm die Muttererde neue Kraft, erhebt ihr ihn in die Lüfte, um ihn zu erdrücken, da verjüngt ihn der Himmel". Ohne diesen Philoktet wird Venedig nicht genommen, er wiegt mehr als die ganze russische Allianz, die Peruzzi so sehr wünscht, um Garibaldi und die Revolution entbehren zu können. — Hier in Italien spricht man von nichts als Krieg; man kauft Pferde, das Militär klirrt ganz lustig mit dem Schleppsäbel auf allen Gassen; — aber in Wien scheint man von Paris aus vollkommen beruhigt zu sein, man denkt noch immer an keine Aussöhnung mit Ungarn. Sollte es nun wirklich zum Kriege kommen, dann könnte es in Oestreich sehr übel aussehen. Eine russisch-französische Allianz würde zwar sehr leicht in Ungarn eine östreichische Partei bilden lassen, da ein solcher Angriff sich mehr auf das slawische und orthodoxe Element stützen würde, auf Kroaten, Wallachen und Serben, als auf das ungarische; es kommt aber schwerlich im Frühling schon zum großen Kriege. Aber in Serbien, in der Bulgarei, in Rumänien könnten leicht Aufstände erregt werden, um Napoleon's Novemberrede den übrigen Mächten und vorzüglich England verständlicher zu machen. Kossuth und Klapka rüsten sich vergebens jetzt schon zum Feldzuge, er folgt erst später. In den nächsten Monaten wird der Kongreß noch einmal auftauchen, und im Osten und Norden wird es nicht an Warnungszeichen fehlen, die Idée napoléonienne nicht mit Russell'scher Derbheit zurückzuweisen. Es ist nicht ohne Bedeutung, daß Pepoli auf seiner Rückreise nach Petersburg seinen Weg über Paris nahm und nun nach Konstantinopel versetzt werden soll; der Gesandte Italiens ist ja der Cousin der Leuchtenberg's sowohl als des Kaisers. — —

Politischer Monatsbericht.

Von H. B. Oppenheim.

Berlin, 23. Dezember 1863.

Mit schweren Sorgen beladen treten wir in das neue Jahr, wie die Leute eines von heftigen Stürmen erschütterten Schiffes, dessen Führern sie mißtrauen. Zur Zeit der Autoritätsherrschaft und des beschränkten Unterthanenverstandes — die uns im Grunde noch so nahe liegt, daß nur die gewaltigsten Enttäuschungen davon emanzipiren konnten — galt das Vertrauen in die hohe Obrigkeit für eine Pflicht und eine Tugend, und auf solche Illusionen sind noch unsere Strafgesetze und selbst ein großer Theil unserer staatsrechtlichen Einrichtungen erbaut. Allein das Vertrauen muß verdient und erworben, es kann nicht befohlen und erzwungen werden. Das demokratische Mißtrauen wurde in der neuesten Zeit mehr gerechtfertigt, als der kühnste Demokrat es jemals vorausgesehen hätte. Wer heutzutage noch vertraut, der thut es nicht aus Leichtgläubigkeit, er will es aus Feigheit thun. Die regierenden Klassen zeigten sich fast überall so der Zeit entfremdet, so im alten selbstvertrauenden Schlendrian versunken, so unbekannt mit den Bedürfnissen der Gegenwart und den Forderungen der Gerechtigkeit, so tief unter dem Niveau des erhöhten Volksbewußtseins zurückgeblieben, so oligarchisch bornirt, daß jede neue Thatsache sie aus der Fassung brachte, daß selbst die Diplomatie, die doch leicht schlau und gewandt seyn kann, weil sie aus Prinzip prinziplos ist, daß selbst die „zünftige" Diplomatie, sage ich, sich jeder neuen Erscheinung gegenüber völlig kopflos erwies, daß sie Nichts voraussah, weder die Revolution, noch den Cäsarismus, noch die nationalen Bewegungen; daß sie keiner Gefahr anders, als durch feiges Unterdrücken, ausbog und stets nur der nächsten Verlegenheit zu entgehen suchte, wie desperate Schuldner, welche ihren nahen Ruin durch die Deckung augenblicklicher Noth noch beschleunigen. Ueberall haben die konservativen Gewalten aus Bornirtheit und Angst sogar ihre eigenen Interessen verrathen. Für Rußland arbeiteten die Kabinette, deren erste Aufgabe in der Eindämmung der russischen Uebergriffe bestanden hätte; die wenigen konservativen Institutionen, welche der aufgeklärte Despotismus des achtzehnten und der Militärdespotismus des neunzehnten Jahrhunderts übrig gelassen, wurden trotz aller Warnungen zerstört (z. B. in Ungarn); die nationale Idee, auf welcher feste Reiche zu erbauen waren, wurde dem Büreaukratismus und dem diplomatischen Protokollismus preisgegeben, und schließlich verleugnet die Kabinetspolitik für den Nothbehelf des Augenblicks selbst die Interessen der Legitimität. Aus blinder Angst vor der Revolution, diesem einzigen leitenden Motiv gewisser Kasten, wurden die der Revolution entgegenstehenden Dämme niedergerissen. Die Fluth braust

allerdings weniger, wenn ihr der Widerstand genommen ist, aber sie überfluthet alsdann das ganze flache Land.

Das übermüthige Selbstvertrauen, welches sonst das Vertrauen der Unterthanen wenigstens mit ruhigem Gewissen forderte, existirt nicht mehr; nur das böse Gewissen und die Angst fortwährend sich erneuernder Verlegenheiten erzeugt die Theorie der Amts- und Kabinetsgeheimnisse. Die populäre Aktion, die Betheiligung der Volksklassen durch Vereine oder Vertretung, wird furchtsam perhorreszirt, obgleich sie in den allermeisten Fällen der Regierungsthätigkeit neue und ungeahnte Kräfte zuführen würde; weil man die Kontrolle fürchtet und lieber unbeobachtet weiter in den alten, gefährlichen Fehlern beharren will.

Allein die Kraft der Selbstbestimmung ist unterdessen in den Völkern groß geworden. Eine Reihe selbstgeschaffener Genossenschaften und freiheitlicher Vereinigungen ist auf den Geist von 1848 zurückzuführen. Hat der noch jugendliche Drang auch manches Unreife zur Erscheinung gebracht, so ist doch in allen Bewegungen der letzten Jahre mehr Ernst und mehr Zusammenhang, als jemals früher geahnt wurde. In den Gemeindebehörden zumal scheint sich vorläufig das Bedürfniß des Self-Governments zu konzentriren, der Volkswille seinen entsprechenden Ausdruck zu suchen. Diese Quelle wird schwerlich mehr zu verstopfen seyn! — Will man aber den eigentlichen Inhalt der Bewegung und den Grad der Selbständigkeit der Volksmassen prüfen, so braucht man nur die Agitation für Schleswig-Holstein aus den vierziger Jahren mit der jetzigen zu vergleichen, und man muß erkennen, daß die Aufregung in demselben Verhältnisse intensiver geworden ist, als die Gegensätze schroffer wurden; daß aber die Ausdehnung in die Breite darum nicht minder rasch vor sich ging.

Abgesehen von den materiellen Interessen, die mit Schleswig-Holstein verknüpft sind, abgesehen von der Nationalehre, die, beiläufig gesagt, nicht blos ein moralisches, sondern für jeden Politiker, ja für jeden Bürger auch ein sehr materielles Interesse enthält, ist diese Frage so überaus bedeutsam, weil an ihr der, ehemals kosmopolitische, abstrakte Liberalismus sich zur nationalen Politik erhoben, weil Patriotismus und Liberalismus sich an ihr verständigt und identifizirt haben. Das ist kein Kompromiß mehr, es ist eine höhere Vereinigung, die der liberalen Partei zu großer Ehre gereicht, wenn sie auch den schweren Sünden der Reaktion den größten Theil des Resultates zu verdanken hat.

Bekanntlich war die Schleswig-Holsteinische Sache niemals dazu angethan, eine abstrakt-radikale oder revolutionäre Bewegung zu befördern. Seit 1822 hatten die Holsteinischen Ritter und Junker für ihre Privilegien beim Bundestage petitionirt. Als ihnen nach einigen Dezennien eine Ant-

wort darauf gegeben ward, geschah das hauptsächlich, um die liberale Bewegung in eine ungefährliche Frage abzuleiten; von den sogenannten Altliberalen wurde die Sache alsdann mit Eifer ergriffen, im deutschen Parlament von 1848 saßen Schleswig-Holsteins Hauptvertreter, die Beseler u. s. w., auf der Rechten und halfen, trotz und nach dem Waffenstillstand von Malmoe, für das Preußenthum politisches Kapital anhäufen, bis russischer Einfluß und preußische Schwäche zum schimpflichsten Scheinkriege und demüthigendsten Selbstverrath trieben.

Gegenwärtig suchen die Organe der Reaktion, um ihre eigene Feigheit zu bemänteln, um den Uebergang in des Feindes Lager zum Voraus zu entschuldigen, die patriotisch-nationale Bewegung als eine rein demokratische zu kennzeichnen. Freilich ist es wahr: nur die demokratische Partei hat noch ein Herz für Deutschlands nationale Interessen; die Reaktion kennt kein Vaterland. Desto schlimmer für Euch, aber ist das unsere Schuld? — Wir schwärmen nicht für ein nordalbingisch-deutsches Fürstenthum, das vielleicht mit seiner Bundesstimme zwischen Mecklenburg und Hannover im Plenum und engeren Rath sichs bequem machen würde, aber wir würden dies und noch hundert schlimmere Dinge acceptiren, um den kleinen Erbfeind im Norden, den natürlichen Alliirten der großen Erbfeinde im Osten und Westen, aus dem deutschen Vaterlande zu vertreiben, den darin zu belassen die größte erdenkbare Schmach für die ganze Nation ist. Aber weil das positive Recht des Herzogs von Augustenburg zufällig diesen Forderungen dient, darum muß es von Euch, trotz aller Legitimitätsprinzipien, abgeleugnet werden, und der Wahlkönig des Dänenvolkes auf deutschem Boden legitim seyn! Ihr werft uns höhnisch Heuchelei vor, weil uns im Grunde an der Legitimität Nichts liege; zugegeben, daß sie uns nur gelegentlich als ein politisches Mittel gilt; da sie aber Euch stets als ein heiliger Zweck, als ein hohes Ziel vorschwebte, warum verleugnet Ihr sie in diesem Falle? — Auf welcher Seite ist hier die Hypokrisie, die Prinziplosigkeit und der Verrath?

Als die Lombardei von italienischen und französischen Truppen überfluthet wurde, da freuten wir uns, und Ihr bezeichnetet unsere Freude als Landesverrath. Mit preußischem Gut und Blut, auf die Gefahr hin, deutsche Provinzen zu verlieren, sollte der östreichischen Gewaltherrschaft ein fremdes Unterthanenland erhalten werden, und zwar im Namen der deutschen Waffenehre, im Interesse der deutschen Nationalität! Da wurden antiquarische Erinnerungen ausgegraben und das deutsche Reich heraufbeschworen in seiner ganzen imaginären, niemals wirklichen Herrlichkeit. Warum? Weil es einer als tyrannisch verhaßten Herrschaft, der Unterdrückung einer Nationalität, einer „mit Schweiß und mit Blut" zusammengeleimten Krone galt. Man muß gestehen, daß Ihr darin konsequent seyd und daß Ihr jetzt sogar einen deutschen Volksstamm fremder Tyrannei überlassen wollt. Die Dänen, die

zu Hause und für sich die Freiheit lieben, haben in Euren Augen nur das einzige Verdienst, ein anderes Volk, das zufällig ein deutscher Volksstamm ist, zu knechten. — Aber wenn dem so ist, so zeiht uns wenigstens nicht der Heuchelei, die Ihr verübt; leugnet nicht länger, daß Ihr jenseits der Elbe, wie am Mincio, das nationale Interesse hintansetzt, während wir es gerade umgekehrt machen.

Doch, um Euch kein Unrecht zu thun, muß der Gegensatz noch tiefer begründet werden: es ist nicht blos die Antipathie gegen jede volksthümliche Bewegung, — eine Antipathie, die allerdings so mächtig ist, daß man Euch zutraut, Ihr würdet eher mit den Feinden unterhandeln, als das Volk zur Rettung aufrufen, — es ist aber, sage ich, nicht blos diese Antipathie; sondern ebenso sehr und vielleicht noch stärker bestimmend wirkt die Antipathie gegen die deutsche Politik, das Phantom einer spezifisch preußischen, von Deutschland isolirenden Großmachtspolitik mit. Das verrückte Problem — diese Quadratur des Zirkels, — Preußen ohne, ja gegen Deutschland als Großmacht zu behaupten, wirkt trotz der tiefen Demüthigungen, die uns das Ministerium Manteuffel zugezogen, fortwährend mit blendender Zauberkraft auf Eure Sinne. Warschau für Rußland zu erobern, dafür würdet Ihr die preußische Waffenehre ohne Bedenken einsetzen, aber Kiel für Deutschland zu erretten, nimmermehr! — Es wäre so vortheilhaft, als korrekt gewesen, sich diesmal vom Bundestage „majorisiren“ zu lassen, da der Bundestag diesmal ausnahmsweise die preußischen Interessen mit vertrat und bereit war, die preußische Regierung aus der Verlegenheit einer falschen Stellung zu befreien; statt dessen zieht man vor, sich von Oestreich allein, oder auch von Rußland, majorisiren zu lassen. Und hier ist der Punkt, wo innere und äußere Politik sich begegnen. Nicht blos in Preußen, aber in Preußen vorzugsweise, bringt die auswärtige Politik die Züchtigungen für die Fehler der inneren. Die Krone könnte kein Ministerium finden, das für Schleswig-Holstein einträte, ohne es bei Denen zu suchen, die im Inneren sich zu verfassungsmäßigen Grundsätzen bekennen. Deßhalb ist es keine bloße Phrase, daß die Fortschrittspartei bei der Vertheidigung der konstitutionellen Rechte für ganz Deutschland kämpft und dieselben nicht einen Augenblick, selbst nicht für Schleswig-Holstein, aus den Augen lassen darf. Oder was wäre z. B. eine Kreditbewilligung für einen patriotischen Krieg, so lange das Budgetrecht der Landesvertretung nicht von allen Seiten dahin anerkannt ist, daß die bei der Kreditforderung gestellten und eingeräumten Bedingungen auch strikte und gewissenhaft eingehalten werden müssen? Kann der Landtag Geld bewilligen für die Augustenburger Linie, wenn er riskirt, daß dasselbe für die Glücksburger und das Londoner Protokoll verwendet werde?

Die Macht der Prinzipien bei der Verkettung der inneren mit der äußeren Politik zeigt sich auf das Schlagendste in der Geschichte der Feudal-

partei: auch Herr von Manteuffel glaubte Anfangs für die auswärtigen Beziehungen Preußen eine unabhängigere Stellung erringen zu können; er versuchte, mit Radowitz, Bunsen u. A. m. Etwas von den Errungenschaften des Jahres 1848 zu retten; wie das Ende war, weiß Jeder. Herr v. Bismarck beginnt als Rechberg's Feind und endet als dessen nachgiebiger Verbündeter. Der „Rundschauer" der Kreuzzeitung hat ihm das beim Beginn des nun verflossenen Jahres vorausgesagt; der „Rundschauer" hat das Prophezeihen freilich sehr leicht, da er seit langen Jahren die Feudalpartei und durch diese die reaktionären Ministerien leitet, welche sich vergeblich Anfangs seinen geheimen Einflüssen zu entziehen versuchen, auf die Länge aber sich der einzigen Partei ergeben müssen, die ihnen eine Stütze bietet und die sie schließlich ins Lager Oestreichs hinüberführt. Darum namentlich muß das Prinzip der Nationalität für ein revolutionäres erklärt und um jeden Preis bekämpft werden: vom östreichischen Standpunkt aus ist das ganz logisch; auf preußischem Standpunkt gleicht es einer Verleugnung des eignen Berufes.

Zu Zeiten galt, zwar sehr mit Unrecht und gegen alle historische Erfahrung, der Absolutismus für einen wichtigen Hebel der National-Ehre. Die Ludwig XIV. in Duodez-Format, die Miniatur-Richelieu's versprechen Alle große National-Siege, wenn man ihnen nur den nöthigen Bedarf an Geld und Menschen nicht vorenthalten, sich ihrer Führung blindlings unterwerfen wolle. Aber zu nationalen Siegen gehört immer auch ein nationaler Aufschwung, und der Absolutismus, sich selbst überlassen, treibt ganz andere Dinge und verschleißt die Unterthanen über Meer und Land zu ganz anderen Zwecken, als welche den Bedürfnissen der Nation und dem Geist der Zeit entsprechen. Pflanzt die Fahne der National-Ehre auf, stellt Eure Politik in den Dienst der allgemeinen Interessen, und die Kräfte der Nation werden Euch, auch unter der freiesten Verfassung, williger zu Gebote stehen, als irgend einem absoluten Herrscher! —

Es stört die Reaktions-Parteien in Wien und Berlin gar wenig, daß in Kopenhagen eine demokratische Partei am Ruder ist, welche sie zu stützen scheinen. Diese junge und noch ziemlich unreife, obgleich viel versprechende demokratische Partei, welche ihre leitenden Prinzipien noch in einem großen Theil des dänischen Rechtswesens nicht durchzuarbeiten vermochte, welche selbst auf rein dänischem Gebiete noch viel ökonomische und soziale Unfreiheit neben sich fortbestehen sieht, und die selbst die Prügelstrafe in der Armee, der unsere Stammgenossen gezwungen eingereiht werden, noch nicht abgeschafft hat — diese Demokratie eines kleinen Volks mit schwacher Literatur hat nicht Expansivkraft genug, um die Großmeister der europäischen Reaktion ernsthaft zu erschrecken; nichtsdestoweniger ist ihre Thätigkeit doch auch gegen diese gerichtet. Die diplomatischen Kombinationen, welche uns bedrücken, hemmen die Entwicklung des dänischen Staats-

wesens fast in gleicher Weise. Wenn verschiedenartige Völker aneinander gekettet sind, so leiden beide Theile darunter, und der Theil, der sich zu ungerechten Handlungen genöthigt glaubt, entgeht selten dem Rückschlag auf seine innere Politik; ein tyrannisirendes Volk mag es bis zur Demagogie bringen, schwerlich bis zur wahren Demokratie! — Alle diplomatischen Verabredungen über die dänisch-deutsche Frage kulminiren in einer sogenannten „Gesammtstaats-Verfassung", d. h. in einer Art von fast österreichischem Föderalismus, unter welchem die einzelnen Landesvertretungen nur das Ansehn und die Macht von Provinzial-Landtagen erlangen könnten. Daß bei solcher Föderation heterogener Elemente diese einander kreuzen, sich gegenseitig paralysiren und schließlich der Centralgewalt die Mittel der Autokratie zur Verfügung stellen, das weiß jeder gebildete Deutsche aus eigener Erfahrung. Die Staatsmänner von 1850 — 52, wie Bluhme und Sponneck, besonders Ersterer, der jetzt von unseren Regierungsblättern als Autorität für das Londoner Protokoll zitirt wird, sind gerade wegen ihrer föderalistischen Tendenz beim dänischen Volke verhaßt, ja als Minister jetzt unmöglich. Wie wenig mit dieser Richtung auch dem deutschen Interesse gedient war, und daß es unseren Diplomaten von 1850 — 52 mehr auf die Unterdrückung jeder Freiheit, diesseits nnd jenseits der Eider, als auf die Rettung eines deutschen Volksstammes ankam, liegt schon in dem einen Umstande erwiesen, daß es keinem deutschen Staatsmanne damals einfiel, auf feste Vertragsklauseln zu dringen, welche den holstein-lauenburgischen Truppen-Kontingenten das Verbleiben in ihrer deutschen Heimath wirklich gesichert hätten. Das Ministerium Schwarzenberg würde damals in Oesterreichs Namen wahrscheinlich einen solchen Vorschlag mit Entrüstung zurückgewiesen haben, erstens des Präzedenzfalles halber, den das für Oesterreich gebildet hätte, und dann aus Rücksicht darauf, daß im nächsten europäischen Kriege die dänischen Truppen gegen Preußen zu verwenden wären. Daß der Londoner Traktat direkt gegen Preußen gerichtet war, galt damals als ein so unbestrittenes Axiom der Diplomatie, daß die westmächtlichen Kabinette sicher glaubten, Preußen werde bei erster Gelegenheit (1853—54, während des orientalischen Krieges) diese drückenden Fesseln abstreifen. Was helfen alle Protokolle, Traktate und Verfassungs-Stipulationen; das Eine steht fest: so lange deutsche Provinzen von Kopenhagen aus regiert werden, wird Dänemark, ihnen gegenüber, nach Einheit und Einverleibung, nach Centralisation und Inkorporation streben müssen; so lange wird Dänemark in jedem großen Kriege seine, durch deutsche Soldaten verstärkte Armee den Feinden Deutschlands anreihen; während ein, von fremden Bestandtheilen abgelöster, skandinavischer Staat das größte Interesse hätte, in Mittel-Europa Frieden und für sich die vollständigste Neutralität zu erhalten. Dann würden der russische und der englische Gesandte, die jetzt sich in Kopenhagen einträchtig über unserem

Ruin die Hände reichen, gegeneinander daselbst ein Intriguenspiel beginnen, wie in Konstantinopel. Dann möchte immerhin die brittische Diplomatie im Sund die Dardanellen der Ostsee sehen und, wie für die Integrität der Türkei, so für das Dogma der Integrität eines neutralen rein = dänischen Staates alle seine Ressourcen aufbieten, seine Stratford und Bulwer drohen und poltern, seine Kriegsschiffe blockiren und bombardiren lassen, bis die Dänen ihre natürlichen Bundesgenossen außerhalb Petersburgs und Londons suchen und finden würden! — —

Für die Zwecke, welche England im Auge hat, gewinnt Dänemark sicherlich Nichts durch die ewig bestrittene Herrschaft über widerspenstige Provinzen. Das Eider=Dänenthum protestirt selbst, aus dem Begriffe der Nationalität heraus, wie im Sinne des Liberalismus, gegen die aufgedrängten Projekte von Gesammtstaats-Verfassungen, und weist alle solche Pläne, welche auf eine Beschränkung der freiheitlichen Entwicklung für alle Zukunft hinauslaufen, mit Entschiedenheit ab. In diesem Streben könnten sich also Holstein und Lauenburg mit den rein-dänischen Provinzen begegnen. Nur um Schleswig würde der Streit tiefer gehen und auch an die Beantwortung der Nationalitätsfrage geknüpft sein. Die Dänen glauben nicht ohne den größeren Theil von Schleswig einen selbstständigen Staat bilden zu können, und würde mit dessen Verlust die skandinavische Zukunftsidee bei ihnen schärfere Gestalt und größere Ausdehnung gewinnen; darum ist Schweden keineswegs geneigt, für die dänische Herrschaft über die deutschen Herzogthümer das Schwert zu ziehen, obgleich König Karl XV. durch Säbelrasseln sich in Dänemark populär zu erhalten sucht. Ob ein räumlich schwächeres, aber innerlich gestärktes und unabhängiges Dänemark sich nicht an England eher als an Rußland anschließen würde, ob ein mit Schweden vereintes nicht eher ein Bollwerk gegen Rußland, als einen Alliirten für Rußland abgeben würde, diese Fragen sind sicherlich auch im Foreign office von Downing street richtig beantwortet worden; wie Lord Palmerston's Vermittelungsantrag von 1848 und Lord Russell's Note vom 24. September 1862 zur Genüge beweisen. Aber England wünscht vor allen Dingen den Frieden zu erhalten; seine Minister wollen sich darum nicht für eine Sache engagiren, die von ihren natürlichen Vertretern preisgegeben oder im besten Falle nur höchst lau vertheidigt wird; sie wären gewiß die Ersten, in dieser Sache den deutschen Großmächten zu sekundiren, wenn diese nur ein ehrliches Programm offen vertreten wollten. Wie aber darf Deutschland in London auf einen lauten Fürsprecher rechnen, wenn ihm in Wien und Berlin keiner ersteht?! — Die reine diplomatische Protokolltreue ist es wahrhaftig nicht, was das Verfahren der Kabinette in dieser Angelegenheit bestimmt; wo war diese Protokolltreue, als Nordsavoyens Neutralität zerstört ward; wo war sie, als Belgien sich vor dreiunddreißig Jahren unter französischem Schutze vom König=

reich der Niederlande losriß und bei dieser Gelegenheit sogar ein Stückchen deutschen Bundesgebiets verloren ging?! Wo war sie in noch zehn anderen, viel bedenklicheren Fällen?

Daß der Londoner Traktat keine neue Thronfolgeordnung einsetzen konnte, daß eine derartige Verpflichtung auch gar nicht eingegangen werden konnte[1]), wird von den Dänen thatsächlich zugegeben; sie haben niemals geleugnet, daß Augustenburg in den Herzogthümern legitim, Glücksburg es nirgends ist; ihr ganzes Verhalten seit 1846 bestätigt diese Ueberzeugung. Christian IX. herrscht von Volkes Gnaden; ein solches Verhältniß wurde gerade von den Dänen beabsichtigt: sie wollten gründlich mit ihrer alten **Lex regia** und der darauf basirten Legitimität brechen und erhoben einen illegitimen Prinzen unter der Bedigung, daß er nach des Volkes Willen und Neigung regiere. Könnte er, auf Rechberg's und Bismarck's Andringen, den Versuch machen wollen, den zum Gesetz erhobenen eiderdänischen Verfassungsentwurf vom 18. November für Dänemark und Schleswig, an dessen Ausführung schon gearbeitet wird, für immer oder auf Zeit zu suspendiren, so würde er wahrscheinlich fortgejagt werden. Aber die Sache ist an sich unthunlich; zu einem Staatsstreiche fehlen ihm die Mittel, und auf parlamentarischem Wege wird er keine Majorität gegen die neue Konstitution zu beschaffen vermögen. Denn das dänische Volk wird lieber den Besitz von Holstein und Lauenburg als seine verfassungsmäßige Freiheit opfern wollen. Der neue König befindet sich demnach — trotz englischer und russischer Rathschläge — in einem höchst unbequemen Dilemma, bestehend aus der Wahl zwischen Krieg oder Revolution. Doch rechnet er wohl nicht ohne Grund auf die freundliche Nachgiebigkeit der großen deutschen Kabinette, welche die Okkupation schon zur Exekution herabgestimmt haben, und die sicherlich in dieser Richtung noch weiter gehen, noch Stärkeres leisten werden.

Waren dieselben 1852 von Rußlands Uebermacht gedrängt, so werden sie jetzt, da diese weggefallen, von dem Wunsche, die alten Verhältnisse der heiligen Allianz wiederherzustellen, verführt. Rußland ist gegenwärtig nicht zu fürchten und auch Frankreich nicht, das für die kleinste Konzession in der polnischen oder der Kongreß-Sache den deutschen Kabinetten in dieser Frage gern freie Hand ließe, und von England weiß man, was seine Drohungen zu bedeuten haben: es wird einen flüchtigen König von Dänemark ebenso bereitwillig auf seinen Fahrzeugen einschiffen, wie einen König von Griechenland, aber es wird ihn weder gegen eine Revolution in Kopenhagen, noch gegen eine Besetzung der Herzogthümer mit den Waffen schützen.

So ist also die Sachlage, daß wir die Herzogthümer nur verlieren, wenn

[1]) Vergl. G. Beseler's neue Schrift über die Rechtsbeständigkeit des Londoner Protokolls, Droysen's Kleine Schriften (zur Schleswig-Holsteinischen Frage) Heft I. und die Korrespondenz aus Schleswig-Holstein in diesem Hefte.

unsere Regierungen sie absolut aufgeben wollen, und daß Dänemark sie nur behalten will, weil besagte Regierungen sie ihm aufdrängen und die Anerkennung der Londoner Verabredungen als gültigen Traktat ihm gleichsam entgegentragen. Das Resultat könnte dereinst darin bestehen, daß wir uns während neunzehn bis zwanzig Jahren[1]) in einer peinlichen Krisis bewegt haben, die begonnen wurde, um Schleswig zu retten, und die damit beendigt ward, daß wir auch noch Holstein verloren, — so daß Deutschlands Feinde nicht nur von allen Seiten offene Grenzen fänden, sondern auch ein gedemüthigtes, an sich selbst verzweifelndes Volk, und Armeen, denen von einflußreichster Seite vorgepredigt ward, daß Rückzug und Preisgebung deutscher Gebiete die militärische Ehre nicht beeinträchtigen! — Noch einmal: Trennen wir deutsches Land und deutsches Eigenthum von Dänemark, so kann Dänemark uns Freund und Verbündeter werden; lassen wir den Feind in Deutschland, so bleibt er Feind und der Genosse jedes künftigen Feindes! —

Obgleich, oder vielmehr weil, die Diplomatie sonst auf Verfassungen, deren Gewicht und Gültigkeit, nicht viel giebt, steift sie sich jetzt auf eine Regelung durch Verfassungsnormen, statt durch die Successionsordnung, und sieht eine positive Rechtsfrage, wo es gerade ihre Aufgabe und Obliegenheit wäre, die Machtfrage ins Auge zu fassen. Freilich stellt sich plötzlich ein Dutzend hoher deutscher Staatskanzleien, als ob sie die Erbfolgefrage erst gründlichst aus Pernice, Zöpfl, Beseler, Sammer, Uwo Lornsen und all den anderen Staatsrechtsgelehrten studieren müßten, ehe sie sich mit gutem Gewissen darüber entscheiden könnten. Mit welcher Stirn spotten wir über die Unwissenheit des Auslandes in unseren Angelegenheiten, wenn unsere eigenen Regierungen solche Vorwände und deklinatorische Einreden nicht verschmähen?! Die Herren hätten seit zwanzig Jahren hinlänglich Zeit und Veranlassung gehabt, über diese praktische Frage sich ein praktisches Urtheil zu bilden, ohne das ganze Privatfürstenrecht und die reichhaltige staatsrechtliche Literatur über Ebenbürtigkeit, Standesmäßigkeit und Mißheirathen herbeizuschleppen, wenn es eine That gilt. Sie vermissen wohl das selige Reichskammergericht und den Reichshofrath bei ihren tiefgründlichen Rechtsforschungen und haben nur deshalb das deutsche Vaterland in ihrem Reformprojekte auch mit einem Bundesschiedsgericht beschenken wollen!

Daß jedes Abkommen mit Dänemark ohne absolute Trennung immer wieder die alte Misère erneuern würde, daß eine reine Personal-Union auf diesem Boden unausführbar, ja undenkbar ist, daß die Dänen, trotz allen Verfassungs-Aenderungen und sonstigen Stipulationen, nach einigen Jahren immer wieder von Neuem, und zwar stets mit größerer Kraft und einem schwächeren Widerstande gegenüber, die Inkorporationsversuche sogar an

[1]) Vergl. die Kieler Petition an die holsteinische Ständeversammlung, vom 11. November 1844 (abgedruckt in Droysen, l. c.).

Holstein wiederholen würden, nachdem ihnen die deutsche Diplomatie die Herzogthümer zum zweiten Male gefesselt zu Füßen gelegt haben würde und in dem wichtigsten Punkte selbst zur Zerstörung der alten Landesrechte beigetragen hätte, — das kann um so weniger bezweifelt werden, als Christian IX. selbst schon in seiner ersten Proklamation an die Holsteiner, mit den versöhnlichsten Worten, auf eine engere Vereinigung für die Zukunft hingewiesen hat.

Der Unterschied zwischen Okkupation und Bundesexekution beruht nicht auf einem bloßen Wortstreit; das vorgezogene Wort bezeichnet die ganze Schwäche des bevorstehenden Verfahrens, die Halbheit und Unsicherheit des Willens, die inneren Widersprüche in den Absichten der exekutirenden Staaten selbst und dieser unter einander. Wer möchte sich nicht solche Gegner wünschen, die sich selbst zur Niederlage verurtheilen, die über einen Erfolg erschrecken würden, die sich gegenseitig hinterrücks schwächen! Die Nachgiebigkeit der Majorität des Bundestages an die beiden Großstaaten wird durch das Offenhalten der Successionsfrage, mit dem das Gewissen einiger Regierungen sich beruhigen ließ (weil damit die interpellirenden Landtagsmitglieder vorläufig vielleicht zu beschwichtigen sind), keineswegs ausgeglichen. In der Vorberathung und Formulirung des Bundesbeschlusses vom 7. Dezember liegt nur allzu deutlich ausgesprochen, daß eben die schließliche Entscheidung den großen Kabinetten vorbehalten bleibt, deren anti-nationale Richtung dem Feinde schon Garantie bot und unter deren Leitung die Exekution nur mit der Voraussetzung geschieht, daß die dänischen Streitkräfte sich vor den okkupirenden Truppen ohne Schwertstreich zurückziehen werden, um für eine Weile Denen das Land zu überlassen, die es ihnen sorgfältig gegen Prätendenten und Freischaaren hüten wollen. Jetzt auf einmal giebt die Wittelsbacher Dynastie, giebt das unsterbliche Welfenreich seine Großmachtsprätentionen auf, um sich in aller Legalität am Bundestage Denen zu fügen, die sich selbst nicht majorisiren zu lassen erklärten; jetzt bekennen sie die Bescheidenheit ihrer Stellung, die Geringfügigkeit ihrer Mittel. (Wie zögernd rückten die Hannöverschen Truppen vor, die nicht ohne preußische Bedeckung in Altona einziehen sollten und deshalb die Fußwege der Eisenbahn vorziehen mußten!) Ja, in manchen dieser kleinen Königreiche kommt nun die Schmach an den Tag, das Londoner Protokoll zur Zeit heimlich acceptirt zu haben, doch wohl aus „Großmachtskitzel", aus Lust an diplomatischer Aktion, wenn nicht sogar aus freiwilliger Unterwürfigkeit gegen Rußland. Der feine Herr v. Beust distinguirt zwischen „Beitritt" und „Beistimmung" und entschuldigt den letzteren Ausdruck. Die identischen Noten vom 4. Dezember aus Wien und Berlin — noch niemals flogen die „identischen Noten" in dieser Richtung — gaben fast überall den Ausschlag. Wien und Berlin sind einig unter russischer Aegide.

„Glück zu dem Frieden,
Den die Furie stiftet!"

Sind einig über ein speziell preußisches Interesse. In Wien sogar lief diese traurige Geschichte nicht ohne Ministerkrisis ab. Schmerling's Stellung war erschüttert, und Graf Rechberg, Bismarck's alter Feind, der Erbe der Schwarzenbergischen Politik, triumphirte. Die wiener Gemeindebehörde wurde ungnädig abgewiesen, der Reichsrath erschien in seinen beschränkten Funktionen bedroht. Die Reaktion verspricht sich schon goldene Tage, als ob ein zweites Solferino nöthig wäre, um den vergeßlichen, durch kleine Erfolge berauschten Staatsleitern die warnenden Lehren des ersten zu wiederholen und an die Unentbehrlichkeit liberaler Reformen zu mahnen. Das liberale Oestreich zittert jetzt vor einer Allianz mit Preußen, wie das liberale Preußen stets vor einer Allianz mit Oestreich gezittert hat. — Indessen wird die Hofburg wohl durch die ungeheuren Rüstungen Italiens, so wie durch die Symptome ausbrechender Unruhen in Ungarn daran erinnert werden, was für Hülfsmittel dem französischen Imperator gegen jeden Versuch einer Wiederaufrichtung der heiligen Allianz zu Gebote stehen.

An Geldforderungen fehlt es übrigens in den größten, wie in den kleinsten deutschen Staaten nicht; sie alle benutzen gern die günstige Gelegenheit zu Anleihen oder Steuern für eine Kriegsführung, die sie perhorreszieren. Die preußische Opposition ist nicht in die Verlegenheit gerathen, die der Minister ihr zu bereiten glaubte und die er ihr durch seine Auseinandersetzungen selbst erspart hat. Denn wenn auch, nach Bismarck's Andeutungen, die praktische Politik ein Mysterium ist, in das man eher durch stümperhaftes Probieren, als durch theoretische Bildung eindringt, so will das Volk doch die Zwecke kennen, für die es sein Geld hergiebt, es will dieselben erst auf unzweideutige Weise dargelegt und dann für deren richtige Erfüllung Garantien in Händen haben. Schwerlich hat das Ministerium ernstlich auf die Bewilligung der geforderten zwölf Millionen Thaler[1]) gerechnet; hat es doch gleich in seiner Vorlage die Ausbeutung des Staatsschatzes, die in diesem Falle natürlich unkonstitutionell wäre, als Eventualität vorgezeichnet.

Noch wissen wir Nichts über die eigentliche Tendenz, den Plan und definitiven Endzweck einer Bundes-Exekution, die schon überall mit dem Dreifachen des Voranschlags der Kosten gedeckt werden soll. Und doch, worüber beklagen wir uns? Noch niemals hat die Bundesgewalt so rasch gehandelt! Die Sache ist ja eigentlich erst seit 17 bis 18 Jahren beim Bunde anhängig; über Bundes-Exekution wird erst seit dem Februar 1858 verhandelt; der letzte Anlaß wurde am 30. März 1863 gegeben. Darauf wurde ein Ver-

[1]) Preußen kontingentmäßiger Beitrag zu den Kosten der Bundes-Exekution beträgt zunächst kaum über den fünften Theil dieser Summe.

fahren auf Exekution durch Bundesbeschluß vom 9. Juli eingeleitet, und am 1. October schon ein Beschluß gefaßt.

Seitdem Thronwechsel, neue Verfassung in Dänemark und Rücknahme der dadurch überflüssig gewordenen Bekanntmachung vom 30. März, — und, von allen diesen Ereignissen unbeirrt, beschließt der Bundestag am 7. Dezember eine wirkliche Exekution gegen ein noch nicht ermitteltes Bundesglied, — denn Christian IX. ist vom Bunde nicht anerkannt und Friedrich VIII. wäre nicht straffällig, vielmehr sehr bereit, sich zu fügen, — und wirklich sollen, nach den üblichen Notifikationen, die viel geprüften Holsteiner zum heiligen Weihnachtsabend die Bescheerung empfangen. Wie würden sie sich auf ein gutes deutsches Wort mit ihren Gästen freuen, wenn nicht die kleine Ironie des Schicksals, daß Franz Joseph I. ihnen seine Kroaten, Slawonier und Czechen zuschickt, ihnen die Freude etwas versalzen müßte. Die Zeche wird darob nicht wohlfeiler, und in Kopenhagen wird mit doppelter Kreide angeschrieben.

So steht, dem kleinen Dänemark, in welchem ein an Zahl geringes und mit schweren Lasten beladenes Völkchen alle Vortheile eines konzentrirten Willens und einer populären Führung genießt, das große Deuschland gegenüber, paralysirt durch innere Zwietracht, durch die Mannigfaltigkeit und Unpopularität seiner Regierungen, die verschiedenen Standpunkte derselben und namentlich durch den politischen Doppelcharakter der leitenden Staaten, welche zwischen ihrer europäischen Stellung und ihrer Bundespflicht hin- und herschaukeln, ohne eine von beiden zum rechten Vollzuge zu bringen. Es mag bequem seyn, dem Bunde gegenüber auf seine europäische Stellung zu trotzen, und wiederum den Anforderungen an die Macht durch Berufung auf Bundesbeschlüsse, die man selbst erzwungen hat, entgegen zu treten. Allein das sind eben nur diplomatische Bequemlichkeiten; damit erfüllt man weder die Aufgabe einer Großmacht, noch die eines Föderativstaates. Am schwersten wurde mit solchen Ausflüchten vor zwölf Jahren gegen Schleswig-Holstein gesündigt, da die beiden deutschen Großmächte aus einer rein deutschen Angelegenheit eine europäische Frage machen ließen, und dadurch Deutschland gleichsam auf das Niveau der Türkey herabgedrückt haben, die auch mit ihren inneren Angelegenheiten unter dem Schiedsgericht und schließlich der Oberbotmäßigkeit der Pentarchie steht, welche aber eigentlich keine Pentarchie mehr ist, sondern sich schon längst zu einer Triarchie zusammengezogen hat. Jetzt war der Anlaß gegeben, die Fehler und Sünden von 1852 einigermaßen wieder gut zu machen; wir fürchten, daß der günstige Moment versäumt wird, daß die Lösung verzögert und hingezogen wird, bis eine große Verwickelung sie in das allgemeine Triebrad wirft, welches Louis Napoleon treibt!

Der französische Kongreß-Vorschlag ist an den im vorigen Hefte bezeichneten Schwierigkeiten gescheitert, die Napoleon selbst zweifelsohne klar

vorausgesehen hat. Daß er sich anstellt, als sei er davon überrascht und wolle seine ursprüngliche Idee durch bedingende Konzessionen zu verwirklichen suchen, erinnert vergleichsweise an Oestreichs nachträgliches Verhalten zu seinem gescheiterten Reform-Projekte; die von Napoleon vorgeschlagenen Ministerkonferenzen bedeuten in dieser Zusammenstellung dasselbe, was die Nürnberger Versammlung unter Rechberg's Präsidium bedeutet hat. (Selbst Schleswig-Holstein wird hoffentlich nicht dazu verwendet werden können, diesem Scheine etwas Leben einzuhauchen.) Der Unterschied besteht nur darin, daß Napoleon von Anfang an nicht an seine eigene Erfindung geglaubt hat und die Versammlung, die auf seinen Vorschlag zusammenträte, jedenfalls zu ganz anderen Zwecken benutzen würde, als in dem etwa vereinbarten Programme stehen dürfte. Einstweilen hält er Friedensreden, wie damals an der Börse von Bordeaux kurz vor dem orientalischen Kriege; er hütet sich, in unserer nordalbingischen Sache mit England zu gehen, zumal hier Nationalitäts-Interessen in's Spiel kommen; denn wenn er sich auch nur für die kleinen Nationalitäten interessiren kann, so wäre ja eventuell die dänische Rasse in Nordschleswig als leidende Nationalität auszubeuten. Daß uns eine solche Perspektive nicht von dem durch Ehre und Pflicht vorgeschriebenen Wege abbringen darf, versteht sich, auch aus rein praktischen Gründen, ganz von selbst.

Für Napoleon also war die Kongreß-Idee zuerst ganz im Allgemeinen ein bloßer „Fühler", dann aber auch ein erster Schritt zur Sichtung der auszunützenden Verhältnisse. Daß es, wie man in Italien glaubt, demnächst wieder zu einer russisch-französischen Allianz kommen könnte, bezweifle ich sehr, weil der Weg dahin über ein pazifizirtes Polen führen würde und dann erst Rußland viel zu schwach wäre, um dem Alliirten irgendwo anders, als höchstens im Orient, reelle Unterstützung zu bieten. Thatsache ist, daß Italiens kolossale Rüstungen nicht ohne Frankreichs ermunternde Theilnahme vor sich gehen, — wenn es auch immerhin möglich ist, daß dadurch nur Oestreich mit seiner neuerdings schwankenden Diplomatie für alle Fälle in Schach gehalten werden, und Italien wie Oestreich durch den, von den beiderseitigen Rüstungen verursachten, Finanzruin in tiefere Abhängigkeit gerathen sollen. — Bedeutungsvoller wäre die Nachricht, daß in Mexiko mit der nicht anerkannten oder irgend einer sonst aufzutreibenden Regierung um jeden Preis Frieden geschlossen werden soll, damit die Truppen heimkehren können; und daß der Plan eines erzherzoglichen Reiches definitiv aufgegeben ist. Für letzteres spricht auch das Erkalten der Beziehungen zwischen dem Wiener und dem Tuillerien-Kabinet.

Napoleon hat eine Entwickelung eingeleitet, deren unerfülltes Wort selbst einen befestigten Erbfürsten Frankreichs in seiner Stellung erschüttern könnte, geschweige ihn, der sich selbst noch nicht für genügend befestigt hält.

Die Verwirrung der französischen Finanzen, die bei einem Jahres-Budget von circa 2400 Millionen Francs noch ein Defizit von einer Milliarde nachschleppen und zu dessen Deckung blos eine Anleihe von 300 Millionen gestatten, mahnt zum Einschlagen einer sehr großartigen, oder einer sehr vorsichtigen Politik. Die Fould'schen Vorsichtsmaßregeln, die vor zwei Jahren mit so viel Pomp angekündigt wurden, haben sich, nicht blos wegen Mexiko, als erfolglos erwiesen. War die Mexikanische Expedition an sich ein großer Fehler, so lag ihr doch das Bedürfniß der Aktion im Allgemeinen zu Grunde. Durch das Mißlingen dort und an anderen Orten, durch die zahlreichen, theilweise provozirten, Enttäuschungen auf diplomatischem Gebiete ist dieses Bedürfniß nach Aktion natürlich weder befriedigt, noch geschwächt worden. Napoleon mag schwanken, ob er einem großen Kriege zusteuern oder ein ehrlich liberales System im Innern versuchen soll. Letzteres würde ihm schwerer werden, als es den Anschein hat; mehrere Anläufe der Art haben zu Nichts geführt und nur die Unthunlichkeit solcher halben Maßregeln dargelegt. Ein Autokrat seines Ursprungs kann nicht ohne große Stürme in die verlassenen Bahnen des regelmäßigen Konstitutionalismus einkehren und die gewaltsam unterbrochene, organische Entwickelung nach Belieben friedlich wieder anknüpfen. — Die übrigen Regierungen müssen freilich von Napoleons Verlegenheit Notiz nehmen: nach welcher Richtung er sich entscheiden mag, die entscheidende Wendung wird den anderen Regierungen die Versöhnung mit ihren Völkern als eine unaufschiebbare Nothwendigkeit auferlegen. Noch herrscht, in Deutschland zumal, der Glaube an eine friedliche Entwickelung in der Zukunft und das redliche Streben danach vor; kommen wir aus der bevorstehenden Krisis entehrt heraus, so wird für längere Zeit der revolutionäre Pessimismus und der konspiratorische Radikalismus sich der strebenden Gemüther bemeistern! —

Das Jahr der Festversammlungen und Jubeltage ist vorüber; unter den Augen einer bald dahin geschwundenen Generation, welche die einzige historische That, die jemals für deutsche National-Einheit geschehen ist, vollzogen, hat die männliche Jugend heiße Gelübde abgelegt; diese müssen als Saat aufgehen in dem, durch zerstörte Verfassungen und preisgegebene Landesrechte gedüngten Boden. Es ist viel gejubelt worden, als nicht Zeit zum Jubeln war, und Rath gepflogen worden, als gehandelt werden sollte. Jetzt tritt die Forderung der That mit dem ganzen gebieterischen Ernste der bedrohten National-Existenz an uns heran. Hoffentlich liegt die Zeit der rednerischen Phrase hinter uns, und die Zeit der ernsten, intensiven Thätigkeit beginnt! —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. H. B. Oppenheim.
Für die Verlagsbuchhandlung preßpolizeilich verantwortlich: Franz Wahlen.
Druck von Franz Duncker's Buchdruckerei in Berlin.

Das Befreiungsfest in Holland.

Von **Ferd. Worthmann.**

Am 17. November v. J., also Einen Monat nach den Deutschen, haben die Niederländer das fünfzigjährige Jubiläum ihrer Befreiung von der Fremdherrschaft festlich begangen. Indem ich mich anschicke, Ihren Lesern von dieser Feier zu erzählen, muß ich mich erinnern, daß ich höchst wahrscheinlich der einzige deutsche Publizist sein werde, der dieses großartigen Nationalfestes mehr als flüchtig gedenkt. Und doch sind die Holländer unsere nächsten Anverwandten und gerade für uns Deutsche in Allem, was sich auf das Staatsleben bezieht, sehr beachtenswerth. Wir könnten lernen von ihren politischen Vorzügen und den gesegneten Zuständen, welche sie diesen Vorzügen gegenwärtig verdanken. Nicht minder aber von den politischen Fehlern ihrer Vergangenheit und dem tiefen Elend, mit dem sie diese Fehler gesühnt haben.

Das niederländische Befreiungsfest steht in Einer Beziehung hinter dem deutschen zurück; in einer anderen war es weit schöner und vollkommener. Nicht zumeist ihren eigenen Anstrengungen, wie wir Deutschen, verdankten die Holländer 1813 ihre Unabhängigkeit. Dagegen haben sie die wiedergewonnene unvergleichlich besser als wir zu nützen verstanden. Sie feierten kein Leipzig; denn fremde Völker haben ihre Freiheit aus der Taufe gehoben. Aber sie feierten den Geburtstag dieser Freiheit wie Eine große Familie. — Anfänglich, ich gestehe es, hatte ich für das Fest kein rechtes Herz. Die Erinnerung an die Begebenheiten von 1813 ist für die Niederländer erfreulich, glorreich ist sie nicht. Verglichen mit den Batavern unter Claudius Civilis, mit den Holländern unter Wilhelm dem Schweigsamen, zeigten sie sich ihren großen Vorfahren keineswegs ebenbürtig. Ich will versuchen, ein Bild von jener Zeit der Franzosenherrschaft und der Befreiung von dem fremden Joche zu entwerfen. Diese Geschichten sind unter uns in ihren charakteristischen Einzelheiten wenig bekannt. Jedes Kind in Deutschland weiß, wie die Wälschen damals auf deutschem Boden gehaust haben; aber es schadet nicht, wenn wir erfahren, daß das „völkerbefreiende“ Banner auch anderswo dieselbe Aussaugung, Willkür, Heuchelei, Entsittlichung, Knechtung zudecken mußte.

Kein Volk fällt ohne eigene Schuld: als die Niederländer 1795 unter die Hand der Franzosen gegeben wurden, waren sie zur Ernte reif. Im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts hatten sie aus Liebe zum Frieden und behaglichem Lebensgenuß ihren Einfluß in Europa allmälig eingebüßt, Heer und Flotte verwahrlost. Welch einen Abstand zeigt schon die Vertheidigung von 1748, wo Ludwig XV. Löwen, Ypern, die östreichischen Niederlande ohne Schwertschlag einnahm, von der heldenmüthigen Gegenwehr von 1672! Selbst auf ein vereinzeltes Aufflackern der alten Volkskraft, wie der Sieg über die Engländer an der Doggersbank war, folgte ein schimpflicher Friede. Als Joseph II. kurz nach seinem Regierungsantritt verwundert fragte: „Was haben die holländischen Garnisonen in den östreichischen Niederlanden zu schaffen?“ zogen die Hochmögenden Generalstaaten sie gehorsam zurück, und dafür, daß der Kaiser ihnen Maastricht ließ, zahlten sie ihm 10 Millionen Gulden. Mommsen hat schon ganz Recht: die staatliche Wohlfahrt eines Volkes aus seiner Verfassung herleiten wollen, heißt an die Stelle einer genetischen Erklärung eine mechanische setzen. Aber zu- und abthun kann eine Verfassung doch, und die niederländische war geradezu thöricht. Die „Unie van Utrecht“ bildete das Staatsgrundgesetz, also ein pactum in bello, ein Abkommen, geschlossen im Kriege und für die Bedürfnisse des Krieges. War es nicht ungeheuerlich, daß es in dieser Verfassung eine offene Frage war, ob ein Statthalter an der Spitze der vollziehenden Gewalt zu stehen habe oder nicht? So daß es Jahre *mit* Statthaltern gab, und daneben Jahre *ohne* Statthalter. Nicht minder bestritten war, wer der Souverän sei, die Generalstaaten oder die Stände der Provinzen. Wenn jede kleine Stadt die wichtigsten Beschlüsse hindern konnte, so war der Unterschied von dem liberum veto eines polnischen Reichstages nicht groß. Die Magistrate waren oligarchische Kollegien, die sich selbst ergänzten. So mochte denn wohl der Rathspensionär van Slingeland ausrufen: „Ich wundere mich nicht, wenn ich sehe, wie unser Land regiert wird, daß es damit nicht besser von Statten geht; ich wundere mich nur, daß es mit den öffentlichen Dingen nicht noch viel schlechter bestellt ist!“

I. Die Fremdherrschaft 1795—1813.

Auf das Haupt des Fürsten Wilhelm entlud sich das Wetter. Die „Patrioten“ stellten an diesen schwachen, wohlmeinenden Fürsten — solche Fürsten pflegt sich die Geschichte zu Sündenböcken auszuersehen — übertriebene Forderungen. Die „Prinzlichgesinnten“ wußten sich, mit Hülfe fremder Einmischung, der Gegner zu entledigen. Vor der militärischen Promenade, welche der König von Preußen nach Amsterdam ausführen ließ, ergriffen die holländischen Truppen das Hasenpanier. 40,000 „Patrioten“

entwichen nach Frankreich. Nach wenigen Jahren kehrten ihre Führer mit französischen Heereshaufen in die Heimath zurück. Maastricht, Venloo, Herzogenbusch, Nymwegen öffnen ihre Thore ohne Widerstand. Am 18. Januar 1795 zieht der verbannte Patriot Willem Daendels in Utrecht ein; und die Stände derselben Provinz Holland, die einst mit Seeland den Kern und den Rückhalt der Heldenschaar Wilhelm's des Schweigsamen gebildet hatten, beschließen, die Eindringlinge „als Freunde“ zu empfangen. Auf einem Fischerkahn rettete sich der letzte Erbstatthalter aus Scheveningen nach England. Er sah sein Land nie wieder.

Denn nunmehr beginnt eine fast neunzehnjährige Fremdherrschaft, vom Januar 1795 bis zum November 1813. Anfänglich kleidet sie sich in schmeichelnde Formen großherziger Volksbeglückung; Stück für Stück wirft sie diese Vermummung weg. Die Truppen der Republik brachten dem Volke, das seiner Statthalter ja überdrüssig war, nichts als „Freiheit und Unabhängigkeit“. In Rotterdam ward ein Freiheitsbaum gepflanzt; vor Kurzem noch zeigte die Ausstellung historischer Alterthümer zu Delft die Klammern, welche ihn zusammenhielten; es waren eiserne Ruthen! Am 16. Mai 1795 ward den holländischen Bevollmächtigten ein „Vertrag“ abgepreßt. Der Anfang lautete gar schön: „Freiheit“ und „Unabhängigkeit“, „Friede mit Frankreich“; dann war von einem Offensiv- und Defensivbunde mit den französischen Brüdern die Rede: dreißig Kriegsschiffe gegen England hatte Holland zu stellen. Venloo, Maastricht, halb Vlissingen wurden den Gönnern abgetreten. Aber mit welchem Gesicht mochte der niederländische Bevollmächtigte Haan den Art. 20. verlesen! Dieser Artikel war kurz und bündig: „Die batavische Republik zahlt an Frankreich 100 Millionen Gulden Kriegskosten in holländischem Courant oder guten Wechseln.“ Doch da war noch ein geheimer Artikel: „Die batavische Republik unterhält, kleidet, bewaffnet u. s. w. 25,000 Franzosen.“ Und es blieb nicht bei den 25,000. Durch einen Interpretationskniff, welchen gewisse Staatsmänner unserer Zeit höchlich bewundern werden, wuchsen sie zu 200,000 heran. Das einfache Räthsel möge uns Lombard de Langres lösen, der in seinen Denkwürdigkeiten also witzig erzählt: „Avions nous dans nos armées des bataillons bien déguenillés, bien exténués, c'étaient ceux-là qu'on faisait filer vers la Hollande; et quand ils étaient beaux et bien luisants, on avait soin de les retirer pour faire place à d'autres en aussi piteux état et que nos bons amis remplumaient comme leurs devanciers. On eût dit qu'en Hollande il pleuvait des ducats.“ Auch der französische Gesandte Sémonville gab den Holländern den französischen Esprit zu kosten, der selten so ausgiebig ist, als wenn er als glatter, höhnender Uebermuth auftritt. „Mais en vérité, il faut en convenir, ce pays est inépuisable!“

Es folgte nun Schlag auf Schlag. Am 17. Februar 1795 ward die ganze holländische Marine — kassirt. Von Admiral Kinsbergen bis zum letzten Schiffsjungen ward Alles entlassen, denn Alles war prinzenfreundlicher Gesinnung dringend verdächtig. Was half es, daß alsbald 66 Fahrzeuge ausgerüstet und mit 17,000 Matrosen und Seesoldaten bemannt wurden! Diese neugeworbenen, ungeübten Schaaren wurden eine leichte Beute der Engländer. Hollands Handel sank beinahe auf ein Fünftel seiner früheren Bedeutung herab; wo 1794 3800, da liefen 1795 nur 800 Schiffe ein und aus. Demerary, Essequibo, ein Theil der Molukken gingen früh verloren; empfindlicher noch war der Verlust Ceylon's und der Cap-Kolonie. Die ostindische Kompagnie ward aufgelöst. Der Besen Englands fegte die holländischen Handelsschiffe von allen Meeren weg.

Das Jahr 1798 brachte eine neue Verfassung, die 300 Artikel zählte, und bei der man an das Wort Caracalla's in einem französischen Schauspiel erinnert wird: „Voici la quinzième fois que nous sauvons la patrie, et nous ne sommes qu'au dix-sept!“ War es nicht billig, im folgenden Jahre darob ein Befreiungsfest zu feiern, „mit den geringsten Kosten“ — so mahnt die Begeisterung der inländischen Verwaltung — „für die Republik“! Ein mißlungener Einfall der Engländer und Russen vermag aus der erstickenden Umarmung Frankreichs nicht zu befreien; auch ein Aufruhr, der auf der Flotte ausbricht, hat kein günstiges Resultat.

Des Drama's dritter Akt: Bonaparte ändert die Constitution von 1798, die ihm dessen in der That bedürftig scheinen mußte, denn sie dauerte schon über Ein Jahr. Das Budget steigt auf 70 Millionen. Ein kurzer Sonnenblick: durch den Frieden von Amiens (1802) werden Holland die meisten Kolonien zurückgegeben; diesmal geschieht die Erleuchtung der Häuser freiwillig. Allein schon im Mai 1803 wird der Friede gebrochen; wieder erklärt England all' die holländischen Kauffahrer für gute Prise. Der abgepreßte Vertrag vom 25. Juni 1803 hätte sich passender als Dekret gegeben: er besiegelte die Abhängigkeit von Frankreich. Art. 1. lautet: Die batavische Republik giebt 34,000 Mann an Frankreich, die unter einem französischen Generallieutenant stehen. Zu dem Heere, das in England landen soll, stoßen 25,000 Mann.

Inzwischen wuchs das Elend der Niederlande von Jahr zu Jahr. 1802 ward eine Einkommensteuer erhoben von 4 Proc.; eine zweite Einkommensteuer von 2 Proc. auf 25 Jahre; eine dritte Steuer von ½ Proc. des Kapitals. 1803 wuchs die Last der Einkommensteuer auf 7 Proc., später auf 10 Proc. Jedes Kapital über 500 Fr., jedes Einkommen über 300 Fr. ward also besteuert. Napoleon, der ein großer Gesetzgeber und Administrator war, aber zu willkürlich und eigensüchtig machtgierig, um den Namen eines großen Regenten zu verdienen, spielte in übermüthiger Laune

mit dem Geschick der Niederlande. „Ich ernenne Sie zum Rathspensionär von Holland", sagte er zu Schimmelpenninck; „wollen Sie die Würde erblich oder auf Lebzeiten bekleiden?" Freilich, die Holländer waren durchaus derselben Meinung wie der Kaiser; gaben nicht unter 356,000 Stimmberechtigten nur 136 ihre Stimme gegen den neuen Präfekten ab? Diese Kunststücke, wie man sieht, sind nicht ganz neu. In der That war Schimmelpenninck ein rechtschaffener, begabter Mann; diese Eigenschaften und der altgewohnte Titel gewannen ihm viele Herzen, so daß der Dichter Feith ihn besang:

Ja, Schimmelpenninck, u (dich) te zingen
Is wellust voor 't Bataafsche hart (Herz)!

Nach einem Jahre wird der vierte Akt eröffnet: der Rathspensionär wird wegen Gesichtsschwäche entlassen. Napoleon hatte unterdeß auch den Völkern gegenüber die Haltung des stets beleidigten Götzen angenommen, den man stets zu versöhnen Ursache hat. „Es giebt nur Ein Mittel", hatte Talleyrand wohlwollend zugeflüstert, „erbittet Euch einen kaiserlichen Prinzen!" So erschien denn eine Abordnung Ihrer Hochmögenden zu St. Cloud; wir wollen ihnen nicht zu viel thun und getreulich berichten, daß der Kaiser, da er sie anfangs abgeneigt gefunden, dem Gesandten Verhuell gedroht hatte, er werde den Holländern „einen seiner Generäle, den Marschall Davoust oder Soult, zum Regenten geben"; eines kaiserlichen Prinzen seien sie „unwürdig". Erst auf diese Drohung gaben die Niederländer nach. Derselbe Gesandte hielt nun eine rührende Anrede, und der neue König seinen Einzug im Haag.

An dem Tage fuhr er oft genug an verschlossenen Fenstern vorüber. Aber seine Eigenschaften gewannen ihm bald, trotz schwer wiegender Fehler, die Herzen von Hoch und Gering, so sehr, daß noch heutzutage die Volksüberlieferung von diesem fremdländischen, aufgedrungenen Könige ein gefälliges, dankbares Bild bewahrt. Er bemühte sich, Holländer zu werden. Nicht Louis wollte er genannt sein, sondern Lodewyk; allwöchentlich kam der berühmte Dichter Bilderdyk zu ihm, um ihn in der Sprache des Landes zu unterrichten, — wie es heißt, mit geringem Erfolg. Das Volk sah ihn, nach der entsetzlichen Pulverexplosion von 1807, auf den rauchenden Trümmern von Leyden; er half den Verarmten aus eigenen Mitteln; mit Lebensgefahr erschien er, bei einer großen Ueberschwemmug, auf dem wankenden Deich bei Gorinrhem. Aber nicht das Volk allein, auch die höheren Stände, ja die alte Aristokratie wußten er und seine Gemahlin durch ihre leichten und wohlwollenden Manieren für sich einzunehmen; nie war der Weg von dem Haag nach dem „Haus im Busch" so befahren gewesen, wie in jenen Tagen. [1]) Begierig empfing man Ludwig's neugestiftetes Ritterkreuz mit der holländischen Devise: Doe regt en zie niet-om!

---

[1]) Verhuell, „Het Leven van Graaff Verhuell."

In der That erwarb sich König Ludwig manches Verdienst um die Niederlande. Ackerbau und Industrie trachtete er zu fördern; er ließ Straßen anlegen und den Zevenhuizer Landsee trocken legen. Er stiftete eine Akademie der schönen Künste und Wissenschaften, in die er die vorzüglichsten holländischen Gelehrten berief: Bilderdyk, van der Palm, Siegenbeek u. A.; diese Männer ehrte und unterstützte er auf alle Weise. Dafür vergab man ihm seine tolle Verschwendung, durch die er das Budget auf 73, die Zinsen der Staatsschuld von 30 auf 40 Millionen gebracht hat. Freilich war es der Gipfel der Thorheit, daß er „Marschälle von Holland" machte; dadurch konnte höchstens die Zahl der kostspieligen betreßten Uniformen, die überall das schwarze Bürgerkleid verdrängten, um einige vermehrt werden. Aber daß Napoleon jene Marschälle ohne Weiteres kassirte, machte es doch wieder Jedem deutlich, daß dieser sogenannte König nichts war als ein Präfekt mit etwas größerer Vollmacht. Doch wer daran noch gezweifelt hätte, dem sollten bald die Augen aufgehen! — Die größten Wohlthaten, welche Ludwig's kurze Verwaltung den Niederlanden brachte, waren negativer Art. Er widersetzte sich der Erklärung des Staatsbankerutts und der Einführung der Conscription; er wendete nicht so viel auf die Marine, wie sein kaiserlicher Bruder stirnrunzelnd befahl. Unter ihm war Holland für französische Krieger nicht länger „inépuisable". Ludwig wagte sich zu geberden, als sei er ein Holländer, statt der Worte zu gedenken, die ihm Napoleon vor dem Abschied eindringlich zugerufen hatte: „Ich bekleide Sie mit der Würde eines Connetable von Frankreich, damit Sie auch im Auslande nie vergessen, daß Sie Franzose sind!" Er hatte es vergessen, und die Strafe ließ nicht lange auf sich warten. Napoleon drohte. So eben hatte er durch das Mailänder Dekret allen Handel mit England verboten. Trotz des Krieges hatte dieser Handel bisher für Holland noch einige Bedeutung gehabt, so stark war die Macht der wechselseitigen Bedürfnisse. Jetzt ward dem Könige befohlen, seine Häfen zu schließen. Dann galt es, dem Schmuggelhandel zu wehren, dieser faulen Frucht jeder unnatürlichen Grenzsperre. Vergebens entschuldigte sich Ludwig mit der Unmöglichkeit, seine buchtigen, flachen, ausgedehnten Küsten abzuschließen: Napoleon war der Mann dazu, der Haut das Ausdünsten zu verbieten. Ludwig heuchelte Gehorsam und drückte ein Auge zu. Als er 1807 auf der Rhede von Texel viele schwedische und amerikanische Schiffe einlaufen sah, fragte ihn einer seiner Großoffiziere verwundert, ob Se. Majestät die Schiffe aus Schweden wohl gesehen habe, mit welchem Lande Frankreich doch im Kriege und jeder Verkehr verboten sei? „Ich sehe nichts als Handelsschiffe!" erwiderte der König und wandte dem Offizier den Rücken. Doch nach wenig Tagen kam der Befehl aus Paris, unverzüglich an Schweden den Krieg zu erklären. Als dem Schleichhandel kein Ziel gesetzt wurde, verbot Napoleon allen Handel

mit Holland und ließ dessen Grenzen durch eine doppelte Kette bewaffneter Zollwächter abschließen. Endlich warf ein Anstoß von Außen den papierenen Thron um.

Im Juli 1809 weilte Ludwig in den Bädern zu Aachen, als ihn die Nachricht erschreckte, die größte Landungsflotte, die England jemals ausgerüstet, sei auf Walcheren gelandet. Augenscheinlich war es bei der Unternehmung auf Antwerpen abgesehen, das wegen seiner Werften, Magazine, Lage u. s. w. von Napoleon „eine Pistole auf die Brust von Großbritannien und ein Königreich werth" genannt wurde. Sogleich eilte Ludwig nach Amsterdam und ergriff so zweckmäßige Maßregeln, daß er bald an der Spitze von 6000 Mann stand. Inzwischen hatten die Engländer Zeit verloren, und als sie endlich energisch vorwärts drangen, erwies sich die Vertheidigung von Antwerpen zu stark. Bernadotte, der zur Hülfe herbeigeeilt war, erhielt den Oberbefehl; König Ludwig mußte seine Truppen unter das Kommando des französischen Marschalls stellen und konnte selbst nach Hause gehen. Dieser Einfall der Engländer, obschon vollständig mißglückt, führte die Entscheidung herbei. Napoleon gab seinem Bruder die Schuld an den anfänglichen Erfolgen der englischen Truppen; daraus leitete er für sich das Recht ab, Seeland zu besetzen. Auf Walcheren wurden alle Beamten für den Kaiser in Eid und Pflicht genommen. Nachdem der holländische Gesandte Verhuell in Paris vergebens die Inseln zurückgefordert, glaubte Ludwig in eigener Person mehr zu vermögen. Vom Dezember 1809 bis zum März 1810 setzte er sich zu Paris jenen rohen Ausbrüchen plebejischer Heftigkeit aus, mit denen Napoleon die nächsten Verwandten sogar in der Oeffentlichkeit nicht verschonte. Einen Augenblick dachte er an Widerstand im Bunde mit England. Obgleich er diesen Gedanken alsbald wieder aufgab und den General Krayenhoff, der in diesem Sinne einige Anstalten gemacht hatte, entließ, so war er doch nicht zu freiwilligem Verzicht auf sein Königreich zu bewegen. Lieber nahm er die Demüthigung hin, welche der Vertrag vom 16. März 1810 ihm bereitete. Kraft dieses Vertrages trat er Brabant, Seeland und das Land zwischen Maas und Waal an Frankreich ab. Tief gebeugt, kehrte er in seine Hauptstadt zurück; seine Unterthanen, die nicht gehofft hatten, ihn wiederzusehen, empfingen ihn mit großer Freude. Allein, wie es schwachen Menschen zu gehen pflegt, die Kränkung, die er Anfangs ertragen, ward unerträglich, da er ihr nachsann. Da Alles, was er in Paris hatte zugestehen müssen, in Wirksamkeit tritt, als die französischen Truppen sich Amsterdam nähern, beschließt er der Uebermacht zu weichen. In der Nacht des 10. Juli 1810 verläßt er heimlich den Pavillon zu Haarlem und begiebt sich nach Töplitz, um Holland nie wiederzusehen. Er entsagt dem Thron zu Gunsten seines Sohnes, unter der Regentschaft der Königin, „da er das Unglück habe, seinem Bruder zu mißfallen". Daß

er die Interessen Hollands über die eigenen stellte, indem er sich weigerte, die Kräfte des Landes zu Gunsten Frankreichs zu erschöpfen, wird ihm von den Holländern noch heutzutage dankbar anerkannt. Als gehorsamer Proconsul hätte ihm sein Theil an der Beute nicht gefehlt, hätte er in Glanz und Fülle leben mögen; er zog es vor, ein guter König zu sein.

Als die Nachricht von Ludwig's Schritt in Paris anlangte — es war am 6. Juli — hatte Napoleon sich an demselben Morgen einen Rapport aufsetzen lassen, aus welchen Gründen die Einverleibung Hollands wünschenswerth sei. Wäre also Ludwig seinem Bruder nicht zuvorgekommen, er würde, wie ein gewöhnlicher Präfekt, schimpflich abgesetzt worden sein. Die Holländer waren über die Flucht ihres Fürsten höchlich erstaunt. Am 9. Juli 1810 erging an sie das Dekret von Rambouillet. Art. 1. verkündete mit erhabener Kürze: „La Hollande est réunie à l'Empire". Der Namen Niederlande und Niederländer sollte nicht mehr gehört werden. Es fehlte dem Dekrete nicht an einem Rechtstitel: Holland gehörte zu Frankreich „als eine Anschwemmung der französischen Flüsse". Auch nicht an tröstlichen Verheißungen: Amsterdam war nun die dritte Stadt des Weltreichs! Seinem Handel standen in diesem Reiche alle Straßen offen bis nach Rom!

II. Der Gipfel des Elends.

Aber Art. 8. enthielt den Staatsbankerott. Nur ein Drittel der Rente der Staatsschuld sollte fortan ausgezahlt werden. Und in diesen Fonds hatten Viele ihr Geld angelegt! Wer noch Wagen und Pferde hielt, schaffte sie ab; die Zahl der Dienstboten ward vermindert, viele Arbeiter entlassen; Handel und Industrie standen still; viele Häuser stellten ihre Zahlungen ein. Von den Waaren, welche die englischen Händler bei der Landung von 1809 in großer Menge und um niedrigen Preis abgesetzt hatten, wurde ein Eingangszoll von 50 Proz. erhoben. Selbst der geringe Gewinn, der den holländischen Händlern blieb, mußte der französischen Regierung zu groß erscheinen: denn am 19. Oktober 1810 befahl ein Dekret, alle englischen Waaren aus den Lagern zu schleppen und zu verbrennen. Das Kontinentalsystem ward jetzt mit aller Strenge gehandhabt. Alle Häfen und Küsten wimmelten von Zollwächtern; auf jede Fischerbarke ward ein Soldat gestellt, für dessen wohlbehaltene Heimkehr das ganze Dorf verantwortlich war. Das Tabacksmonopol ward eingeführt. Die jämmerlichen Folgen all dieser Maßregeln blieben nicht aus. Amsterdam verlor ein Siebentel seiner Bevölkerung. Im Haag wurden 600, in Haarlem 200 Häuser auf den Abbruch verkauft, außerdem viele Landhäuser. Das Deichwesen, eine Lebensbedingung für Holland, ward verwahrlost, so daß seine weiten Niederungen den größten Gefahren preisgegeben waren. „O, es

war vollkommen deutlich", ruft ein Niederländer aus, dessen Kindheit in jene trübe Zeit fiel, „daß wir Franzosen waren! Französische Beamte, französische Gesetze, ein französischer Statthalter, ein französischer Obergeneral, französische Präfekten, Polizisten, Zollwächter, Spione! Unsere Häfen lagen öde und stille. Dort drüben qualmt Rauch auf: es sind englische Waaren, die auf unserem Kies verbrannt werden". — Bei solchem Druck ist das niederländische Volk gewohnt, in dem Schooß der Familie Trost zu suchen. Aber wenn der Hausvater seine eigene Wohnung betrat, so fand er dort kein geringeres Leid. Die Konskription war eingeführt und raffte die Blüthe der Jugend dahin. Das Schulwesen ward verwahrlost, die Existenz der Sprache selbst bedroht — so daß Bilderdyk erklärte, man müsse die Regierung um Erhaltung der letztern bitten, da es ja für die französischen Etymologen von großem Interesse sei, daß der älteste germanische Sprachstamm nicht aussterbe! Sogar in das Heiligste griff die freche Hand des Fremden ein. Das Spionirsystem hatte u. A. zu ermitteln, wie viele heirathsfähige Erbinnen es im Lande gebe, um diese mit verdienten französischen Offizieren zu vermählen. Die häuslichen Tugenden der Holländer, ihre Sparsamkeit und Einfachheit, wurden von den Fremden verhöhnt.

Der größte Fluch aber der Fremdherrschaft ist die Entsittlichung des Volkes. Sie entsteht aus der Unsicherheit des Zustandes, aus der Aufregung, in der sich Alle befinden, aus dem gekränkten Selbstbewußtsein. Mehr noch aus der Furcht Aller und der Schutzlosigkeit des Einzelnen gegen Beleidigung — gegen Schimpf, den Frauen und Töchtern angethan —

Against the inexpiable wrong, the unutterable shame,
That turns the coward's heart to steel, the sluggard's blood to flame.

Mehrmals tritt die Verschlechterung der öffentlichen Moral grell zu Tage. Nach der Geburt des Königs von Rom, im Oktober 1811, besuchte der Kaiser mit seiner Gemahlin die großen Städte der neuen Provinz. Das entartete Volk kriecht schmeichelnd vor ihm. Denn Ein Runzeln dieser ehernen Stirn, und eine Kriegskontribution von Millionen ist ausgeschrieben, die den Verarmten den Rest ihrer Habe nimmt. Auch an Lebrun's, des Statthalters, Hofe machte die „goldene Jugend" von Amsterdam eine Sammetpfote. Es schmeichelte doch, wenn der Herzog von Piazenza auf Einen von der Ehrengarde, der den Dienst in seinem Vorzimmer hatte, zuging, ihn — er hatte das wohl von Napoleon gesehen — am Ohr zupfte und sagte: „Je dîne à quatre heures!" Gern folgte man der Einladung, ob auch die Tafel schmale Bissen brachte. Diese garde d'honneur trug den Anzug, den Napoleon in Aegypten getragen. Nach jenem Umzug des kaiserlichen Paares wußte das Staatsblatt die Liebe und das Vertrauen, welches „der Gott der Zukunft" bei allen Niederländern genieße, nicht genug

zu rühmen. Auf einer anderen Seite derselben Nummer standen aber ein paar Zahlen:

5 Proz. holl. Anleihe : 13 — 14
3 Proz. nation. Rente : $8\frac{3}{4}$

Zahlen sind oft beredter als Worte, oder doch aufrichtiger.

Die Konskription ward inzwischen schonungslos ausgeführt. In drei Jahren ward das Heer um 32,000 Mann vermehrt. Denn nicht nur die 1811 das zwanzigste Lebensjahr erreicht hatten, nein, alle in und nach 1788 Geborenen wurden dem Loose unterworfen. Ein Stellvertreter kostete 2000—3000 Gulden. Doch wenn er seine Fahne verlassen, so hatte man einen zweiten, einen dritten zu stellen. Während der Haager Präfekt, der Belgier Stassart, bei der Aushebung mit Menschlichkeit verfuhr und oft die Strenge der Verordnungen milderte, zeigte de Celles in Amsterdam ein gefühlloses Herz und einen eiskalten, gegen das öffentliche Urtheil gleichgültigen, frechen Sinn, der sein Andenken bis auf den heutigen Tag mit dem Fluche der Nation beladen hat. Man erzählte sich die Aeußerung seines Sekretärs Dubois, er habe nie ein belustigenderes Schauspiel gesehen, als wenn ein Holländer um seine Kinder weinte!

Jetzt, nach funfzig Jahren, wird es von urtheilsfähigen Holländern nicht geleugnet, daß selbst diese fluchwürdige Herrschaft ihr Gutes gehabt habe. Die von schier unausrottbaren Vorurtheilen gehütete Schwerfälligkeit einer veralteten Verwaltung fiel vor den zweckmäßigen Neuerungen der Franzosen; an die Stelle der bezopften Verhandlungen des achtzehnten Jahrhunderts trat eine kräftige Aktion. Der alte Haß der Parteien erlosch; die Unverträglichkeit kirchlicher Genossenschaften machte versöhnlichen Gesinnungen Platz. So ward der Boden vorbereitet für die Zeit, wo sich das Land einmüthig schaarte um den Thron des Oraniers, wo die ganze Nation das alte Herrscherhaus und eine neue Freiheit zugleich empfing und beide seitdem mit derselben Liebe umfaßt hält bis auf diesen Tag.

III. Die Befreiung von 1813.

Am 18. September 1813 war Napoleon im Kreml eingezogen. Gerade drei Monate später, am 18. Dezember, öffnete sich gegen Abend das Gitter der Tuilerien vor einem abgematteten Krieger, der gebeugt in den Palast eintrat. An demselben Tage las man in den Niederlanden das berüchtigte 29. Bülletin. Zum ersten Mal ward hier amtlich bestätigt, was man sich längst halb ungläubig zugemurmelt hatte. Doch war hier noch mehr von dem Verlust an Pferden, als von Menschen die Rede. Die Versicherung am Schluß mußte für die Franzosen etwas sehr Tröstliches haben: „La santé de S. M. n'a jamais été meilleure". Das Feuilleton desselben Moniteur berichtete von der Opéra comique impérial.

Deutschland stand auf; warum erhoben sich die Niederlande nicht? Bis dahin war passiver Widerstand das Höchste gewesen, was man dort gewagt hatte. Einzelne „Regellosigkeiten“, die u. A. zu Amsterdam und zu Scheveningen in Folge der Konskription vorgefallen waren, hatte die Behörde schnell und blutig unterdrückt. Hier kein Volkskrieg wie auf der pyrenäischen Halbinsel, kein Meuterer wie Schill! Die höheren und die Mittelklassen verwarfen jeden Gedanken an Aufstand. Die Widerstandskraft des zähen Stammes schien gebrochen.

Die holländischen Dichter jener Zeit athmen Wehmuth, Schmerz, Verzweiflung. So schließt Adam Simons seinen berühmten Gesang „Aan myne landgenooten“ mit dieser furchtbar wehmüthigen Prophezeiung:

Wenn die Spätjahrsstürme grollen,
Und das Meer hält Hochgericht,
Die jähen Wogen strandwärts rollen,
Dein Wall vor ihrer Wuth zerbricht;
— — — — — — — — —
Die See spült Leichen an den Strand:
Dann wird der Seemann in Gefahren
Durch die versunknen Städte fahren
Und fragen: Wo war Niederland?

Bilderdyk war von Hofgunst berauscht und, wie bei uns Goethe, ein Verehrer Napoleon's. Als aber Tollens einen kühneren und feurigeren Ton anschlug, als er mahnte, das Vaterland „fordre von seinen Dichtern seine Helden zurück“: da raffte sich auch Bilderdyk empor und verkündete jubelnd den nahenden Völkermorgen. Einsam aber, in einem Hause der Residenz sitzt ein Mann in der Kraft der Jahre, der Kaufmann Gysbrecht Karl van Hogendorp. Das Blatt, auf dem er schreibt, trägt die Ueberschrift: Verfassung der Niederlande. In seinem unerschütterlichen Glauben an die Zukunft seiner Nation erinnert er uns rührend an Bülow, der seinen Dragonern vor Eylau versprach, sie sollten Paris sehen.

Hogendorp, der wohl die Seele des Aufstandes von 1813 genannt werden darf, war 1762 zu Rotterdam geboren, wo ihm jetzt ein Denkmal errichtet werden soll. Van der Palm[1]) nennt ihn „einen römischen Charakter, doch ohne die harten Formen“, vielmehr von bescheidener Milde, kenntnißreich und aufgeklärt. Er hatte Menschen und Völker gesehen, war früh in Kriegsdienste getreten und es eröffnete sich ihm eine schöne politische Laufbahn, als das Jahr 1795 dazwischentrat. Seitdem entzog er sich jeder Aufforderung und bekleidete kein Staatsamt mehr. Als eine bedeutsame Erinnerung mochte er das reine Bild Washington's bewahren, den er auf

[1]) Geschied-en Redekunstig Gedenkschrift van Nederland's Herstelling in den jare 1813. Schiedam, Roelants, 1863. (Neuer Abdruck.)

Mount' Vernon besucht hatte. Im Haag errichtete er dann ein Handelshaus, unter der Firma Hogendorp & Comp. Zu den gediegensten Flugschriften, welche unter der Fremdherrschaft über Verfassungs- und Finanzfragen erschienen, zählten die seinigen. Gegenüber den französischen Verfassungs-Experimenten erklärte er muthig: zu einem Staatsgrundgesetz gehöre das Haus Oranien.

Mit Ehrerbietung nennt der niederländische Patriot den Namen eines anderen Führers, Johann Melchior Kemper's. Von außerordentlicher Fassungsgabe mit 22 Jahren Universitätsprofessor, leuchtete aus dem hellen Auge, aus dem offenen, runden Gesichte ein unerschrockener Muth. Sein Wesen war vertraulicher als die würdevolle Art Hogendorp's. Er war moderner als dieser, den veralteten Formen von vor 1795 abgeneigter, und hierin Hogendorp überlegen. Manche seiner konstitutionellen Grundgedanken, die damals für Hirngespinnste galten, sind heute in Holland zur Wirklichkeit gereift. Während Kemper vorzugsweise in Amsterdam und Leyden thätig war, gesellten sich Hogendorp im Haag zwei Männer zu, mit denen er alsbald das sogenannte Triumvirat (drieman-schap) bildete. Der eine von ihnen war van der Duyn van Maasdam; der andere, Leopold Graf Limburg-Stirum, stellte nach Befähigung und Thätigkeit die ausführende Macht dieser Nationalregierung dar.

In der Provinz, welche die Seele der ruhmreichen Kämpfe der Ahnen gewesen war, in Nord- und Süd-Holland, brach auch jetzt die Bewegung am freiwilligsten und kräftigsten hervor. — Die französischen Beamten hatten nach der russischen Katastrophe anfänglich den Kopf verloren. Sie packten ihre Habe ein und schickten ihre Familien nach Frankreich; selbst in dem Palast des Statthalters Lebrun sah man Vorbereitungen zur Abreise treffen. Dann hatte ihnen ein Schreiben aus dem kaiserlichen Kabinet Muth und Fassung zurückgegeben; sie erwiesen sich jetzt strenger als je, um ihre Furcht vergessen zu machen. Im Februar 1813 wurde in Amsterdam eine Verschwörung entdeckt; von sieben Personen wurden zwei zum Tode verurtheilt, vier zu Gefängniß und Geldbußen. Aufstände in Leyden und Zaandam wurden schnell und blutig unterdrückt; in Leyden boten die Bürger und Studenten zur Bezwingung des zügellosen Pöbels die Hand. Doch die Furcht vor Napoleon's dämonischer Uebergewalt war gewichen; das beweisen Spottgedichte, die von Mund zu Mund gingen — vor Allen war es Cornelius van Marle's „Rymelary", welche den Zauber brechen half. Wie von allen großen Städten des Kaiserreichs, so ward auch von Amsterdam, dem Haag und Rotterdam gefordert, daß eine Abordnung der städtischen Verwaltung der Kaiserin-Regentin ihre Ergebenheit ausdrücke. In Amsterdam zauderte man lange; die Addresse sprach nicht von Unterstützung, wohl aber von dem großen Bedürfniß nach Frieden. Die Zeitungen brachten wohl

Anerbietungen von Geld oder Pferden, welche die Beamten der Regierung machten; doch die meisten waren unfreiwillig, und gar Mancher erfuhr erst aus der Zeitung, wie ergeben er Ihrer Majestät sei und wie viel er wohl feil habe für die Erhaltung des Kaiserreichs. Unterdeß hatte die Regierung dieses Reiches zwei Maßregeln getroffen, die das Volk aufs Aeußerste erbitterten. Sie hatte eine Miliz gebildet aus verheiratheten Männern und solchen, die sich früher durch einen Stellvertreter abgefunden hatten. Jetzt rief sie eine „Ehrengarde" von 10,000 Jünglingen aus den vornehmen Familien des Reiches unter die Waffen; Holland hatte zu diesem Kontingent 600 zu stellen, und Niemand blieb es verborgen, daß unter diesem klingenden Namen Geißeln gefordert wurden für die Treue der Völker. Kemper spornte die jungen Leute an, sich nicht freiwillig zu stellen, sondern mit Gewalt aus dem elterlichen Hause holen zu lassen. So viel wie möglich mußten sie trachten, am hellen Tage auszuziehen und öffentlich Abschied nehmen. So steigerte er die Erbitterung des Volkes. Es kam Befehl aus Paris, Kemper zu verhaften; statt dessen ließ der Herzog von Piazenza den Professor heimlich warnen, der nun auf seiner Hut war und der Gefahr auswich. Ebenso ward der Verfasser jener Spottlieder auf Napoleon, van Marle, 24 Stunden lang verhaftet und dann mit einem Verweis auf freien Fuß gesetzt. Die hohen französischen Beamten begriffen recht gut, daß Ein Sieg des Kaisers all diese Gewaltmaßregeln entbehrlich machen, und daß sie ohne einen solchen Sieg nichts fruchten würden.

Nächtliche Zusammenkünfte, welche Hogendorp mit seinen Genossen hielt, wurden dem Präfekten Stassart denunzirt; allein der Polizeikommissar Ampt, den er mit der Untersuchung beauftragte, gehörte zu den Verschworenen und erklärte, Hogendorp und seine Freunde seien zu irgend einem politischen Unterfangen durchaus unfähig. Mittlerweile nämlich hatte jeder der Triumvirn vier Freunde ins Geheimniß gezogen, die ihrerseits vier andere warben; bald zählten ihre Anhänger 4000, ohne Einen Verräther unter sich zu bergen. Keiner kannte freilich einen der Anderen, außer dem, welcher ihn gewählt hatte, und man gab nichts Schriftliches von sich. Bei einem Auflauf mußten sie sich ins Gedränge mischen und dort Befehle erwarten. Limburg-Stirum gewann die ganze Nationalgarde, mit ihrem Obersten van Oldenbarneveldt, genannt Witte Tullingh. Die fremden Truppen unter der französischen Besatzung, meist Preußen, vermochte Limburg dagegen nicht zum Abfall zu bewegen.

Am 12. November verbreitete sich im Haag das Gerücht, Napoleon sei gefangen und getödtet, die Niederlande den Verbündeten übergeben. Aus einem unächten Moniteur wurden sogar die Worte angeführt, die ein Senator bei der feierlichen Uebergabe ausgesprochen haben sollte! Jetzt war an keine Ruhe mehr zu denken: die Menge strömte nach dem Rathhaus, wo ihr der

Exbürgermeister Slicher, der besonders hoch bei ihr angeschrieben stand, diese wichtigen Nachrichten — so hatte das gefällige Gerücht hinzugesetzt — amtlich mittheilen sollte. Als sie sich getäuscht fand, wußte Slicher sie nur mit Mühe von Ungebührlichkeiten zurückzuhalten. Auf Bitten des Friedensrichters van der Goes erlaubte der Präfekt Stassart, 400 ansehnliche Bürger als Sicherheitswache zu bewaffnen. Den Plan van Stirum's jedoch, die französische Besatzung nächtlich zu überfallen, gab man auf, als man bemerkte, sie sei auf ihrer Hut. So standen 500—600 Franzosen einer Bevölkerung gegenüber, deren Aufregung mit jedem Tage wuchs. Beide Theile hielten einander im Auge und warteten auf einen entscheidenden Anstoß von Außen. Diesen Anstoß gab Amsterdam. Auch hier hatte die Stimmung des Volkes zur Bewaffnung der Bürger genöthigt. Alles blieb jedoch ruhig, bis die Verbündeten sich den Grenzen der Niederlande näherten. Jetzt wälzte sich der Strom französischer Beamten, die ihr Heil in der Flucht suchten, aus den Provinzen über die Hauptstadt. Sie steckten die dortigen Franzosen mit ihrer Angst an. Zählte doch die ganze französische Truppenmasse in den Niederlanden höchstens 10,000 Mann. Am 14. November brach General Graf Molitor aus Amsterdam nach Utrecht auf. Der Statthalter blieb. Tags darauf entfesselte sich der Sturm. Ein Haufe warf sich auf die Zollwächterhäuschen, zerschlug und verbrannte sie; er plünderte die Wohnungen der französischen Beamten. Vergebens feuerte endlich die Nationalgarde auf den Pöbel. Dieser befreite alle Gefangenen und Verbrecher; mit der Gefängnißglocke ward Sturm geläutet. Da konstituirten sich siebzehn notable Bürger als provisorische Verwaltung der Hauptstadt: ihrem Ansehn gelang es, den Ausschreitungen des großen Haufens ein Ziel zu setzen. Lebrun und den Präfekten de Celles hatten die Schrecken des Pöbelaufstands aus Amsterdam hinausgetrieben. Dennoch nahm die provisorische Verwaltung Befehle Molitor's entgegen, der sein Hauptquartier in Utrecht und Truppen in Haarlem, Naarden, Muiden, ja ein Blockhaus zwischen Haarlem und Amsterdam stark besetzt hatte, während französische Kanonenbote im Angesicht der Hauptstadt lagen.

Aber im Haag hatten die Amsterdamer Vorgänge gezündet. Am 17. November, Morgens um halb neun, begab sich Graf Limburg nach Hogendorp's Wohnung und erklärte sich bereit, den Tanz zu beginnen. Hogendorp's Tochter heftete ihm eine oranienfarbene Kokarde an den Hut, und nun zogen die Freunde sammt Hogendorp's Söhnen, Alle mit dem Abzeichen der Oranier geschmückt, nach dem Hause des Exbürgermeisters Slicher. Jeder Andere hätte mit diesen Farben Aufsehen erregt; wie nun aber das Volk sah, daß so ansehnliche und werth gehaltene Männer sie trugen, da prangte in wenig Augenblicken die Oranienkokarde an Aller Haupt oder Brust; bald auch schimmerte die volksthümliche Farbe vor den

Fenstern und wehte vor den Thüren aller Läden. Die französischen Adler und Wappenschilde wurden nicht länger geduldet; sonst aber ward keinerlei Gewaltthat verübt. Staffart entwich; Graf Limburg trat im Namen des Prinzen von Oranien als Gouverneur der Residenz auf und erklärte dem Befehlshaber der französischen Besatzung, daß er keinen anderen Gouverneur neben sich erkenne. Am folgenden Tage zog der französische General, Bouvier des Eclats, ohne Schwertstreich ab. Unterwegs besannen sich seine 300 Preußen eines Besseren, kehrten nach einem leichten Scharmützel um und stellten sich im Haag dem Grafen Stirum zur Verfügung. Nachdem eine durch Hogendorp berufene Versammlung von Beamten aus den Jahren 1794 und 1795 sich als unfähig und unschlüssig bewiesen hatte, erließen auf Limburg's Antrieb die beiden übrigen Triumvirn, als provisorische Regierung der Niederlande, im Namen des Prinzen von Oranien, einen Aufruf an die Nation, — kurz, fest, einfach, nur zu knapp und kühl, und mit steifen amtlichen Wendungen schlecht genug stylisirt:

„Sintemalen der Anarchie viel ist gewehret in den meisten Städten, durch weise Maßregeln der notabelsten Einwohner, dagegen die allgemeine Verwaltung ganz verwahrlost und in Niemandes Händen ist; dieweil der Ruf von allen Seiten nach einer Verwaltung zur Rettung des Vaterlandes unsere Herzen tief ergriffen hat: so ist es, daß wir beschlossen haben, dieselbe zu übernehmen bis zu der Ankunft Seiner Hoheit; — indem wir alle braven Niederländer beschwören, sich zu vereinigen zur Unterstützung dieses unseres herzhaften Entschlusses. Gott hilft denen, die sich selber helfen!"

Haag, den 20. November 1813.

F. van der Duyn van Maasdam.
G. K. van Hogendorp.

Einige Tage vorher waren Fagel und Perponcher nach England gegangen, um den Prinzen von Oranien zur Heimkehr in sein Land aufzufordern. Am 30. November setzte der Sohn des letzten Erbstatthalters zu Scheveningen den Fuß aus Land, — an der Stelle, wo jetzt, nach fünfzig Jahren, ein Denkmal die frohe Begebenheit verewigen soll. Ihn empfing der rührende Jubel eines Volkes, das sonst nicht leicht erregbar ist und keine Muße hat zu Gefühlsergüssen. Einige weinten, Andere standen hocherglüht, Andere erbleichten vor tiefer Erregung. Als auf dem Thurm der großen Kirche zu Rotterdam zum ersten Mal wieder das nationale Banner wehte, sanken auf dem Markte die Leute betend auf die Knie.

König Wilhelm I. bestieg den Thron „unter der Bedingung einer für das Wohl des Landes ersprießlichen Verfassung". Vieles that er, die Wunden des Landes zu heilen; aber die Folgen einer fast zwanzigjährigen Fremdherrschaft werden nicht an Einem Tage verwunden. Es war zu ertragen, daß eine Schaar von etwa 1000 Mann, schlecht bewaffnet und ungeübt,

von den Franzosen aus Woerden herausgeschlagen ward. Denn in einem Volkskriege wird meist der Vortheil lange Zeit auf Seiten der disziplinirten und geübten Truppen sein, bis das Volksheer von dem Feinde lernt und dann in seiner Begeisterung eine Waffe besitzt, die der Gegner entbehrt. Es war vielleicht klug, daß man bis tief in das Jahr 1814 hinein die Franzosen in zahlreichen Städten unbehelligt ließ, da sie, sobald ihre Landsleute von den Verbündeten in die Enge getrieben waren, freiwillig abzogen und ihre gewaltsame Vertreibung nicht ohne Gefahren für die Bürger jener Plätze hätte geschehen können. Schlimm aber war, daß der geliebte Fürst vergebens Freiwillige aufrief; Napoleon freilich hatte die waffenfähige Mannschaft auf entlegene Schlachtfelder, in ferne Garnisonen geführt; die Uebrigen aber hatten die Schrecken der Konskription entmuthigt, die langjährige Fremdherrschaft hatte ihre Spannkraft gebrochen.

Seitdem haben funfzig Jahre fast ungestörten Friedens, nur unterbrochen von dem „zehntägigen Feldzug“ des Jahres 1830, der Nation Wohlfahrt und rüstigen Unternehmungsgeist zurückgegeben. Sie ist heute in mancher Hinsicht freier als die Engländer, und die Novembertage dieses Jahres haben gezeigt, mit welcher begeisterten Anhänglichkeit sie an ihrem Herrscherhause hängt, das freilich seit Jahrhunderten, freisinniger und großherziger als irgend eine andere Fürstenfamilie, an der Spitze des volksthümlichen Aufschwungs gestanden hat. Mit dem Wohlstand mehrt sich der Sinn für Kunst und Wissenschaft; ein geordnetes Schulwesen verspricht, dem kommenden Geschlechte die gründlichere allgemeine Bildung zu geben, welche der lebenden Generation nur zu sehr abgeht. Eines müßte jedoch hinzukommen, um feurigeres Leben und erhöhtes Selbstbewußtsein in die Adern des nervigen Stammes zu gießen: allgemeine Einführung der Leibesübungen und der Volkswehr, wie sie jetzt in England, in der Schweiz eingebürgert sind und in den übrigen freien Ländern sich Bürgerrecht erwerben werden. Denn nur auf dieser Grundlage ruht fest der Staatsbau eines sich selbst vertrauenden Volkes.

Zur Lauenburgischen Erbfolgefrage.

Von **K. W. C. W.**

Durch den Tod König Friedrich's VII. von Dänemark am 15. Novem-
1863 sind das Königreich Dänemark, das Herzogthum Schleswig-Holstein und das Herzogthum Lauenburg, d. h. drei, bisher rechtlich nur durch das Band einer Personalunion verbundene, souveräne Staaten in Erbgang gekommen. Im Königreich Dänemark hat auf Grund des, in verfassungsmäßiger Weise zu Stande gekommenen Thronfolgegesetzes vom 31. Juli 1853 der Prinz Christian zu Glücksburg als König Christian IX. den Thron bestiegen; auf die Succession im Herzogthum Schleswig-Holstein hat, unter Berufung auf das Landesrecht, der Erbprinz Friedrich von Augustenburg als nächster erbberechtigter Agnat Anspruch erhoben und gleicher Weise auch die Erbfolge im Herzogthum Lauenburg prätendirt, auf welche außerdem auch noch der regierende Herzog von Anhalt älter begründete Rechte zu haben behauptet.

Die holsteinische Successionsfrage ist an den deutschen Bundestag zuerst dadurch herangetreten, daß nach dem Ableben König Friedrich's VII. sowohl der, als herzoglich holstein-lauenburgischer Bundestagsgesandter bis dahin beglaubigte Baron Dirckinck-Holmfeld, auf Grund seiner, ihm von Seiten König Christian's IX. erneuerten Vollmacht, als auch der badische Bundestagsgesandte Geheimrath v. Mohl, auf Grund einer, ihm mit Genehmigung seiner Regierung übertragenen Vollmacht Herzog Friedrich's VIII., die Führung der holstein-lauenburgischen Stimme beansprucht haben. Der Bundestag hat diese Stimme bis zur Entscheidung der Successionsfrage suspendirt. Diese Entscheidung steht dem Bundestage selber eigentlich nicht zu. Ueber die Erbfolge in einem Bundesstaate ist entweder durch das Landesrecht, sei es expressis verbis, sei es mit Bezugnahme auf die Hausgesetze des regierenden Fürstenhauses, bereits entschieden; dann hat der Bundestag keine andere Funktion, als die nach dem Landesrechte legitime Erbfolge zu schützen gegen etwaige Usurpationen unberechtigter Erbprätendenten. Oder der Fall liegt so, daß das Landesrecht für denselben keine Entscheidung gewährt; dann steht, wie dies z. B. auch Klüber's Ansicht

ist, die Entscheidung über die Erbfolge dem Volke und Namens desselben der verfassungsmäßigen Volksvertretung des betreffenden Staates zu, und liegt dem Bundestage keine andere Funktion ob, als die geeigneten Vorkehrungen dafür zu treffen, daß diese Entscheidung in kürzester Frist eingeholt werden könne. Wird zu der Zeit, wo es dem Bundestage obliegt, die eben bezeichneten Funktionen zu erfüllen, in Folge einer, gegen die frühere Regierung verhängten Bundesexekution der betreffende Staat von Bundes wegen gerade kommissarisch verwaltet, so ist dies ein zur Sache selbst ganz gleichgültiger Zufall. Die Exekution läßt ja das Landesrecht ganz unberührt; die Auffassung muß wenigstens auf das Entschiedenste zurückgewiesen werden, als ob durch eine Exekution, Okkupation, Sequestration oder, wie man eine solche kommissarische Verwaltung auch immerhin nennen mag, gleichzeitig für die Dauer derselben die Verfassung des betreffenden Staates und die von derselben gewährleisteten Rechte des Volkes und der Volksvertretung suspendirt wären. Den mit der Verwaltung von Bundes wegen beauftragten Kommissarien kann vom Bundestage keinenfalls eine größere Machtbefugniß beigelegt werden, als nach dem Landesrechte der Regierung zustand, an deren Stelle jene getreten sind. Wo das Landesrecht die Gültigkeit gewisser Regierungsakte von der Zustimmung der Volksvertretung abhängig macht, da müssen die Landeskommissarien solcher Akte sich entweder enthalten oder, wenn dieselben für die geregelte Fortführung der Regierungsgeschäfte nothwendig erscheinen, die Volksvertretung einberufen und die verfassungsmäßige Zustimmung derselben einholen. Den Landeskommissarien muß zu diesem Zwecke, falls dieselben auf eigene Verantwortung hin, die Volksvertretung des von ihnen verwalteten Staates einzuberufen, Bedenken tragen, Seitens des Bundestages die nöthige Vollmacht und Anweisung dazu ertheilt werden. Sollte also selbst im vorliegenden Falle der Bundestag nicht die Ueberzeugung gewinnen, daß nach dem Bundesrechte in Holstein einzig und allein die agnatische Lineal-Erbfolge gilt und demgemäß Herzog Friedrich VIII. der legitime Herrscher, König Christian IX. nur ein Usurpator ist — das erfolgreiche Eintreten der Großmächte für das Londoner Protokoll könnte ihm höchstens die Bezeichnung eines glücklichen Usurpators zu Wege bringen — so besteht darüber wenigstens kein Zweifel, wie einer solchen mangelnden Erkenntniß geeignete Abhülfe zu schaffen ist. Geht Macht nicht vor Recht, so ist im Zweifel die holsteinische Ständeversammlung einzuberufen, um zu entscheiden, wer Herzog von Holstein sein soll. Erst wenn diese Frage entschieden ist, kann eventuell an die zweite, internationale Frage herangetreten werden, wie Herzog Friedrich VIII. von Holstein sein und seines Landes Recht auf das Herzogthum Schleswig am wirksamsten zur Geltung zu bringen hat, kann die schleswig-holsteinische Frage korrekt gelöst werden. Diese Frage nun ist, was den Rechts-

punkt betrifft, für uns Deutsche wenigstens, eine so vollständig klare, so wenig verwickelte, daß schon ganz besondere Kunstgriffe und Sophismen in Anwendung gebracht werden müssen, um den schlichten Sinn eines rechtlich denkenden Mannes zu berücken. Es hieße wahrlich Eulen nach Athen tragen, wollten wir den Lesern dieser Jahrbücher aus der Constitutio Waldemariana, der Versicherungsurkunde Christian's I. rc. hier noch einmal den Beweis führen, daß das Herzogthum Schleswig-Holstein ein selbständiger, souveräner, in seinen beiden Theilen durch eine Realunion untrennbar verbundener und mithin untheilbarer Staat ist. Daß Holstein ein deutsches Bundesland ist, Schleswig nicht zum deutschen Bunde gehört, ist dabei ganz irrelevant. Die preußische Monarchie bildet gewiß einen untheilbaren Staat und doch gehören zwei ihrer Provinzen nicht zum deutschen Bunde, während die sechs anderen deutsche Bundesländer sind. Die schleswig-holsteinische Verfassung vom 15. September 1848 hat, indem sie für beide Herzogthümer auch eine gemeinsame Landesvertretung schuf, eben nur dasselbe gethan, was die preußische Verfassung vom 31. Januar 1850 für Preußen that. Ja, Schleswig und Holstein haben schon vor jener Verfassung viel mehr Gemeinsames gehabt, als beispielsweise die Provinzen Preußen und Pommern vor dem Erlaß der preußischen Verfassung.

Neben der schleswig-holsteinischen Frage, welche die öffentliche Meinung fast ausschließlich für sich in Anspruch nimmt, läuft aber noch eine lauenburgische Erbfolgefrage, und dieser wollen wir im Folgenden die Aufmerksamkeit unserer Leser zuwenden. Wie bereits Eingangs erwähnt, sind der König Christian IX. von Dänemark, der Herzog Friedrich VIII. von Schleswig-Holstein und der Herzog Leopold von Anhalt bis jetzt als lauenburgische Erbprätendenten aufgetreten.

König Christian IX. hatte sofort nach seinem Regierungsantritt in Dänemark, wie vom Herzogthum Schleswig-Holstein, so auch vom Herzogthum Lauenburg, als einem Zubehör der Krone Dänemark und integrirenden Bestandtheil des, vom Londoner Protokoll — freilich nur auf dem Papiere — kreirten dänischen Gesammtstaates, Besitz ergriffen und von den dazu Berufenen die Leistung des Homagial-Eides verlangt. Die lauenburgischen Stände hatten zwar bei ihrer ersten Zusammenkunft, Angesichts der von mehreren Seiten erhobenen Erbansprüche, ihre Entschließung bis auf Weiteres vertagt; nachdem aber dänischer Seits alle diejenigen, welche die Leistung des Homagial-Eides verweigern würden, als Hochverräther bezeichnet worden waren, sank der Ständeversammlung das Herz in die Hosen und am 23. Dezember wurde bei einer zweiten Zusammenkunft zu Ratzeburg mit neun gegen acht Stimmen[1]) beschlossen, „den König Christian IX. als

[1]) Unter der Majorität der neun Stimmen befinden sich fünf Ritter, drei Städter, ein Bauer.

Herzog von Lauenburg durch eine Beglückwünschungs-Adresse anzuerkennen". Graf Bernstorff-Gyldensteen wird als der Urheber dieses Beschlusses bezeichnet. Die wackern Bürger und Bauern des bisher wenig beachteten Ländchens — es umfaßt noch nicht volle zwanzig Quadratmeilen — haben gegen den Beschluß der Ständeversammlung Protest erhoben und, entrüstet über die undeutsche Gesinnung, die zu Ratzeburg sich bekundet hat, den deutschen Bundestag zum Hort des lauenburgischen Landesrechts, als welches nur die Erbfolge nach der lex salica zulasse, angerufen. Geben wir's dem Bundestage anheim, darüber zu befinden, ob bemeldete Beglückwünschungs-Adresse der lauenburgischen Ständeversammlung für genügend zu erachten sei, die wichtigste Frage, die an einen monarchisch regierten Staat herantreten kann, endgültig zu entscheiden.

Der zweite Prätendent auf das Herzogthum Lauenburg ist Herzog Friedrich VIII. In seiner Proklamation d. d. Schloß Dolzig, 16. November, ergreift er mit folgenden Worten von demselben Besitz: „Lauenburger! Euer schönes Land, Gegengabe für ein Land, dessen Namen ich durch meine Geburt trage, unterliegt derselben Erbfolge[1]), soweit nicht Rechte anderer Glieder meines Hauses und älter begründete Rechte deutscher Regentenhäuser daran haften. Ich gebe Euch das Versprechen, daß ich Euer nationales Recht als mein eigenes betrachte, und soweit ich berufen bin, Eure Rechte und Freiheiten beschützen werde."

Bei aller Sympathie für die Sache Herzog Friedrich's VIII. kann man sich nicht verhehlen, daß diese Stelle der Proklamation die Kritik in mehr als einer Beziehung herausfordert. Ganz abgesehen von der Erfindung einer lauenburgischen Nation ad hoc — denn ohne eine „Nation" giebt es doch billig kein „nationales Recht" — findet sich in jenen wenigen Worten bedauerlich viel an Unklarem und schief Aufgefaßtem. Lauenburg wird von Herzog Friedrich als „Gegengabe" für Norwegen aufgefaßt, dagegen läßt sich in stylistischer Beziehung wohl kaum etwas einwenden; vollkommen unklar bleibt aber, ob auf den Titel „Erbe von Norwegen", welchen Herzog Friedrich „durch seine Geburt zu tragen" erklärt, irgend welche Rechtsansprüche begründet werden sollen, oder ob die Bezugnahme als nur in Parenthese erfolgt, gleichsam nur als stylistisches Ornament aufzufassen ist. Könnten aus bemeldetem Titel Prätentionen irgend welcher Art hergeleitet werden, so wäre nämlich Herzog Friedrich nicht derjenige, welcher dieselben füglich geltend machen könnte. Im Art. IV. des zwischen Schweden und Dänemark abgeschlossenen Friedens, d. d. Kiel, 14. Januar 1814, verzichtet König Friedrich VI. von Dänemark für sich und seine Nachfolger (successeurs) unwiderruflich und für immer zu Gunsten des Königs Karl XIII.

[1]) Wie das Herzogthum Schleswig-Holstein nämlich, auf welches sich der vorhergehende Passus bezieht.

von Schweden und seiner Nachfolger auf alle Rechte und Ansprüche (droits et prétentions) an das Königreich Norwegen, und verbindet und verpflichtet sich auf die feierlichste Weise für sich und seine Nachfolger, wie für sein ganzes Königreich, in Zukunft weder unmittelbar noch mittelbar irgend welchen Anspruch (aucune prétention) auf das Königreich Norwegen zu erheben. Der Titel „Erbe von Norwegen" ist also in Bezug auf Norwegen nicht einmal Prätentionstitel, sondern als reiner Gedächtniß- oder Erinnerungstitel aufzufassen, wie z. B. die Herzoge von Savoyen und späteren Könige von Sardinien sich Jahrhunderte hindurch „Könige von Cypern und Jerusalem" geschrieben haben, oder wie der „Burggraf von Nürnberg" und der „Prinz von Oranien" im preußischen Königstitel figuriren. Substituirt man aber selbst für Norwegen Lauenburg, seine „Gegengabe", so könnte aus dem Titel „Erbe von Norwegen" doch nur Derjenige Prätentionen auf Lauenburg erheben, welcher, die Cession Norwegens als erst im Augenblicke des Ablebens König Friedrich's VII. stattfindend fingirt, als „König von Norwegen" auf dieses Königreich gegen den Erwerb des Herzogthums Lauenburg zu verzichten in der Lage gewesen wäre, und nichts ist gewisser, als daß dies Herzog Friedrich VIII. nicht gewesen wäre. Auch für die Erbfolge in Norwegen galt, so lange seine Krone mit der Krone Dänemarks auf Einem Haupte vereinigt war, das dänische Konge Lov vom 15. November 1665, nach welchem mit dem Erlöschen des Mannsstammes König Friedrich's III. die Cognaten erbberechtigt werden. Aus dem Titel „Erbe von Norwegen" läßt sich, wenn überhaupt etwas, stets nur die Nichtberechtigung Herzog Friedrich's VIII. auf die Erbfolge im Herzogthum Lauenburg herleiten; indem daraus gerade die Erbberechtigung der Cognaten König Friedrich's VII. folgen würde. Es ist jedenfalls neu, in eine Rechtsausführung, sei es auch nur der stylistischen Ausschmückung wegen, einen Passus aufzunehmen, aus welchem mit logischer Nothwendigkeit das strikte Gegentheil von dem gefolgert werden muß, was man in dem ganzen Schriftsatz beweisen will, ja sogar mit noch nasser Feder als Beweisthema niederschreibt. Denn im unmittelbaren Anschlusse an die so fatale norwegische Reminiscenz wird behauptet, daß in Lauenburg dieselbe Erbfolge wie in Schleswig-Holstein, d. h. die agnatische Erbfolge gelte; und mithin den Cognaten König Friedrich's VII. auch in Lauenburg keine Erbfolgeberechtigung zustehe!

Zur Begründung der augustenburgischen Ansprüche auf Lauenburg würde zu erweisen sein, daß in diesem Herzogthum von Anbeginn an stets nur das agnatische Erbrecht Geltung gehabt hat, und daß, nachdem ein neues Regentenhaus das Herzogthum erworben, darin keine Aenderung eingetreten ist. Das Erste läßt sich beweisen, das Zweite nicht unbedingt.

Als das alte herzogliche Haus im Jahre 1689 erlosch, wurde nicht den Cognaten, obwohl dieselben mit Erbansprüchen auftraten, die Erbfolge zuerkannt; sondern es trat eine, freilich nur auf einer Rechtsfiktion beruhende, agnatische Erbfolge ein; es succedirte das mit dem herzoglich lauenburgischen Hause erbverbrüderte braunschweig = lüneburgische Haus, in welchem **principaliter** zwar die agnatische Lineal=Erbfolge Geltung hatte, **eventualiter** aber auch der Weiberstamm zur Succession berufen ist [1]). Von diesem Hause ist Lauenburg an den König von Preußen cedirt worden; im preußischen Königshause gilt das agnatische Erbfolgerecht. Von Preußen endlich kam Lauenburg an die Könige von Dänemark, in deren Hause nach dem Erlöschen des Mannesstammes die cognatische Erbfolge einzutreten hat; es tritt also nach dem Ableben König Friedrich's VII. zum ersten Male der Fall ein, wo es sich entscheiden wird, ob Lauenburg nach eigenem uraltem Landesrecht oder als ein Zubehör der Krone Dänemark nach dem dänischen Thronfolgegesetz vererbt werden soll.

Was die Prätentionen des Herzogs Leopold von Anhalt betrifft, so hat in der Bundestagssitzung vom 28. November 1863 der, auch für Anhalt bevollmächtigte großherzoglich oldenburgische Bundestagsgesandte Geheimrath v. Eisendecher, unter Vorlegung der, ihm von Herzog Leopold von Anhalt ertheilten Vollmacht d. d. Dessau, 30. November 1863, Namens desselben auch als Gesandter für Lauenburg zugelassen zu werden beantragt. — Um die anhaltinischen Erbansprüche zu würdigen, ist es nothwendig, unsere Leser mit den wichtigsten Ereignissen der lauenburgischen Spezialgeschichte bekannt zu machen. Es wird uns dies zugleich Gelegenheit bieten, auf die verschiedenen Verträge einzugehen, durch welche successive über die Geschicke Lauenburgs verfügt worden ist.

Das Land, welches heutzutage unter dem Namen des „Herzogthums Lauenburg“ begriffen wird, war bis in die Zeiten der hohenstaufischen Kaiser hinein slavisches Gebiet und gehörte zu den Besitzungen der von Holstein bis Pommern mächtigen Obotritenfürsten. Herzog Heinrich der Löwe von Sachsen eroberte im Jahre 1161 das ganze Obotritenland, gab jedoch schon im Jahre 1167 den größeren, östlichen Theil desselben an den Obotritenfürsten Pribislav zurück, welcher sich taufen ließ und sich zuerst „Fürst von Mecklenburg“ nannte; dieser Fürst Pribislav ist der Stammvater des noch heute blühenden großherzoglich mecklenburgischen Hauses, des einzigen europäischen Regentenhauses aus slavischem Geblüt. — Der westliche Theil des Obotritenlandes wurde theils zur Dotation der von Heinrich dem Löwen restaurirten Bisthümer Lübeck (früher Oldenburg), Ratzeburg und Schwerin

[1]) Kaiserlicher Lehensbrief d. d. Mainz am Tage vor Timotheus (August) 1235 für Herzog Otto von Braunschweig und Lüneburg.

(früher Mecklenburg), theils der neu errichteten Grafschaften Ratzeburg und Schwerin verwendet. Das seinem Erbfürstenthum Lüneburg gegenüber liegende Gebiet nördlich der Elbe behielt Heinrich für sich, wie Anhalt behauptet, als ein mit Lehnsqualität behaftetes Zubehör seines von Kaiser und Reich zu Lehen gehenden Herzogthums Sachsen; wie die Gegner der anhaltinischen Ansprüche behaupten, als ein mit derselben Allodialqualität wie seine Erbfürstenthümer Lüneburg und Braunschweig behaftetes persönliches Besitzthum; daß Herzog Heinrich für seine Person der letzteren Auffassung gewesen ist, versteht sich von selbst. Der, nach Heinrich's Aechtung, auf dem Reichstage zu Gelnhausen mit Sachsens Herzogsfahne (Urkunde vom 13. April 1180) belehnte Herzog Bernhard, Markgraf Albrecht des Bären von Brandenburg jüngster Sohn, suchte von den Besitzungen des geächteten Welfen so viel als möglich sich anzueignen. Es kam deshalb zu einer langwierigen Fehde, während deren Herzog Bernhard im Jahre 1182 das feste Schloß Lauenburg an der Elbe erbaute, welches dem Lande später seinen Namen gegeben hat; die Grafen von Holstein, Ratzeburg und Schwerin, die sich ihrem neuen Lehnsherrn nicht fügen wollten, zerstörten dasselbe, mußten es aber auf Kaiser Friedrich's Befehl wieder aufbauen. Aus der Verbannung in seine Erblande zurückgekehrt, bemächtigte sich Heinrich im Jahre 1189 Lauenburgs und behauptete es, wie das ganze Land, wider Herzog Bernhard bis zu seinem Tode (7. August 1195). Lauenburg wurde zwar bei der Theilung der welfischen Erblande zu dem Erbtheile Wilhelm's von Lüneburg, des jüngsten Sohnes, geschlagen; Graf Adolph III. von Holstein bemächtigte sich jedoch bald desselben und wurde auch von dem ältesten Sohne Heinrichs des Löwen, Heinrich, Pfalzgrafen am Rhein, im Jahre 1197 damit belehnt, verlor aber sehr bald seine neue Erwerbung wie seine Grafschaft Holstein an den damals mächtig nach Süden vordringenden König Waldemar II. den Siegreichen von Dänemark. Um sich aus der dänischen Gefangenschaft zu lösen, mußte Graf Adolph seine sämmtlichen nordalbingischen Besitzungen an den König von Dänemark abtreten, worauf er sich in seine Grafschaft Schauenburg zurückzog. König Waldemar setzte den Sohn seiner an Graf Siegfried von Orlamünde vermählten Schwester Sophia, den tapfern Grafen Albrecht von Orlamünde aus askanischem Stamme, zu seinem Statthalter ein. Die Schlacht bei Bornhövet am 23. Juni 1227 brach indessen die dänische Macht im nördlichen Deutschland; Graf Albrecht von Orlamünde selbst gerieth in die Gefangenschaft des Grafen Heinrich von Schwerin und mußte, um sich aus derselben zu lösen, ihm Lauenburg abtreten. Für die gegen König Waldemar in diesem Kriege geleistete Hülfe überließ der Graf von Schwerin Lauenburg dem Herzoge Albrecht I. von Sachsen, welcher seinem im Jahre 1212 gestorbenen Vater Herzog Bernhard in der herzoglichen Würde gefolgt war. Der jüngere

Sohn Herzog Bernhard's, Heinrich, hatte bei der Erbtheilung die anhaltinischen Erblande erhalten, und von ihm stammt das noch heute blühende herzoglich anhaltinische Haus ab. Aus dieser Blutsverwandtschaft leitet das Haus Anhalt seine Ansprüche auf Lauenburg ab. Die Frage, um die es sich dreht, ob Herzog Bernhard oder Herzog Albrecht I. „der erste Erwerber" von Lauenburg gewesen, läßt sich heute kaum mehr beantworten. Herzog Bernhard ist zwar im Jahre 1180 mit dem Herzogthume Sachsen belehnt worden; daß Lauenburg damals jedoch ein „Zubehör" desselben gewesen, ist von Seiten des welfischen Hauses stets bestritten worden. Der vorübergehende faktische Besitz während einer Fehde kann nicht als maßgebend für die Entscheidung einer Rechtsfrage erachtet werden. Ist aber nicht Herzog Bernhard, sondern erst Herzog Albrecht I. der erste Erwerber gewesen, so zerfallen die anhaltinischen Ansprüche in sich, da das Haus Anhalt nicht von Herzog Albrecht I., sondern von seinem Bruder Heinrich abstammt und Seitens des Hauses Anhalt eine Mitbelehnung oder Belehnung zur gesammten Hand, welche die Abstammung vom ersten Erwerber in ihren rechtlichen Folgen ersetzen könnte, niemals erwiesen worden ist. — Herzog Albrecht I. starb im Jahre 1260; sein jüngerer Sohn Herzog Albrecht II. erhielt die Besitzungen an der oberen Elbe und stiftete die im Jahre 1422 mit Kurfürst Albrecht III. erloschene, später kurfürstliche Linie „Sachsen-Wittenberg"; der ältere Sohn, Herzog Johann I., erhielt die Besitzungen an der niedern Elbe und stiftete die im Jahre 1689 erloschene herzogliche Linie „Sachsen-Lauenburg." So wurde die herzogliche Würde von Sachsen auf das kleine Lauenburg übertragen. Die lauenburgischen Herzöge haben die Lehensfolge in den Besitzungen der Kurlinie nach dem Aussterben derselbeu — sie waren dazu zu ohnmächtig — nicht durchsetzen können; es sind diese Besitzungen mit der Kurwürde durch Belehnung Kaiser Sigismund's auf die Markgrafen von Meißen aus dem Hause Wettin übertragen worden, das noch heute in den verschiedenen sächsischen Regentenhäusern blüht. Die Prätentionen auf die Kurwürde hat jedoch erst Herzog Magnus II. (1507—1543) aufgegeben.

Die Herzoge von Sachsen-Lauenburg blieben in ihren Besitzungen nicht unangefochten; die ihnen an Macht weit überlegenen welfischen Fürsten suchten fort und fort ihre Ansprüche auf Lauenburg geltend zu machen und erreichten auch schließlich ihre Absicht. Die Herzoge Wilhelm von Lüneburg und Magnus mit der Kette von Wolfenbüttel zwangen Herzog Erich II. von Lauenburg, am 21. Januar 1369 einen Erbvergleich mit ihnen dahin zu schließen, daß, im Fall das lauenburgische Haus im Mannsstamm erlöschen würde, das Herzogthum Sachsen-Lauenburg an die Herzöge zu

Braunschweig und Lüneburg fallen solle, zu welchem Ende ihnen auch damals schon die lauenburgische Landschaft, welche jenem Erbvergleich zustimmte, die Eventualhuldigung geleistet hat. Dieser Erbvergleich ist durch das Pactum successorium, welches die Herzoge Christian Ludwig und Georg Wilhelm zu Lüneburg und Herzog August zu Wolfenbüttel mit dem Herzog Julius Heinrich von Sachsen-Lauenburg am 18. September 1661 in Lüneburg geschlossen, bestätigt und darauf am 26. März 1683 zu Celle nochmals konfirmirt worden. — Nun sollte man zwar meinen, daß kein Fürstenhaus derartige Verträge successive mit verschiedenen Fürstenhäusern schließen könnte, da doch, wenn es über den aus solchen Erbverträgen hergeleiteten Anspruch zu einem Rechtsstreite kommt, ebenso wohl aus Gründen der Logik, wie nach übereinstimmender Rechtsdoktrin der ältere Vertrag vor allen später abgeschlossenen den Vorrang behauptet; das lauenburgische Haus hat indessen durch dergleichen Bedenken sich nicht abhalten lassen, außer dem, 1369 mit Braunschweig-Lüneburg abgeschlossenen Erbvergleich noch mit verschiedenen anderen deutschen Regentenhäusern in ganz gleicher Weise zu paktiren. So schloß Herzog Erich IV. von Sachsen-Lauenburg mit den beiden Söhnen seiner, an Herzog Johann III. von Mecklenburg vermählten Schwester Katharina, den mecklenburgischen Herzögen Johann IV. und Heinrich IV., im Jahre 1431 einen, im Jahre 1518 erneuerten Erbfolgevertrag, welcher die Erbfolge im Herzogthum Sachsen-Lauenburg nach Erlöschen des lauenburgischen Mannsstamms den Herzögen von Mecklenburg zusicherte. — Der letzte Herzog von Sachsen-Lauenburg aus askanischem Stamme endlich, Herzog Julius Franz, schloß im Jahre 1671 eine Erbverbrüderung mit dem Kurfürsten Johann Georg II. von Sachsen, in Folge deren nach dem — damals nahe bevorstehenden — Aussterben des lauenburgischen Mannsstamms das Kurhaus Sachsen succediren sollte und umgekehrt; und als dieser Erbverbrüderung, auf Einspruch der Herzoge von Mecklenburg, vom Kaiser Leopold I. die oberlehnsherrliche Bestätigung versagt wurde, suchte Herzog Julius Franz im Jahre 1678 dem ihm blutsverwandten Hause Anhalt durch einen neuen Erbvertrag die Erbfolge zu sichern. — Ganz unabhängig von diesen Erbverträgen war von Kaiser Maximilian I. im Jahre 1507 dem Gesammthause Sachsen die Lehensanwartschaft auf das Herzogthum Sachsen-Lauenburg ertheilt und demselben durch die Kaiser Karl V. und Leopold I. bestätigt worden. Auf diese Lehensanwartschaft berief sich aber nicht blos die Kurlinie, sondern auch die ernestinische Linie, weil sie nicht blos im Jahre 1507 die Trägerin der Kurwürde gewesen, sondern auch als die ältere Linie des Gesammthauses Sachsen vor der jüngeren albertinischen Linie in der Exspektanzverschreibung genannt sei.

Als durch den am 20. September 1689 erfolgten Tod des letzten der

alten Herzoge von Sachsen-Lauenburg, Herzogs Julius Franz, die lauenburgische Erbfolge eröffnet war, trat daher eine große Anzahl Erbprätendenten mit ihren Ansprüchen hervor. Kurfürst Johann Georg III. von Sachsen war am schnellsten bei der Hand; sich auf die Lehns-Exspektanz vom Jahre 1507 und die Erbverbrüderung vom Jahre 1671 berufend, ließ er durch seinen Bevollmächtigten zu Ratzeburg vom Herzogthum Lauenburg und zu Otterndorf vom Lande Hadeln [1]) Besitz ergreifen. — Herzog Georg Wilhelm von Braunschweig-Celle, welcher damals Senior des braunschweigischen Hauses, kreisausschreibender Fürst und Kreisoberster des niedersächsischen Kreises war, zu welchem auch das Herzogthum Lauenburg gehörte, ließ indessen, unter Berufung auf den Erbvertrag vom Jahre 1369 und die damals Seitens der lauenburgischen Landschaft seinen Vorfahren geleistete Eventualhuldigung, das Lauenburgische bis auf Weiteres durch seine Truppen okkupiren, — die übrigen Erbprätendenten waren zu ohnmächtig, um ihre Ansprüche anders als durch Rechtsausführungen vor Kaiser und Reich zu wahren, so Herzog Christian Ludwig von Mecklenburg-Schwerin, so die Fürsten von Anhalt, so die Herzoge von Sachsen ernestinischer Linie. — Herzog Christian Adolph von Holstein-Sonderburg [2]), welcher mit der lauenburgischen Prinzessin Eleonore Charlotte vermählt war, bestritt seinerseits, daß Lauenburg jemals ein Reichs-Mannlehen gewesen und behauptete, freilich ohne Erfolg, die Successionsfähigkeit der Cognaten. Auch Baden-Baden und Pfalz-Neuburg erhoben aus gleichem Grunde Prätentionen. — Herzog Christian Albrecht von Holstein-Gottorp reklamirte acht zu dem holsteinischen Amte Reinbeck gehörige Dörfer als heimgefallene holsteinische Lehen. — Die Krone Schweden reklamirte ex praetenso jure Domini directi das Land Hadeln als Zubehör der, in das Erzbisthum und spätere Herzogthum Bremen einverleibten Grafschaft Stade. — Der Kaiser endlich ließ dieser Reklama-

---

[1]) Das Land Hadeln, zwischen der Elb- und Wesermündung belegen, war ursprünglich ein Besitzthum der Grafen von Stade gewesen und später, während die Grafschaft Stade selbst in das Erzbisthum Bremen einverleibt wurde, von den Herzögen von Sachsen-Lauenburg an sich gezogen worden, ohne jedoch jemals dem Herzogthum Lauenburg einverleibt zu werden. Das Land Hadeln behielt vielmehr seine besondere Verfassung; doch ist von den Hadeln'schen Gerichten an die lauenburgische Regierung zu Ratzeburg appellirt worden.

[2]) Herzog Alexander von Holstein-Sonderburg († 1627) hinterließ fünf Söhne, welche ebenso viele verschiedene Linien stifteten. Von Johann Christian, dem ältesten Sohne, stammt die Linie Sonderburg ab, die, als sie im Jahre 1677 ihre schleswigschen Erblande im Konkurse verloren hatte, sich nach dem Schlosse Franzhagen im Lauenburgischen auch von Franzhagen benannten. Johann Christian's Sohn, Christian Adolph, starb 1702; mit dessen zweiten Sohne, Ludwig Karl, erlosch diese Linie im Jahre 1708. — Die Augustenburgische Linie stammt von Ernst Günther, dem dritten Sohne Herzog Alexander's, ab.

tion gegenüber das Land Hadeln bis auf Weiteres sequestriren, welche Sequestration bis zum Jahre 1731 dauerte.

Die beiden mächtigsten Prätendenten einigten sich unter der Hand. Für Kursachsen war das entlegene Lauenburg von verhältnißmäßig geringerem Werth, als für die Herzöge von Braunschweig und Lüneburg, an deren Besitzungen es grenzte. Es kam im Jahre 1697 zu einem Vergleich zwischen dem Herzog Georg Wilhelm zu Braunschweig-Celle und dem Kurfürsten Friedrich August von Sachsen dahin, „daß auf ewig Kursachsen alles das an der Nachfolge des sachsen-lauenburgisches Landes habende Recht gegen Erlegung von 6 Tonnen Goldes und mit Vorbehalt der Mit-Belehnschaft, wie auch eventualiter, nach gänzlicher Erlöschung des chur- und fürstlichen Hauses Braunschweig-Lüneburg dero Lehens-Folge nebst Führung des Tituls eines Hertzogen von Engern und Westphalen" demselben überließ. — Nach dem Tode Herzog Georg Wilhelm's am 28. August 1705 fiel Lauenburg mit den übrigen Celle'schen Besitzungen an den Kurfürsten Georg I. von Hannover, an welchen auch im Jahre 1706 die herzogliche Linie Braunschweig-Wolfenbüttel ihre Ansprüche auf den Mitbesitz abtrat und der darauf im Jahre 1716 zum ersten Male die kaiserliche Belehnung darüber und die sachsen-lauenburgische Stimme im Reichsfürstenrath erhielt. — Am 23. Mai 1731 übergab, nach Aufhebung des Sequesters, im Auftrage des kaiserlichen Kommissarius, Graf Metsch, der kaiserliche Subdelegirte, Rath Lemp, auch das Land Hadeln an den kurbraunschweigischen Bevollmächtigten, Freiherrn v. Münchhausen. Im Jahre 1739 endlich wurde das, seit 1577 an die Herzöge von Holstein-Gottorp und von diesen an die von Ahlefeld und später die von Wedderkop weiter verpfändet gewesene Amt Steinhorst, nachdem die daran haftenden Ansprüche des Königs von Dänemark mit Geld abgefunden worden waren, wieder zu Lauenburg gebracht.

Die lauenburgischen Erbprätendenten beruhigten sich, nachdem Kurbraunschweig die kaiserliche Belehnung über Lauenburg erhalten, bis auf Anhalt. In dem beim Reichshofrathe angestrengten Prozesse „Anhalt contra Kurbraunschweig" wurde indessen letzteres im Besitze Lauenburgs geschützt und Anhalt zur Verfolgung seiner Ansprüche ad petitorium verwiesen. Diese Petitorialklage wurde auch wirklich im Jahre 1792 erhoben; der Prozeß ist aber bei Auflösung des Reiches in einem, über Edition des lauenburgischen Archivs eröffneten Zwischenverfahren liegen geblieben. Auf dem Reichstage hat im Fürstenrath Anhalt durch wiederholte Proteste gegen die Führung der sachsen-lauenburgischen Stimme von Seiten Kurbraunschweigs sein Recht gewahrt.

Das Herzogthum Lauenburg behielt auch als kurbraunschweigisches Besitzthum seine besondere Verfassung und Verwaltung, nur daß es vom königlich kurfürstlichen Geheimerathskollegio zu Hannover abhing und vom

Hofgericht zu Ratzeburg an das Oberappellationsgericht zu Celle appellirt wurde, woselbst die lauenburgischen Rechtssachen ihre letzte Entscheidung fanden, nachdem Kurbraunschweig im Jahre 1747 auch in Ansehung Lauenburgs ein uneingeschränktes kaiserliches Privilegium de non appellando erlangt hatte. — Bei dem Uebergang Lauenburgs an das kurbraunschweigische Haus sind übrigens die alten Rechte des Landes und der Landstände durch den „Landesrezeß“ vom 15. September 1702 Seitens des Herzogs Georg Wilhelm von Celle erneuert und von den späteren Regenten bei ihrem Regierungsantritt, zuletzt vom Könige Georg III. am 21. Juni 1765, in allen Stücken und Punkten bestätigt worden.

Das Stillleben des Herzogthums Lauenburg unter kurbraunschweigischem Scepter wurde zu Anfang dieses Jahrhunderts durch eine höchst merkwürdige Episode unterbrochen. Trotzdem das deutsche Reich mit Frankreich damals sich im Frieden befand, drang, als der Krieg zwischen Großbritannien und Frankreich am 18. Mai 1803 aufs Neue ausbrach, eine französische Armee unter General Mortier in die deutschen Besitzungen des Königs von Großbritannien ein und besetzte, nach der Convention von Artlenburg vom 5. Juli 1803, auch das Herzogthum Lauenburg. Durch die vom preußischen Minister Graf Haugwitz mit Frankreich abgeschlossene, übel berüchtigte Convention d. d. Wien, 15. Dezember 1805, wurden bekanntlich die kurfürstlich hannöverschen Besitzungen dem Könige von Preußen überwiesen; während nun Graf Schulenburg-Kehnert mit einer preußischen Armee dieselben für Preußen in Besitz nahm, erklärte König Gustav IV. Adolf von Schweden, der als Alliirter Großbritanniens und Rußlands gegen Frankreich im Kriege begriffen war, in einer Proklamation d. d. Boytzenburg, 1. Februar 1806, daß das, zufällig von einem schwedischen Corps unter Graf Löwenhjelm besetzte Herzogthum Lauenburg bis auf Weiteres unter schwedischem Schutz stehe, und beharrte bei dieser Auffassung, selbst nachdem Großbritannien die Räumung Lauenburgs von ihm verlangt hatte. Wegen dieses „Protektorates“ kam es zwischen Schweden und Preußen zu einer kriegerischen Verwickelung, die im Sommer 1806 sogar zu einer schwedischen Blokade der preußischen Ostseehäfen führte und erst durch die Nachgiebigkeit Preußens, welches Lauenburg am 27. August 1806 der schwedischen Okkupation wiederum einräumte, beigelegt wurde. — In dem zwischen Frankreich und Preußen kurz darauf ausbrechenden Kriege wurden sämmtliche hannöverische Besitzungen und mit ihnen auch das Herzogthum Lauenburg von den Franzosen okkupirt. — Durch einen zwischen dem Könige von Westfalen und dem Kaiser von Frankreich abgeschlossenen Vertrag d. d. Paris, 14. Januar 1810, wurde das Kurfürstenthum Hannover mit Ausnahme eines noch näher zu bestimmenden, höchstens 15,000 Seelen umfassenden Bezirks, über welchen der Kaiser die Verfügung sich vorbehielt,

dem Königreich Westphalen einverleibt. Dieser Vertrag ist durch eine später zu Kassel abgeschlossene, aber nicht veröffentlichte Konvention modifizirt worden; in dieser Convention wurde der Vorbehalt des Kaisers auf das 33,000 Seelen zählende Herzogthum Lauenburg übertragen. Die Marschälle Duroc, Ney, Augereau und General Besson wurden mit jährlichen Renten von zusammen rund 278,000 Franken auf die Einkünfte der lauenburgischen Aemter Lauenburg, Neuhaus, Ratzeburg und Steinhorst angewiesen! — Durch Art. I. des berüchtigten Senatusconsults vom 13. Dezember 1810, welches im Ganzen 605½ Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von 1,173,550 Seelen dem französischen Kaiserreich einverleibte, wurde auch dem Herzogthum Lauenburg die Ehre zu Theil, „partie intégrante de l'empire français“ zu werden; es wurde der 32. französischen Militair-Division und dem Département des bouches de l'Elbe mit dem Präfektursitz Hamburg zugetheilt. Dieser faktische Zustand — denn da der Krieg zwischen Frankreich und Großbritannien unausgesetzt fortwährte, ist niemals eine „Abtretung“ so wenig Lauenburgs, wie irgend einer anderen kurfürstlich hannöverischen Besitzung an Frankreich erfolgt — fand in den letzten Monaten des Jahres 1813 sein Ende. Mit der Verdrängung der französischen Invasion trat Lauenburg unter die hannöverische Herrschaft zurück.

Derselbe kurze Winterfeldzug, welcher Lauenburg vom Joche der Fremdherrschaft befreite, brachte den König von Dänemark um Norwegen. Am 24. November 1813 war der Kronprinz von Schweden mit einem Theil der alliirten Nordarmee bei Boytzenburg auf das rechte Ufer der Elbe zurückgegangen; schon am 15. Dezember kam es mit Dänemark zu einem Waffenstillstand und am 14. Januar 1814 zur Unterzeichnung des Friedens zu Kiel zwischen Dänemark einerseits und Schweden und Großbritannien, je in besonderen Friedensinstrumenten, andererseits, welchem am 8. Februar der Friede zu Hannover zwischen Dänemark und Rußland, und am 25. August der Friede zu Berlin zwischen Dänemark und Preußen folgte.

Im Art. IV. des mit Schweden abgeschlossenen Friedensvertrages wurde, wie bereits oben erwähnt, vom Könige von Dänemark das Königreich Norwegen an den König von Schweden und seine Nachfolger für ewige Zeiten abgetreten und aller Ansprüche an dasselbe entsagt; im Art. VII. trat dagegen der König von Schweden, als ein freilich sehr dürftiges Aequivalent, die schwedischen Besitzungen in Pommern und Rügen an den König von Dänemark ab. Der Wortlaut dieses Artikels ist wegen eines Satzes interessant, zu dessen Verständniß in parenthesi bemerkt werden muß, daß schon vor der Auflösung des deutschen Reiches am 6. August 1806 in Schwedisch-Pommern und Rügen durch König Gustav IV. Adolph unterm 26. Juni die alte ständische Verfassung aufgehoben, und die schwedische Constitution (21. August 1772, 21. Februar und 3. April 1789) eingeführt

worden war. Die alten ständischen Rechte sind indessen in den Jahren 1810 und 1811 wiederhergestellt und bei der Abtretung an Dänemark, resp. an Preußen garantirt worden. Die Erklärung des Königs von Schweden vom 5. Juli, daß es seine Absicht nicht wäre, Schwedisch-Pommern vom deutschen Reichsverbande zu lösen, wurde durch die unmittelbar darauf erfolgte Auflösung des Reiches selbst erledigt [1]). Art. VII. lautet:

„S. M. le roi de Suède renonce pour Elle et Ses Successeurs en faveur de S. M. le roi de Danemarc et Ses Successeurs irrévocablement et pour toujours à tous droits et prétentions au duché de la Poméranie Suédoise et à la principauté de l'île de Rügen. Ces provinces avec tous leurs habitants, villes, ports, forteresses, villages et îles, ainsi que leurs dépendances, prérogatives, droits et émoluments appartiendront dorénavant comme pleine proprieté à la couronne de Danemarc et seront incorporées à ce royaume etc."

Im Art. XIII. sicherte der König von Schweden die Verwendung seines ganzen Einflusses bei den hohen alliirten Mächten zu, um, unabhängig von dieser Abtretung, bei dem allgemeinen Frieden dem Könige von Dänemark eine der Abtretung Norwegens entsprechende Entschädigung auszuwirken. Großbritannien ertheilte im Art. X. des, ebenfalls am 14. Januar 1814 von ihm mit Dänemark abgeschlossenen Friedens das gleiche Versprechen, sich im allgemeinen Frieden dafür zu verwenden, daß Dänemark eine angemessene Entschädigung für die Abtretung Norwegens erhielte. Rußland hatte im Friedensvertrage zu Hannover zwar eine solche Zusicherung, wenigstens expressis verbis, nicht ertheilt; der König von Preußen erklärte dagegen im Art. V. des Berliner Friedens, daß er im Verein mit Schweden, Rußland und England seine guten Dienste verwenden werde, um Sr. dänischen Majestät für Norwegen eine angemessene Entschädigung außer Schwedisch-Pommern (en outre de la Poméranie, qui lui a été cédée par la Suède) zu verschaffen. — Bei den Verhandlungen des Wiener Kongresses war Dänemark unter den paciscirenden Mächten nicht vertreten; es trat bei ihnen nur bittweise als lästiger Supplikant auf. In einer Note d. d. Wien, 19. November 1814 wendeten sich die dänischen Bevollmächtigten, die Grafen Joachim und Christian Bernstorff, an die ersten Bevollmächtigten der fünf Großmächte und forderten sie auf, ihren Versprechungen nachzukommen, um den König von Dänemark, der zu Gunsten des allgemeinen Besten von Europa sich einer der beiden, auf seinem Haupte vereinigten Kronen entäußert habe, für ein so schmerzvolles Opfer

---

[1]) In gleicher Weise war durch eine königliche Erklärung vom 9. September 1806 das Herzogthum Holstein der dänischen Monarchie einverleibt worden.

nicht ohne Entschädigung zu lassen; die Verpflichtung dazu stehe fest; es handle sich nur darum, die Mittel ausfindig zu machen, um den gerechten Reklamationen des Königs zu genügen. An Dänemark sei es nicht, diese Mittel zu bezeichnen oder sonst irgend welche Vorschläge zu machen; es sei dies Sache derjenigen Mächte, welche sich die Pflicht beigelegt hätten, für die allgemeinen Interessen Europa's Sorge zu tragen. — Statt daß dem Könige von Dänemark aber „eine weitere Entschädigung“ zuerkannt worden wäre, mußte derselbe auch noch das durch den Frieden zu Kiel ihm abgetretene Schwedisch-Pommern nebst Rügen (etwa 80 Quadratmeilen) an Preußen überlassen und sich, außer einer Geldabfindung, mit dem viel kleineren Lauenburg (noch nicht 20 Quadratmeilen) begnügen. Die Könige von Sachsen und Dänemark sind die beiden Monarchen gewesen, welche für ihr Ausharren bei der französischen Allianz am schwersten büßen mußten und an denen das „Vae victis“ in seiner ganzen Härte sich geltend machte.

Um über das designirte Tauschobjekt Lauenburg Verfügung zu erlangen, schloß der König von Preußen seinerseits einen Vertrag mit dem Könige von Hannover d. d. Wien, 29. Mai 1815. Art. I. dieses Vertrages bestimmt die Abtretungen Preußens: das Fürstenthum Hildesheim, Stadt und Gebiet Goslar, das Fürstenthum Ostfriesland, die Niedergrafschaft Lingen und einen Theil des Münsterlandes. Im Art. IV. tritt Hannover an Preußen außer einigen kleineren Gebietstheilen den größeren, rechtselbischen Theil des Herzogthums Lauenburg ab. Art. IV. lautet:

„S. M. le roi de la Grande Bretagne et de Hanovre cède à S. M. le roi de Prusse pour être possédée en toute propriété et souveraineté par lui et ses successeurs:

1) La partie du duché de Lauenbourg située sur la rive droite de l'Elbe avec les villages lunebourgeois situés sur la même rive; la partie de ce duché, située sur la rive gauche demeure au royaume de Hanovre. Les états de la partie du duché, qui passe sous la domination prussienne, conserveront leurs droits et privilèges [1]) et nommément ceux fondés sur le recès provincial du 15. Septembre 1702, confirmé par S. M. le roi de la Grande Bretagne actuellement régnant en date du 21. Juin 1765.

---

[1]) Welcker bemerkt in einer Note zu dem Artikel „Sachsen-lauenburgisches Verfassungsrecht“ in Rotteck's und Welcker's „Staatslexikon“, daß bei den Verhandlungen wegen der Uebernahme Lauenburgs zu Hamburg und Ratzeburg im Jahre 1815, denen er selber beiwohnte, eine solche Bedingung, „die wenigstens Hannover nicht hätte vergessen sollen“, noch nachträglich Seitens der preußischen Bevollmächtigten einzuschieben versucht, dieselbe aber dänischer Seits beharrlich zurückgewiesen sei, und nennt in derselben Note die Zusage des Königs von Dänemark, die lauenburgische Verfassung zu konfirmiren, eine „freiwillige“. Es ist unklar, wie diese Bemerkung zu dem Wortlaute des Art. IV. sich verhält.

2) Le bailliage de Kloetze.

3) Le bailliage d'Elbingerode etc. etc."

Am Schlusse folgt der erbliche Verzicht auf alle ferneren Ansprüche [1]).

Auf Grund des Kieler Friedens vom 14. Januar 1814 und des Wiener Vertrags vom 29. Mai 1815 konnte nunmehr zwischen Dänemark und Preußen der Vertrag d. d. Wien, 4. Juni 1815 abgeschlossen werden. Im Art. I. desselben verzichtet der König von Dänemark für sich und seine Nachkommen [2]) unwiderruflich und für immer zu Gunsten des Königs von Preußen und seiner Nachkommen auf alle Rechte, welche ihm der Vertrag von Kiel auf Schwedisch-Pommern und Rügen gegeben hat; im Art. III. wird dafür Lauenburg abgetreten. Es lautet Art. III.:

„S. M. le roi de Prusse cède pour toujours à S. M. le roi de Danemarc [3]) le duché de Lauenbourg, dont ce monarque entrera en possession, avec tous les droits de souveraineté, de propriété, les privilèges et émoluments [4]), qui y sont attachés, de même que le dit duché a été cédé à S. M. le roi de Prusse par l'article V. du traité conclu à Vienne le 29. Mai 1815 entre Elle et S. M. le roi de la Grande Brétagne et de Hanovre [5]). Cependant le bailliage de Neuhaus, situé entre l'Elbe et le Mecklembourg, ainsi que

---

[1]) Dieser Vertrag wurde modificirt durch einen späteren Vertrag d. d. Paris, 23. September 1815, in dessen Art. II. der König von Preußen dem, ihm aus dem Vertrage vom 29. Mai 1815 zustehenden Anrecht auf Erwerbung und erb- und eigenthümlichen Besitz a) des Amtes Elbingerode und b) des zu dem Herzogthum Lauenburg gehörigen Amtes Neuhaus nebst den in diesem Amte und zwischen demselben und dem mecklenburgischen Gebiete eingeschlossenen, auf dem rechten Elbufer belegenen lüneburgischen Ortschaften und Ländereien entsagt. Die genannten Bezirke sollten auch ferner wie bisher dem Königreich Hannover angehören. Das Amt Neuhaus mit den zu ihm gelegten lüneburgischen Enklaven ist das auf dem rechten Elbufer zum Königreich Hannover gehörende Gebiet von Hitzacker bis Bleckede gegenüber.

[2]) Hier ist der Ausdruck „descendants" gebraucht, in dem entsprechenden Artikel des angezogenen Kieler Vertrags der Ausdruck „successeurs". Die Sprache der Diplomatie ist mithin eine schwankende. Jede Rechtsausführung, welche auf die verschiedene staatsrechtliche Bedeutung von „Nachkommen" und „Nachfolger" gebaut ist, hat, wie man sieht, einen sehr schlüpfrigen Boden.

[3]) Hier ist also weder von „descendants" noch von „successeurs" die Rede; es muß das eine von beiden Worten aus dem vorhergehenden „pour toujours" im Sinne ergänzt werden.

[4]) Darunter ist namentlich der einträgliche Elbzoll zu Lauenburg begriffen, den Dänemark aufzugeben sich stets so gewaltig gesperrt hat.

[5]) Also auch Preußen hat vertragsmäßig die lauenburgische Landesverfassung sichergestellt; von einem „freiwilligen" Geschenk des Königs von Dänemark kann füglich keine Rede sein.

les villages du pays de Lunebourg [1]), qui contiennent à ce bailliage, sont exclus de cette cession."

In den Artikeln VI. und VII. übernimmt der König von Preußen einmal die Verpflichtung zur Zahlung von 600,000 schwedischer Banko-Thaler, welche die schwedische Regierung Sr. dänischen Majestät schuldete, und zweitens, um die Entschädigung für die Abtretung Schwedisch-Pommerns und Rügens zu komplettiren, die Zahlung von 2 Millionen Thaler preuß. Courant in vertragsmäßig bestimmten Terminen.

So ist Lauenburg, um mit den Worten des Vertrags zu reden, an den König von Dänemark gekommen.

Die Besitzergreifung von Schwedisch-Pommern und Rügen Seitens des Königs von Preußen erfolgte, nachdem der König von Schweden für sich und seine Nachfolger nach der Thronfolgeordnung vom 26. September 1810 Schwedisch-Pommern und Rügen nochmals dem Könige von Preußen und seinen Nachfolgern in einem Vertrage d. d. Wien, 7. Juni 1815 abgetreten hatte, am 1. Oktober 1815. — Das Patent des Königs von Dänemark, durch welches derselbe unter Konfirmirung der lauenburgischen Landesverfassung von Lauenburg Besitz ergriff, datirt vom 6. Dezember 1815. Ein Artikel der amtlichen Kopenhagener Zeitung vom Monat Oktober 1815 ist die Motive darzulegen bestimmt, welche den König von Dänemark zu diesen Abtretungen bewogen haben; sein wesentlicher Inhalt lautet:

„Durch das Meer von den übrigen dänischen Staaten getrennt, war die Erwerbung von Schwedisch-Pommern und der Insel Rügen für Dänemark minder werthvoll, als sie es unter günstigeren Umständen, in Anbetracht der Volkszahl und der Hülfsquellen dieser Provinzen, hätte sein können. Diese Betrachtungen haben den König bestimmt, das Anerbieten anzunehmen, welches ihm der König von Preußen gemacht hat, nämlich Sr. preußischen Majestät seine Rechte auf diese Provinzen abzutreten und dafür ein Land, welches Dänemark bequemer liegt (situé plus à portée du Danemarc) einzutauschen.... Auf diese Weise werden die dänischen Staaten nach dem mit Preußen abgeschlossenen und durch Se. preußische Majestät zu Paris unterm 21. Juni ratifizirten Vertrage die Elbe zur Grenze haben."

Die Wiener Kongreßakte vom 9. Juni 1815 führt im Art. 118. unter den ihr annektirten Verträgen, die so betrachtet werden sollen, als ob sie Wort für Wort der Akte selbst inserirt seien, unter Nr. 6. zwar den zwischen Preußen und Hannover abgeschlossenen Vertrag vom 29. Mai, aber nicht den zwischen Preußen und Dänemark abgeschlossenen Vertrag vom 4. Juni auf. Auch die deutsche Bundesakte vom 8. Juni 1815 thut des Herzog-

---

[1]) Vergl. die Bestimmungen des Vertrages vom 23. September 1815.

thums Lauenburg, als eines Besitzthums des Königs von Dänemark, noch keiner Erwähnung. Es heißt im Art. 1. derselben:

„Die souveränen Fürsten und freien Städte Deutschlands mit Einschluß Ihrer Majestäten des Kaisers von Oestreich und der Könige von Preußen, von Dänemark und der Niederlande, und zwar der Kaiser von Oestreich, der König von Preußen, Beide für Ihre gesammten, vormals zum deutschen Reiche gehörigen Besitzungen, der König von Dänemark für Holstein, der König der Niederlande für das Großherzogthum Luxemburg, vereinigen sich zu einem beständigen Bunde, welcher „„der deutsche Bund““ heißen soll.“

In Art. 4., welcher von den Stimmen in der engeren Bundesversammlung handelt, wird unter Nr. 10. aufgeführt:

„Dänemark wegen Holstein 1 Stimme“,

und im Art. 6., der über die Stimmen im Plenum verfügt:

„10) Holstein 3 Stimmen.“

Auf Lauenburg ist also keine Plenarstimme radicirt. Holstein hat mit und ohne Lauenburg 3 Stimmen und, würden beide Herzogthümer von einander getrennt, so würde erst für Lauenburg durch eine Aenderung der Bundesakte eine neue Plenarstimme kreirt werden müssen.

Mit der Stimmführung für Lauenburg hat es folgende Bewandtniß. In der ersten Bundestagssitzung vom 5. November 1816 legte der königlich dänische, herzoglich holsteinische Bundestagsgesandte Freiherr von Eyben seine neue, vom Könige von Dänemark ausgestellte Vollmacht vom 11. Oktober 1815 vor und zeigte — er war durch Krankheit am Erscheinen verhindert — schriftlich an:

„Daß Se. Majestät der König von Dänemark, seitdem Sie für das Herzogthum Holstein dem deutschen Bunde beigetreten, den größten Theil des Herzogthums Sachsen-Lauenburg und dessen herzoglichen Titel erworben hätten. Allerhöchstdieselben betrachteten dieses, seit den ältesten Zeiten zu dem deutschen Reichsverbande gehörende Land als ein eigenes deutsches Herzogthum [1]) und hätten daher beschlossen, mit demselben gleich Ihrem Herzogthum Holstein dem deutschen Bunde sich anzuschließen, beide Herzogthümer mithin an allen Rechten und Vortheilen, sowie an allen Lasten und Pflichten, die aus dieser Verbindung hervorgehen könnten, gleichen Antheil nehmen zu lassen. Da nun einer der ersten Vorzüge deutscher Lande der sei, auf dem deutschen Bundestage repräsentirt zu werden, so hätten Allerhöchstdieselben ihn auch für das Herzogthum Sachsen-Lauenburg zu bevollmächtigen geruht und selbem anbefohlen, eine hohe Bundesversammlung zu ersuchen, ihn nicht allein auch in dieser

---

[1]) Wo bleibt da die Gesammtstaats-Auffassung?

Eigenschaft zu erkennen, sondern auch hinführo die von ihm zu führende Stimme als für **Holstein** und **Sachsen-Lauenburg** abgegeben zu betrachten und solche die **Holstein-** und **Sachsen-Lauenburgische** zu nennen."

Bei der Umfrage verwahrten **Mecklenburg-Schwerin** und **Mecklenburg-Strelitz** förmlichst die früheren und sonst verschiedentlich angeregten Ansprüche auf das Herzogthum Sachsen-Lauenburg. **Anhalt-Dessau**, **Anhalt-Bernburg** und **Anhalt-Köthen** verwahrten nicht minder ihre desfallsigen Ansprüche und Rechte. Die übrigen Gesandten fanden gegen die gemachte Anzeige nichts zu erinnern. — Auch durch zwei Noten vom 2. März 1815 hatte Anhalt schon auf dem Wiener Congresse sein Recht gewahrt; neuere Rechtsverwahrungen Anhalts beim deutschen Bundestage datiren vom 12. August und 29. Dezember 1853 und vom 13. November 1856.

Ein wichtiges Moment darf nicht übersehen werden; die lauenburgischen Stände haben, wie namentlich **Welcker** hervorgehoben hat, **ein bedingtes Wahlrecht** besessen; es verhält sich mit dieser Sache folgendermaßen. Herzog Franz der Aeltere von Lauenburg hatte im Jahre 1571 seinem ältesten Sohne Magnus die Regierung abgetreten, ihm dieselbe aber wegen schlechten Regiments und Verletzung der Landesrechte später wieder entzogen; als Herzog Franz der Aeltere starb, schlossen die Stände den Prinzen Magnus von der Thronfolge aus, widersetzten sich der, von den übrigen Prinzen geforderten, Theilung des Landes und wählten den jüngsten Prinzen, Franz den Jüngeren, zu ihrem Herzog, welcher darauf auch die kaiserliche Belehnung erhielt und vor der Erbhuldigung einen förmlichen Verfassungs- und Regierungsvertrag mit den Ständen, den „Revers" vom 25. März 1585, feierlich beschwor und unterzeichnete. Mit seiner Zustimmung errichteten Ritter- und Landschaft des Herzogthums am 16. Dezember 1585 „die ewige Union zu Lowenburgk" (Lauenburg) als einen neuen, vollständigen Grundvertrag zwischen Fürst und Land. **Pfeffinger** theilt in seiner „Historie des braunschweig-lüneburgischen Hauses. Hamburg, 1732." den Wortlaut der „ewigen Union" mit. Die betreffenden Stellen lauten:

„Demnach durch sonderbare aus Versehung Gottes des Allmächtigen, und aus der jetzo regierenden **römisch käyserlichen Majestät**, Unseres allergnädigsten Herren, Käyserl. Authoritaet, Macht und Gewaldt, Hochbemeldeter Fürst, Hertzog FRANTZ, uns zu einem regierenden Fürsten und Administratorn unsres allgemeinen Vaterlandes, des Fürstenthumbs Nieder-Sachsen, erwehlet, confirmiret und bestettiget und damith künfftigt mehr Zerrüttungen der Lande und Leuthe, Blued-Vergiessunge und andere Unruhe, so Wir wegen der zweiffelhafftige Regierunge leider bereits ausgestanden, vorhütet werde, uns einhelligk vorbunden, voreiniget und vorglichen u. s. w."

„Daß Wir wollen, und unsere Nachkommen sollen, hoechst unsres Vermögens, dahin Uns bei der Käyserl. Majest. bearbeiten, damit Wir unsrem itzigen lieben Landes-Fürsten, Hertzogk FRANTZEN und noch S. F. G. Söhnen, welcher von Gott hierzu begabet, und von der K. M. erst, und uns geschicket und büchtigk hierzu erkandt wirdt, zu einem regierenden Erb-Landes-Fürsten, allein und keinen andern in diesem Fürstenthumb und dessen zubehörenden Landen behalten haben und bekohmmen müegen, dem Landes-Fürsten, so in der Regierunge, wie obgedacht, succediren und folgen würde, nicht ehe huldigen, noch auf einerley Weise und Masse dem uns verwandt machen wollen; es sei dann daß derselbe unsre Privilegien, Immunitaeten, Reverse, Siegel und Briefe, so Wir und unsre Vorfahren von unsrem Landes-Fürsten woll erlanget, aufs Neue confirmiret, und sich hierüber ebener Gestalt genugksamb reversiret habe."

Nach der „ewigen Union" von 1585 ist also den lauenburgischen Ständen von ihren Herzögen das Recht zugestanden worden, vorbehaltlich der oberlehnsherrlichen Bestätigung durch den Kaiser, unter den Söhnen des verstorbenen Landesfürsten den geschicktesten und tüchtigsten zu ihrem regierenden Herzog sich zu wählen und keinem Fürsten eher zu huldigen, bevor derselbe nicht die ständischen Rechte und Privilegien bestätigt habe.

Die lauenburgischen Stände haben dieses bedingte Wahlrecht indeß ebenso wenig weiter geübt, wie die schleswig-holsteinischen Stände das ihnen in der Versicherungs-Urkunde König Christian's I. d. d. Ripen, Mittwoch nach Invocavit 1460, konfirmirte Privilegium, unter den Söhnen ihres Landesherrn sich ihren Herzog zu wählen und, wenn Keiner da wäre, unter seinen übrigen Erben.

Ziehen wir aus diesem Material die Summa, so läßt sich dieselbe dahin zusammenfassen: im Herzogthum Lauenburg ist zu Zeiten des deutschen Reichs, als in einem Reichs-Mannlehen, nur die agnatische Erbfolge Rechtens gewesen. — Nach dem Erlöschen des Mannsstamms der alten lauenburgischen Herzöge aus askanischem Geschlecht ist, auf Grund eines, mit Zustimmung der Stände abgeschlossenen Erbvertrages, das braunschweig-lüneburgische Haus succedirt und darauf vom Kaiser mit dem Herzogthum Sachsen-Lauenburg als einem Reichs-Mannlehen investiret worden. — Mit der Auflösung des deutschen Reichsverbandes ist diese Lehensqualität erloschen und Lauenburg, durch Appropriation, ein Allodial-Besitzthum des königlich hannöverschen Hauses geworden, welches, wie dessen übrigen Besitzungen, im Jahre 1837 nach der agnatischen Lineal-Erbfolge zu erwerben gewesen wäre, wenn nicht im Jahre 1815 ein doppelter Besitzwechsel stattgefunden hätte. — Der Uebergang Lauenburgs von dem Könige von Hannover an den König von Preußen und von diesem an den König von Dänemark ist zwar ohne vorherige Befragung der Stände, jedoch unter Konfirmirung der hergebrachten

Landesrechte bewirkt worden. Wie im Jahre 1689 dem Sachsen-Lauenburgischen das Braunschweig-Lüneburgische, so ist im Jahre 1815 dem letzteren das königlich dänische Haus substituirt worden. — Es haben die lauenburgischen Stände bei der Regelung der Succession eine sehr einflußreiche Stimme gehabt und sogar ein bedingtes Wahlrecht sich in der „ewigen Union" reservirt, — und die Motive, welche bemeldeter Grundvertrag zwischen Fürst und Land zu Lauenburg für solche Befugniß der Landschaft anführt, „damit Zerrüttung, Unruhe und Blutvergießen, welche das Land wegen der zweifelhaften Regierung früher habe ausstehen müssen, künftighin verhütet werde", passen gerade für die gegenwärtige Lage, als ob die „ewige Union" nicht 1585, sondern 1863 geschrieben wäre. Nicht Berufung an die Gewalt soll zwischen denen entscheiden, welche die Erbfolge beanspruchen, sondern der Beschluß der Vertreter des Landes, ganz wie Klüber in seinem „Staatsrecht des deutschen Bundes" §. 247. lehrt:

„Bei erloschener Thronfolge oder bei gänzlicher Thronerledigung gebührt die Wiederbesetzung des Thrones im Zweifel dem Volke und dessen gewählten Vertretern."

Berlin's Architektur in der Neuzeit.

Von Alfred Woltmann.

I. Bis zum Tode Friedrich's des Großen.

Vor einiger Zeit gaben wir an dieser Stelle eine scharfe Beurtheilung der heutigen Münchener Architektur; jetzt ist es unsere Aufgabe, die moderne Architektur Berlin's eingehend in's Auge zu fassen. Die Kritik aber vermag niemals so sicher zu gehen, als wenn sie sich eng an die Geschichte schließt. Damals versuchten wir durch eine Baugeschichte unter König Ludwig's Regierung darzuthun, wie in den vielfach verfehlten Bestrebungen dieser schon die Samenkörner zu allem Unfug der jüngsten Zeit und ihres neu erfundenen Baustyls lagen. So greifen wir auch diesmal in die Vergangenheit zurück, um die Mängel, Vorzüge und Eigenthümlichkeiten, welche die heutige Baukunst Berlin's erkennen läßt, schon in der Vorgeschichte aufzusuchen und in dieser begründet zu finden. Bei der Münchener Architektur brauchten wir nur bis in die ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts zurückzugehen, bei der Berliner ist es geboten, früher zu beginnen. Dies hat darin seinen Grund, daß Berlins architektonische Entwicklung seit fast zweihundert Jahren eine selten konsequente und einheitliche gewesen ist, in einer Periode, wo überall sonst ein tiefer Verfall in der Baukunst geherrscht. Wie der Aufschwung des Staates, zählt auch der Aufschwung seiner Hauptstadt von einem ziemlich jungen Datum, ist aber seitdem ein so bedeutender gewesen, daß wenige Städte damit wetteifern können.

Nach dem Schlusse des westphälischen Friedens bot die Stadt kein erfreuliches Bild [1]). Von 1219 größtentheils hölzernen und mit Schindeln bedeckten Häusern in Kölln und Berlin standen an 350 leer, viele waren baufällig und viele bereits eingestürzt. Vor dem vernachlässigten, halb verfallenen Schlosse lag ein dürrer Sandfleck und weiter zurück, halb

---

[1]) Vergl. Nikolai „Beschreibung von Berlin und Potsdam. 3. Aufl. Berlin, 1786. 3 vol. 8.

ein verwilderter Busch, halb ein bloßer Sumpf, der Lustgarten. Große Ziehbrunnen wie in Dörfern standen auf den Plätzen, sehr viele davon waren aber unbrauchbar und verschlammt. Die Brücken verfielen, die verstopften Kanäle stanken, Auskehricht und Unrath lag auf den Gassen hoch aufgeschüttet. Vor Allem wurde die Sauberkeit durch die damals sehr beliebte Schweinezucht wenig gefördert; mußte doch in der Bau-Ordnung vom 30. November 1641 ein hochweiser Rath das Verbot ergehen lassen, die Einwohner sollten wenigstens sich nicht unterstehen, auf freier Straße unter ihren eigenen Fenstern die Säuställe anzulegen. Seit 1590 hatte die Einwohnerzahl sich fast auf die Hälfte, von 12,000 Seelen auf 6500, vermindert [1]). Ueberall zeigten sich die Spuren langen, zehrenden Krieges.

Groß in der Gesinnung, klar in seinen Zielen, stark in seinem Willen, setzte der Kurfürst alle Kraft an die Besserung des armen verheerten Landes. Und als im Jahre 1679 endlich der ungünstige, aber ersehnte Friedensschluß von St. Germain noch einmal eine Periode von Nothwehr, Kampf und Sieg beendigt, bewies er, daß er mit gleicher Energie den Frieden zu nützen als den Krieg zu führen verstand. Allmälig, aber entschieden hob sich Land und Hauptstadt. Nun werden in Berlin wüste Stellen bebaut, Brücken errichtet, die Steuern ermäßigt, die Straßen gereinigt, gepflastert und Nachts erleuchtet. Handel und Wandel kommt in Aufschwung, die Bevölkerung wächst, mit der Arbeit steigert sich der Wohlstand.

Die Lage der Stadt war nützlich und günstig nach vielen Beziehungen, und dabei fand man sie außerdem höchst angenehm. Die Begriffe von landschaftlicher Schönheit sind bekanntlich sehr dem Wechsel unterworfen. Damals fand man gerade an endlosen Ebenen, großen Haiden, langen, schnurgeraden Alleen durch dichte Wälder Gefallen, und war nicht schon eine natürliche Wüste vorhanden, so legte man in Schloßgärten mitunter eine künstliche an. So heißt es denn auch, von der Lage Berlins sei zu merken, daß sich die Stadt sammt ihren Vorstädten in einer sehr anmuthigen Gegend befinde, welche, obzwar Grund und Boden etwas sandig, dennoch allerlei und sonderlich die Gartenfrüchte in großer Menge hervorbringe [2]). Mit solchen Naturschönheiten sucht die Kunst bald gleichen Schritt zu halten, und unter der folgenden Regierung kann Samuel Grosser in seinem minder poetischen als pathetischen Lobspruche singen, wie der Tiber stolze Pracht jetzt vor der Spree verschwinden müsse, wie hier Griechenlands Athen und Asiens Paläste seien.

Der Boden, welchen der Große Kurfürst geschaffen, trug reichliche

---

[1]) Im Jahre 1700 war die Bevölkerung schon auf 28,500 Seelen, 1721 auf 65,300, 1785 auf 146,647 gestiegen.

[2]) Küster's Berlin.

Früchte unter seinem glanzliebenden Nachfolger, der erkannte, daß nichts einer ächten Pracht so wirksam und so nachhaltig dient, als die Kunst. In einer Zeit gesunkenen Geschmacks und verringerter Kunstfähigkeit versammelte sich hier ein Kreis bedeutender Meister, deren Schöpfungen zweifellos allem Zeitgenössischen die Waage halten. Unter dem Großen Kurfürsten, welcher, durch seine Verwandtschaftsbeziehungen zum Hause Oranien, von niederländischer Bildung getränkt war und in seiner auswärtigen Politik sich den liberalen niederländischen Bestrebungen anschloß, waltete auch bei Kunst-Unternehmungen niederländischer Einfluß vor. Die Künstler in seinem Dienste sind großentheils Holländer, wie der Zimmermeister Vibrandt Gerritsen aus dem Haag und die Architekten Memmhard und M. M. Smids. Andere Ausländer, wie der 1660 aus Schweden berufene Piemontese De Chieze, sind seltener. Der talentvollste Baumeister am brandenburgischen Hofe war ein Deutscher, nämlich Nering. Unter Kurfürst Friedrich III. ward diesem ein so ausgedehntes Gebiet künstlerischen Schaffens angewiesen, wie es Wenigen vergönnt ist. In der neuen Vorstadt, welcher der Kurfürst Ursprung und Namen gegeben, der Friedrichstadt, durfte kein Haus erbaut werden als nach seinen Rissen. Dennoch müssen wir uns leider gestehen, daß seine ganze künstlerische Persönlichkeit durchaus nicht so klar vor uns steht, als eigentlich zu erwarten und zu wünschen wäre. Die biographischen Nachrichten über ihn sind äußerst spärlich, und seine Spuren in architektonischer Schöpfung lassen sich ebenfalls nicht mit hinreichender Vollständigkeit verfolgen. Soviel er auch geschaffen hat, so ist doch nur wenig ohne spätere Umgestaltung auf uns gekommen. Bei Manchem ist es kaum recht möglich, seinen Antheil von dem zu sondern, was andere Baumeister vor oder nach ihm dabei gethan. Schon gegen Ende der Regierung des Großen Kurfürsten begann der Bau jenes Schloßflügels, welcher sich an das von Eckthürmen eingefaßte sogenannte Haus der Herzogin anschließt und den nordöstlichen Hinterhof von der Wasserseite begrenzt. Gemeinschaftlich mit Smids war hier Nering thätig und führte, als jener 1692 starb, den Bau allein. Das Ganze bildet eine lange Galerie. Ueber zwei Arkadenreihen erhebt sich ein drittes Geschoß mit horizontal-gedeckten Fenstern. Der Gesammteindruck sowie die einzelnen Formen und Profile sind streng und von großer Einfachheit, und folgen den edelsten Mustern der Renaissance. Beim Schloßbau zu Oranienburg, beim Umbau des Potsdamer Schlosses war Nering beschäftigt. Der Marstall (die jetzige Akademie der Künste) und mehrere Privathäuser werden als seine Werke genannt. So das Haus des Feldmarschalls Derflinger am Köllnischen Fischmarkt, vom Großen Kurfürsten für seinen Kriegshelden erbaut, jetzt durch modernen Umbau vielfach verändert, und das sogenannte Fürstenhaus in der Kurstraße, als

Palast des Ministers Dankelmann errichtet. Groß und ausdrucksvoll in seinen Verhältnissen, mit ionischen Wandsäulen an den Portalen und Statuen auf dem Gesims, dient es als trefflicher Gesichtspunkt einer schönen Straßenperspektive.

Als Nering im Jahre 1692 mit dem Bau der Langen Brücke beschäftigt war, gab eben dies Unternehmen die Veranlassung, daß auf den Schauplatz neben ihn ein junger Mann trat, bestimmt, sein Kunsterbe und größerer Nachfolger zu werden. Andreas Schlüter[1]), welchem damals die plastische Ausschmückung der Langen Brücke anvertraut wurde, stammte aus Hamburg. Die Angaben über sein Geburtsjahr schwanken zwischen den Jahren 1662, 1663 und 1664. Er war des Bildhauers Gerhard Schlüter Sohn, und vielleicht ist auch die Kunst schon aus früherer Zeit in seiner Familie heimisch gewesen, denn es ist wohl möglich, daß der große niederländische Bildhauer Claux Slüter in Dijon, der Meister des Mosesbrunnens, einer der trefflichsten Künstler an der Grenze des Mittelalters, unter seine Vorfahren zu zählen ist. Mit dem Vater ging Andreas in früher Jugend nach Danzig, der reichen freien Handelsstadt, von alter Zeit her als Stätte des Wohlstandes und der Kunstpflege gerühmt, dem Nürnberg des Nordens. Hier war er der Schüler des Bildhauers David Sapovius; aber auch die Baukunst trat bei seinen Studien schwerlich in den Hintergrund. Die Façaden so vieler stattlicher Bürgerhäuser mit breiten Fenstern und großartigem Portal, mit zierlichen Säulen und Balustraden, mit Hermen, Nischen und Giebelkrönungen, mit reich und harmonisch bewegter Gliederung und üppigem Ornament boten ihm unübertreffliche Vorbilder aus den edelsten Decennien der Renaissance-Architektur. Hier hat er schon frühzeitig Gelegenheit gefunden, Reichthum und Ebenmaß von Pomp und Ueberfülle unterscheiden zu lernen. Dann treibt ihn die Kunst in die Ferne. In Italien und Frankreich studirt er die berühmtesten Vorbilder der Plastik und Architektur. Aus Michel Angelo's Bildungen spricht ein verwandter Geist ihn an; neben den erhabensten Bauwerken aus der ächten Frühlings-Epoche der Renaissance prüft er seinen Geschmack und lernt den richtigen Weg finden, unberührt von allen Verirrungen und Verwirrungen vor ihm und um ihn her. Nach der Rückkehr scheint für eine selbstständige Kunstausübung sich ihm das erste Feld in Warschau eröffnet zu haben, und seine dortigen Leistungen waren erheblich genug, um ihn nach Berlin berufen zu lassen.

Kaum hat Andreas Schlüter den Boden der brandenburgischen Haupt-

---

[1]) Dr. K. F. v. Klöden. Andreas Schlüter. Ein Beitrag zur Kunst- und Bau-Geschichte von Berlin. Berlin und Potsdam, 1855.

stadt betreten, als er auch schon sicheren Fuß gefaßt. Auch hier zeigt sich das eigenthümliche Phänomen, daß eine mächtige Persönlichkeit den ganzen Kreis, den sie betritt, plötzlich elektrisirt. Auf dem Kunstgebiete erwacht ein neues Leben; was vereinzelter Versuch war, wird zur großen, gemeinsamen Entfaltung aller Kräfte. Selbst Nering, der Meister, fühlt sich jugendlicher und wird mit fortgerissen; alle verschiedenen Künste gehen Schritt bei Schritt und Hand in Hand. Kaum hat Schlüter begonnen, für Nering's Brückenbau den Schmuck der Sandsteinbilder zu meißeln, so wird er auch schon zum Hofbildhauer mit dem für damalige Zeit äußerst bedeutenden Gehalt von 1200 Thalern — Nering als Oberbaudirektor bekam deren nur 400 — ernannt. Gleich darauf stiftet er in Gemeinschaft mit dem Maler Terwesten die Kunstakademie und wird einer der Direktoren an derselben, erhält den Auftrag zu Erzstandbildern des Kurfürsten und seines großen Vaters, hat Theil an der Konzeption eines so umfangreichen und bedeutungsvollen Planes, wie man ihn jetzt zum ersten Male in den Kunst- und Hofkreisen Berlins gefaßt, dem Plane des Zeughauses.

Der erste Entwurf zu diesem Prachtbau hat von Nering hergerührt. Dennoch wird man im Berliner Publikum, selbst von einem großen Theile der Gebildeten, meist den bekannteren Schlüter als Urheber nennen hören. Und vielleicht greift hier die Volkstradition nicht gar so sehr fehl, als es den Anschein hat. Sicherlich werden wir nicht übersehen können, daß Schlüter's Antheil ein hochbedeutender ist. Zwar nur vorübergehend hat er selbst die Leitung des Baues in der Hand gehabt, aber die ganze Gestalt und Anlage desselben hat er ohne Zweifel mit den Architekten durchdacht. Erhielt ja doch das Zeughaus seine hohe Bedeutung erst durch die Fülle des Schlüter'schen Skulpturenschmuckes. Der erste Entwurf zur Façade des Zeughauses, welchen Broebes [1]) mittheilt, ist von dem jetzigen Gebäude sehr verschieden. Nach der ursprünglichen Idee Nering's sollte es nicht aus zwei, sondern aus drei Stockwerken bestehen, die von einer hohen Attika bekrönt werden. Auch sind dort die Fenster des Untergeschosses noch nicht durchgehends im Rundbogen geschlossen, und statt der dorischen Pilaster gliedern korinthische die Wand der oberen Stockwerke. Die plastische Ausstattung, die sich auch hier im größten Maßstabe vorfindet, ist noch reicher und übersprudelnder, als wir sie jetzt erblicken.

Ist die spätere Ausführung nun auch eine Vereinfachung und Beschränkung gegen diesen Entwurf, so kann der unbefangene Blick doch nur eine Verbesserung in ihr sehen. Der ganze Umgestaltungsprozeß des Zeughauses ist wesentlich eine schärfere Ausprägung seines Charakters, und ein engeres

[1]) J. B. Broebes. Vues des palais et maisons de plaisance de S. M. en Prusse. Augsburg, 1733. Qu.-Fol.

und gesetzmäßigeres Anschließen der Bildwerke an das Architektonische. Die schweren Rundbogenfenster des unteren, die stämmigen, strengeren dorischen Pilaster und Säulen des oberen Stockwerks steigern den Ausdruck kriegerischen Ernstes und geschlossener Kraft. Die vorwiegende Breitenausdehnung bei einer Höhe von nur zwei Geschossen läßt das mächtige Viereck noch fester und gedrungener im Boden wurzeln. Der Glanz der bildnerischen Ausstattung überschreitet nirgend Maß und Verhältniß, und die Balustrade mit den darüber emporragenden Trophäen ist ein ungleich wirkungsvollerer Abschluß, als die ursprünglich projektirte Attika mit den Thaten des Großen Kurfürsten in Reliefbildern es hätte sein können. Welchen der hiebei beschäftigten Architekten die einzelnen Umgestaltungen beizumessen sind, und wieviel Nering selbst an seinem ursprünglichen Entwurfe geändert, läßt sich bei unserer jetzigen Kenntniß der Sache schwer entscheiden. Jener Plan datirt bereits von 1685. Zehn Jahre später erst wurde der Bau selbst in Angriff genommen [1]). Schon in demselben Jahre trat Nering's Tod ein. Grünberg, welcher auf Kosten des Großen Kurfürsten in Frankreich und Italien die Baukunst studiert, erhielt die Oberaufsicht über die angefangenen neuen Gebäude. Durch andere Beschäftigungen zu sehr in Anspruch genommen, läßt er sich indeß drei Jahre später von der Leitung des hier einbegriffenen Zeughausbaues entheben. An seine Stelle tritt der schon als Bildhauer an dies Unternehmen gefesselte Schlüter. Auch er war durch mannigfaltige andere Arbeiten überbürdet und sah sich deshalb schon im folgenden Jahre genöthigt, diese Aufgabe von sich abzuweisen, als die noch größere und selbstständigere des Schloßbaues an ihn herantrat. Durchgreifende Veränderungen mag er während seiner kurzen Bauführung kaum vorgenommen haben. Aber schon vorher, sobald einmal seine Hülfe für die bildnerische Ausschmückung in Anspruch genommen war, ließ er sein Genie und seine Ueberlegenheit zur gebührenden Geltung kommen. Der Bildhauer hatte seine Aufgabe so klar und groß erfaßt, daß er den Baumeister bestimmte. Dies beweist der Vergleich von Nering's erstem Riß, welcher vor Schlüter's Auftreten in Berlin entstand, mit dem jetzigen Gebäude. Läßt sich hier über das Mehr oder Weniger der Schlüter'schen Einwirkung streiten, so ist doch Eins unzweifelhaft, daß nämlich der Zeughausbau, mag Schlüter auch vorzugsweise als Bildhauer bei ihm thätig gewesen sein, doch zugleich die volle Größe des Mannes als Architekten zeigt. Denn die architektonische Dekoration führt er hier in einer Herrlichkeit und Gesetzmäßigkeit durch, wie sie, in seiner Weise bei jedem, dem griechischen Tempel und der gothischen Kathedrale innegewohnt, während sich unter den gleichzeitigen Leistungen des entartenden Geschmacks kein Beispiel von ähnlicher

---

[1]) Am 25. Mai 1695 fand die Grundsteinlegung statt.

Vollendung findet. Reichthum ohne Ueberladung, Fülle der Pracht neben gewichtiger Strenge, Mannigfaltigkeit ohne Willkür, Gedankenkühnheit ohne allegorische Gespreiztheit, das sind Eigenschaften, welche die plastische Dekoration des Zeughauses für immer berühmt machen. Das mittlere Relief des ruhenden Kriegsgottes, rechts und links die pyramidalen Gruppen des von gefesselten Sklaven umgebenen Mars, welcher ungestüm das Schwert zückt, des Kampfes begierig, und der zwischen Kriegern und Kriegsgeräth thronenden Minerva, die mit gebietendem Winke den Voreiligen zurückhält; auf der Balustrade Trophäen an Trophäen, über den Fenstern Helm bei Helm, keiner dem andern gleich, und im Hofe die mächtig ergreifenden, tief tragischen Masken der sterbenden Krieger, lauter würdige Nachfolger des Laokoonkopfes: in dem Allen bewährt sich unerreichte Mannigfaltigkeit und Fülle der Erfindung. Welche Feinheit zeigt sich in allen Grundzügen der Anordnung! Unten über den Fenstern die Helme, oben die Trophäen: der Sieg baut sich auf über dem Kampfe, auf welchem er fußt. Eine ähnliche Feinheit des anordnenden Gedankens ist es, wenn nur der innere Hof die Köpfe der Sterbenden enthält. Nur dem tieferen Einblick offenbart der stolze Siegespalast das Elend und Leid, welches sich an die Fersen der Schlacht und des Triumphes heftet; nach außen zeigt sich nur aller Schimmer und Glanz des Krieges. Die strotzenden und prächtigen Dekorationen sind dabei sämmtlich Strahlen eines Zentrums; mitten im innersten Kern ist die Aufgabe gepackt und von hier aus kräftig gestaltet. Alles ist tiefdurchdacht und doch ohne jede frostige Gedankenblässe.

Als Schlüter sich von der architektonischen Leitung des Zeughauses losgemacht, wurde der Franzose Johann de Bodt sein Nachfolger. Zu Paris im Jahre 1670 geboren, hatte er der Religion wegen das Vaterland verlassen, war in holländische und englische Kriegsdienste getreten, und hatte in London als Architekt gewirkt. Im Jahre 1700 ward er Hauptmann und Hofbaumeister des brandenburgischen Kurfürsten. Diejenigen Veränderungen am Zeughausbau, welche den Angaben nach von ihm herrühren, sind nicht unerheblich. De Bodt gab dem Gebäude die quadrate Gestalt, denn Nering wollte es ursprünglich im Halbkreise schließen lassen, wobei aber wegen der Schwierigkeiten der Konstruktion die Gewölbe eingestürzt waren. Er gab ferner statt der Attika mit den Basreliefs die Balustrade an, und ist auch der Urheber des einzigen Momentes, welches bei diesem edlen Bauwerk an französische Ausschweifungen erinnert, des mit seinem Bogen in die Linie des Obergeschosses einschneidenden Hauptportals, einer Willkürlichkeit, welche bei Nering's Entwürfen fehlte. Näher dem Rokoko-Geschmack steht De Bodt's runder Anbau mit dem Kuppelportal am Schlosse zu Potsdam, während die Berliner Stechbahn mit der schweren offenen Bogenhalle und den ionischen Wandpfeilern darüber strengere

Verhältnisse zeigt. Gleichzeitige Nachrichten rühmen vor Allem De Bodt's technische Geschicklichkeit und wollen ihm sogar in dieser Hinsicht vor Schlüter den Vorzug geben. Aber, wenn auch gewandt und vielbeschäftigt, ist er keinenfalls ein Architekt ersten Ranges gewesen.

Nach Nering's Tode waren nunmehr De Bodt, Grünberg, sowie verschiedene andere einheimische und fremde Architekten im Dienste des Kurfürsten thätig. Gleichzeitig war auch Johann Friedrich von Eosander, von deutschen Eltern in Gothland geboren und deshalb Eosander von Göthe genannt, aus Schweden nach Berlin gekommen. Als Hauptmann und Hofbaumeister angestellt, hatte er sich bald in den höchsten Kreisen beliebt und vor Allem der Kurfürstin unentbehrlich zu machen gewußt. Der Mittelpunkt aller architektonischen Bestrebungen bleibt indeß Schlüter. Rastlos als Bildhauer thätig, hatte er beim Zeughause und bei einem Saale des Potsdamer Schlosses sein Geschick in architektonischer Dekoration bewährt. Eine selbstständige architektonische Aufgabe ward ihm zuerst in der Errichtung des Lustschlosses zu Lietzow (Charlottenburg) für die Kurfürstin. Der Haupttheil des jetzigen Schlosses, welcher den Vorhof schließt, ist der von ihm herrührende Bau. Heute wird indeß das Verhältniß durch die nachmals von Eosander aufgesetzte Kuppel und die nüchternen Seitenflügel beeinträchtigt. Eine Ansicht in Broebes' Prospekten giebt uns Schlüter's Entwurf; eine offene Treppe, die zum Hauptgeschoß doppelseitig emporführen sollte, später jedoch unterblieben ist, trägt wesentlich zur Steigerung der Gesammtwirkung bei.

Dieser Palastbau war das Vorspiel eines größeren. Kurfürst Friedrich III., der eine Königskrone für sein Haupt begehrte, fand sein aus einem Konglomerat vieler älterer Einzelbauten bestehendes Väterschloß in Berlin zu schmucklos und zu eng, und Schlüter war der Mann, um seinen schönen Traum eines stolzen Königsbaues zu verwirklichen. Das Haupt-Gebäude unter dem Bestehenden war das unter Kurfürst Joachim II. errichtete Haus des Kaspar Theiß mit hohen Giebeln und Erkern. Von der Wasserseite schlossen sich die alte Kapelle mit viereckigem Thurm und vorspringender Apsis, der ganz in die Ecke verbaute Grüne Hut, ein Rest von dem ältesten Schlosse Kurfürst Friedrich's II., das Haus der Herzogin mit seinen Eckthürmen, Nering's Bogenlaube, das hohe, schmale Haus des Kurfürsten Johann Georg an. Der unter demselben Kurfürsten nach den Rissen des Grafen Lynar errichtete Querbau, welcher noch heute die beiden großen Höfe trennt, sowie mehrere niedrige und vereinzelte Gebäude kamen hinzu. Bei möglichster Schonung des Alten sollte der großartige Neubau nur das Vorhandene ergänzen und zusammenfassen, und diese Schwierigkeiten, welche jeden minder begabten Architekten erdrückt hätten, wurden für Schlüter nur die Veranlassung, seine Aufgabe origineller

und reizvoller zu lösen. Selbst die unregelmäßigen Gebäude an der Spree sollten in das Ganze mit hineingezogen werden. Weit entfernt, den Gesammteindruck zu stören, hätten sie bei wenigen Veränderungen, die später unterblieben sind, denselben durch angenehmen rythmischen Wechsel verschönt. Die Hauptmasse des Baues sollte sich als ein mächtiges Quadrat um den jetzigen inneren Schloßhof gruppiren. Für die Anlage des letzteren bildete die Haupttreppe den Ausgangspunkt. Aber gerade hier war der Architekt am meisten gebunden. Zwei Thürme lagen in der von ihm einzuhaltenden Frontlinie, ohne die Mitte derselben einzunehmen, südlich ein Treppenthurm, nördlich der sogenannte Große Wendelstein, ein Aufgang ohne Stufen, wahrscheinlich schon unter Kurfürst Friedrich II. zum Emporfahren der Geschütze angelegt. Beide waren fest gebaut, der Wendelstein außerdem eine große Merkwürdigkeit, und so durften sie keiner Neuerung zum Opfer fallen. Schlüter vereinigte beide zu einem großen Stiegenhaus mit imposantem Doppelaufgang und ließ dasselbe als Hauptrisalit mit reicher Dekoration in den Schloßhof vorspringen. Zwar nahm es hier nicht die Mitte der Front ein, was die Sage mit Unrecht der Kurfürstin Sophie Charlotte zuschreibt, die sich geweigert habe, von ihren an der Schloßplatz-Ecke gelegenen Zimmern einige zu opfern. Aber das wohlthuende Verhältniß der Gesammtanlage läßt diese, durch innere Forderungen reichlich motivirte Abweichung von der symmetrischen Strenge übersehen. Den Verfall der Architektur kennzeichnet es, wenn von außen nach innen gebaut wird, wenn die Façade die Hauptsache ist, der sich das Innere zu fügen hat. Dies Kennzeichen findet sich durchgehends in der Architektur der Spätrenaissance und des Rokoko, und Schlüter zeigt gerade hier seine Unabhängigkeit von den Zeitgenossen. Folgerichtig, von der inneren Anlage ausgehend, giebt er dem Aeußeren Gestalt.

Wie schön ist die Façadenbildung des inneren Hofes! Das Mittel-Risalit des Treppenhauses ist in der Höhe der beiden Untergeschosse mit acht korinthischen Säulen geziert, die einen freien Umgang tragen und von Statuen gekrönt sind. Im darüber emporragenden dritten Stockwerk schließt das Mittelfenster im Halbkreisbogen und korinthische Pilaster gliedern die Wand. Aehnlich dekorirt, nur schmaler, sind die Risalite der in den Seitenfronten liegenden Durchgangsportale, mit dem Mittelrisalit durch offene Lauben verbunden. Bei letzteren tragen unten gekuppelte Säulen dorischer Ordnung einen Architrav, oben zierliche Pfeiler einen leicht geschwungenen Flachbogen; die Wand der Obergeschosse ragt darüber empor. Nach früheren Entwürfen sollten die korinthischen Säulen der Portale auch an den Lauben entlang geführt werden, was freilich prächtiger, aber nicht schöner gewesen wäre. Jetzt bilden diese Gallerien, schmal, um den dahinter liegenden Räumen nicht das Licht zu entziehen, zierlich und leicht, den angenehmsten

Gegensatz zur breiten, mächtigen Wandfläche, und der Wechsel von Ruhe und Bewegung, von stolzer Pracht und schmiegsamer Anmuth ist höchster Bewunderung werth. Schön nach innen und ausdrucksvoll nach außen sind ebenfalls die gedoppelt ansteigenden Treppen an den Seitenportalen. Die entsprechenden Eingänge nach den Schloßplatz- und Lustgarten-Façaden sind in der Dekoration nicht ganz so reich, aber jeder von großartiger Wirkung.

Schon war in wenigen Jahren der Schloßbau energisch gefördert, als nach der Krönung in Königsberg der nunmehrige Friedrich I. seine Hauptstadt von Neuem betrat. Der feierliche Akt und die schimmernden Feste hatten die Prachtliebe des Fürsten gesteigert; jetzt schien ihm der in Ausführung begriffene Plan seines Königspalastes, so Großartiges auch schon geleistet war, nicht mehr hinreichend zu sein. Als er beim Einzug in Berlin eine Ehrenpforte hinter der andern in glänzender Perspektive gesehen, hatte er soviel Gefallen daran gefunden, daß er nun auch im Schlosse eine größere Anzahl von Festsälen in einer langen Reihe wünschte. Auch nach diesem Eingriff fürstlicher Machtvollkommenheit in den wohldurchdachten, streng organischen Plan suchte der große Künstler sein Werk zu einem harmonischen Ganzen zu fügen. Die Portale waren bereits angelegt, welche gegen Schloßplatz und Lustgarten die Mitte der Front zu bilden hatten. Ward nun letztere verlängert, so machte die Symmetrie für jede Façade die Anlage noch eines Portals in angemessener Entfernung nöthig, welches nach dem Beispiel des vorhandenen dekorirt ward.

So stand Schlüter jetzt auf dem Gipfel seiner Kraft und seines Schaffens. Neben dem Schloßbau beschäftigte ihn die Ausstattung des Zeughauses. Außerdem war ihm ein großes plastisches Werk übertragen, das seinen Ruhm für alle Jahrhunderte sichern sollte, die eherne Reiterstatue des Großen Kurfürsten, deren Aufrichtung am 23. Juli 1703 auf Nering's Langer Brücke erfolgte. Zur Herstellung derselben war schon früher die Errichtung eines Gießhauses nöthig gewesen. Wie wenig ein solches Gebäude auch in die schöne Architektur gehört, so hatte der Meister doch gesucht, ihm eine ausdrucksvolle, wenngleich einfache Façade zu verleihen. Derbe Rustika-Formen, schwere, auf Kragsteinen vorspringende Fensterverdachungen, ein wuchtiges Portal, ein stark vortretendes Gesims sind für die Bestimmung des Gebäudes charakteristisch und allein geeignet, in der lichtarmen, schmalen Gasse, die ganz von der hohen Rückfront des Zeughauses beschattet wird, zu einiger Geltung zu kommen. Wenn daher F. Adler [1]) der Meinung ist, dieses Gebäude gewähre keinen befriedigenden Eindruck, so scheint er dessen Bestimmung und dessen Lage vollkommen übersehen zu haben. Daneben ward Schlüter auch durch den Bau einiger

---

[1]) F. Adler. Andreas Schlüter's Leben und Werke. Vortrag. Berlin, 1862.

Privathäuser in Anspruch genommen, deren schönstes der Palast des Grafen Wartenberg, die sogenannte Alte Post an der Ecke der Königs- und Burgstraße. Das Erdgeschoß ist leider wegen der eingebauten Läden jetzt nicht mehr erkennbar. Darüber gliedern gekuppelte Pilaster ionischer Ordnung, kanelirt und mit zierlicher Dekoration, die Wand. Zwischen den hohen, stolzen Fenstern des Hauptgeschosses und den kleineren Fenstern des oberen Stockwerks wird der Raum durch Reliefmedaillons belebt, und die hohe Attika ist durch Statuen gekrönt. Mögen die vergoldeten Posthörner auf der letzteren und die Fresken an der Façade jetzt auch verschwunden sein, so zeichnet trotzdem das edle Gebäude, mit welchem in Berlin wenig Privathäuser wetteifern können, sich noch immer durch stolze Haltung und anspruchsvolle Eleganz aus wie es der Wohnung des Fürstengünstlings und allmächtigen Ministers geziemte. Andere Bedingungen waren bei dem Hause des Geheimeraths von Krosigk in Neu-Kölln, der jetzigen Wallstraße, gegeben. Den astronomischen Studien des Besitzers zuliebe wurde dasselbe thurmartig zu bedeutender Höhe aufgebaut; Pilaster sämmtlicher drei Ordnungen gliedern übereinander die Wand; ein Risalit tritt weit in den Vorhof hinaus.

Schlüter's Pläne reichten noch weit über alles dies, über Begonnenes wie Vollendetes hinaus. War ihm einmal die Aufgabe geworden, der königlichen Stadt neuen Glanz zu verleihen, so stellte er sich diese Aufgabe so groß und herrlich wie möglich. An der Spitze von Broebes' „Ansichten“ steht ein Schlüter'scher Entwurf, welcher ein Bild von der ganzen Größe dieses Genius gewährt. Es ist eine Ansicht des Schloßplatzes, wie er denselben durch seine architektonischen Anlagen umzugestalten dachte. Der Fluß ist breiter gemacht, schöne Quai's schließen ihn ein und biegen sich gegen die Lange Brücke halbkreisförmig vor. Das Schloß folgt dem ersten Entwurfe und hat nur die Ausdehnung jenes Quadrats, welches den inneren Hof umgiebt. Ein thurmartiger Aufsatz indeß mit Balustrade und Statuen, welcher nach der frühesten Idee als eine Art von Belvedere die Wasserseite beherrschen sollte, ist hier schon fortgelassen. Die älteren Theile nach der Spree sind in der Dekoration etwas verändert. Die entgegengesetzte Seite des Schloßplatzes nimmt der Marstall ein, ein mächtiges Viereck, Nering's erstem Zeughausentwurf vielfach verwandt. Ueber dem rustiken Untergeschoß gliedern korinthische Säulen und Pilaster die Wand der beiden Hauptstockwerke. Die Fenster eines kleinen Ober-Geschosses sind in der Attika angebracht. Auf der vierten Seite des Platzes, der Langen Brücke gegenüber, bildet der Dom den Abschluß. Zwischen zwei Seitengebäuden erhebt sich, etwa in der halben Tiefe des jetzigen Schloßplatzes, ein imposanter Kirchenbau, der, wenn auch von geringerem Umfang, doch in seiner Gesammtanlage Michel Angelo's Entwurf zur

Peterskirche verwandt ist. Vier korinthische Säulen tragen das Portal, zwischen vier kleineren Kuppeln ragt die stolze Hauptkuppel des edlen Centralbaues empor, statt der Laterne durch eine Spitze gekrönt. Allen diesen Prachtgebäuden fehlt nirgend ihr gebührender Schmuck. Reiche Bildwerke überall, kein Dachgeländer ohne Statuen- und Vasenbekrönung. Und fern hin schaut man über die Stadt mit den neu angelegten Vorstädten, nach dem Zeughause, dem Lustgarten und den verschiedenen älteren Schloßflügeln und Nebengebäuden, aus denen, weit über Alles hinausblickend, in zierlicher Säulenarchitektur auf massigem Unterbau, der nach Schlüter's Entwurf zu schwindelnder Höhe emporgebaute Münzthurm aufragt.

So nahe dem höchsten Gipfel der Sturz! Eben dieser Münzthurm war die unglückliche Unternehmung, welche den genialen Meister jählings aus seiner wirkungsreichen Stellung schleuderte. Der König wünschte einen Thurm von gewaltiger Höhe, um sein in Holland angekauftes Glockenspiel anzubringen, das sich heute auf dem Thurm der Parochialkirche befindet. Der schon vorhandene ehemalige Münzthurm, welcher die Maschinen zu den Wasserwerken enthielt, sollte hiezu benutzt werden, und Schlüter ging auf diesen Plan ein. Adler's neue Untersuchungen [1]) haben deutlich bewiesen, daß er nicht, wie Nikolai und nach ihm Klöden gemeint, dies Werk nach langem Widerstreben und gegen seine Ueberzeugung begonnen, daß ihn nicht etwa eine Intrigue seines Kunstnebenbuhlers Eosander in dies mißliche Unternehmen getrieben. Eine mit soviel Schwierigkeiten verknüpfte Aufgabe wies der geniale Meister nicht zurück, sie lockte ihn vielmehr, und er hat bis zum Scheitern alle Kraft daran gesetzt. Bald nach dem Beginn (1701) zeigten sich Risse, die später zunahmen. Trotz eines gewaltigen Aufwandes sonderbarer Hülfskonstruktionen erwies das Ganze sich nach Verlauf mehrerer Jahre als unhaltbar, und der Abbruch des Einsturz-drohenden Thurms, welcher bereits die bedeutendsten Kosten verursacht, mußte vorgenommen werden. Eine Kommission von Sachverständigen ward zur Prüfung des Falles eingesetzt, darunter der Professor Sturm aus Frankfurt a. O. und die Architekten Eosander und Grünberg. Ihnen war der königliche Befehl geworden, die Sachlage mit Schlüter gemeinschaftlich zu berathen. Indeß griffen sie gleich über ihre Befugnisse hinaus und machten die Konferenz zum schonungslosen Verhör. Ihre Gutachten aber, welche Adler am genannten Orte mittheilt, stellen als unzweifelhaft heraus, daß Schlüter bei Untersuchung des Baugrundes nicht mit nöthiger Vorsicht verfahren und bei Belastung des alten Thurmes sinnwidrige Konstruktionen angewendet. Kein Mangel technischer Erfahrung trug die

[1]) Erbkam'sche Zeitschrift für Bauwesen. Jahrgang 1863.

Schuld; seine mannigfaltigen anderen Beschäftigungen scheinen ihn verhindert zu haben, den bedenklichen Bau mit der ganzen erforderlichen Sorgfalt zu überwachen. So brach das tragische Geschick über ihn herein. Ist er selbst nicht freizusprechen von aller Verschuldung, so sichert gerade dieser Umstand ihm den tiefsten Antheil, besonders wenn wir aus den damaligen Briefen des großen Meisters seinen Seelenschmerz über das Mißlingen seiner kühnen Entwürfe ersehen. Erschüttert im Kern seines Wesens, in seinem Künstlerruhm und seinem Stolz gekränkt, scheint er unter diesen Verhältnissen oft alle Klarheit des Geistes eingebüßt zu haben; und nach dem Allen dürfen wir ihm unsere Bewunderung nicht versagen, wenn wir ihn sich trotz Unglück und Kränkung so männlich fassen und bis zum letzten Augenblick seines Lebens nie den Muth zur rüstigen Arbeit verlieren sehen.

Was sich indeß voraussehen ließ, geschah. Schlüter mußte von seiner Stelle als Schloßbaumeister zurücktreten und die Vollendung seines Werkes einem Anderen überlassen. Eosander, der Schützling der Königin und des Grafen Wartenberg, der gewandte Hofmann, welcher sich auf dem schlüpfrigen Boden wohl zu bewegen wußte, trat an seine Stelle. Mit großem Selbstbewußtsein und völliger Rücksichtslosigkeit gegen alles Geleistete begann er in seinem neuen Wirkungskreise zu verfahren. Ist es auch jetzt bewiesen, daß es nicht Eosander's Intriguen waren, welche den Vorgänger beseitigt, so ließ er dennoch nichts unbenutzt, um den Sturz desselben auszubeuten. Er, welcher von so zweifelhaftem Charakter war, daß er sich nach dem Tode des Königs sogar Veruntreuungen zu Schulden kommen ließ [1]), nahm es auch hier mit Recht und Wahrheit nicht allzu genau. Es war ihm nicht genug, Schlüter verdrängt zu haben, er mußte ihn auch noch begeifern. Dem Unglück ward Hohn und Schmach hinzugefügt. In dem von seinem Schwiegervater Merian zu Frankfurt a. M. herausgegebenen Theatrum Europäum (XVII. S. 102) ließ er noch im selben Jahre (1706), in dem die Katastrophe eintrat, eine Nachricht über den Münzthurm erscheinen, worin er Schlüter einen unwissenden, in der Baukunst ganz unerfahrenen Bildhauer nennt, der zwar einen Riß habe machen können, aber nicht verstanden, was in der Ausübung möglich sei, der nicht allein aus Ignoranz, sondern auch aus Arroganz und Muthwillen gesündigt, und dessen gebührende Bestrafung nur durch Sr. Majestät sonderbare Clemence und Gütigkeit gehindert sei. — Es scheint damals Mode geworden zu sein, Schlüter herabzusetzen. Die letzten Jahre, welche er in Berlin zugebracht, scheinen ihm nicht viel Achtung und Wohlwollen eingetragen zu haben. Wer in der Gunst des allmächtigen Hofes gefallen war, der galt als gerichtet vor der Welt. Im Volke konnte Schlüter's Name keine Wurzeln haben, denn nicht

1) Klöden a. a. O. S. 242.

das Volk, nur der Hof war damals Träger der Kunst. Zu besonderer Popularität konnte er auch schon deshalb nicht gelangen, weil er viel zu erhaben und ernst dem sinkenden Zeitgeschmack gegenüberstand. Und als selbst des Großen Kurfürsten Reiterbild die allgemeinste Bewunderung errang, ward damit viel mehr der Name des Gießers Jakobi als der des Erfinders in Verbindung gebracht. Später trug ohne Zweifel die Gefahr des sinkenden Münzthurmes dazu bei, Schlüter in der Stadt Berlin einigermaßen mißliebig zu machen. Erst viel späteren Generationen blieb es vorbehalten, die wahre Künstlergröße des Mannes zu würdigen, von welchem seine Zeit uns nicht einmal ein Bildniß aufbehalten hat.

Nur um seine eigenen Leistungen recht in das Licht zu setzen, nahm Eosander durchgreifende Veränderungen am Schlosse vor. Zunächst wurde noch einmal eine Verlängerung der Seitenfronten beschlossen, welcher der König, der damit eine noch größere Flucht von Prachtzimmern gewann, gern seine Zustimmung gab, mochte die Symmetrie hiedurch auch völlig gestört werden. Auch ließ Eosander den von ihm gebauten Theil am Lustgarten, nur um ihn deutlicher vom Schlüter'schen Bau zu unterscheiden, um mehrere Fuß breit vorspringen. An den neuen Theilen wurden die Verzierungen und Umrahmungen der Fenster nach verändertem Prinzip, das nicht zum Vortheil gereichte, angelegt. Wie schmächtig, schwächlich und willkürlich erscheinen sie gegen Schlüter's volle energische Formen. Sein Hauptaugenmerk richtete Eosander auf das Portal der von ihm gebauten Hauptfront, neben welchem er auch eine geschickt angelegte, stattliche Treppe anbrachte. Hier war sein Streben, mit den meisterhaften Portal-Anlagen seines großen Vorgängers zu wetteifern und dieselben sogar zu überbieten. Er entlehnte daher für diese Stelle ein vergrößertes, aber in der plastischen Ausschmückung ärmeres Abbild vom Triumphbogen des Septimius Severus in Rom. Allein die Schönheit liegt im Maße. Dieser Triumphbogen fügt sich so wenig in die Bedingungen des Ganzen ein, geht so sehr über alle Verhältnisse hinaus, daß er kalt und öde wirkt. Er beeinträchtigt das Schloß, das Schloß beeinträchtigt ihn; seine Größe kommt durchaus nicht zur Geltung, und der Eindruck ist verfehlt. Die ganze Schwäche dieser so wenig originellen Anlage wird recht ersichtlich im Vergleich zu den Schlüter'schen Portalen, die aus dem Gesammtorganismus hervorgehen, und durch eine wohlberechnete Steigerung von den Außenseiten der Lustgarten- und Schloßplatzfronten bis zum inneren Hofe, dem Sitze der höchsten Pracht, desto bedeutsamer wirken. Die Kuppel, welche unter Friedrich Wilhelm IV. über dem Triumphbogen errichtet ist, verwirklicht in glücklicher Weise eine nicht zur Ausführung gelangte Idee Eosander's, welcher, an Stelle des abgetragenen Münzthurmes, hier den vom Könige gewünschten hohen Thurm anbringen wollte.

Nach seiner Enthebung von der Stelle eines Schloßbaumeisters behielt Schlüter sein früheres Amt als Hofbildhauer bei. Mehrere Jahre stiller künstlerischer Thätigkeit folgten, aus denen selbst noch eine architektonische Leistung, das Landhaus des Oberhofmeisters von Kameke, jetzige Freimaurerloge Royal York in der Dorotheenstraße (damals Letzte Straße) bekannt ist. Den beliebten Rokokoformen hat sich der Meister bei dieser Villa, welche die Zeitgenossen als ein überaus nettes, nach der neuesten Baukunst errichtetes Lusthaus preisen, mehr genähert als sonst. Dennoch können wir nicht mit Adler übereinstimmen, welcher hier einen architektonischen Rückschritt erkennen will. Stand auch Schlüter in den Werken, die auf bedeutsame Monumentalwirkung berechnet waren, groß und streng dem Zeitgeschmack gegenüber, so mußte er diesem eher nahe kommen bei der Anlage eines solchen Gartenhauses, dessen Wirkung hauptsächlich im Malerischen beruht. Im Elemente des Malerischen aber wurzelt die Rokoko-Architektur mit allen ihren Vorzügen und ihren Eigenthümlichkeiten. Diese Ausbauchungen, Windungen und Schnörkel, diese unterbrochenen, spielenden, sprudelnden Formen verfehlten beim Kameke'schen Hause sicherlich ihre Wirkung nicht, als sie von einem Vorgarten umschlossen waren, dessen Grün sie halb versteckte, halb lebendiger hervorhob. Daß gegenwärtig die ländliche Vorstadt in die Stadt selbst hineingewachsen ist, daß nun das Lusthaus in einer gepflasterten Straße neben großen Miethhäusern steht, ist die Schuld des Baumeisters nicht. Die Klarheit der Anlage und Raumvertheilung ist bemerkenswerth. Ein höherer Mittelpavillon enthält den schönen achteckigen Saal, den Schlüter's wirkungsvolle Hautreliefs zieren, und die Vorhalle mit der beiderseits in das Kellergeschoß niedersteigenden Treppe. Nach beiden Fronten springt derselbe dreiseitig vor. Edler und bedeutsamer als die Straßenfront mit ihren Schnörkeln, Aufsätzen und Reliefs ist die Rückfaçade nach dem großen Garten, der ihr auch jetzt noch eine passende Umgebung gewährt. Hier gliedern dorische Pilaster den reich mit Bildwerken gezierten Mittelbau, vor welchem die nach rechts und links absteigende Freitreppe liegt, und vier dorische Säulen schließen beiderseits die zwei Fenster der Eckrisalite ein.

Die Jahrzahl 1712 über dem Eingangsportal beweist, daß die Entstehung dieser Villa in die letzte Zeit von Schlüter's Wirksamkeit fällt. Das folgende Jahr brachte den Tod König Friedrich I. (am 25. Februar), und als ein einziger Federzug seines Nachfolgers die ganzen Hof-Etats vernichtete, ging auch Schlüter seiner Stelle als Hofbildhauer verlustig. Um zu arbeiten und zu leben, mußte er in die Ferne wandern; seinen Nebenbuhler Eosander traf ein gleiches Loos. Bereits über die mittleren Jahre des Mannesalters hinaus, verdient Schlüter unsere volle Anerkennung, daß er nach einem so ruhmvollen Wirken und nach so großer Enttäuschung sich

nicht scheute, als die Mittel zum Leben und Schaffen ihm geraubt waren, in frischer Thatkraft sich ein neues Feld zu suchen. Mit kühnen Hoffnungen erfüllt, hatte er, einem glänzenden Rufe folgend, Berlin betreten. Die Hoffnungen waren reichlich verwirklicht; Schöpfungen hatte er entstehen lassen, die auf Jahrhunderte den Ruhm und den Stolz der Hauptstadt bilden. Und doch war er jetzt gezwungen, sie fast wie ein Verbannter zu verlassen, weil sie ihm nicht mehr das tägliche Brod gab. Einer Aufforderung des russischen Czaren folgte er nach St. Petersburg und erwartete in der neugegründeten Stadt Gelegenheit zu neuem Schaffen. Aber das rauhe Klima warf ihn nieder, und schon am Beginne des folgenden Jahres (1714) ward er durch Krankheit hingerafft. Eines mächtigen Genius sah sich die Welt beraubt; eine durch harte Schicksale betroffene Familie ihres Ernährers. Und als nun in ihrer drängenden Noth die unglückliche Wittwe sich an die Gnade des Königs wandte, welcher ihrem verstorbenen Gatten seine Stellung und seinen Unterhalt entzogen, ward ihr die härteste, schnödeste Abweisung zu Theil.

So sind Undank und Vergessenheit das Loos des Künstlers, dem nur für einen Hof, nicht für eine Nation zu schaffen vergönnt ist. Denn jene Zeiten des funfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts waren längst vorüber, in welchen ein ganzes Volk gemeinsam nach geistiger Freiheit rang und auch auf dem Gebiete der Kunst zu jener hohen Blüthe gelangte, die es sich nach allen Richtungen des geistigen Lebens schuf. Nach dem dreißigjährigen Kriege aber, in der Periode innerer Zerrissenheit, nationaler Ohnmacht, geistiger Erschlaffung gab es ebenso wenig wie eine deutsche Nation eine deutsche Kunst. In solchen Zeiten der Schmach nun sehen wir im Norden des Reiches einen Fürsten erstehen, der, an nationalem Bewußtsein allen Zeitgenossen voraus, mit aller Kraft danach strebte, den kleinen Theil der deutschen Erde, über welchen er gebot, aus Versunkenheit und Elend emporzuziehen. Was sein durch Noth und Schmach, Jammer und Krieg tief niedergeschlagenes Volk nicht vermochte, suchte er allein für seine Nation zu sein und zu thun. Er lebte, strebte und regierte deutsch. Seinem Lande Selbständigkeit nach Außen, Wohlstand nach innen zu geben, sich und den Seinen Kraft, Regsamkeit und Selbstvertrauen zu gründen, war die Lebensaufgabe des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Auf dem Boden, welchen er geschaffen, in der Hauptstadt des Landes, das er in stets wachsendem, hoffnungsvollem Gedeihen seinem Nachfolger überließ, war nun der Meister aufgetreten, welcher in der künstlerischen Welt ganz die entsprechende Stellung einnahm, wie Kurfürst Friedrich Wilhelm in der politischen. Schlüter, welcher den großen Monarchen in jenem berühmten Reiterstandbilde hinzustellen wußte in aller Vollkraft und Herrlichkeit seiner Erscheinung, hat so viel vermocht, nur weil er auf seinem

Gebiete ein Held war wie jener. Getragen zu werden von großen nationalen Bestrebungen war dem Künstler freilich ebensowenig vergönnt, wie dem Fürsten. Aber war seine Zeit keine Trägerin der Kunst, so suchte Schlüter die Zeit zu seiner Kunst emporzuziehen. Seine Schöpfungen athmen all' die bewußte Kraft, die kriegerische Festigkeit, die frische Siegespracht, welche dem Staate, dessen Hauptstadt er schmückte, der Große Kurfürst verliehen. Fürst und Künstler schritten einsam dahin, ihrem Volke voraus. Die ihnen folgen, sind ihnen in keinem Sinne gewachsen. Aber die Nachwirkungen ihres Geistes dauern auf die folgenden Generationen. Wie Friedrich Wilhelm die Größe seines Staates begründet, so hat Schlüter der Architektur Berlin's eine dauernde Bedeutung gesichert. Beide wurden gehemmt inmitten ihrer großartigsten Bestrebungen. Der Fürst, durch Trägheit und Verrath im Stich gelassen, mußte in einem unbilligen Frieden dem Gewinn seiner Siege entsagen. Der Baumeister verlor mitten im rüstigsten Schaffen durch einen Unfall die Gunst des Hofes, von dem seine Thätigkeit abhing. Und als er sich nun aus der Fülle seines Wirkens geschleudert fand, als er seine herrlichsten Entwürfe vereitelt und gehemmt, der Entstellung preisgegeben sah, konnte er, so gut wie siebenundzwanzig Jahre vorher der Große Kurfürst, nach Fassung suchend, das bekannte große Wort: „Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor!“ in die Zukunft rufen. Auch ihm ist der Rächer erstanden. Von der Stelle, da er gewirkt, ist über ein Jahrhundert später die Regeneration der modernen deutschen Architektur ausgegangen. In Berlin hat Schinkel die Erbschaft Schlüter's angetreten und dessen Bestrebungen wiederaufgenommen zu einer Zeit, wo ihre Verwirklichung besser möglich war, weil eine zu selbstbewußtem geistigen Leben erwachte Nation dieselben verstand.

Und in der That. In den künstlerischen Charakteren eines Schlüter und eines Schinkel finden sich viele Züge, die einander verwandt sind. Diese Züge lassen sich alle unter einen großen Gesichtspunkt fassen: Wie später Schinkel, so hatte auch Schlüter den echten Sinn für das Ganze der Kunst. Während auf diesem Gebiete die besten seiner Zeitgenossen nur Virtuosen sein wollten und waren, ist Schlüter ein wahrer Priester im Heiligthum der Kunst. So, wie wir schon oben angedeutet, baut er nicht, wie die Zeitgenossen, von außen nach innen, sondern die Gestaltung des Grundrisses ist sein Ausgangspunkt. So theilt er auch nur bedingt den vorzugsweise auf das Malerische gerichteten Sinn seiner Epoche. Ganz wie Schinkel, war er ferner nicht einseitig Architekt. Wie jener auch als Maler von Bedeutung war, und wenngleich er nicht selbst den Meißel führte, doch meisterhaft für die plastische Ausführung erfand, so war Schlüter als Bildhauer ebenso groß wie als Baumeister und wußte sogar den Pinsel zu handhaben. Ganz wie später Schinkel,

faßte er eine größere architektonische Aufgabe als den Mittelpunkt auf, um welchen die gesammte Kunstthätigkeit sich konzentriren sollte. In solchem Geiste entwickelt sich bei ihm der bildnerische Schmuck organisch aus dem Gebäude selbst. Diesen bei seinem Schloßbau zur vollen Durchführung zu bringen, war ihm freilich nicht vergönnt. Von den Statuen, welche die obere Balustrade schmücken sollten, sind nur einige zur Ausführung gelangt und auch diese in neuerer Zeit wieder herabgenommen worden. Wer aber erkennen will, wie erst der plastische Schmuck seine Schöpfungen zu vollem Leben gelangen läßt, muß die vollendeten Theile des inneren Schloßhofes betrachten. An richtiger Stelle stehen hier vor der edlen Säulenarchitektur die Statuen, und dürften nicht fehlen. Ihre Haltung ist pathetisch und bewegt, aber nur soweit dies nöthig ist, um sie mit der reichen, wechselvollen Façadenbildung in lebendigen Einklang zu setzen. Nirgend sind Ausschreitungen zu tadeln, ein edles Maß, wie es der Zeit nur selten eigen war, herrscht überall, und besonders der Gesammtumriß, die Silhouette, wirkt wohlthuend durch ruhigen, edlen Fluß. Und nicht blos alle Künste sucht er bei seinen Schöpfungen an die Architektur zu fesseln. Auch das Gewerbe zieht er in sein Bereich und hebt es durch die Kunst zur Kunst empor. Sein bedeutendes Talent für das Dekorative zeigen deutlich die von ihm angelegten Prachträume des Berliner Schlosses, die schönen Treppen, der Rittersaal, die Bildergallerie. Alle Einzelheiten in der Ausstattung folgen seinen Angaben, sowie Schinkel später bei ähnlichen Gelegenheiten selbst für alle Kleinigkeiten des Mobiliars die Zeichnungen zu machen hatte. Edel und fein durchgebildete Form ist Schlüter überall eigen. Allerdings finden sich auch bei ihm manche Details, die schon dem sinkenden Geschmack angehören, verkröpftes Gebälk über den Säulen, Kassetten in den Gewölb-Gurten und Fensterbögen, unterbrochene und ausgebauchte Giebel. Niemand steht ja außerhalb seiner Zeit. Daß sich aber derartige Formen nur in so geringem Maße bei ihm finden, daß er sich soweit freigemacht von seiner Zeit, ist der höchsten Bewunderung werth. Weil er es so ernst meinte mit seiner Kunst, hat er auch eine strenge Schule durchgemacht und den besten Vorbildern nachgestrebt. Dieser Ernst und diese Strenge mochten nicht unangefochten bleiben neben der höfischen Ueppigkeit und leichtfertigen Prunkliebe, die ihn umgaben. Aber es ward dadurch der Boden, auf dem er geschaffen, für lange Zeit hinaus geweiht und die Baukunst hier gegen den tiefsten Fall gesichert.

Wurzelte, wie wir auseinandergesetzt, die Kunst nicht im Volke, sondern nur bei Hofe, so war es natürlich, daß ein Regierungswechsel für sie zur Lebensfrage wurde. Als an die Stelle des prachtliebenden Friedrich I. sein nüchterner, haushälterischer Sohn trat, war es mit ihrem Schaffen auf einmal vorbei. Nicht an glänzendem Hofhalt, an schimmernden Festsälen,

an schönen Bildwerken und Gebäuden, nur an langen Soldaten und gut gedrillten Regimentern fand Friedrich Wilhelm I. Gefallen. Vor dem Potsdamer Schlosse, seinem Lieblingsaufenthalt, wurde der Lustgarten in einen Exerzierplatz, die Orangerie in Pferdeställe umgewandelt. Bei dem in Bau begriffenen Berliner Schlosse wurde durch Böhme, der schon unter Schlüter Kondukteur gewesen war, das einmal Begonnene noch unter Dach gebracht. Alles jedoch, was nicht durchaus nothwendig war, Thurm und neuer Querflügel, unterblieb; der an der Ecke des Lustgartens und der Schloßfreiheit gelegene große Festsaal wurde nicht ausgebaut und blos überweißt, weshalb ihm der Name des Weißen Saales bis auf diesen Tag geblieben. Auch das Köllnische Rathhaus, dessen Bau nach Grünberg's Rissen im Jahre 1710 begonnen, ward nicht so prächtig ausgeführt, wie beabsichtigt worden. Die Freitreppe fiel fort und vom Thurm ward nur der Unterbau vollendet. Gebaut wurde auch jetzt und sogar viel gebaut, aber eine Baukunst gab es nicht. Die Stadterweiterung, die Errichtung von Bürgerhäusern in Potsdam und Berlin lag dem Könige vor allen Dingen am Herzen und verschlang so große Summen, daß der sparsame Monarch am Ende seines Lebens die Baurechnungen verbrennen ließ, damit die Nachwelt von der Höhe seines Aufwandes keine Kunde bekäme. Der Fortbau der Friedrichstadt wurde mit allem Eifer betrieben, in der Spandauer Vorstadt wurden die Gassen abgesteckt, die Linden-Allee ward verlängert. Eine nicht geringere Thätigkeit wurde in Potsdam entfaltet. Und überall war der König selbst am Platze, vertheilte die Baustellen an die Eigenthümer, die oft selbst die Pfähle herbeischleppen mußten, um das Ihrige im Beisein des Monarchen nicht blos auf dem Papier, sondern gleich an Ort und Stelle zugewiesen zu erhalten. Nicht allein die Bauplätze wurden unentgeltlich vertheilt. Da nicht viel Kapital unter den Bürgern aufzutreiben war, ließ der König ihnen auch Schleusenfreiheit des Materials zugestehen und oft sogar das ganze Material selbst nebst beträchtlichen Geldunterstützungen, nicht als Darlehen, sondern als Geschenk, überweisen. Dennoch war der Vortheil nicht groß. Suchte man sich die Sache auch leicht zu machen und nahm es selbst mit der Solidität nicht allzu genau, so bot die sandige und sumpfige Gegend doch Schwierigkeiten genug, um manche Familie bei dem unfreiwilligen Bau zu Grunde zu richten. Eigenthümer, die ihre Stellen unbebaut ließen, verfielen in Strafen. Vom Magistrate zu Berlin forderte der König alljährlich die Errichtung von zweihundert Häusern. So entstanden diese breiten regelmäßigen Straßen mit den niedrigen Gebäuden, die von Außen zum Theil kein schlechtes Ansehen haben, den Eintretenden aber sofort durch ihre kleinen Flure und steilen schmalen Treppen unangenehm überraschen und sich weder durch besonders feste Bauart, noch durch innere Bequemlichkeit auszeichnen.

Während in Berlin diese Häuser von Jahr zu Jahr mehr durch Neubauten verdrängt werden, hat Potsdam das alte Ansehen noch fast durchgehends bewahrt. Hier war es bei den meist aus Fachwerk bestehenden Häusern Gebrauch, in der Mitte des Daches einen sogenannten Erker anzubringen. Da es aber auch viel „halbe Häuser“ gab, von denen je zwei und zwei zu einem scheinbaren Ganzen vereinigt wurden, mußte der Erker, der auch hier nicht fehlen durfte, über der Grenze beider errichtet werden und war im Innern halbirt. Die Gleichförmigkeit war nirgend unterbrochen. Denn der König stellte — nach Manger's [1]) Ausdruck — die Häuserreihen sich wie Soldatenreihen vor; Alles schnurgerade in Reih und Glied und Eines wie das Andere uniformirt.

Mit jener Sucht der Monotonie ging indeß keineswegs ein Sinn für Symmetrie Hand in Hand. Die ganze künstlerische Seite der Architektur ward ignorirt. In dem Theile des Berliner Schlosses, welchen der König selbst bewohnte (Parterre nach der Lustgartenseite), ließ er, um mehr Licht zu haben, einige Fenster etwas breiter und höher machen, mochte immerhin die Façade dadurch gestört werden. Ferner ließ er quer durch den Triumphbogen und das zunächst gelegene Portal an der Lustgartenseite der Kommunikation halber hölzerne Gänge ziehen. Allenfalls wurde noch etwas auf den Bau für gottesdienstliche Zwecke verwandt. Den Petrithurm ließ der König seit 1724 mit unglaublichen Kosten aufführen. 1728—1730 wurde nach Gerlach's [2]) Rissen die Jerusalemskirche, 1735—1737 die Böhmische, 1737—1739 die Dreifaltigkeitskirche nach Dietrich's und Favre's Plänen von Naumann dem Vater, gleichzeitig die Thürme einiger Potsdamer Kirchen erbaut. Nirgend jedoch zeigte die Architektur sich so gottverlassen, als wo es Gottes Ehre galt. Im nüchternen Kuppelbau der Dreifaltigkeitskirche, die mit ihrer formlosen Laternenbekrönung die Gestalt einer Tischglocke nachzuahmen scheint und im Innern durch über einander gereihte Gallerien verengt ist, hat der Zopf vom reinsten Wasser seinen Sitz aufgeschlagen. Oeffentliche Gebäude, die nicht Kirchen oder Kasernen waren, entstanden nur in geringer Zahl. Ein Beispiel ist das 1734 von Gerlach errichtete Kammergericht in der Lindenstraße, in zwei Geschossen, mit breiter Auffahrt, hohem Dach, weit vorspringendem Gesims und gebrochenem Giebel in der Mitte. Wenige Häuser vornehmer Familien, namentlich in der neu angelegten Wilhelmstraße, erheben sich etwas über die Mittelmäßigkeit. Zu einigen aber waren die Zeichnungen aus Frankreich und Italien verschrieben, andere sind sparsame Nachklänge einer besseren Ver-

---

[1]) Baugeschichte von Potsdam. 3 Bde.

[2]) Philipp Gerlach, geboren 1679 zu Spandau, Ingenieur-Major, dann Ober-Baudirektor.

gangenheit, wie De Bodt's Johanniterpalast, später von Schinkel zur Wohnung des Prinzen Karl umgebaut, oder das Creuzer'sche Haus in der Klosterstraße, von Böhme, das jetzt zum Gewerbe-Institut gehört und immer noch durch seine bedeutenden Verhältnisse, sein stattliches Portal mit Wappen und Balkon, seine imposante Treppen-Anlage Wirkung macht.

Eine immer zunehmende Vorliebe hatte der König für die holländische Bauart. Das schmucklose Aussehen, die natürliche Ziegelfarbe der Häuser, das Wirthliche und Saubere sprachen ihn an. Sein Jagdschloß auf dem Stern, sein Lusthaus im Schieß- und Küchengarten Marly, sehr viele Häuser in Potsdam, wo auch, nach holländischer Art, ein Kanal mehrere Straßen durchschneidet, sind in diesem Geschmack errichtet worden. Wie unter dem großen Kurfürsten, kamen auch jetzt Baumeister aus Holland, so der Kastellan des Potsdamer Schlosses, Stegmann, welcher später sein Leben durch eine Kugel endete, weil er im Auszahlen der Baugelder nicht gewissenhaft gewesen war, und dessen Nachfolger in derselben Stellung, Johann Boumann[1]), welcher 1732 nach Potsdam berufen ward. Letzterer hat in der Umgebung des neu angelegten Bassins das holländische Viertel gebaut, bei welchem freilich von künstlerischer Behandlung des Materials in Gliederung und Verzierung keine Rede ist. Gliederung und Verzierung fehlten eben überhaupt bei den brennend rothen Wänden, die nur durch weiß angestrichene Thür- und Fenster-Einfassungen unterbrochen wurden und nicht im Entferntesten die treffliche Wirkung ahnen ließen, zu welcher in unseren märkischen Gegenden der Backsteinbau im Mittelalter gelangt war, und zu der in neuester Zeit die Bestrebungen eines Schinkel ihn wieder befähigten.

So schien nun die Baukunst, welche unter Preußens erstem Könige zu so überraschendem Glanze aufgeflammt, unter der jetzigen Regierung, die nur vom kahlen, dürren Nutzen wußte und alle Bildung verachtete, völlig erloschen und erstickt. Im Stillen indessen glimmte an einem nicht unwichtigen Orte ein lebenbergender Funke weiter. Das war am Hofe des Kronprinzen, welcher, im ausgesprochensten Gegensatze zu seinem Vater, das geistige Leben und die Ideen seiner Zeit in höchstem Maße in sich aufgenommen. Das alte Schloß von Rheinsberg, das er bewohnte, mit seinem schönen See und frischen Wäldern eine Oase in der Mark, war auch für Kunst und Wissenschaft zur Oase geworden. In dem heitern, geistesfrischen Kreise gleichgesinnter Freunde ward ein neues Lebenselement geweckt, als im April des Jahres 1737, nach langem Aufenthalte in der Fremde, ein gern gesehener Gast die Schwelle seines fürstlichen Gönners betrat. Es

[1]) Geboren zu Amsterdam 1706, gestorben 1776.

war Georg Wenzeslaus von Knobelsdorff, 1699 zu Kukädel, dem Lausitzer Gute seines Vaters, geboren[1]), der schon als Sekondelieutenant viel Talent und Fleiß für die Malerei gezeigt, dann durch königliche Gunst, um sich diesen erfolgverheißenden Studien desto ungebundener widmen zu können, seinen Abschied als Kapitän erhalten hatte und ein würdiger Schüler des berühmten Hofmalers Pesne geworden war. Bald hatte er indeß Gelegenheit gefunden, zu erproben, daß seine Begabung ihn noch entschiedener auf die Architektur wies als auf die Malerei. Schon aus früherer Zeit vom Kronprinzen gekannt und geschätzt, hatte er diesem einst in Ruppin einen Garten angelegt und ein Lusthaus in Tempelform gebaut, und dann von ihm die Mittel zur Studienreise nach Italien erhalten. Mit ruhiger Besonnenheit und kräftigem Selbstbewußtsein trat er vor die Meisterschöpfungen der alten Kunst. Eigene tiefgehende Prüfung war seine Führerin; kein glänzender Name bestach, kein Zeitgeschmack verwirrte ihn, keine Bewunderung der Menge riß ihn mit fort. Wo es ihm passend schien, wagte er selbst Rafael und Michel Angelo zu tadeln, mochte auch Alles über den heillosen Ketzer Zeter schreien. Ein gesunder Realismus bestimmte sein Urtheil. Gerade dieser Realismus — mag das auch dem oberflächlichen Blick befremdend erscheinen — war das, was bei seinen architektonischen Studien ihn vorzugsweise auf das Alterthum hinwies. Bei den Antiken, schreibt er dem Kronprinzen aus Italien, könne man ganz merklich wahrnehmen, wie viel die Griechen die alten Römer in dieser Kunst übertreffen, und wie weit die Heutigen noch unter ihren Vorfahren seien. Dieselbe Bewandtniß wie bei der Skulptur habe es auch bei der Baukunst, und es sei nur zu bejammern, daß der erste christliche Kaiser Konstantinus Magnus nicht solchen guten Gusto in den Wissenschaften wie in der Religion gehabt, alle heidnischen Tempel zerstören und von diesen vortrefflichen Trümmern dem wahren Gott so schlechte und miserable Kirchen habe erbauen lassen, daß man sich verwundern müsse, wie bei dem Aufgang des Lichtes des Glaubens der Verstand in allen übrigen Wissenschaften in solche Finsterniß gerathen sei. — Weil Knobelsdorff's Richtung auf das Gesunde und Natürliche ging, fand er sich von der klaren, festen Gesetzmäßigkeit der alten Kunst angezogen und erkannte ihr Wesen und ihren Kern besser als die Zeitgenossen, die im modernen französischen Hofkostüm die Antike spielten.

Auf der Friedrichs-Ausstellung, welche im verflossenen Sommer im Konzertsaal des Berliner Schauspielhauses stattfand, war unter den Erinnerungen aus der Zeit des großen Königs die Kunst allerdings viel

---

[1]) Die Lobrede Friedrichs des Großen auf Knobelsdorff (Oeuvres de Fréd. l. Gr. vol. VII.) giebt seinen Geburtsort unrichtig als Cossar und sein Geburtsjahr als 1697 an.

schwächer vertreten, als man billiger Weise hätte erwarten dürfen. Vor Allem hatte man von bedeutenden Zeitgenossen nur zu einem sehr kleinen Theile Bildnisse von ächter Künstlerhand aufzutreiben vermocht. Zwei Porträts indeß, von Meister Pesne's bezauberndem Pinsel gemalt, waren dort zu schauen, welche uns Persönlichkeiten aus dem nächsten Freundeskreise des berühmten Fürsten in so trefflicher Charakteristik vorführten, daß kein empfängliches Auge sie vergessen kann. Der Eine war Friedrich's Lieblingsgesellschafter, Graf Dietrich Keyserlingk, wie er im hellgrünen, silbergestickten Hofkleide einen Römer mit perlendem Wein füllt, eine poetische Erscheinung, halb wie aus einem Ritterroman, halb wie aus einem Schäferidyll, gefällig und beweglich. Daneben sein völliges Gegentheil, unser Knobelsdorff; kräftig und wohlbeleibt (le gros Knobelsdorff nannte man ihn auch in Rheinsberg), mit klarer Stirn, ruhigem Auge, vollem und fleischigem Gesicht, starken aber edlen Zügen, ein ganzer Mann. In diesem Antlitz liegt ein Selbstbewußtsein, eine besonnene Energie, eine Fülle gesunder Sinnlichkeit und Naturkraft, die da beweisen, daß er aus ganz anderem Holze geschnitzt war, als alle die Hofleute neben ihm. Und so war er in der That von etwas rauhem Wesen und entbehrte hofmännischer Leichtigkeit. Mit schroffer Festigkeit hing er an dem, was er für recht erkannte, ohne Schmiegsamkeit und Fügsamkeit. Sein Genosse Bielfeld nannte ihn herb und streng im Umgang und Aussehen, einen Mann, dessen Aeußeres nichts Galantes und Gekünsteltes habe. Ein schönes und treffendes Urtheil hat sein König über ihn gefällt in der akademischen Lobrede, die er dem ehemaligen Freunde nach dessen Tode zum Denkmal gesetzt: „Knobelsdorff's Charakter", heißt es am Schluß, „war von einer Reinheit und Rechtlichkeit, die ihm allgemeine Achtung gewannen. Er liebte die Wahrheit und gab sich dem Glauben hin, sie verletze keinen. Gefälliges Wesen war ihm unbequem, er floh Alles, was seine Freiheit einzuschränken schien. Eher ließ er sich aufsuchen, als daß er sich produzirte, und verwechselte nie Wetteifer und Neid". — Wie sein Bild, so war auch sein Charakter, wie beides seine Kunst. Auch diese schien streng neben allem Ueberzierlichen und Allzubeweglichen des Tages, aber sie ging aus auf Wahrheit, Gesetzmäßigkeit, Natürlichkeit. Und hinter der edlen Ruhe und Klarheit kam eine Anmuth zum Vorschein, von der zwar die Mehrzahl der Zeitgenossen nichts ahnen mochte, die aber jenen Namen besser verdiente, als alle Ueberkünstelung rings umher.

Zur rechten Zeit war Knobelsdorff nach Rheinsberg gekommen. Schlösser und Gärten harrten auf seine schaffende oder umgestaltende Künstlerhand. Schon hatte Kemmeter sich an der Fortführung des Schloßbaues versucht; jetzt trat ein Besserer an die Stelle. Zu einem alten Flügel mit

rundem Thurm, der gegen den See vorsprang, wurde andererseits ein Gegenstück erbaut; eine Kolonnade verband beide mit einander, und ringsumher ward ein mannigfaltiges Paradies reizender Gärten erschlossen. Denn Knobelsdorff hatte, als erfahrener Landschaftsmaler, Sinn dafür, seine Gebäude durch passende Umgebung zu heben. Von viel zu gediegenem Geschmack, um in der Architektur selbst, wie die Mehrzahl der Zeitgenossen, das Element des Malerischen vorherrschen zu lassen, verstand er, diesem Elemente die rechte Stelle anzuweisen, es zur Umrahmung der Architektur trefflich zu verwenden. So machte sein feiner künstlerischer Sinn ihn zum Meister in der Gartenkunst. Ein ganz ähnlicher durchgebildeter Sinn für das Landschaftliche bei der Baukunst, welcher sich das Gebäude nicht isolirt vorstellt, sondern als organischen Theil seiner Umgebung, als wirksames Glied eines lebendigen Ganzen, ist später eine glänzende Eigenschaft Schinkel's gewesen.

Der Tod Friedrich Wilhelm's I. rief Knobelsdorff's Beschützer auf den Thron. Kunst und Wissenschaft, bisher kaum geduldet, glaubten die Stunde gekommen, wo sie ihre großen Ziele offen verfolgen durften. Knobelsdorff, der in Rheinsberg Bielfeld mit der Nachricht vom Tode des Königs weckt, stößt in der Dunkelheit den Tisch um, und als Bielfeld etwas Geld aufheben will, das oben gelegen, ruft er ihm zu: „Befasse dich nicht mit Dreiern, bald wird es Dukaten auf uns regnen!“ Die glänzenden Erwartungen des Rheinsberger Freundekreises wurden freilich vielfach enttäuscht. „Die Possen haben nun ein Ende!“ mußten aus dem Munde des Königs Diejenigen vernehmen, welche eine Fortsetzung des Rheinsberger Lebens erwarteten. Kein mediceisches Zeitalter begann; Krieg und Politik traten in den Vordergrund. Bald wurde den Genossen klar, daß in vielen Punkten, besonders in der Sparsamkeit, der neue Souverän, trotz aller geistigen Ueberlegenheit, eine große Familienähnlichkeit mit seinem Vorgänger habe. Viel weniger freilich, als die übrigen Jugendgefährten, empfand Knobelsdorff die Folgen dieser Sparsamkeit, denn das Einzige auf der Welt, was den König mitunter über die Grenzen derselben hinauslockte, war seine Baulust.

Der neuen schöpferischen Thätigkeit, die nunmehr für Knobelsdorff begann, ging eine Studienreise nach Frankreich vorher. Aber sein gesunder Natursinn verleugnete sich auch hier nicht. Ihn bestach der Ruhm nicht, welchen die französische Baukunst damals genoß. Nur für die innere Einrichtung der Zimmer, nicht für die Architektur selbst vermochte er den Franzosen Beifall zu zollen. Ihm war und blieb die edle Einfachheit der Griechen Vorbild. Nach der Rückkehr ward er zum Oberintendanten sämmtlicher königlicher Schlösser, Häuser und Gärten, zum Direktor aller immediaten Bauten in sämmtlichen Provinzen ernannt. Seine Thätigkeit gewann

die bedeutendste Ausdehnung. Am Lustschloß Monbijou, am Charlottenburger Schloß wurden neue Flügel angebaut, der des letzteren besonders edel in der Wirkung und dem Vorhandenen trefflich angepaßt; im Innern mit prächtigen Sälen, dem Großen Speisesaal und der Goldenen Gallerie, in denen der Künstler bewies, wie viel er auf der jüngsten Reise gelernt, indem er Glanz und Erhabenheit einen schönen Wettstreit beginnen ließ. Bei dieser Gelegenheit hören wir schon von Fremden, vorzugsweise von Dresdener Architekten, die aus der berühmten Heimath der schönsten deutschen Rokoko-Architektur zu diesen Bauunternehmungen herbeieilten, um Studien zu machen.

Den Berlinern legte Knobelsdorff mit feinem Geschmack für landschaftliche Schönheit und angenehme Abwechslung ihren Thiergarten an und richtete dort, auf der Stelle des jetzigen Schlosses Bellevue, sich selbst eine Meierei ein. Unterdessen war auch an den Bau eines Opernhauses lebhaft gedacht und der Plan von König und Künstler reiflich überlegt worden. Nach vielfachem Schwanken war, so günstig wie möglich, der Platz dazu neben dem kronprinzlichen Palais am Ausgang der Linden ausersehen worden. Der kühnen Phantasie genügte das Alles noch nicht; sie schwelgte in neuen Entwürfen. Ein ganzes Friedrichsforum wurde für diese Stelle ersonnen. Parallel mit dem Opernhause sollte eine Kunst-Akademie, beiden gegenüber ein Königspalast errichtet werden. Der Plan wurde zurückgelegt; indeß ist nach Knobelsdorff's Tode ein Theil davon im Palais des Prinzen Heinrich, der jetzigen Universität, zur Ausführung gelangt.

Nach einiger Verzögerung durch den Krieg stand das Opernhaus im September 1743 vollendet da. Es war der ausgesprochene Triumph einer edleren und einfacheren Kunstrichtung über den tändelnden, leichtfertigen Zeitgeschmack. „Fridericus Rex Apollini et Musis“, die Inschrift besagt des Künstlers Idee. Einen Apollotempel hatte er schaffen wollen. Deshalb stellte er einen freistehenden Peristyl korinthischer Säulen vor die schmale Hauptfront, eine Anlage, von welcher sich in ganz Deutschland kein einziges Beispiel fand. Der Neubau des Opernhauses nach dem Brande, wie wir ihn jetzt kennen, zeigt einige Abweichungen, die nicht gerade zu Gunsten der äußern Schönheit geschahen. Ehemals stieg die doppelte Freitreppe der Vorderfront in gebrochener Linie auf, die Mittelrisalite der langen Seitenfronten traten nicht so weit vor und auch vor ihnen lagen Freitreppen. Das Innere ist in Anlage des Prosceniums und der Treppen, sowie in der Dekoration jetzt völlig geändert. Die Bühne war durch zwei Reihen korinthischer Säulen eingefaßt und konnte in einen großen herrlichen Festsaal verwandelt werden, dessen Perspektive durch ein breites Portal bis in das hintere Vestibül zu verlängern ging, während man andererseits durch den elliptischen Zu-

schauerraum bis in den vorliegenden schönen Apollosaal (jetzt Konzertsaal) blickte, dessen umlaufende Gallerie auf Satyrhermen ruhte.

In der äußern Gliederung und Dekoration war, ganz abweichend von Allem was zu jener Zeit gewöhnlich und beliebt, nirgend eine Spielerei zu finden. Alles war streng architektonisch durchdacht im antiken Geiste, die Fenster alle gleichmäßig mit Flachgiebeln gekrönt; auch fehlten keine Statuen in den Nischen und auf der Balustrade, keine Reliefs in den Giebelfeldern. Noch ein Umstand verdient hohe Anerkennung. Eine schöne Säule zu bilden, scheint etwas so einfaches zu sein, und doch war das seit hellenischen Zeiten eine untergegangene Kunst, die erst unser Schinkel wieder in das Leben gerufen. Wie in seiner gesammten Richtung, so auch hierin ist Knobelsdorff Schinkel's würdiger Vorläufer. Sein geistvolles und konsequentes Studium des Alterthums erlaubte ihm nicht, sich bei den Säulen irgend einer hergebrachten Regel und Schablone anzuschließen, sondern er hat — wie er selbst im Texte seiner Originalentwürfe[1]) sagt — ihr Maß und Verhältniß selbständig aus der Gesammtheit des Gebäudes zu finden gesucht. Es lebt in ihnen, was eben jene Originalentwürfe bis in das Einzelne verfolgen lassen, ein der ganzen Zeit überlegenes, wohlberechnetes Ebenmaß; mit seltenem Verständniß ist auf alle Feinheiten der Schwellung und Verjüngung geachtet. So herrscht denn in dem Ganzen der einfache Adel der antiken Kunst in getreuer Charakterausprägung und der modernen Aufgabe trefflich angepaßt. Und dabei darf man nicht aus den Augen verlieren, was für ein Wagniß dies war dem herrschenden Geschmack gegenüber. Das Opernhaus in seiner klaren Einfachheit und harmonischen Gediegenheit stand da als Prophet einer noch entfernten Zukunft.

Dem Geiste, der seiner Zeit voraus eilt, ist kein leichtes Loos beschieden. So hatte auch Knobelsdorff manchen Kampf zu bestehen für seine Kunstrichtung und hat in diesem Kampfe ausgeharrt bis zu seinem Lebensende. Das Opernhaus ist das einzige Werk gewesen, bei welchem es ihm vergönnt war, seinen reineren und gediegeneren Styl ungetrübt zur Erscheinung zu bringen. Sein Hauptgegner war aber merkwürdiger Weise sein königlicher Gebieter selbst, der ihm noch jüngst eine so erfolgreiche Laufbahn darzubieten schien.

Friedrich der Große hatte Interesse für die Kunst, und das war schön. Aber er griff allzusehr aus eigener Machtvollkommenheit in das künstlerische Schaffen ein, und das war bedenklich. Seine Erfolge in Krieg und Politik brachten ihm die Meinung bei, er müsse auch in der Kunst siegen. Wie so Mancher schon Dichter zu sein glaubt, weil ihm ein Vers in einer gebildeten Sprache gelingt, glaubte Friedrich der Große Architekt zu sein, wenn er gewisse Kunstelemente handhaben konnte, die in einem gebil-

---

[1]) Aufbewahrt auf dem königl. Kupferstichkabinet im Berliner Museum.

deten Zeitalter Gemeingut waren, wenn er Façaden im Zeitgeschmack leidlich zu entwerfen verstand, die da und dort bei den Plänen eines alten Italieners zu Gaste gegangen, da und dort mit Reise-Erinnerungen vermischt waren. Und war in der That den Zeichnungen des Königs auch ein gewisser Geschmack nicht abzusprechen, so ist doch noch ein gewaltiger Unterschied zwischen dem Geschmack eines gebildeten Mannes und der wahren Schöpferkraft des Künstlers. Für den königlichen Dilettanten waren Façade und Dekoration die Hauptsache, ja Alles, die doch für den wahren Architekten nur der nothwendige Ausdruck des künstlerisch gestalteten Innern sind. Blieben nun die Zeitgenossen zwar weit davon entfernt, derartige wahre Architekten zu sein, so war Knobelsdorff doch weniger als irgend einer von der herrschenden dekorativen Richtung befangen. Seiner Natur gemäß war Schmiegsamkeit in der Kunst ihm noch weniger eigen als im Leben. Die Kunst war ihm ernste Lebensaufgabe und kein bloßes Mittel zum Vergnügen, kein angenehmes Spiel der Einbildungskraft, wie dem Könige, der (in einem Briefe an Jordan aus dem böhmischen Feldlager) sich selbst ein Kind in diesen Dingen heißt, sie seine Puppen nennt, an denen er seine Freude habe. Sein Kampf gegen Knobelsdorff ist zugleich der zwischen französischer Bildung und deutschem Geiste, ganz ebenso wie bei Friedrich's Gegnerschaft gegen die deutsche Literatur. Denn als ächt deutsche Natur lernte Knobelsdorff, in seinem Streben nach Wahrheit und Einfachheit, an den Vorbildern des Alterthums, ähnlich wie bald darauf die ersten Schriftsteller des Vaterlandes.

Es ist nicht das günstigste Bild des großen Monarchen, das wir erhalten, wenn wir ihn als Bauherrn in das Auge fassen. Friedrich's Hauptfehler, den Macaulay in seiner scharfen, aber eben deshalb so lebensvollen Charakteristik des Königs treffend kennzeichnet, der Geist des Sicheinmischens, tritt hier besonders stark hervor. Seine unermüdliche Geistesthätigkeit, sein diktatoritsches Temperament, seine militärischen Gewohnheiten, Alles machte ihn zu diesem großen Fehler geneigt. Die Geschichte lehrt uns, daß bei bedeutenden Menschen gerade diejenigen Eigenschaften, in denen ihre Größe wurzelt, auch ihre Achillesferse enthalten. Friedrich's Herrscherbedeutung lag in seiner rastlosen Selbstthätigkeit, die ihn selbst zu seinem ersten, ja zu seinem einzigen Minister machte. Konnte er in seinem Staate keine Raison und keinen Willen dulden außer seinem eigenen, hatte er keine Beamte, sondern nur Schreiber unter sich, so war hiermit, nächst vielem Guten, auch manches Ueble verknüpft. Das Ueble allein jedoch, ohne das Gute, trat ein, wenn ein solches System auch auf die Kunst Anwendung fand. Sollten, wie die Beamten, so auch die Künstler nur des Königs Maschinen sein, so war damit der Kunst alle Möglichkeit des Daseins abgeschnitten, da sie ja in freiem Schaffen besteht. Wie in dem Arnold'schen Prozesse des Königs

wohlgemeintes, aber ebenso ungerechtes wie unbefugtes Eingreifen Unheil hervorrief, so auch sein Eingreifen in architektonischen Dingen. Nur daß das Unheil, welches dort als Ausnahme auftrat, in der Kunst zur Regel wurde. Nirgend erscheint Friedrich so sehr als Despot wie hier. Mit dem Despotismus aber verträgt sich nichts so wenig als die Kunst, die Tochter der Freiheit.

Man könnte dem Gedanken Raum geben, daß auch bei dem Opernhause Knobelsdorff nur der Ausführer königlicher Ideen gewesen. Die Widmung, welche seinen Original-Entwürfen voransteht, scheint dies anzudeuten: „Ich habe die Ehre Ew. Majestät die Pläne des Opernhauses zu überreichen, deren Schöpfer sie selbst ist, und deren Ausführung sie mir anzuvertrauen geruht hat". Innere Gründe aber machen es unmöglich, in diesen Worten mehr als eine höfliche und schmeichelhafte Wendung zu sehen. Der Gedanke eines Opernhauses war ein lang gehegter; Friedrich mochte ihn oft mit seinem Freunde und Architekten besprochen und dessen Entwürfe gebilligt haben. Schon in solchem Falle konnte Knobelsdorff gar wohl seine Widmung in diese bescheidene Form kleiden[1]). Das Gebäude selbst aber kann unmöglich des Königs Erfindung sein, es offenbart gerade den Geschmack, welchen er stets bekämpft hat, und ist kein Dilettantenwerk, sondern eines ächten Künstlergeistes einheitlich durchgebildete Schöpfung.

Die ersten Beeinträchtigungen von Seiten des Königs erfuhr Knobelsdorff bei dem Bau des Potsdamer Schlosses. Dem älteren Gebäude hatten nach einander, unter des großen Kurfürsten und Friedrich's I. Regierung, De Chieze, Nering, De Bodt Gestalt gegeben. Unter der letzten Regierung hatte dasselbe manche Vernachlässigung erlitten, und Knobelsdorff war berufen, es mit seinen Umgebungen so herzustellen, wie wir es noch heute kennen. Die niedrigeren Flügel wurden erhöht und endigten mit freistehenden korinthischen Säulenreihen, die von Giebeln bekrönt waren; die sogenannte Grüne Treppe nach der Lustgartenseite ward in eine breite Auffahrt zum ersten Stock verwandelt, das Ganze reich mit korinthischen Pilastern dekorirt. Soweit war Knobelsdorff selbständig. Des Königs eigene Ideen aber machten sich bei den Balustraden geltend, welche sich vom Lustgarten an das Schloß lehnen und aus Scheinkolonnaden korinthischer Säulen bestehen. Die edle Säule zum Dienste eines bloßen Geländers herabzuwürdigen, widerstrebte Knobelsdorff's reinerem Gefühl und ist dem

[1]) Vergl. hiefür auch die letzten Seiten der kleinen Biographie des Künstlers, welche ein Familienglied, Hauptmann Wilhelm von Knobelsdorff, kürzlich mit großem Geschick und vieler Bescheidenheit herausgegeben und der unsere Darstellung sich in vielen Stücken angeschlossen.

lediglich dekorativen Geschmacke des Königs zuzuschreiben. Dem Willen des Letzteren mußte er auch beim Mittelrisalit des innern Hofes weichen, dem er vergeblich eine veränderte Fensterstellung und freistehende Säulen zu geben gewünscht. Auch ließ sich der König hierbei verschiedene Entwürfe Knobelsdorff's zur Auswahl vorlegen, was an und für sich schon dem Geist der Kunst widerspricht. Für den wahren Architekten wird es bei jeder Aufgabe nur eine Lösung geben. Diese, wenn sie eine wirklich künstlerische ist, wird für ihn auch nothwendig sein. Der Dilettant gefällt sich in allerlei Einfällen, weil er keinen bis in die Tiefe verfolgt.

Bei seinem Schlosse auf dem Weinberge, bei Sanssouci, war der Einfluß des Königs noch bedeutender. Hier ist seine eigenhändige Federskizze zur Hauptfront noch vorhanden. Die Gestalt des auf sechs Terrassen ruhenden, niedrig länglichen Schlosses mit der Kuppel in der Mitte und den Hermenpaaren zwischen den Fenstern, ganz im französischen Geschmack, ist durchaus Friedrich's eigene Idee. Bei der Rückseite war Knobelsdorff selbstständiger, dekorirte sie in edlerer Weise mit korinthischen Pilastern, ordnete die Doppel-Auffahrt und den Halbkreis mit der schönen Halle gekuppelter Säulen äußerst geschmackvoll an. Auch zur Ausstattung des mittleren Kuppelsaales hat er die Zeichnungen gemacht. Um dem Gebäude eine bessere Wirkung in die Ferne zu sichern, wollte Knobelsdorff ihm ein Erdgeschoß oder doch wenigstens einige Stufen unterlegen und die Zimmer mit Gewölben unterziehen, um Feuchtigkeit und Kälte fernzuhalten. Der König aber gab in keinem Stücke nach. Als später die vorhergesagten Uebelstände eintraten und störend auf seine Gesundheit wirkten, ertrug er schweigend die selbstverschuldeten Folgen. Jener Eigensinn aber erbitterte Knobelsdorff. Am nächsten Morgen meldete er sich krank, um mit dem Bau fernerhin nichts mehr zu thun zu haben.

Der Bruch zwischen König und Künstler war eingetreten, und obgleich sich in der Folge das Verhältniß einigermaßen besserte, fanden andere geringere aber gefügigere Architekten mehr Beschäftigung. Von diesen war keiner ein erfindender Geist; sie bauten alle nach den Zeichnungen des Königs. Von ihm selbst rührt der geschmacklose Entwurf zum Berliner Dome[1]) her, den wir, nach einigen Aufbesserungen Schinkel's, in seiner ganzen traurigen Gestalt noch heute sehen. Auch für die katholische Hedwigskirche[2]) gab er nicht allein den Platz her, sondern machte auch — in Nachahmung des Pantheons — die Zeichnung dazu, eine königliche Gnade, welche die Gemeinde in nicht geringe Verlegenheit setzte, da der Entwurf ihre Mittel bedeutend

[1]) Erbaut 1747—1750.

[2]) Erbaut 1747—1755 und, nach Unterbrechung aus Geldmangel, 1771—1773 vollendet.

überstieg. Die Vorhalle konnte erst später vollendet werden, als Kardinal Quirini der erschöpften Kasse wieder aufhalf. Mit der Ausführung beider Kirchen war der uns schon bekannte Potsdamer Schloßkastellan Boumann betraut. Denselben geistlosen Architekten mußte Knobelsdorff leider auch beim Wiederaufbau der niedergebrannten Kunstakademie verwandt sehen, für deren innere Organisation sowohl wie für ihre architektonische Gestaltung unser großer Künstler einst, in Verbindung mit dem Friedrichsforum, ganz andere Pläne gehegt.

Mit Ausnahme einiger Privathäuser fielen Knobelsdorff nur die kleine französische Kirche am Potsdamer Bassin und der hohe Portal-Bau der dortigen Nikolaikirche zu. Hier war er leider ganz dem Geschmack des Königs unterworfen, der die Façade von Santa Maria Maggiore in Rom nachgebildet wünschte. Es entstand demnach ein ganz überladener Bau, welchen der Blitzstrahl am Anfang dieses Jahrhunderts zerstörte, um dem edlen Kuppelgebäude Schinkel's Platz zu machen. Endlich war Knobelsdorff vielfach im Park von Sanssouci beschäftigt, mit Anlage der Gärten und Errichtung mehrerer dekorativer Werke, des Obelisken, des Eingangportals, der geschmackvollen Neptunsgrotte, vor Allem aber der schönen Kolonnade im Rehgarten, halbwegs von Sanssouci zu der Stelle, auf der sich nach dem siebenjährigen Kriege das Neue Palais erhob. Dies Werk, von reicher Erfindung, kreisrund, mit rothen Marmorsäulen und Triumphbogen, Statuen, Vasen und Kaskaden, voll Pracht und übersprudelnder Phantasie, ist leider nicht bis auf uns gekommen, da es Friedrich Wilhelm II. niederreißen ließ, um das Material für sein Marmorpalais am Heiligen See zu benützen.

Ward Knobelsdorff selbst in den Hintergrund gedrängt, so traf die königliche Abneigung zugleich diejenigen Architekten, welchen jener vorzugsweise die Ausführung seiner Pläne anvertraute. Der nüchterne Boumann, ein Erbstück aus der Zeit Friedrich Wilhelm's I., gab sich eher dazu her, in der Architektur den bloßen Knecht des Königs zu machen, und auch Knobelsdorff ward wider Willen gezwungen, sich öfters dieses Mannes zu bedienen, der sich noch dazu manche Eigenmächtigkeiten zu Schulden kommen ließ. So brachte er über einigen Fenstern des Potsdamer Schlosses Köpfe als Schlußsteine an, was dem strengeren Geschmacke Knobelsdorff's ein Greuel war. Die Wohnung eines christlichen Königs, meinte er, sehe dadurch einem türkischen Serail gleich, das man mit abgehauenen Häuptern ziere. Das Witzwort half; der König ärgerte sich über Knobelsdorff, aber die Köpfe verschwanden. Als Boumann ein ander Mal drei Privathäuser durch eine irgend woher geborgte große Façade zu einem scheinbaren Ganzen machte, nannte Knobelsdorff dieselbe für Kasernen gut genug. Später einmal beschied Friedrich den ehemaligen Freund zur Tafel nach Sanssouci und fragte

ihn dort, wie ihm das neue **Berliner Thor** gefiele. Knobelsdorff überhörte die Frage und antwortete nicht. „Sieht Er, das hat sein dummer Kastellan Boumann gemacht", fuhr der König fort. Knobelsdorff erwiderte ruhig: „Das muß wohl auch die Ursache sein, daß ich es nicht bemerkt habe." Aergerlich rief der König aus: „Er kann wieder nach Berlin gehen!" und kehrte ihm den Rücken. Knobelsdorff nahm sogleich Extrapost und fuhr ab. Als es zur Tafel ging, vermißte man ihn, und ein Feldjäger ward nachgesandt, der ihn erst bei **Zehlendorf** einholte. Diesen fertigte der Baumeister mit den Worten ab: „Mir hat der König selbst befohlen, nach Berlin zu gehen. Ich weiß zu gut, ob ich seinen oder eines Feldjägers Befehl befolgen soll." [1])

Dies war das letzte Mal vor Knobelsdorff's 1753 erfolgten Tode, daß er dem Könige begegnet. Im Zorne waren sie von einander geschieden. Erst als der große Meister aus der Reihe der Lebenden verschwunden war, wandte sich Friedrich's Geist dem alten Freunde wieder zu und er widmete ihm den schönen Nachruf, der in den Schriften der Berliner Akademie der Wissenschaften erschien. Jedes Wort, mit welchem die Reinheit und der Adel von Knobelsdorff's Styl, die Festigkeit und Geradheit seines Charakters gepriesen wurde, mußte, bewußt oder unbewußt, ein harter Vorwurf des Königs gegen sich selbst sein. Dieser Styl und dieser Charakter waren es, mit denen die königliche Willkür sich nicht vertrug. Eben diesen großen Eigenschaften des Künstlers ist Friedrich mit einer Härte und einem kleinlichen Eigensinn entgegentreten, die ihn das ehemalige Freundschaftsverhältniß ganz aus den Augen setzen ließen und sicherlich nicht wenig dazu beigetragen haben, Knobelsdorff's Gesundheit so frühzeitig zu untergraben.

Aber nicht allein ein schönes schriftliches Denkmal, auch ein architektonisches wurde ihm gesetzt. Ein Jahr nach seinem Hinscheiden ward ein Werk begonnen und zehn Jahre später vollendet, das ganz von seinem Geiste zeugt, der **Palast des Prinzen Heinrich**, das jetzige **Universitätsgebäude**. Die Ausführung hat **Boumann** geleitet, aber eine so edle und einfache Größe kann weder seiner noch auch der königlichen Erfindung zu danken sein, sondern ist von jenen das völlige Gegentheil. Dieser durchgehends in bedeutenden Verhältnissen angelegte Palast, dessen vorspringende Flügel einen weiten Hofraum umschließen, stimmt im Gesammtmaßstab wie in allen einzelnen Theilen mit dem Opernhause überein, in der Stockwerkshöhe, der Façadengliederung, der edlen Dekoration, den freistehenden kanelirten Säulen korinthischer Ordnung am mittleren Risalit. Der bloße Einfluß von Knobelsdorff's nahegelegenem Opernhause auf den Architekten dieses Palastes reicht hier zur Erklärung nicht hin, besonders da dieser Architekt

[1]) Dies und das Vorhergehende aus Manger's Baugeschichte von Potsdam.

ein so wenig ebenbürtiger wie Boumann war. Wir sehen uns daher zu der Vermuthung genöthigt, es sei für diese Façade geradezu eine frühere Zeichnung Knobelsdorff's benutzt worden.. Dies ist um so eher denkbar, als wir ja von seinem ehemaligen Entwurf zu einem Friedrichsforum Kunde haben, wo für dieselbe Stelle ein königlicher Palast bestimmt war. Auf diesen Entwurf mochte man jetzt zurückgekommen sein, als es eine Wohnung für den Prinzen Heinrich herzustellen galt. Ob der König selbst jene alte Lieblingsidee wieder hervorgezogen, ob Prinz Heinrich, der Rheinsberg von seinem Bruder erhalten und dort den feinen Geschmack des Meisters kennen gelernt hatte, hierzu Veranlassung gegeben, können wir freilich nicht entscheiden. Ebenso bleibt es für uns ungewiß, ob, Knobelsdorff selbst die Ausführung zu übertragen, etwa eine nur durch sein frühes Hinscheiden vereitelte Absicht gewesen, oder ob erst nach seinem Tode eine wiedererwachte Pietät seine alten Pläne hervorsuchen ließ. Jedenfalls wäre ohne den direkten Anschluß an seine Zeichnungen ein Gebäude von so reinem Styl uns durchaus unerklärlich. Bei Knobelsdorff's Entwürfen zum Friedrichsforum mag vom Palaste freilich blos eine perspektivische Ansicht vorhanden gewesen sein, und daher erklärt es sich, daß dem Gebäude eine Innenentwicklung durchaus fehlt, daß dem imposanten Aeußern der innere Kern weder an Größe, noch an kunstvoller Gestaltung entspricht. Der Grundriß war Boumann überlassen und fiel daher erfindungslos und gewöhnlich aus, so daß auch dies Gebäude von dem blos dekorativen Zeitgeschmack Zeugniß giebt, der allein für die Façade baute.

Offenbarten sich hier noch die segensreichen Nachwirkungen seines Geistes, so zeigt ein anderes Gebäude ganz in der Nähe, wie tief bald darauf der Verfall sein mußte, als Knobelsdorff zu schaffen aufgehört und nur noch die Talentlosigkeit im Dienste des Dilettantismus und der Willkür thätig war. An der Stelle, wo nach seinem Plan eine in gleichem Styl errichtete Kunstakademie die dritte Seite des Friedrichforums bilden sollte, erhob sich 1775, wieder nach höchsteigener königlicher Idee, die Bibliothek. Es ist uns nicht gelungen, zu ermitteln, ob es eine Sage ist oder nicht, daß Friedrich für die Grundform des Gebäudes eine Kommode zum Vorbild angewiesen. Unmöglich wäre auch diese Schrulle nicht. Mag nun auch die Kommode in der Ursache zweifelhaft sein, in der Wirkung ist sie es nicht. Wenn irgendwo bei einem Grundrisse der Mangel jeder organischen Gestaltung Tadel verdient, so ist es hier. Wie bei den meisten Bauwerken jener Zeit, entwickeln sich die inneren Räumlichkeiten nicht aus sich heraus, sondern ziehen sich an der Façadenlinie wie an einer Schnur entlang. Daß aber für ein solches Verfahren die gekrümmte Frontlinie der Bibliothek ganz besonders ungünstig ist, bedarf keines Beweises. Das Innere enthielt nur zwei hohe Stockwerke, deren unteres ursprünglich für Montirungskammern

und nur das obere für die Büchersäle bestimmt war. Jedes der heutzutage wegen Raummangel durch einen Zwischenboden getheilten Geschosse enthielt damals zwei Fensterreihen über einander. Bei Privathäusern war man durch anders woher geborgte Façaden oft genöthigt, hinter ein Fenster zwei Stockwerke zu legen; hier umgekehrt. Auch diese barocke Kommodenfaçade war nicht einmal Original. Die beiden Eckpavillons sind durchaus Kopien eines Flügels der Wiener Hofburg, der von Fischer von Erlach errichteten Reitbahn. Für dies hohe, schmale Gebäude, das, an der Ecke des Kohlmarktes, der Michaelskirche gegenüber, gelegen, als Gesichtspunkt für mehrere krumme, enge Straßen dient, waren aus perspektivischen Rücksichten jene gewundenen, vor und zurück springenden Formen am Platze. Ganz unmotivirt erscheinen sie jedoch bei der Berliner Bibliothek, die somit nicht einmal zur mindesten perspektivischen Wirkung gelangt. Die geborgten Eckpavillons sind mit einem geradlinigen Mittelbau verbunden, über dessen gekuppelten Säulen und plumpen, zopfigen Verzierungen allerlei gelehrter Apparat nebst einer Krone ruht. Diesem zuckerwerkartigen Aufbau entspricht die bekannte schöne Inschrift: „Nutrimentum Spiritus". Die Ausführung hat Boumann der Sohn[1]), der würdige Nachfolger seines Vaters, geleitet, und zwar nach den Zeichnungen von Unger. Letzterer, welcher außerdem mehrere Häuser am Gensdarmenmarkt, das Kadettenkorps in Berlin, das Brandenburger Thor in Potsdam, in Form eines römischen Triumphbogens und nach Angabe des Königs, gebaut, wird uns als ein verständiger Architekt gerühmt, der unnöthige Zierrathe gern vermieden, aber durch die Umstände oft sei gezwungen worden, seinem Geschmack zuwider zu handeln.

Jedem Architekten, dem es nicht ganz an Verstand und Charakter fehlte, muß die Wirksamkeit am preußischen Hofe immer schwieriger geworden sein. Denn des Königs dekorative Richtung wurde immer dekorativer, und zwar in der ganzen Bedeutung des Wortes. Theaterdekorationen wurden gebaut mit Kuppeln, Säulen und Arkaden, die lediglich des Prunkes wegen dastanden, unbekümmert, ob sie irgend einem Zwecke dienten, eine Bestimmung erfüllten, einen entsprechenden Kern hinter sich hätten oder nicht. Am Unverholensten zeigt diese Richtung auf das Theatralische sich in den beiden Thürmen auf dem Gensdarmenmarkte; aber hier ist die Dekoration wenigstens doch eine wirkungsvolle, von großartigen Verhältnissen, nicht ohne Eigenthümlichkeit im Aufbau. Ein ganz abgeschmackter Gedanke war es allerdings, neben die zwei älteren kleinen Kirchen von der ärmlichsten Art derartige Kuppeln auf mächtigem Unterbau mit überreicher Säulen- und Statuenzierde zu setzen. Durch solchen Aufputz wurden die Kirchen, welche

[1]) Georg Friedrich Boumann, geb. 1737, Hauptmann im Artilleriekorps.

doch die Hauptsache waren, nicht gehoben, sondern vollends erdrückt. Der Neubau aber war inhaltslos. Außer der Küsterwohnung und einigen Schulzimmern befanden sich in ihm nur große Scheinportale und der leere Unterbau zur gleichfalls leeren Kuppel. Diesmal indeß war des Königs unglücklicher Gedanke an einen geschickten Architekten gerathen, der damit machte, was nur irgend zu machen war. Es war Karl von Gontard[1]), der, aus Mannheim gebürtig, schon in früher Jugend zu Bayreuth die Architektur studirt hatte und dann zur ferneren Ausbildung vom Markgrafen nach Paris gesandt worden war. Später machte er im Gefolge dieses Fürsten und seiner Gemahlin, der Schwester Friedrich's des Großen, eine Reise nach Italien, Sizilien und Griechenland, war im Dienste Beider zu Bayreuth beschäftigt und kam nach ihrem Tode 1765 nach Potsdam und Berlin. Vielfach bewährte er einen durch umfassende Studien geläuterten Geschmack und ist ohne Zweifel nächst Knobelsdorff unter den Architekten Friedrich's des Großen der einzige Künstler gewesen. Der König hatte ihm bei jenen beiden Thürmen die Idee angegeben und ihn auf die zwei Kirchen am Platze del Popolo zu Rom als Vorbilder hingewiesen. Gontard schloß sich jedoch nicht ängstlich an jene Muster an; seine Thürme sind höher, schlanker und gefälliger; die offenen Vorhallen, die freistehenden Säulen, welche die Kuppel umgeben, die vielen Bildwerke verfehlen ihre Wirkung nicht, und es ist nur zu bedauern, daß soviel Aufwand und Talent nutzlos an eine leere Theaterkoulisse verschwendet worden. Nun Schinkel's herrliches Schauspielhaus, dessen Architektur einer solchen Umgebung meisterhaft angepaßt war, zwischen beiden Thürmen steht, gewährt dieser Platz ein überraschend schönes Gesammtbild. In der Detailbehandlung zeigen die Thürme ein merkliches Nachlassen in Sorgfalt und Studium gegen die Gebäude aus der Zeit des Opernhauses. Vor Allem die schwerfälligen unkanelirten Säulen beweisen, daß Gontard immer noch kein Knobelsdorff war.

Ebenso theatralisch, aber minder originell und viel barocker, sind die von demselben Künstler entworfenen Kolonnaden der Königs- und Spittelbrücke, mit Kaufläden, ionischen Säulen, plumpen Aufsätzen und verzopftem Ornament. Außerdem hat Gontard mehrere Privathäuser, besonders am Gensdarmenmarkt gebaut; zu dem von Unger ausgeführten Brandenburger Thor in Potsdam entwarf er die Stadtfaçade mit Pilastern und Arkaden, während für die äußere Front mit den Säulen der König selbst die Zeichnung gemacht. Indessen war er viel zu talentvoll und zu selbständig, um sich mit Friedrich auf die Dauer zu vertragen und erfuhr dessen Ungnade gar bald. Ein ähnliches Schicksal hatte Jeder zu gewärtigen,

[1]) Geboren 1738, gestorben 1802.

welchem der künstlerische Funke nicht gänzlich fehlte. Wer sich nicht selbst aufgab, nicht allen Willen und alle Vernunft zum Schweigen brachte, fand hier seines Bleibens nicht. So war auch die Wirksamkeit des Franzosen Le Geai nur eine kurze. Er wird uns als sehr geschickt im Zeichnen und Malen und als ein besonders begabter Künstler geschildert, der eine reine Architektur beobachtet und alle außerwesentlichen Zierrathen vermieden habe. Le Geai hatte die Zeichnungen für die Hintergebäude des Neuen Palais, die sogenannten Commüns, zu machen, war hierbei jedoch nicht ganz den Anordnungen des Königs gefolgt und behauptete diesem gegenüber die Richtigkeit seiner Abänderungen. Dadurch verlor er Gehalt und fernere Beschäftigung und mußte nach England gehen. Sein Bauwerk ward vielfach entstellt und besonders dadurch, daß der König die Seitenfronten um vier Fenster verlängern ließ, ganz außer Verhältniß gebracht.

Einer der Architekten, die sich am längsten bei Hofe hielten, war Johann Gottfried Büring; doch hat gerade er in der Folge ein besonders hartes Schicksal erfahren. An Originalität und Begabung hatte er nicht schwer zu tragen; Manger versichert uns, er habe auf Palladio geschworen. Was keinem Andern zugemuthet werden konnte, das that er. Im Garten von Sanssouci baut er auf Friedrich's Befehl das Japanesische Haus, ohne je etwas von japanesischem Geschmack gewußt zu haben. Auf den Terrassen, zur Seite des Schlosses, errichtet er die Bildergallerie nach genauem Programm des Königs. Die Künstlerköpfe als Schlußsteine, die großen, zopfigen Urnen zwischen den Fenstern, die mißrathene Kuppel, welche dem Thurm einer Dorfkirche gleich sieht, dienen dem Ganzen wenig zur Zierde. Das Innere ist ein stattlicher, aber für seine Bestimmung nicht sehr passender Saal, indem alle Gemälde den Fenstern gegenüber hängen und daher des steten Reflexlichtes wegen kaum sichtbar sind. In der glänzenden Ausschmückung des Saales hat Unger sein Geschick bewährt, so daß das Innere dem Aeußern bedeutend überlegen ist. Wenn Unger beim Belvedere, Gontard beim Antiken- und Freundschaftstempel nach Friedrich's Zeichnungen arbeiten, so giebt das immer noch ein anderes Resultat, als wenn die Ideen des Königs einen Büring zum Interpreten finden. Besonders auffallend ist des Letzteren Ungeschick für das Ornament, in welchem er Schlangen und allerlei Ungehöriges anzubringen liebte und jeder Erfindung baar war.

Gemeinschaftlich mit Gontard und Manger war Büring beim Bau des Neuen Palais beschäftigt, der 1762 kurz vor dem Friedensschluß begann, nachdem die Idee schon vor Ausbruch des siebenjährigen Krieges entstanden war. Bei seinem Ausflug nach Holland hatte dem Könige die dortige Bauart so sehr gefallen, daß er auch bei diesem Prachtbau die natürliche Ziegelfarbe zwischen den Sandsteinpilastern zeigen wollte, was zu einer

sehr angenehmen und lebendigen Wirkung führte. Von den Gebäuden, welche wir eigene Schöpfungen des Königs nennen dürfen, weil er selbst die erste Zeichnung dazu gemacht, ist das Neue Palais nicht allein das größte und prächtigste, sondern wohl auch das gelungenste. Dies hindert freilich nicht, daß es von den gröbsten architektonischen Fehlern wimmelt, welche der Bauherr theilweise noch dazu gegen den lebhaftesten Widerspruch seiner sämmtlichen Baumeister durchzusetzen genöthigt war. Besonders läuft auch hier wieder Alles auf bloße Dekoration hinaus. Eine mächtige Kuppel krönt das Ganze, kleinere Kuppeln die Flügel; aber man würde sich sehr täuschen, wenn man unter diesen auch im Innern entsprechende Kuppelsäle vermuthete. Die Kuppeln sind lediglich ein etwas umfangreiches Ornament. Säle und Gemächer reihten sich eines wie das andere hinter den Fenstern auf; man ließ sich auf nichts ein, was über die hergebrachte nüchternste Gewöhnlichkeit nur einigermaßen hinausging; da wäre die Anlage eines Kuppelsaales viel zu verwickelt gewesen. Die Façaden dagegen brauchten sich um das Innere gar nicht zu kümmern. Sie konnten, soviel ihnen beliebte, mit Scheinkuppeln prahlen, die auf dem Gebäude sitzen wie Perrücken auf kahlen Schädeln.

Wie sehr jede Originalität der Anlage fehlt, zeigen besonders die Treppen. Hier hatte der König seine eigene Idee trotz Gontard's wiederholtem Sträuben durchgesetzt. Daß jene aber ganz unschicklich war, stellte sich während des Baues heraus. Man hätte nämlich durch eine kleine Oeffnung um einen Pfeiler herumklettern müssen, um auf die Stufen zu gelangen. Alles Begonnene mußte wieder abgetragen werden, und es entstanden die jetzigen beiden, durch ein geschlossenes Vestibül getrennten Stiegen, welche für ein so imposantes Bauwerk viel zu klein sind. Auch eine wirksame Portal-Anlage fehlt ganz. In dem auf einer niedrigen Terrasse ruhenden Palast gehen sämmtliche Fenster im Parterre bis auf den Boden und dienen zugleich als Thüren. Zwischen den Fenstern gliedern hohe korinthische Pilaster die Wand. Um die allzu große Einförmigkeit dieser Pfeiler-Architektur zu mildern, ließ Büring, abweichend vom Entwurf des Königs, vor dem Mittelrisalit freistehende Säulen errichten. Der Monarch hatte dies nicht in der Zeichnung, wohl aber beim Bau selbst gemerkt und ließ alles Begonnene wieder herunterbrechen. Beim Anfang des Baues hatte Friedrich auch schon die Fundamente zu hoch befunden und ihre Abtragung um drei Fuß befohlen. Die Architekten befolgten dies Gebot nicht ganz und ließen nur neun Zoll fortnehmen; die Folgen rechtfertigten sie; es zeigte sich später Grundwasser, das bei niedrigerem Fundament höchst verderblich gewesen wäre.

Die plastische Ausschmückung des Gebäudes ist von seltenem Reichthum, eine Sandsteingruppe reiht sich an die andere. Leider ist der Kunstwerth derselben nicht erheblich. Auch die dekorative Skulptur schien seit der Zeit,

wo ein Knobelsdorff sie in seine Dienste genommen, bedeutend gesunken. Der König wollte Alles recht schnell und dabei recht billig hergestellt haben, was natürlich nicht zum Vortheil der Kunst ausschlug. Statuen nach dem Dutzend oder halben Dutzend wurden geliefert, das Stück, mit Einschluß des Materials, nur zu 200 oder 300 Thalern. Alle waren im Barockgeschmack, den übrigens der Berliner Bildhauer Müller auf seinen Rechnungen sehr naiv den marokkanischen nannte.

Am Allerungehindertsten hatte des Königs eigener Geschmack sich im Jahre 1753 geltend machen können, wo Knobelsdorff eben gestorben und Johann Boumann wegen der mißglückten Fontänen-Anlage für Sanssouci in Ungnade gefallen war. Da schlug Friedrich in seiner Bibliothek den Palladio auf, oder das Werk von Piranese und Panini über die Gebäude Roms, oder ließ sich Zeichnungen von der französischen Akademie in Rom einsenden. Hieraus wies er dann Façaden für Potsdamer Bürgerhäuser an. Alle möglichen römischen und sonstigen Paläste, der Barberini- und Borghese-Palast, sowie Schloß Whitehall wurden nachgeahmt. Aus Bürgerhäusern wurden Paläste en miniature. Darunter litt die innere Bequemlichkeit, da die Stockwerke innen nicht so hoch sein konnten, wie die Außenseite nach Palladio und Anderen erforderte. Jedes hohe Geschoß ward innen in zwei niedrige getheilt, in denen die Fenster bald dem Fußboden, bald der Decke zu nahe waren. Die Sorglosigkeit rücksichtlich des Grundrisses ging so weit, daß man für die Treppen oft nur den Raum ließ und deren mehr oder minder geschickte Anlage ganz nach Gutdünken des Zimmermanns geschah. Dabei liebte es der König, zur bloßen Spielerei die seltsamsten Verzierungen, wie Widder- und Ochsenköpfe, in den Gesimsen anbringen zu lassen. Einmal, zum Nauener Thor in Potsdam, ließ er sich sogar einfallen, eine gothische Skizze zu machen, die denn auch gar ergötzlich ausfiel. Diese Gothik des achtzehnten Jahrhunderts bestand aus einem rustiken Abputz, Thüren, Fenstern und Arkaden mit Spitzbogenschluß, modernen Tragsteinen, Fratzenköpfen mit kupfernen Ringen im Munde, Mauerzinnen und Zuckerhut-Aufsätzen. Manger findet es etwas zweifelhaft, ob dies Bauwerk nach dem zierlichen oder nach dem groben gothischen Geschmack gerathen sei.

Zwei große Nachtheile, hervorgegangen aus der eigenthümlichen Stellung, welche Friedrich der Große zu Kunst und Künstlern eingenommen, ergeben sich aus dem, was wir jetzt entwickelt haben: Erstens das Unterdrücken jeder selbständigen Künstlernatur und ihr Verdrängen durch willkürlichen und launenhaften Dilettantismus; zweitens das immer schrankenlosere Vorherrschen einer lediglich auf das Dekorative und Theatralische zielenden Richtung, welche sogar vor den seltsamsten Ausartungen nicht zurückschreckt. Ein dritter großer Uebelstand kam hinzu: der geringe Sinn für Solidität. Mit

den beiden vorigen Punkten hängt dieser eng zusammen. Rücksichtslosigkeit gegen Technik und Material liegt nahe, wo der Dilettant an die Stelle des sachkundigen Meisters tritt, und sie ist ganz natürlich, wo man Dekorationen und nicht Bauwerke, nicht Monumente herstellen will. Uebel angewendete Sparsamkeit, welche dabei ihren Zweck doch nicht einmal erreichte, nährte dies unarchitektonische Treiben. Man scheute die Kosten, ein Gebäude von vorn herein solid und dauerhaft herzustellen und machte damit doch nur eine sehr unglückliche Spekulation, indem die fortwährend nöthigen Reparaturen ebenso große und noch viel größere Summen verschlangen. Immer mehr, besonders an den Bürgerhäusern, tritt bei der Façadendekoration der Stuck an die Stelle des Sandsteins. Immer mehr nimmt die bedenkliche Neigung, Surrogate anzuwenden, überhand, welche sich leider ganz besonders in Berlin bis auf diese Stunde festgesetzt hat, welche das Erzeugniß einer dekorativen Richtung ist und letztere immerfort steigert, indem sie dieselbe so leicht, billig und bequem macht. Ein wahrer und folgenreicher Aufschwung der heutigen Baukunst ist unmöglich, ehe man sich nicht völlig und rückhaltslos von einer solchen Richtung lossagt, die im Grunde nur ein Ueberbleibsel von Rokoko und Zopf ist.

Friedrich der Große wurde in dieser Hinsicht niemals durch den Schaden klug und blieb trotz aller schlimmen Folgen mit der größten Hartnäckigkeit bei dieser unsoliden Wirthschaft. Blei wird für Kupfer angewendet beim Dach der französischen Kirche in Potsdam und ist in kurzer Zeit schadhaft geworden. Blei wird für Sandstein genommen bei der Neptunsgruppe im Potsdamer Lustgarten, die bald darauf zu Grunde geht. Auch der Atlas auf dem Thurm des Potsdamer Rathhauses, das Boumann der Vater nach der Angabe des Königs ausgeführt, wird nur in Blei gegossen. Zweiundzwanzig Jahre später stürzt die ganze Figur auf den Markt nieder und muß durch ein neues Werk in getriebenem Kupfer ersetzt werden. Bei dem Gesimse eines eleganten Privathauses werden die Modillons nur von Gips gemacht, müssen später jedoch mit besonderen Kosten wieder herabgenommen werden, um die Vorübergehenden vor Todtschlagen zu bewahren. Wo zwei Gebäude eine gemeinschaftliche Façade erhalten, tritt mitunter auch der Fall ein, daß bei dem einen die Ornamente aus Sandstein, bei dem Anderen aber aus Gips gemacht werden; während dieselben dann auf der einen Hälfte der Front erhalten bleiben, gehen sie auf der zweiten zu Grunde. Einmal soll Gontard alte Fachwerkgebäude durch neue massive Privathäuser ersetzen, wird aber angewiesen, die alten Fundamente beizubehalten. Der Neubau erweist sich nach achtzehn Jahren als zu schwer und muß ganz wieder abgetragen werden. So erhielten auch beide Thürme auf dem Gensdarmenmarkte Risse; der von der französischen Kirche stürzte eines Morgens zusammen, glücklicher Weise ohne

Jemanden zu beschädigen. Der cylinderförmige Unterbau der Kuppeln ward nun in beiden Thürmen von Grund aus neugebaut. Die Volksstimme regte sich damals auf das Lebhafteste; unter anderen Pasquillen war eine Broschüre mit dem Motto: „Parduz da liegt er!“ erschienen, welche den vielen Ausländern, besonders den Franzosen, die Schuld gab, „die statt mit Steinen, mit Pfefferkuchen gebaut“. Besonders theuer kam dem Könige sein Eigensinn beim Neuen Palais zu stehen. Die Decke zwischen dem oberen und dem unteren großen Saale wollten die Baumeister flach wölben, der König aber bestand auf einer Balkendecke. Wie vorausgesagt, erwies sich diese als zu schwach. Schon acht Jahre darauf, 1774, sind umfassende Ausbesserungen nöthig, 1785 aufs Neue; bei der ersten erforderten die Reparaturen des stark beschädigten Grottensaales allein über zehntausend Thaler.

Die bedeutenden Kosten, welche das Abtragen und Verändern bei solchen Gelegenheiten verursachten, schienen dem Könige, der von der Sache selbst nichts verstand, nichtsdestoweniger aber um alle Einzelheiten sich bekümmerte, stets übertrieben. Gegen seine Architekten wird er dann mißtrauisch und läßt sie arretiren. Ueberhaupt war die Stellung der Baumeister unter ihm eine ganz entsetzliche. Alle Eigenschaften des Königs, welche sein Wirken in anderen Dingen so segensreich machten, seine Wachsamkeit und Selbstthätigkeit führten hier, wo sie in falscher Richtung thätig waren, die traurigsten Folgen herbei. „Des Königs Mißtrauen“, sagt Manger, der selber hart davon betroffen wurde, „ist nach keiner Logik seit Aristoteles gerechtfertigt und gehört vermuthlich zur höheren Menschenkenntniß, von der nicht alle urtheilen können“. Die Anschläge Anderer werden, wenn sie zu hoch scheinen, durch den Oberbaurath Seidel aus Berlin revidirt. Dieser streicht dann bedeutende Summen, oft freilich durch Ansetzen eines niedrigeren Arbeitslohnes, für welchen sich dann die Maurer zu arbeiten weigern, oder durch das Berechnen nach unsolider Herstellung, während die Baumeister, die Alles solid veranschlagt, in den Verdacht kommen, sie wollen betrügen. Scheinen irgendwo dem Könige die Kosten zu hoch, so nennt er seine Architekten „impertinent und gottlos, Erzkanaillen, die man zum Teufel jagen müsse“; und neben die Anschläge malt er Galgen mit Gehängten, für den und für den. Auf ungegründeten Verdacht hin wurden bei solchen Gelegenheiten Gontard und Andere arretirt. Nur der Tod des Königs befreite Manger aus monatlanger, ganz ungerechter Haft. Büring bekam in Folge eines Arrestes den Schlagfluß. Darauf erhält er Urlaub zu einer Badereise, seine Krankheit aber nöthigt ihn, um Verlängerung desselben einzukommen. Da schreibt der König, er könne bleiben, wo er wäre, und nun führt der Verlust seiner Stellung den Ruin seines ganzen Vermögens herbei. Der königliche Dienst war dann mit Recht auch so sehr gefürchtet, daß Baumeister aus den Provinzen, David Gilly unter Anderen, die man nach

Potsdam berufen wollte, absichtlich schlechte Zeichnungen machten, um ja wieder heimgeschickt zu werden.

Bei alledem fand Friedrich's Bauthätigkeit im Volk wenig Anklang. Die Bürger, welchen er Häuser errichten ließ, dankten es ihm nicht, da sie die Nachtheile des ungeschickten Innern bei prunkvoller Façade zu sehr empfanden. Auch kostete der Unterhalt solcher Miniatur-Paläste oft viel mehr, als der ganze Nutzen der Vermiethung und des Erwerbes betrug. Für die hohle königliche Dekorationssucht hatte man wenig Sympathie. Als in der Leipzigerstraße zu Berlin auf Friedrich's Geheiß stets mehrere Häuser zu einer großen Scheinfaçade vereinigt wurden, gaben die Eigenthümer, wie Gottfried Schadow[1]) mit großem Behagen erzählt, „nichts auf den königlichen „Coup d'oeil"; jeder wollte seinen besondern Antheil unterscheiden, und der eine strich den seinigen blau, der zweite gelb, der dritte grün an. Der Sinn für individuelle Selbständigkeit, welcher hierin liegt, äußert sich zwar recht ungeschickt, ist aber bei Weitem gesunder als all die leere Prunksucht.

Ueberhaupt war die Art der damaligen Kunstpflege, die ganze Einrichtung eines Hofbauamt-Etats, der jährlich Hunderttausende an Privatleute hergab, damit sie der königlichen Residenz zu Liebe ihre Façaden etwas zierlicher herausputzen konnten, völlig nutzlos und eine bloße Zersplitterung. In Potsdam hatten unter Friedrich dem Großen die königlichen Bauten über zehn Millionen gekostet, wovon auf 620 Bürgerhäuser allein mehr als drei Millionen kamen[2]); und was war damit erreicht? Alle Solidität war verschwunden, die liederlichste Ausführung, die fadeste Affektation war zur Tagesordnung geworden[3]). Will der Staat etwas für die Baukunst thun, so darf er nicht bei allerlei Kleinigkeiten anfangen, nicht Dem oder Jenem ein Sümmchen geben, um ein paar Ornamente mehr an seinem Hause anzubringen. Er muß der Architektur Schöpfungen im größten Maßstabe

[1]) Künstler und Kunstansichten.

[2])

	Thlr.	Sgr.	Pf.
38 königl. Gebäude (Stadtschloß, Sanssouci, Neues Palais u. s. w.)	5,322,912	10	4
8 Kirchen und Kirchengebäude	166,634	9	2
5 Armen- und Waisenhäuser	309,779	13	4
4 Thore nebst Stadtmauern	31,819	23	1
Rathhaus und einige kleinere Monumente	73,319	22	1
27 Fabriken u. s. w.	216,054	5	4
Uferbauten, Pflaster.	325,923	13	5
119 Militärgebäude, Kasernen u. s. w.	444,652	10	7
620 Bürgerhäuser	3,151,217	9	1
100 Kolonistenhäuser	31,637	2	1
Reparaturen u. dergl.	199,127	20	11
Summa	10,273,079	19	5

[3]) Vergl. Schinkel's Nachlaß B. III. S. 194.

möglich machen, muß ihr ächte Monumente zu errichten geben, in denen die Kunst in ihrem ganzen Ernst, ihrer ganzen Größe auftreten kann. Solche Schöpfungen werden zum Mittelpunkt der ganzen Kunstbetriebsamkeit des Landes; Handwerker und Künstler finden hier eine bessere Schule als hundertjähriger Unterricht auf Akademien gewähren kann. Ist irgend im Volk Empfänglichkeit für die Kunst, so wird sie dadurch angeregt, frischer Wetteifer, einheitlicher Sinn für nationale Kunst wird geweckt. Aber der Sinn für eine solche Kunst, der Sinn für das Monumentale fehlte Friedrich dem Großen ganz. Als ihm einmal vorgestellt wird, daß bei ihrer Unsolidität seine Bauten nicht wie die der Römer auf die Nachwelt kommen würden, entgegnet er: „Ich will nicht wie die Römer bauen, es soll nur bei meinem Leben dauern". Ein trauriges Wort aus dem Munde des großen Monarchen, das da schreit gegen den ganzen Begriff der Kunst! ein Wort, das zu seinem Ruhme besser nicht auf die Nachwelt gekommen wäre, denn es legt Zeugniß ab, wie sehr auch in ihm, trotz seiner geistigen Ueberlegenheit, alle Selbstsucht des Despotismus wurzelte. Wenn das Verständniß für das Monument so ganz verloren gegangen, wenn völlige Geringschätzung alles Bestehenden herrscht, dem man sobald als möglich ein Anderes an seine Stelle wünscht, so ist dies, um einen Ausspruch Schinkel's anzuführen, ein sicheres Zeichen von der Nichtigkeit des Zeitcharakters. Ueber diesen Zeitcharakter hatte sich Friedrich der Große als Bauherr nicht zu erheben vermocht.

Wenn wir aus den Leistungen der Baukunst unter seiner Regierung das Facit ziehen, so ergiebt sich nach dem Allen kein erfreuliches Resultat. Die scheinbare Pflege der Kunst ist im Grunde ein Ausrotten der Kunst gewesen. Das Walten jedes ächten Künstlergeistes wurde unmöglich gemacht, jede selbständige Regung gehemmt und erstickt. Kein freies Entfalten einheitlich angeregter Kräfte, sondern ein Zersplittern der Mittel, ein Irreleiten der Bestrebungen. Mangel an Originalität, hohle Dekorationssucht, Unsolidität, eitle Modeherrschaft sind die Folge. Immer eitler, immer theatralischer ist die Architektur unter Friedrich dem Großen geworden. Vielfach ist sie dem Imperatorenstyl des Napoleonischen Frankreichs verwandt. Wie die letztere kann man auch sie die „Galgenfrist des Zopfes" nennen. Leben war keines in ihr; im Volke hatte sie keine Wurzeln geschlagen.

Die Auflösung der Kunst vollendet sich unter der folgenden Regierung, wenn auch hier und da schon vereinzelte Anfänge des Besseren auftauchen. Eine Uebersicht dieser Epoche, hinsichtlich welcher wir uns sehr kurz fassen können, soll der nächste Abschnitt bringen, der uns lehren wird, wie nach soviel Verirrungen ein Schinkel endlich durch strenge Zucht und reines, freies Streben die Architektur zur Selbstbesinnung führte.

Bacon von Verulam
und die Geschichte der Naturwissenschaft.

(Schluß.)

Von Emil Wohlwill.

III. Aus dem „neuen Organon."

Was die Ueberlieferung und die Kritik in Bacon verherrlichen, ist nicht der Gegenstand seiner naturwissenschaftlichen Schriften; an ihrem Werthe haftet sein Name nicht. Auf das „neue Organon" kommt es an. Wo Bacon gekannt ist, gilt dieses Werk als die Quintessenz seiner lebenslänglichen Bestrebungen zur „Erneuerung der Wissenschaft". In dem unvollendeten Gesammtwerk, das Bacon selbst mit dem Namen der „magna instauratio" bezeichnet, mußte dieses Bruchstück die wichtigste Stelle einnehmen: es enthält die Anweisung zu einer wahrhaften „Auslegung der Natur", also den Kern des neuen Beginnens.

Die Worte, mit denen Liebig die Beurtheilung des Novum Organon einleitet, belehren uns an der Schwelle, daß seine Methode diesem Werk nicht gerecht werden kann. Wer uns zumuthet, aus der Historia naturalis als „der Grundlage des Novum Organon"[1]) zu schließen, „was uns Bacon in diesem giebt" (S. 20), der wird uns auch hier nicht über die enge Sphäre seiner Naturforschung hinaus den großen Mann erblicken lassen. Und wirklich ist bei Liebig vom neuen Organon nur so viel übrig geblieben, als sich vom Verfasser der Historia naturalis erwarten läßt. So zergliedert er vor Allem in peinlicher Ausführlichkeit, peinlicher noch als Brewster vor ihm, Bacon's Untersuchung über die Wärme. Wer aus der

---

[1]) Wenn Liebig als Bacon's eigenen Ausspruch zitirt, daß die Historia naturalis „die Bausteine zum Novum Organon enthalte", so läßt er ihn damit den natürlichen Plan im Zusammenhang seiner Werke verleugnen. Das Zitat beruht auf einem Versehen. Es heißt an betreffender Stelle: „Die Historia naturalis enthält die Bausteine, das Novum Organon die Werkzeuge und Vorschriften für den Bau". (Vorrede zur Historia naturalis.)

Historia Bacon als Naturforscher kennt, weiß genau, was diese „Wärmelehre" zu bieten hat. Sie giebt uns eine Zusammenstellung der Thatsachen, so gut und so schlecht, als sie das Wissen des Zeitalters gewährte, eine Ableitung von allgemeinen Sätzen, die auf wenig experimenteller Forschung, viel raschem Denken und flüchtiger Analogie beruht, dabei hier und dort lichtvolle Ideen, Fingerzeige, Fragen, wie beiläufig eingestreut, nicht entwickelt, nicht in ihrer Bedeutung für die letzte Entscheidung gewürdigt.

In Liebig's Auffassung muß es vor Allem das Urtheil irreleiten, daß diese Untersuchung als ein fertiges Produkt aus der Werkstätte der neuen Methode betrachtet wird; Bacon giebt in ihr nur ein Beispiel zur Verdeutlichung der Theorie (Nov. Organ. II. bes. 18.), das als solches lückenhafte Ausführung gestattet. Er spricht es unzweideutig aus, daß die ihm bekannten Thatsachen zur Erforschung der Wärme ganz unvollständig (14.), die Begriffe, mit denen er operiren muß, die hergebrachten, unbestimmten sind. (19.) Aber Vollständigkeit der Thatsachen, wie Bestimmtheit der einzelnen Begriffe, sind nach seiner Lehre die Vorbedingungen jeder wissenschaftlichen Untersuchung; führt er dennoch sein Beispiel schematisch bis zur Entwicklung des Resultats, so ist es schon dadurch als vorläufig, nur der Erläuterung dienend, charakterisirt; zum Ueberfluß spricht Bacon diese Absicht wiederholt aus.

Noch wichtiger ist, daß Liebig die Aufgabe, die Bacon sich stellt, dem Leser gar nicht zum Bewußtsein bringt. Die „Form" der Wärme, die Bacon sucht, ist nicht, wie Liebig überträgt, die Natur der Wärme, zum mindesten nicht in dem gebräuchlichen und von Liebig gebrauchten Sinne; es ist nicht die Gesammtheit der Wärme-Erscheinungen. Die „Form" in Bacon's Sinne ist vielmehr das Eine letzte Wesens-Gesetz, das allen diesen Erscheinungen innewohnt, das sie mit Nothwendigkeit hervorruft. Wie die mathematische Formel des Kegelschnitts alle Eigenschaften einer solchen Linie einschließt, ihre Ableitung auf analytischem Wege gestattet, so meint Bacon aus der „Form", wenn er sie besäße, das ganze Gebiet der Erscheinungen entwickeln zu können. In diesem Sinne sind die Formen für Bacon das höchste Ziel der Forschung; man wird kaum bestreiten können, daß sie es in gewisser Beschränkung noch heute sind. So faßt auch Whewell ohne Weiteres Bacon's Form als gleichbedeutend mit dem, was heute Theorie der Wärme heißt; er erläutert sehr treffend den Widerspruch zwischen der Bedeutung dieser Aufgabe und Bacon's Versuch, sie zu lösen, durch den Hinweis auf die Reihe wirklicher Fortschritte der Wärmelehre seit jener Zeit; langsam treten gesonderte Erscheinungskreise in ihrer Gesetzmäßigkeit hervor und erweitern zugleich die Begriffe vom Wesen der Wärme, und noch in der Stunde, wo Whewell schreibt, ist die Theorie, die allen Erscheinungen genügt, die „Form der Wärme" nicht gefunden. Und Bacon, zu dessen Zeit

nicht eine einzige der verschiedenartigsten Erscheinungen zum Verständniß gereift war, sah kein Hinderniß, sich an der letzten Aufgabe zu versuchen. So hülflos sein Verfahren ist, so hat es doch in sich vollständigen Zusammenhang. Die handgreifliche Zweckwidrigkeit, die Liebig in der Methode sieht, entsteht nur dadurch, daß er Bacon's wesentliche Aufgabe im Dunklen läßt. Ist es überhaupt schon ein bedenklicher Vorwurf, daß ein Beobachter nicht die Gesetze der Wärmeleitung entdeckt habe, so verliert derselbe jeden Boden, wenn die Betrachtung über Mittheilung der Wärme so ausdrücklich von der Untersuchung ferngehalten wird, wie es bei Bacon geschieht (Nov. Org. II. 20).

Gewiß, in Bacon's Aufgabe schon liegt der Irrthum; aber wenn es ein Grundirrthum war, daß Alchymisten aus Erde Gold zu schmelzen suchten, so wird man doch nicht tadeln dürfen, daß — Keiner vor Böttcher das Porzellan erfunden hat. — Bacon's Weg ist einfach genug. Er stellt den Grundsatz an die Spitze: wo die „gegebene Natur", also in unserem Fall eine Wärme-Erscheinung vorhanden ist, da muß auch die Form sein; sie wird fehlen, wo die Erscheinung nicht von ihr zeugt; sie wird in höherem oder geringerem Grade vorhanden sein, wo die Erscheinungen in entsprechender Weise ein Mehr oder Minder zeigen. Damit ist die Anleitung gegeben, in den Wärmeerscheinungen das Wesentliche von dem Zufälligen, Begleitenden zu sondern. Man stellt zunächst die Erscheinungen zusammen, bei denen Wärme wahrgenommen wird, und ordnet gleichfalls die, bei denen sie vermißt wird, wie z. B. in den Strahlen des Mondes, beim Leuchten des Meeres; man ordnet ferner eine Tafel der gradweise verschiedenen Wärmewirkungen. Dies erste Sammeln der Thatsachen soll nach Bacon's Ansicht ohne viel Ueberlegung, „ohne jede größere Subtilität" geschehen. Es scheint ihm minder gefährlich, was nicht zusammengehört, vorläufig zu vereinen, — der kritische Verstand sondert's ohnedies, — als, Wesentliches unbeachtet zu lassen. Dieser Theorie gemäß ist sein Verzeichniß von Dingen, die warm sind oder Wärme haben, eine so völlig ungesichtete Sammlung, daß sie uns das ersichtlich heterogenste zu vereinigen scheint. „Man sieht", sagt Liebig, „daß diese Tabellen von einem Schreiber des Lords aus Büchern ausgezogen sind, der alle Stellen aufnahm, wo die Worte Wärme u. s. w. vorkamen." Wozu diese zweite unwissende Person, da doch Bacon nicht verbessert, also dem Geiste nach mit ihr eins ist? Das aber sieht man an Bacon's Tabellen, daß jene Periode eine so geringe Subtilität in der Gruppirung wissenschaftlicher Thatsachen gestattet, wie sie heute nur dem völlig Unwissenden außerhalb der Wissenschaft möglich wäre.

Wer das Geringste von guten und schlechten Wärmeleitern weiß, kann nicht warmhaltende Wolle und wärmende Flamme neben einander stellen, kann nicht Eisen wärmer als Holz nennen. Daß Dergleichen Bacon nicht

beunruhigt, zeigt nur, daß ihm diese Grundbegriffe fehlen. Sie fehlten offenbar dem Zeitalter. Liebig meint freilich, daß Bacon völlig Ueberwundenes festhalte. „Einem Arzt aus der Galenischen Schule ein Jahrhundert vor Bacon“ will er „vielleicht nachsehen, wenn er den kühlenden Geschmack der Pfeffermünze einer in ihr wohnenden Kälte und den hitzigen des Ingwers einer inneren Hitze zuschrieb, aber auch dieser legte nicht (wie Bacon) in die Worte die physikalischen Begriffe hinein“ (S. 32).

Die Geschichte zwingt uns, unsere Nachsicht über Bacon hinweg auf spätere Forscher auszudehnen; denn die Frage, ob man mit hitzig schmeckenden Stoffen räuchern könne, kann schwerlich ein Beobachter verspotten, der, wie Robert Boyle versucht, ob Opium in Wasser gebracht, das Thermometer sinken mache, da es doch in kleinsten Mengen das ganze Blut eines Menschen abkühle[1]). Der Versuch fällt natürlich verneinend aus, allein Boyle scheint daraus nur zu schließen, daß derselbe Körper in Einer Flüssigkeit Abkühlung hervorbringen könne und in der anderen nicht. Daß Opium das Blut abkühlt, ist ihm nicht zweifelhaft.

Bacon's Tabellen bezeichnen die Periode der Kindheit für die Wärmelehre. Wie die ganze Untersuchung bieten sie einen ersten und schon dadurch verdienstlichen Versuch auf einem völlig unbebauten Felde. Eine Geschichte der Wärmebegriffe vor Bacon, die wir nicht besitzen, würde entscheidend beweisen, daß es die unvollkommene Einsicht des Zeitalters ist, die Liebig als Bacon's eigenthümlichen Unverstand dem Gelächter des neunzehnten Jahrhunderts preisgiebt. Selbst ein so willkürliches Verfahren hätte freilich nicht genügt, um Bacon's Bemühungen den Charakter einer kindischen Geistesrohheit aufzuprägen (s. bes. S. 21—23, 26—27), wenn Liebig's Darstellung nicht aus der großen Zahl der „Instanzen“ fast ausschließlich gesammelt hätte, was unseren Begriffen fremd, unserer Vernunft am wenigsten zugänglich ist. Wir verzichten darauf, durch eine ähnliche Mißhandlung älterer oder neuerer Forscher Parallelen auch zu diesem Bacon zu gewinnen. Es wäre jedenfalls lohnender, das reiche Material, das beispielsweise Boyle, oder auch der deutsche Chemiker Becher darbieten, einer Erörterung der Frage zu Grunde zu legen, was in verschiedenen Zeiten „schwierig“, „naheliegend“, „selbstverständlich“ heißt.

Vorläufig wissen wir, daß die Wissenschaft des siebzehnten Jahrhunderts Liebig's Urtheil verwirft. In Boyle's Untersuchung über das Wesen der Wärme heißt es: „Viele der bekannteren Beispiele, die zu unserem Gegenstand gehören, sind vor langer Zeit durch unseren mit Recht berühmten Verulam in seiner kurzen aber trefflichen Untersuchung über die Form der Wärme gesammelt. Kann ich gleich nicht mit Allem überein-

[1]) New experiments and observations touching cold 1683 p. 21.

stimmen, was ich hier ausgesprochen finde, so scheint mir der Verfasser doch, wenigstens unter den Neueren, der Mann, der zuerst die Lehre von der Wärme als experimenteller Forscher behandelt hat.“ (Works III. p. 576.)

Die Tabellen enthalten das Material für den Ausschließungs-Prozeß, durch den Bacon das Wesen der Wärme von den mannigfachen Verhüllungen begleitender Erscheinungen sondert. Dieser interessanteste Theil der Untersuchung ist bei Liebig eine weit ausgesponnene Absurdität. Liebig überträgt hier Bacon's ohnehin so anschauliche Ausdrucksweise noch weiter ins Greifliche; er läßt ihn sein Schiff mit allem möglichen Ballast mühsam beschweren, um dann auf der Fahrt die Ladung Stück für Stück wieder über Bord zu werfen. Sinnlos wäre allerdings, durch Ausschließung gerade die Erscheinungen zu beseitigen, die man der Prüfung unterwerfen will. Allein was Bacon „über Bord wirft“, sind nicht, wie Liebig uns glauben macht, „Thatsachen und Wirkungen“, er schließt nicht „Dinge und Erscheinungen aus, da er sich nicht zurechtlegen kann“, sondern Erklärungsweisen, nähere Bestimmungen des Wesens der Wärme, wie sie jene Erscheinungen und Wirkungen, vereinzelt betrachtet, nahe legen könnten. Daß diese Unterscheidung den Sinn und nicht nur die Worte trifft, bezeuge folgendes Beispiel. Nach Liebig sagt Bacon: „Die Wärme ist himmlisch und irdisch — darum über Bord mit den Vulkanen und Sonnenstrahlen“. In der einzigen Stelle, der diese Worte entsprechen könnten, heißt es: „Wegen des gewöhnlichen Feuers und namentlich wegen der unterirdischen Feuer (die von den Himmelsstrahlen sehr entfernt und meist ganz abgeschlossen sind), verwirf eine himmlische Natur der Wärme“ (Nov. Organ. II. 18, 2). — Mich dünkt, das sagt nicht: „über Bord die Sonnenstrahlen.“

Wer sich erinnert, daß die Alten und das Mittelalter das Element des Feuers über die Luft hinaus in den Himmel versetzten, wem es bekannt ist, daß Kepler die qualitas coelestis vertheidigt, der wird Bacon's Ausschließung der „himmlischen Natur“ nicht überflüssig finden. — Statt sinnlosen Wirrwarrs entwickelt der Text des Novum Organon dem Wesen nach das Verfahren, durch das die neuere Wissenschaft ausschließend fortschreitet, durch das sie beispielsweise die Emissionstheorie des Lichts „über Bord“ geworfen hat. Noch deutlicher ist das in der vierten Ausschließung: „wegen der glühenden Metalle, die andere Körper erwärmen und doch durchaus nicht an Gewicht oder Substanz verringert werden, verwirf (zur Erklärung) eine Mittheilung oder Beimischung von der Substanz des wärmenden Körpers.“

Liebig's Uebertragung der Ausschließungs-Tabelle ist eine dermaßen freie, daß sein Leser zwei so vernünftige Sätze, wie die hier zitirten, in solcher Umgebung kaum für möglich halten wird. In der That ist die unwiderstehlich erheiternde Wirkung dieses Abschnitts ausschließlich das Verdienst

der Wiedergabe. Das Original mag Unbedeutendes bieten, Sinnwidriges bietet es nicht. Dagegen hat es den Anschein, als ob das ganze Verfahren einen Verstoß gegen Bacon's eigene Lehre einschlösse. In bestimmtester Weise fordert Bacon, daß der Forscher von den Thatsachen nur zögernd und stufenweise zu allgemeineren Behauptungen übergehe; die ersten, meint er, müssen fast noch wie Thatsachen der Beobachtung aussehen, da sie nur solche zusammenfassen; in steter Sorge, die Schlüsse nicht weiter auszudehnen als die Beobachtung gestattet, gelangt man von ihnen aufsteigend zu den „mittleren Axiomen", den wichtigsten von allen. Die Schlüsse aber sind Schritt für Schritt durch neue Experimente zu sichern. Hätte Bacon nur diese Anweisung (s. bes. Nov. Org. I. 100—106 und De augm. V. 2) als den Inhalt seiner Methode hinterlassen, — wir würden in ihr, was Gilbert und Galilei ausgeführt, theoretisch angedeutet finden.

Was er dagegen im Novum Organon eingehend entwickelt, was er als das eigentlich neue Werkzeug der Induktion betrachtet, erscheint uns geradezu eine Anleitung für den raschen Sprung vom Besonderen zum letzten Allgemeinen, den er verwirft und verwünscht. Der Widerspruch ist in der That nur ein scheinbarer: Bacon sagt ausdrücklich, daß er „mit dem Ende anfängt", das heißt, daß er jene wichtige Arbeit als gethan voraussetzt (Nov. Organ. II. 10), hier nur den Abschluß des induktiven Verfahrens zeichnen will. Da er dennoch das Beispiel von der Wärme bis zur „Begrenzung" der Form durchführt, so rechtfertigt er das folgerichtig durch das oft zitirte Wort: die Wahrheit werde schneller aus dem Irrthum als der Verwirrung hervorgehen. In dieser Erwartung giebt er „dem Verstande die Erlaubniß", sich am Werk der Auslegung „zu versuchen"; „Anfang der Auslegung" oder „erste Weinlese" nennt er den Versuch. Der Erfolg ist vorauszusehen. Er beweist, daß Bacon's Ausschließung, wenn jene unabweislichen Vorbedingungen nicht erfüllt sind, lediglich Schema bleiben muß. Dürfen wir aber das für einen Augenblick vergessen, um nach Bacon's Idee dem Verstande die Zügel schießen zu lassen (permissio intellectui), so zeigt sich, daß Bacon in diesem Theil seines Werks eine wichtige Seite der Forscherthätigkeit zum ersten Male theoretisch dargelegt hat. Ausschließend verfährt sowohl der einzelne, als die Reihe der Forscher, die nach einander in zusammenhängender Thätigkeit dasselbe Gebiet der Erscheinungen zur Wissenschaft erheben. Ausschließend verfuhr Gilbert und verfährt noch der heutige Physiker, der aus den elektrischen Erscheinungen an wägbaren Körpern die Hypothese vom unwägbaren Fluidum ableitet.

Als der Sauerstoff entdeckt war, glaubte man, die Güte der Luft sei durch die Mengenverhältnisse dieses Körpers bedingt, Humboldt und Gay-Lussac schlossen die Ansicht aus durch die Beobachtung der konstanten Mischungsverhältnisse; man konnte dann glauben, die Schwankungen im

Gehalt an Kohlensäure, die Pettenkofer beobachtet hat, bedingen die Brauchbarkeit der Luft für die Respiration, allein Pettenkofer hat diese Erklärung durch einen einfachen Versuch ausgeschlossen, der ihm bewies, daß die Menge der Kohlensäure für sich beträchtlich zu vermehren ist, ohne die Luft drückend zu machen. Aber was bedarf es der Beispiele, wo jede Seite in der Geschichte der Wissenschaft die wichtige Wahrnehmung Bacon's bewährt! Oder wäre sie minder wichtig, weil man ausschließend denkt, ohne von Bacon zu wissen? Die wenigstens, die den Gedanken des Nutzens aus der Wissenschaft verbannt wissen wollen, werden nicht die Logik gering achten, weil man auch ohne Studium der Logik denken kann.

Man sagt von Bacon's Methode, es sei die Methode „der vielen Fälle", dem wahren Forscher aber stehe Ein Fall statt vieler da. Daß Bacon auch dies Letztere weiß, bezeugt schon der Begriff seiner Prärogativ-Instanzen. Im Uebrigen ist die Methode der vielen Fälle die einzig anwendbare und zu allen Zeiten angewandte, sobald es sich um die Zusammenfassung der Erscheinungsgesetze in die Einheit einer Theorie (also um die Formen) handelt. Die außerordentliche Umständlichkeit und Breite des Verfahrens wird in der That nur scheinbar dadurch umgangen, daß man ganz wie Bacon vorläufig eine „erste Weinlese" aus den bekannten Thatsachen veranstaltet; meistens freilich ohne wie Bacon sich des Provisoriums bewußt zu sein. Mehrt sich dann die Kenntniß der Thatsachen, so wird binnen Kurzem durch weitere Ausschließung die erste Theorie entweder entwickelt, oder durch eine andere ersetzt; abgeschlossen ist sie nur, sobald keine Thatsache mehr zu entdecken bleibt, die ihr widersprechen könnte, das heißt streng genommen, wenn in den bekannten Fällen alle erdenklichen eingeschlossen sind. Die Natur dieses Entwickelungs-Prozesses ist dieselbe, ob mehrere seiner Phasen in ein einzelnes Forscherleben fallen, oder in langen Zwischenräumen die Jahrhunderte im Fortschritt der Menschheit verketten.

Je höheren Werth in dieser Betrachtung Bacon's Gedanke erhält, um so weniger haben wir über den Gehalt seiner „ersten Weinlese" zu rechten. Es war zu jener Zeit zwar nicht leicht zu widerlegen, daß die wärmevermehrende Wirkung des Blasebalgs Folge der vermehrten Bewegung sei, daß das Verlöschen der glühenden Kohle durch den Druck des Fußes in der Behinderung der Bewegung bedingt sei, — dennoch wird nicht darüber zu reden sein, daß eine Theorie, die auf dem Grunde dieser und ähnlicher Erscheinungen das Wesen der Wärme in der Bewegung sucht, mit späteren Wärmetheorieen, die dem Namen nach dasselbe sagen, nichts gemein hat. Ist die Vermuthung im entgegengesetzten Sinne als mißverständliche Ueberschätzung zu verwerfen, so ist andererseits der Tadel Liebig's nicht berechtigt, daß man am Ende von Bacon's Untersuchung nur erfahre, was man am Anfang gewußt, und daß Bacon nicht einmal die Volumenänderung durch die

Wärme als eine allgemeine Eigenschaft der Körper erkannt habe. Er spricht von der Ausdehnung durch die Wärme als von einer allgemeinen Erscheinung, so weit das einem Beobachter möglich ist, der die geringe Ausdehnung des glühenden Eisens für nicht vorhanden erklärt, weil er sie nicht wahrnimmt. Um des Eisens willen verwirft Bacon als wesentlich eine ausdehnende Bewegung des Körpers der ganzen Masse nach (secundum totum). Er sieht demnach das Wesen der Wärme in einem Ausdehnungsbestreben der kleinsten Theile. „Wärme entsteht, wo dieses Bestreben behindert ist". — Bacon geht noch über die „Weinlese" hinaus, er versucht es, aus den unreifen Trauben gährungsfähigen Saft zu pressen: er folgert aus der Form eine Anweisung zur Wärmeerzeugung.

Wie Liebig in der theoretischen Untersuchung Gesetze der Leitung und Strahlung zu finden erwartet hat, so denkt er hier an ein neues Feuerzeug, ein neues Mittel zur Heizung, — hier wie dort im vollen Widerspruch mit Bacon's Absicht. Die Form der Wärme, meint Bacon, müßte, wenn wir sie besäßen, zur Erzeugung von Wärmewirkungen auch unter solchen Verhältnissen führen, in denen keine Erfahrung sie erzeugt sah. Da sie das Wesen von allem Zufälligen, Begleitenden gesondert erkennen läßt, so wird sie auch eine Anwendung gewähren, die, von Vorbedingungen und Hülfsmitteln möglichst „befreit", sich Jedem mit Leichtigkeit darbietet; das aber ist von der wahrhaft fruchtbaren Methode zu fordern (Nov. Organ. II. 4). So ergiebt sich aus der Form der Wärme, daß man, um Wärme zu erzeugen, nur den bestimmten Bewegungszustand hervorzurufen hat, im Uebrigen aber ganz unabhängig von der Beschaffenheit des Körpers ist, mag er hell oder dunkel, dicht oder dünn sein, ob er räumlich ausgedehnt wird, oder an Volumen unverändert bleibt u. s. w. (Nov. Organ. II. 20). Bacon fügt nicht das Selbstverständliche hinzu, daß der eigentlich praktische Werth seiner Anweisung von der Macht abhängt, den fraglichen Bewegungszustand nach Belieben hervorzurufen. — Man sieht, daß auch diese Regel der Anwendung nur eine Lücke im Schema ausfüllt; sie soll dem Leser zeigen, wie Bacon es sich vorstellt, daß in dem scheinbar Abstraktesten die wahre Quelle des Brauchbaren fließt. Dies und nichts Anderes liegt in den einfachen Worten, die Liebig „sinnlose, zu einem Knäuel verdrehte Phrasen" titulirt. Sie sollen kein Rezept „zum Ofenheizen" sein; man könnte mit gleichem Recht von der Wellentheorie des Lichts verlangen, daß sie ein neues Verfahren der Straßenbeleuchtung schon im Wortlaut enthalte.

Bacon's Entwürfe gingen der Erfahrung voraus; uns hat die Erfahrung seit jener Zeit belehrt, daß die großen praktischen Erfolge der Wissenschaft nicht, wie er erwartete, aus der Erkenntniß der letzten inneren Gründe hervorgehen, sondern aus der Erkenntniß der Gesetzmäßigkeit in den Erscheinungen. Ob ein unwägbares Fluidum, ob ein Bewegungszustand in den

Theilen der wägbaren Körper die Erscheinung der Wärme hervorruft, — die Erfindung neuer Heizapparate war davon unabhängig. Watt hat im Dampf eine chemische Verbindung von Wasser und Wärmestoff gesehen: die Gesetze der Verdampfung, die er angewandt, sind nicht minder anwendbar, wenn auch die neuere Wärmetheorie diese Auffassung verwirft.

So wenig wie aus der Darstellung der Wärmelehre, läßt sich aus der Theorie der Instanzen, wie Liebig sie im Vorübergehen bespricht, ein Begriff von Bacon's Absicht gewinnen. Auch hier muß man wissen, daß Bacon nach dem letzten Wesen eines ganzen Erscheinungsgebiets strebt, also möglichst viele dieser Erscheinungen und unter ihnen möglichst hervorragende, charakteristische sucht. Dies sind die Prärogativ-Instanzen; sie sind verschiedener Art, je nach ihrer Bedeutung für das Gesammtgebiet. Die Beispiele, die Liebig wiederum zur Verdeutlichung anführt, können nach Liebig „Jedem, der sie liest, ganz sinn- und bedeutungslos dünken, sind dies aber durchaus nicht, wenn man Bacon's wahren Standpunkt berücksichtigt" (S. 23). Theoretische Bestrebungen so eigenthümlicher Art müssen aus dem Geiste betrachtet werden, dem sie angehören. Liebig läßt jedoch eine Reihe von Instanzen dadurch wirklich „sinn- und bedeutungslos" erscheinen, daß er Bacon's wahren Standpunkt ganz außer Acht läßt. Er führt einen Theil nur ihren seltsam klingenden Namen nach an, einen andern in Begleitung unbegreiflicher Beispiele. Er erwähnt nicht die **Instantia crucis**, die den größten Forschern der Folgezeit einen passenden Ausdruck ihres Verfahrens bot, aber er nennt „den Wasserschaum und das gepulverte Glas als **Instantiae migrantes** zur Untersuchung der weißen Farbe". Ist es möglich, in solchem Citat Sinn und Bedeutung zu errathen? Bacon meint, das Wesen einer „Natur" müsse am besten in solchen Fällen zu fassen sein, wenn man sie unmittelbar entstehen sieht, wo sie nicht war und verschwinden, wo sie war; solche Fälle nennt er **Instantiae migrantes**, Wanderungs- oder Uebergangsfälle — einen solchen Fall zur Erkennung des eigenthümlichen Wesens der weißen Farbe bietet die Veränderung, die mit dem durchsichtigen Glas vorgeht, wenn es gepulvert wird, mit dem durchsichtigen Wasser, wenn es zu Schaum gerührt wird. Liebig hat Recht: von Bacon's Standpunkt aus ist voller Sinn auch in dieser „Wanderungs-Instanz." [1])

So ist auch durch Liebig's Beobachtung, daß in dem Verfahren Bacon's Richterberuf sich erkennen lasse (S. 25), nichts erklärt, weil nichts der Erklärung bedürftig, als die Wahl der Ausdrücke für die mannigfaltigen Instanzen. Daß das Eisen in der Hitze sich nicht ausdehnt und siedendes

---

[1]) In ähnlicher Weise hat Siegwart die prismatischen Farben als **Instantiae solitariae** gerechtfertigt.

Wasser sehr heiß ist, ohne zu leuchten, wird nicht minder die Ausdehnung des Körpers seiner ganzen Masse nach und das Licht vom Wesen der Wärme ausschließen, wenn man die Bezeichnung dieser Instanzen, die an „Alibibeweis" erinnert, in einen schulgerechten verwandelt.

Wir folgen nicht in die Details. Dem Wesen nach haben wir erschöpft, was Liebig im „neuen Organon" findet: eine Methode, die zu keinerlei Entdeckung führt, die kein Naturgesetz enthüllen kann, und das ausgeführte Beispiel der Wärmelehre, das nichts beweist, als die Unbrauchbarkeit des Verfahrens. Außerdem hören wir von prächtigen, gleich Edelsteinen glänzenden Phrasen; und eine Schaar von Citaten aus demselben Werk legt uns die Vermuthung nahe, es müsse der Grundton des Buches eine Selbstüberhebung ohne Gleichen sein. Man beziehe nur diese Zeugnisse einer maßlosen Eitelkeit auf die Wärmelehre und den abgeschmackten Instanzenhaufen, und die Charakteristik ist vollendet. Wir wissen nun, „was an dem Buche ist", und nur das bleibt zu erklären, daß jemals Jemand ein solches Geistesprodukt des Nennens werth erachtet hat. Wer gläubig folgte, wird am Ende nur mit Kopfschütteln hören, wenn Liebig noch von einem „scharfblickenden Manne" spricht (p. 38).

IV. Nachlese.

So schwarz, wie Liebig ihn gezeichnet hat, ist der geschichtliche Bacon nicht, sein Charakter nicht so verworfen, seine Beobachtungen nicht so sinnlos und selbst seine Methode minder widerspruchsvoll. Und doch, mit all der Milderung — was ist nun Bacon?

Liebig's Darstellung bewahrt vom ersten bis zum letzten Worte so durchaus den Charakter einer Anklageschrift, daß uns gelungen sein könnte, sie Schritt für Schritt zu widerlegen, und doch dadurch nichts gewonnen wäre, als eine Befreiung von schwerer Schuld. Das Verwerfliche liegt bei Liebig nicht in Mängeln und Sünden, die den großen Eindruck trüben — er weiß von keiner Größe, er kennt so wenig wie in den Historien an dem ganzen Mann und seinen Werken Unverwerfliches. Er sagt uns nirgends, was er Treffendes, Förderndes gefunden, aber mitten unter den Lichtblicken des Genius erhascht er sicherlich den schwachen Augenblick, das ungeschickte Wort; er schweigt von klugen Gedanken und nennt das gehaltlose Beispiel; von der schlagenden Wahrheit in Bacon's Kritik vernehmen wir nichts, aber wenn er verwirft und eine Thorheit durch die andere verbessert, davon wird uns getreu berichtet. Nirgends läßt Liebig uns Fleiß und Mühe merken, jedes Mißlingen wird zum Vorwurf. Wo Bacon vorsichtig den Irrthum möglich nennt, geschiehts, weil er weiß, daß er betrügt (S. 18). Wir hören im ausführlichen Verzeichniß von den Begriffen und Gesetzen, die Bacon, statt sie selbst zu entdecken, seinen Nachfolgern zu finden

überlassen hat: die Begriffe der Temperatur, der Fortpflanzung der Wärme durch Leitung und Strahlung (S. 28) ein Bewegungsgesetz, eine Massenanziehung in Newton's Sinn (S. 30); wie er dann Bewegungen durch eine „Scheu" in den Körpern erklärt, zur Zeit als Galilei selbst die Scheu in der Natur nicht entbehren konnte, oder durch ein „Streben" der Theile, das Liebig noch zur Versinnlichung der Molecularkräfte benutzt[1]). Wir hören von den Unterlassungssünden seiner Sinne, seines Verstandes und selbst seines Gemüths, denn auch das vernehmen wir, daß ihm die Freude des ächten Naturforschers fehlt und gar — die Demuth! Daß aber hinter all den Mängeln etwas Großes, Seltenes bleibt, verschweigt und verleugnet Liebig so vollständig, als nur immer vom erbitterten Kläger den Verdiensten seines Feindes gegenüber zu erwarten steht. Die Vertheidigung ist darum auf eine reichliche Nachlese angewiesen. Läge dabei nur die Aufgabe vor, den ächten Bacon aus dem Geiste seiner Schriften zu charakterisiren, — ihr wäre durch die Hinweisung auf mehrere treffliche Darstellungen in unserer Literatur genügt. Dagegen gewinnt vor dem absolut verneinenden Ausspruch einer Autorität wie Liebig die erneuerte Prüfung Werth, ob irgendwo in Bacon's Schriften Bedeutsames für die Begründung einer wissenschaftlichen Naturforschung geboten ist.

Schon in den „Historien" regen sich unter dem leblos angehäuften Material, unter den zahlreichen unfruchtbaren Versuchen Lebenselemente, die außerhalb dieser erfolglosen Mühseligkeit ihren organischen Zusammenhang haben. Es ist heute ein Gemeinplatz, daß es in der Natur nichts Unbedeutendes gebe, daß Alles, was werth ist, zu sein, auch werth sei, gewußt zu werden. Aber auch dieser Gedanke, so einfach er scheint, ist erst mit der neuen wissenschaftlichen Periode seinem ganzen Inhalt nach zur Geltung gekommen. Die ältere Naturwissenschaft war in ihrer Hauptsache eine Wissenschaft der „merkwürdigen und seltsamen Dinge", der „subtilen Wirkungen" der „sonderbaren Naturbegebenheiten". Und selbst, wer von seinem Gegenstande die Erscheinungen des täglichen Lebens nicht ausschloß, stellte, was er gab, in den lockenden Zusammenhang einer „natürlichen Magie". Wir überlassen es denen, die eine Geschichte aus den Wunderwirkungen vereinzelter Genies zu bauen wissen, Bacon als den Ersten zu feiern, der dem Gewöhnlichen zu seinem Rechte verholfen; wir meinen, daß dergleichen weder erfunden wird, noch irgendwie als ein Wunder in die Wirklichkeit tritt; daß selbst, wenn nie das Wort gesprochen wäre, die Wissenschaft ruhig fortschreitend sich mit gleichem Erfolg über alles Natürliche als ihr Gebiet verbreitet hätte. Es kann jedoch für den Einfluß eines vielgelesenen Schriftstellers

[1]) Daß Liebig den appetitus bei Bacon mit Appetit übersetzt, ändert nichts an der Identität der Anschauungen.

nicht ohne Bedeutung sein, daß er als Grundsatz, als nothwendiges Geschehen vor den Augen der Welt erhebt, fordert und in Anwendung bringt, was Andere gleichzeitig wie naturgemäß ausüben. Es ist eins von den Elementen der Anregung in Bacon's Schriften, selbst den untergeordnetsten, daß er nicht müde wird, das Gewöhnliche in der Natur wie im praktischen Leben für das Bereich der Wissenschaft als gleichwerthig zu bezeichnen.

Baptista Porta von Neapel, Bacon's älterer Zeitgenosse, war unzweifelhaft als Naturforscher ihm bei Weitem überlegen; aber bei Porta ist noch das Wissen vom Wunderbaren zum Mindesten ein Hülfsmittel, das Interesse zu fesseln. Er spricht von der Natur der Flamme sinniger als Bacon, aber er redet davon lediglich, um der „ewigen Lampe" willen. Dagegen will Bacon durch eine zusammenhängende Reihe von Versuchen (Sylva sylvarum 366—375) theils theoretisch aufklären, was die Verbrennungsdauer beeinflußt, theils geradezu eine rationelle Kerzenfabrikation begründen. Der Werth der ausgesprochenen Ueberzeugung, daß er in solchem scheinbar niedrigen Bestreben einen Gegenstand der Wissenschaft unter Händen habe, wird nicht dadurch beeinträchtigt, daß ein Lichtzieher ohne jede wissenschaftliche Bildung ihm bessere Versuche vorschlagen und den größten Theil der seinigen ohne Experiment verwerfen könnte.

Es ist unmöglich zu übersehen, welche Rolle in gleicher Richtung der Zweifel in allen Werken Bacon's spielt. Nicht nur, daß Bacon unaufhörlich Vorsicht gegen überlieferte Berichte empfiehlt, daß er zahlreiche Angaben zwar vorläufig aufnimmt, aber mit der Bemerkung: die Thatsache bleibe zu konstatiren, oder besorglich mit dem Zusatz: „wenn es wahr ist, was man berichtet". — wichtiger ist, daß er auch die eigenen Versuche sammt seinen Erklärungen, häufiger als irgend ein Forscher vor oder nach ihm, als unentschieden zu weiterer Prüfung hinstellt, daß er unzählige Male seinen Bemerkungen hinzufügt: „es bleibt dies näher zu untersuchen", oder daß er nach kurzen Andeutungen eine Reihe von Fragen über seinen Gegenstand aufwirft, die der Folgezeit zu beantworten bleiben. Es ist wahr: er zweifelt häufig nur, um der eigenen Ansicht Raum zu lassen, seine Fragen zeugen nicht selten von recht unklaren Vorstellungen, und um deretwillen findet man sie auch bei Liebig — es ist aber darum nicht minder wichtig, daß hier zum ersten Male das Wissen und Forschen der Zeit nicht als abgeschlossen und fertig, sondern mit allem Nachdruck als ein vorläufiges, nothwendig Unfertiges gegeben wird. Freilich gab ein Jeder, der in begrenztem Gebiete forschte, schon dadurch seine Thätigkeit als Glied in der Kette der wissenschaftlichen Entwicklung zu erkennen. Aber selbst diese Beschränkung war eine eigenthümliche Erscheinung der neuen Wissenschaft und vor Bacon's Zeitgenossen nur in vereinzelten Schriften bekannt. Es gab im sechszehnten Jahrhundert der Bücher viele, die mehr oder minder die ganze Natur zum

Gegenstande hatten, aber sehr wenige, die etwa die Erscheinungen des Lichts, der Bewegung u. s. w. gesondert betrachteten; auch in den letzteren ist ein Mißtrauen gegen die Resultate im Einzelnen und Ganzen, die Frage, die auf eine spätere Entwicklung hindeutet, selten genug. Da ist ein Jeder rasch entschieden, die Arbeit seiner Vorgänger als nichtig zu verwerfen; daß aber der eigene Fortschritt nur ein stückweiser, nur eine Stufe wäre, begreifen die Wenigsten, die Besten nicht überall, nicht wo sie Großes geschaffen; überall ist's „die Wissenschaft", die sie lehren oder zu lehren verheißen. Dagegen ist bei Bacon alle Wissenschaft eine künftige; was er selbst und was seine Zeit zu leisten vermag, nur Anfang und Vorbereitung für die Arbeit der Jahrhunderte. Mochten immerhin die großen Zeitgenossen in solchem Bewußtsein ihre unsterblichen Werke schaffen — Niemand außer Bacon hat das Wort gesprochen und als Werber für ein Heer zum Dienste künftiger Eroberung in die Welt gesandt. Alles, was Bacon zur Förderung der Naturwissenschaft geschrieben, — es ist der weit überwiegende Theil seiner zahlreichen Werke — trägt diese Farbe. Alle seine Historien sind mit Bewußtsein als Versuch und Bruchstück charakterisirt; alle enthalten Entwürfe, Rathschläge für die weitere Arbeit, Wegweiser in die Zukunft.

Aber in höherem Grade bewähren seine Hauptwerke das Wort, in dem er kurz vor seinem Tode die eigene Aufgabe ausspricht: „ich bin nur der Herold, ich selbst gehe den Kampf nicht ein" (De augmentis scientiarum IV. 1). Man braucht nur sein Verzeichniß der „Historien" im vierten Theil der „großen Erneuerung" zu betrachten, um einen Begriff zu gewinnen, wie umfassend seine Pläne für die künftige Forschung sind — und sollten doch die Historien nur die erste Grundlage der Wissenschaft gewähren. Nirgends aber erscheint das Reich der Wissenschaften so durchaus als das unermeßliche Land der Zukunft, überreich an ungepflegtem, segenverheißendem Boden, als in den neun Büchern über die „Vermehrung der Wissenschaften." Auch dieses Werk zeugt von Bacon's Schwächen. Wo immer er in Beispielen und Fragen über die Andeutung hinausgeht, da verhüllt ihre Geringfügigkeit den Werth des Gedankens; was uns als Lehre achtungswürdig lautet, meinen wir überschätzt zu haben, sobald die Anwendung unsere Erwartung enttäuscht. So lesen wir bei Bacon als wichtige Warnung für alle Zeiten: es sei nicht richtig, wo zwei Erscheinungen sich durchaus begleiten, die eine schlechthin als Ursache der andern zu betrachten, es können vielmehr beide einer gemeinsamen Ursache entspringen. Noch in jüngster Zeit hat man diese Wahrheit angewandt, wo es sich um den annähernden Parallelismus in gewissen periodischen Schwankungen des Erdmagnetismus und der Zahl der Sonnenflecken handelte. Allein Bacon bringt die richtige Bemerkung unglücklicher Weise, wo sie werthlos ist: um Ebbe und Fluth nicht auf die anziehende Kraft des

Mondes zurückführen zu müssen; er vergißt sie, wo der Sage nach der Vollmond das Gedeihen der Saaten fördert.

Die Bücher „über die Vermehrung der Wissenschaften“ lassen ihrer theoretischen Aufgabe gemäß diese schwache Seite in Bacon's Begabung weniger hervortreten. Doch ist auch hier im fünften Buch die Untersuchung über das „Schwere“ und „Leichte“ ein merkwürdiges Denkmal phantastisch unmathematischer Mechanik, auch hier würde sich in den Beispielen mancher charakteristische Pinselstrich für die Studie „Bacon als Naturforscher“ ergeben. Die dankbarere Aufgabe, in diesem Werke Bacon's universellen Geist zur Anschauung zu bringen, hat Kuno Fischer in treuer und lebendiger Wiedergabe des Inhalts gelöst. Noch heute gilt, was d'Alembert gesagt, es gebe dieses Buch das unermeßliche Verzeichniß der Entdeckungen, die noch zu machen bleiben. Hier sind es nicht die Historien, sondern ganze Wissenschaften, die als nicht vorhanden in ihren Grundzügen entworfen werden; alles menschliche Wissen umfaßt der gewaltige Plan, die Naturwissenschaft steht als die „Mutter aller“ im Mittelpunkt. Ohne Zusammenhang mit ihr ist jede andere Wissenschaft „von ihren Wurzeln losgerissen.“

An ihr ist daher vor allen anderen die Erneuerung zu vollziehen. Es ist aber die neue wahrhafte Wissenschaft, die er fordert, die ihm die kommende Zeit verheißt, in Bacon's Fassung nicht ein mährchenhaftes Land der Phantasie; die Verwirklichung steht vor seinem Bewußtsein, als die logische und naturnothwendige Folge einer konsequenten Durchführung richtiger Grundsätze. Solche Grundsätze der Erfahrungswissenschaft, wie sie Bacon als die richtigen betrachtet, sind theils in den Büchern „de augmento“, theils im „neuen Organon“ entwickelt. — Wir wissen heute, daß zu allem späteren Aufschwung der wissenschaftlichen Naturerkenntniß bereits die Flügel gewachsen waren, als Bacon schrieb, daß um dieselbe Zeit die größten Männer zeitlebens im Dienste der neuen Wissenschaft schufen. Aber wer von ihnen, welcher zeitgenössische Denker sonst, hatte vor Bacon die große Bewegung, die von jenen Heroen nicht ausging, aus der sie vielmehr selbst hervorgegangen — wer hatte sie in ähnlicher Weise als den Beginn einer neuen Gesammtentwicklung begriffen? Wo ist der Schriftsteller selbst des folgenden Zeitalters, dem doch alle großen Erfolge Gilbert's, Galilei's und Kepler's (wie es erst nach Bacon's Tode möglich war) vor Augen lagen, der in gleicher Auffassung, was er sah, als eine völlige Erneuerung der Zeit gesehen und geschildert hätte? — Wir kennen keinen, der wie Bacon in der jungen Saat die Wälder der Zukunft rauschen hörte, keinen, der gleich ihm berufen war, dem folgenden Geschlecht den eigenen Herzschlag zu deuten und in dem Bewußtsein die Quelle neuer Geistesthaten zu erschließen.

Freilich, Bacon's Begreifen seiner Zeit ist nicht das unsere, wann hätte

je der hellste Kopf seine geschichtliche Stellung mit dem Auge eines späteren Jahrhunderts durchschaut? Von den großen Forschungen, die in die drei Jahrzehnte seiner Schriftstellerthätigkeit fallen, war Bacon nur ein geringer Theil bekannt, ein anderer seinem eigentlichen Werthe nach unzugänglich. Er sah die unermeßliche Ausdehnung aller Erfahrungsgebiete durch die große Zahl der Entdeckungsreisen — noch brachte jedes Schiff aus Amerika ungeahnte Aufschlüsse, — er sah das tausendjährige Wissen vom Sternenhimmel durch die Entdeckung des Fernrohrs plötzlich in nie geahnter Weise erweitert. — Vieles war bereits gesehen, wie viel mehr blieb noch zu finden! Bacon sah die vollständige Erschütterung der alten Autoritäten der Wissenschaft; mit der alten Kirche hatte auch die alte Philosophie ihre Alleinherrschaft eingebüßt, der freie Gedanke war in seine Rechte eingesetzt, und was Bacon von der neueren Naturforschung bekannt war, nahm in ausgedehnter Weise diese Freiheit der Forschung für sich in Anspruch.

„Ich werde keine Griechen zitiren", sagt Gilbert in der Vorrede zum „Magneten", „denn Argumente nach griechischer Art können nicht schärfer, griechische Worte nicht deutlicher die Wahrheit erweisen". „Ich bin entschlossen, frei zu philosophiren, mit derselben Freiheit, deren einst Aegypter, Griechen und Lateiner in der Verbreitung ihrer Lehren sich erfreuten." Bacon begriff die Richtung der Zeit, wie diese kernigen Worte sie zeichnen; er begriff sie als ein mächtig förderndes, aber als ein ungeklärtes Wollen. Er sah eine Bewegung, aber er vermißte das Bewußtsein des Ziels; er erkannte aller Orten das Widerstreben gegen die alten Pfade, aber die rechte Einsicht in das Wesen des Irrthums fehlte; nirgends fand er eine klare Vorstellung vom Gegensatz des neuen Wegs. Was Bacon vermißt, bezeichnet zugleich seine Aufgabe. Nie hat er ein Verdienst in der Mahnung gefunden, die das Zeitalter in allen Zungen verkündete, in der Hinweisung auf die Erfahrung; er wußte ebensowohl wie die verkleinernden Kritiker, daß auch im gewöhnlichen Leben alles erfahrungsgemäße Denken durch Induktion vom Besondern zum Allgemeinen fortschreitet. Seine Aufgabe war, die induktive Methode zu entwickeln, durch die der menschliche Verstand von den Thatsachen der Erfahrung ausgehend, zur Wissenschaft gelangt.

Wie es nur Eine wahre Wissenschaft giebt, so kann es nach Bacon's Gedanken nur Einen Weg, sie zu erreichen, geben; und dieser muß das naturgesetzliche Verfahren des geläuterten Verstandes sein; der Weg, den er beschreiten müßte, wenn nicht Täuschungen der mannigfaltigsten Art sein Licht verdunkelten. Die Methode muß nicht durch die Kunst des Genies erfunden, sondern durch Analyse enthüllt werden. Dann aber ist der Begriff der Methode nicht etwa der einer allgemeinen Richtschnur, sondern einer absoluten Gesetzmäßigkeit des Verfahrens, der Art, daß bei der Anwendung jede besondere Begabung außer Frage käme. Die ungeschickteste

Hand beschreibt mit dem Zirkel einen Kreis so sicher, als nur die geübteste Künstlerhand es ohne Instrument vermöchte; mit diesem Gleichniß zeichnet Bacon die Zuverlässigkeit des alten und des neuen Verfahrens in ihrem wesentlichen Gegensatz: es sollte keines großen Mannes mehr bedürfen, um das Größte in der Erkenntniß zu leisten. Wenn Jemand solch ein Instrument für den Verstand dem Dienst der Menschheit zu bieten hätte — läßt sich eine reichere Gabe ersinnen? Bacon glaubte im stolzesten Irrthum, der je einen Menschen über seine Grenzen verblendet hat, dies Instrument zu besitzen; das Modell wenigstens glaubte er im neuen Organon der Welt zu geben.

Die Saite, die der Wind erzittern macht, läßt immer nur den eigenen Ton erklingen, und mancherlei Saiten geben erst die Harmonie. Dieselbe Entwicklungsstufe der Kultur, die im sechszehnten Jahrhundert größere Kräfte als je zuvor zum ausschließlichen Dienste der Naturerkenntniß sparte, dieselbe herrschende Richtung der Zeit wirkte befruchtend auf Bacon's eigenthümlich organisirten Geist. Die Frucht war der Gedanke seiner Methode. So erschien sie ihm selbst als „Produkt der Zeit" und doch zugleich als die unentbehrliche große Förderung der künftigen Entwicklung, die das Schicksal ihm vor Anderen vorbehalten hatte. In dieser doppelten Stellung begreift Bacon die eigene Bedeutung im ersten Buch des neuen Organon. Wer immer über Bacon gedacht und geschrieben, hat in diesem Buche seine Größe bewundert. Es ist der Abschiedsbrief der neuen Wissenschaft an die der Vergangenheit, oder, wie Whewell sich ausdrückt, die „Erklärung ihrer Rechte". Wie eine solche wohl paragraphirte Satzung nicht Rechte schaffen kann, die nicht aus der Wurzel der Kulturentwicklung stammen, so ist auch der Bruch mit der älteren Wissenschaft bereits vollzogen, als Bacon ihn verkündet. Dennoch feiert man die verbriefte Befreiung und wird nicht aufhören das erste Buch des „neuen Organon" zu feiern.

In großen Zügen mustert Bacon noch einmal das Wissen und Streben der Vergangenheit; an der Geringfügigkeit ihrer Wirkungen, an den spärlichen Fortschritten, die die Erkenntniß seit den Griechen gemacht hat, erweist er, daß ihr Wesen Unfruchtbarkeit ist; an den Zwecken, die sie verfolgt, den Mitteln, die sie angewandt, läßt er die Thatsache als naturnothwendige Folge der Verirrung erkennen. In den Vorurtheilen, die an allem menschlichen Denken haften, erblickt er die wesentliche Ursache des früheren Mißlingens, das gefährlichste Hemmniß künftigen Fortschritts. So glaubt er eine unabweisliche Vorbedingung seines Werks in der Zergliederung der irreleitenden „Idole" zu erfüllen. So zeichnet er die Einflüsse des beschränkten Gesichtskreises und der Neigungen des Gemüths; die Täuschungen, die aus den Sinnenwahrnehmungen, wie aus den flüchtigen Analogien des Verstandes stammen; die Irrthümer, die aus den Fesseln

der Systeme und allgemeiner Theorien hervorgehen; das Verderbliche in der Einmischung aller Beziehungen, die dem Gegenstande der Forschung fremd sind, so der religiösen Vorstellungen des Glaubens wie des Aberglaubens[1]) — und des Verlangens nach Zwecken in der Natur. Bacon entrollt dann das Bild der Vergangenheit, wie sie unter der Fülle solcher verwirrender Einflüsse sich gestaltet hat. In seinem Geiste ist sie überwunden, eine abgelaufene Periode; denn „stark und unverkennbar weht der Wind der Hoffnung von den Küsten der neuen Welt herüber" (Nov. Organ. I. 114). Bacon glaubt an das neue Land, wie Columbus an das Ziel im Westen, und in diesem Sinne vergleicht er sich ihm. Wie „Columbus vor seiner bewunderungswürdigen ersten Fahrt die Gründe aussprach, warum er glaube, daß noch neue Gegenden zu entdecken bleiben", so trägt auch Bacon nun die Gründe vor, warum ihm die rechte Zeit gekommen scheine, mit völlig neuem Beginnen das Werk der kommenden Jahrhunderte zu eröffnen (Nov. Organ. I. 82.) Die Geschichte wird den Einen Columbus der Naturwissenschaft zu den Schatten werfen, aber die Zeit läßt sich nicht denken, die in Bacon's prophetischen Worten nicht den frischen Hauch der unentdeckten Küsten empfände.

Es gehört der Muth der Nüchternheit dazu, um den Seherblick zu tadeln, daß er geschichtlich ungenau ist, um Bacon vorzuwerfen, daß er „ich denke" sagt, wo wir das Zeitalter vor ihm in seinem Sinne denken, und „ich rathe", wo wir manchen Größeren vor seinem Rathe handeln sehen, wie er gewünscht. Ist denn nicht auf solchem Wege in allen Jahrhunderten die Idee, die das Zeitalter bewegt, zum Bewußtsein der Menge gekommen? Der Eine, dem sie so sehr Mittelpunkt des Denkens wird, dem sie soweit zum eigentlichen Ich sich gestaltet, daß ihm jene geschichtlich klare Trennung des Eigenen von dem Wesen der Zeit verschwindet, der wird der Prophet, der Reformator. Auch vor Fichte und ihm zur Seite haben deutsche Männer die Schmach ihrer Nation empfunden; ein 1813 wäre ohne seinen Heldengeist gekommen, sollte darum die Macht seiner „Reden" eine geringere gewesen sein? Nie war eine Erhebung so durchaus der Gedanke eines ganzen Volks, und dennoch sagt Fichte: „Ich, der erste unter allen Schriftstellern" ... „ich war der, der es zuerst lebendig einsah, darum wurde ich der, der es zuerst that." [2])

Wer Bescheidenheit unter allen Umständen für eine Tugend hält, wird

---

[1]) Bacon warnt ausdrücklich, das erste Buch Moses und das Buch Hiob als Quellen der Naturerkenntniß zu betrachten. Die wissenschaftliche Literatur seiner Landsleute wäre allerdings dafür anzuführen, daß er in dieser Hinsicht nicht gewirkt hat.

[2]) Indessen hatte Arndt's „Geist der Zeit" damals bereits seinem Verfasser das Loos der Verbannung zugezogen.

freilich bei Bacon mitten unter den kühnen Weissagungen von kommender Herrlichkeit durch ein allzuhäufiges „Ich" gestört werden. Wen es nicht hindert, daß „Brave der That sich freuen" — der hört ihn ohne Groll auch darin einen Grund der Hoffnung nennen, daß er selbst auf der Bahn der neuen Wissenschaft „einige Fortschritte gemacht", „da er doch mehr als irgend einer seiner Zeitgenossen mit bürgerlichen Geschäften überhäuft, ohne sonderlich feste Gesundheit sei (was viele Zeit nimmt) und in diesem Unternehmen als ein erster Kundschafter keines Anderen Spur folge, mit keinem Sterblichen je darüber geredet habe" (Nov. Organ. I. 113). Will man die Berechtigung eines solchen Selbstbewußtseins prüfen, so giebt es keinen unglücklicheren Maßstab als den, den Liebig ausschließlich angelegt, den des Erfolgs. Bacon war sich bewußt und es läßt sich aus der Reihe seiner Werke beweisen, daß eine völlige Erneuerung der Wissenschaft von seinen Schülertagen bis zu seinem Ende der Gedanke seines Lebens gewesen, daß er an dieses Werk seine beste Kraft zeitlebens verwandt hat. Als er sein neues „Organon" schrieb, konnte er mit einem Recht, das auch heute nicht zu bestreiten ist, in seinen Entwürfen und in der Fülle der Gedanken, die in seinen Werken ausgestreut sind, so außerordentlich viel Neues finden, was Niemand als „Francis Bacon gedacht hat" [1]), und in dem Neuen Dinge von so unermeßlicher Wichtigkeit für die kommenden Geschlechter sehen, daß es wahrlich weder dichterischer Intuition, noch naturwissenschaftlicher Vertiefung in den Charakter bedarf, um Bacon's Selbstgefühl zu begreifen.

Auch das kann nicht auffallen, daß in Bacon's Meinung gerade vom höchsten Gewicht ist, was die Kritik am wenigsten schätzen kann, was die Nachwelt am wenigsten als fruchtbar bewährt. Die Kulturgeschichte ist reich an ähnlichen Fällen. Die „große Erneuerung", die Fichte in seinen „Reden" will, erscheint ihm in dem Umfang, in dem er sie begriffen hat, an seine Philosophie und noch wesentlicher an die von Grund aus erneuerte Volkserziehung gebunden, die aus jener hervorgeht. Mögen einzelne Pädagogen sich den Geist dieser Methode zu eigen gemacht haben — Niemand wird behaupten, daß sie selbst zur Zeit der Erhebung die Grundlage der deutschen Volkserziehung gebildet habe. So himmelfern sich Bacon's und Fichte's Wollen liegen, das Verhältniß beider Männer zu ihren großen Geistesschöpfungen, und nur darauf kann es uns ankommen, bietet eine vollständige Analogie. Was den größten Theil von Fichte's „Reden an die deutsche Nation" ausmacht, was Fichte als das eigentlich Werthvollste gilt, ist ebenso wenig in seinem Sinne fruchtbar geworden, als die Methode, die den größten Theil des Novum Organon einnimmt, in der Bacon selbst die größte Gabe, die er den kommenden Geschlechtern hinterläßt, gesehen hat.

---

[1]) Mehrere von Bacon's Werken beginnen: Franciscus Bacon sic cogitavit.

Die sittliche Erneuerung des Menschengeschlechts wird schwerlich jemals durch Einführung einer allgemeinen gleichartigen Erziehungsmethode erreicht werden; ebenso wenig hat die Naturforschung durch die theoretische Erkenntniß ihrer Wege wesentliche Förderung erfahren; der Mangel einer „induktiven Logik" hat ihren Fortschritt nicht verzögert, und Bacon's Bedeutung für die kommende Generation der Wissenschaft wäre keine andere gewesen, wenn er etwa die Methode des ächten Forschers in Gilbert's „Magneten" erkannt und an einer Analyse dieses Werkes entwickelt hätte (freilich eine durchaus anachronistische Vorstellung). Aber der Gedanke einer sittlichen Wiedergeburt, mit der Begeisterung eines Fichte und einem Volke verkündet, das seiner Erniedrigung bewußt ist — er mußte als ein zündender Funke die Gemüther ergreifen. Und so war es der Gedanke einer Methode nach den Naturgesetzen des Verstandes, in dem der epochemachende Gehalt des **Novum Organon** ausgesprochen ist. Und klang nicht weiter in den Aphorismen des „neuen Organon" eine Musik nach dem Herzen groß gesinnter Männer, wenn sie in der künftigen Wissenschaft eine neue Periode für die Macht des Menschen verkünden? Vergebens sucht Liebig diesen Gedanken der Macht durch die Wissenschaft mit der Wendung herabzusetzen, daß Bacon, als unächter" Naturforscher, der Wissenschaft fälschend die Zwecke unterlege, denen er im bürgerlichen Leben dient: „den Nutzen, die Macht und die Herrschaft" (S. 45). Niemand wird darum übersehen, daß Bacon in kühner Ahnung eine unermeßliche Bereicherung des menschlichen Daseins durch die Erkenntniß der Kräfte und Gesetze der Natur vorausgesagt hat, wie sie heute zum Theil verwirklicht ist und in der kommenden Zeit in ungleich weiterer Ausdehnung ihre Verwirklichung zu erwarten hat.

Bacon ist weiter gegangen: er hat in solcher Bereicherung des Menschengeschlechts durch große Erfindungen nicht nur die sichere Folge der wahren Wissenschaft gesehen; er hat diesen Erfolg als das höchste erstrebenswerthe Ziel an die Spitze gestellt. Diesen Gedanken, den Macaulay als Bacon's unsterbliches Verdienst mit der Wärme eines Gleichdenkenden erhoben hat, den Gedanken, der in tausend immer neuen Wendungen bei ihm wiederkehrt: die ächte Wissenschaft müsse fruchtbar sein — hat Liebig fast mit Erbitterung bekämpft. Freilich klingt es Bacon's stolzen Worten gegenüber, als kämpfe wider den Genius — die Schule, wenn Liebig ihn belehrt: der wahre Gegenstand der Wissenschaft sei nicht der Nutzen, sondern — die Erkenntniß (S. 46). Kann man im Ernste glauben, daß Bacon diese Einsicht gefehlt hat? Aber der Mittelpunkt all seiner Thätigkeit war der Kampf gegen die alte selbstbewußte Gelehrten-Aristokratie; Alles, was gedacht und geforscht, auch die Wissenschaft der Schule, die für Bacon mit Stillstand identisch war, hatte bis jetzt geglaubt, die „Erkenntniß" zu besitzen — all diesem Alten gegenüber tönt sein Ruf nach lebendiger Erkenntniß:

was lebt, ist fruchtbar! Durchaus mit Unrecht hat man in dieser Losung den Gegensatz von brauchbarem und nutzlosem Wissen wiederzufinden geglaubt, der bei Halbgebildeten und Ungebildeten unserer Tage so verbreitet ist. Bacon wollte nicht, wie Jene, von der Wahrheit nur so viel als voraussichtlich anwendbar ist; — er wollte nicht einen Theil, sondern die ganze Wissenschaft, weil jedes wahre Wissen der Menschheit seine Früchte tragen werde.

Er sieht den Einwurf voraus, den Liebig ausspricht, und begegnet ihm. „Man wird einwenden", sagt er, „das Ziel, das wir den Wissenschaften gestellt, sei weder das wahre, noch das beste: denn die Betrachtung der Wahrheit sei würdiger und erhabener als aller Nutzen.... Wir stimmen dieser Ansicht aufrichtig zu und haben gerade das, was man mit diesen Worten andeutet und wünscht, vorzugsweise und vor Allem im Auge.... Wahrheit und Nutzen sind in diesem Zusammenhang durchaus dasselbe und die Erfindungen sind höher zu schätzen als Unterpfänder der Wahrheit, als weil sie dem Leben Gewinn bringen". (Nov. Organ. 124.)

Seltsamer Weise zitirt Liebig die Worte, die ihn widerlegen, „Wahrheit und Nutzen sind dasselbe", um zu beweisen, daß für Bacon „alle Wahrheit im Nutzen aufgeht" (S. 46). Was Liebig bekämpft, ist die unwissenschaftliche Nützlichkeitslehre, die Bacon nicht kennt. Seine Wärmelehre wie alle seine Historien sind uns Beweis dafür. Er würde nicht wie Macaulay aussprechen, daß Seneca's Bücher über den Zorn eine unnütze Philosophie enthalten, sondern die Forderung stellen, daß man eine Leidenschaft wie den Zorn auf dem einzigen Wege zur Wahrheit, d. h. naturwissenschaftlich ergründe, ehe man nachdenkt, wie ihr entgegenzuwirken wäre.

Mit alledem bleibt unbestritten, daß Bacon den Nutzen als Ziel und Aufgabe in einer Weise hervorhebt, wie sie heute schwerlich ein wissenschaftlicher Forscher gelten läßt, und möchte selbst die Entwicklung der Telegraphie und der Dampfmaschine für lange Jahre Gegenstand seines Denkens gewesen sein! Wer aber Bacon's Streben nicht von seiner wichtigsten Beziehung, dem Gegensatz zur älteren Wissenschaft trennen mag[1]), dem wird diese einseitige Betonung eines Prinzips begreiflich scheinen, das auch bei Bacon aus der Wurzel einer großen Gesinnung entspringt.

Um Bacon's Idee der künftigen Wissenschaft in ihrem ganzen Umfang zu würdigen, darf man seine „neue Atlantis" nicht unbeachtet lassen. Es ist dies das Bruchstück eines Romans, das erst nach seinem Tode veröffentlicht ist. Das Ganze sollte ohne Zweifel die Zustände eines Staates dar-

[1]) Das lebendigste Zeugniß dieses Gegensatzes ist uns in dem Brief des Ritters Bodley über Bacon's Cogitata et visa (1612) erhalten. Schon Goethe zitirt ihn im gleichen Sinne.

stellen, der, abgeschieden von der Entwicklung der bekannten Welt, in eigenthümlicher Organisation Bacon's Gedanken verwirklicht. Der ausgeführte Theil schildert vorzugsweise das außerordentlich hohe Ansehen der Naturforschung in der neu-atlantischen Gesellschaft. „Salomon's Haus" — so nennt Bacon eine Art Akademie, den Mittelpunkt aller naturwissenschaftlichen Thätigkeit im Reiche — erscheint als die Blüthe des staatlichen Lebens, in demselben Sinne, wie andere Staaten in den Instituten der Kunst die höchsten Zwecke der Gesammtheit zu fördern meinen. Die Bewohner nennen Salomon's Haus „die edelste Stiftung, die je auf Erden war", „die Leuchte des Reichs". Nur zu Zwecken der Wissenschaft entsendet das Land Expeditionen nach allen Himmelsgegenden, und als hohes Fest wird von der gesammten Bevölkerung der Tag gefeiert, an dem die Abgesandten (Bacon nennt sie in seiner originellen Weise **merchants of light**) mit den neuen Reichthümern der Wissenschaft heimkehren. Die Schilderung dieses Einzugs, die feierliche Ankündigung, durch die den Fremden als ein hohes Glück die Unterredung mit einem jener Weisen verheißen wird, der Empfang bei diesem selbst — Alles zeichnet in den lebhaftesten Farben die geweihte Würde der Wissenschaft. In der Schilderung von „Salomon's Haus" wird uns theils die Organisation einer Vereinigung zu den Zwecken der Naturforschung vorgeführt, theils von der Mannigfaltigkeit der Hülfsmittel wissenschaftlicher Beobachtung, wie von der Ausdehnung der praktischen Anwendungen für alle erdenklichen Zwecke des Lebens eine phantastisch reichhaltige Skizze entworfen; zum Schluß wird auch der Reisen, öffentlichen Berichte, Vorträge und Konsultationen zum Zweck der Volksaufklärung gedacht.

Niemand wird erwarten, daß Bacon in den Statuten seiner Akademie oder in den großen Erfindungen, die er antizipirt, sich selbst verleugne. Sein Gedanke von einem mechanischen Zusammenwirken der Kräfte ist in seiner Gesellschaft durchgeführt; nicht wie in den gelehrten Gesellschaften unserer Zeit sind es die Gebiete der Wissenschaft, in die sich die Mitglieder theilen; es ist die Art und die Stufenfolge der Arbeit, die das Prinzip der Theilung giebt; die Einen sammeln Experimente aus Büchern (Bacon selbst nennt sie wie Liebig **depredators**), die Anderen versuchen neue Experimente, wie sie ihnen einfallen (**pioneers** oder **miners**), wieder Andere ordnen die Experimente in Tafeln, Andere ziehen aus den Tafeln Folgerungen u. s. w. Es giebt vielleicht aus neueren Zeiten keine ähnliche Organisation, an die uns Bacon erinnerte, es sei denn Fourier's Phalanstere.

Es wäre ebenso leicht, in dem großen Verzeichniß praktischer Errungenschaften der Erkenntniß die Vorurtheile der **Historia**, die ungeklärten Begriffe des **Novum Organon** wiederzufinden. Es wäre so leicht, wie es undankbar wäre. Hier Funken des Genies in der Ahnung, dort hülflose Armseligkeit in der Ausführung — es ist dieselbe eigenthümliche Mischung der Eindrücke,

die in diesem, wie fast allen Werken Bacon's, eine reine Wirkung nicht Raum gewinnen läßt. In der „neuen Atlantis" hat Bacon den Versuch gemacht, was sein ganzes Leben als Ideal und Hoffnung bewegt hat, im Bilde der Dichtung zur Anschauung zu bringen, und so bestätigt uns das Werk, daß dieses Mannes Dasein bis zum letzten Athemzug von dem Bewußtsein einer weltgeschichtlichen Bedeutung der künftigen Naturwissenschaft durchdrungen war. Kein Werk von den Historien bis zum „neuen Organon" und zur „neuen Atlantis", das nicht vom gleichen warmen Hauch beseelt, in reichem Maße die Elemente zu belebender Wirkung in sich trüge; wenn schon nicht eines in Bacon den Urheber einer neuen Lehre, den Erzieher eines neuen Geistes offenbaren kann.

So hat vor mehr als zwanzig Jahren Whewell diese Werke angesehen; nicht besser als mit seinen Worten könnten wir die Ergebnisse unserer Nachlese zugleich zusammenfassen und vervollständigen. „Ich habe gezeigt", sagt Whewell, „daß alle großen Naturforscher des sechszehnten Jahrhunderts einer Umwälzung, die in der Methode wissenschaftlicher Untersuchung stattfand, sich durchaus bewußt waren. Aber ihre Schriften trugen diese Ueberzeugung nur langsam in weitere Kreise. Den Männern der Wissenschaft, den Männern von Welt und Rang wurden die dunklen Werke nicht bekannt, die diese Ansichten aussprachen; weit weniger noch konnten sie die Größe und die Folgen der Umgestaltung wahrnehmen, wenn sie auf den Zustand der physischen Wissenschaft gelegentlich ihr Auge lenkten. Aber Bacon's hohe Beredtsamkeit, sein ausgebreitetes Wissen, sein umfassender Blick, seine kühnen Bilder von dem künftigen Stand der Dinge mußten in viel allgemeinerer und ernsterer Weise die Blicke der Menschen auf den Vorgang ziehen. Wenn ein Mann von seinen Fähigkeiten, seinen Talenten, seinem Rang und seiner Stellung, von seinem Ernst und seiner Vorsicht, in den stärksten und stolzesten Ausdrücken und Bildern sich ergießt, um die große Erneuerung auszumalen, die er verkündet, — um der Schwäche, der Blindheit, der Unwissenheit, dem Elend gegenüber, unter deren Herrschaft die Menschheit sich auf den alten ausgetretenen Wegen abgemüht, das Licht, die Macht, die Vorrechte zu erheben, die er ihnen auf den neuen Pfaden verheißt; da war es unmöglich, daß nicht die Aufmerksamkeit von Lesern aller Klassen gefesselt, daß nicht ihre Gemüther bewegt, ihre Hoffnungen erwärmt wurden, und daß sie nicht mit Bewunderung und Lust den Tönen prophetischer Beredtsamkeit lauschten, in denen ein so großer Inhalt ihnen vorgetragen wurde. Und als man nun vernahm, daß die Weissagung in Erfüllung ging, als es sich zeigte, daß eine unermeßliche Veränderung in den Methoden wissenschaftlicher Untersuchung wirklich eingetreten w a r, daß die Kenntniß und Macht der Menschen in der verkündeten Weise ausgedehnte Erweiterung gefunden hatte, daß ein weiteres Vordringen fortdauernd zu erwarten war;

und daß ein Fortschritt, allem Anschein nach ohne Grenzen, in der Richtung, die der Seher gewiesen hatte, vor sich ging; da war es natürlich, daß die Menschen ihn als den Führer der Umwälzung begrüßten, daß er ihnen eins erschien mit dem Ereigniß, das er als Erster verkündigt hatte, daß sie auf ihn, als den Urheber dessen blickten, was sie ihn so früh und so durchaus begreifen sahen. Denn in der That, war er gleich weder der einzige, noch der erste Schriftsteller, der erklärte, es sei die Zeit für einen solchen Umschwung gekommen, so hat er ihn doch nicht nur mit größerem Nachdruck verkündet, sondern auch in seinem allgemeinen Charakter weit schärfer verstanden, als irgend einer seiner Zeitgenossen."

Diese Worte eines Mannes, der sich im theoretischen Streben als Bacon's Nachfolger weiß — mögen sie im Einzelnen zu viel und zu wenig sagen — sie zeichnen die Richtung, in der ein weittragender Einfluß Bacon's außerhalb aller Willkür der Ueberlieferung, ohne jede mythische Verkörperung großer Ereignisse zu denken ist, die Richtung, in der die geschichtliche Forschung ihn zu suchen hat. Und dieser Deutung gegenüber tritt mit verdoppeltem Dringen an uns die Frage: wie war es möglich, aus denselben Schriften, aus denselben Sätzen so ganz verschiedenartigen Gewinn davonzutragen? Denn Worte und Thatsachen, die Whewell, die wir mit ihm in unserer Weise zu lesen versucht — es sind keine anderen, als Liebig sie kennt und deutet, wenn er an Bacon's Beispiel erweist, daß „die ethischen Gesetze in der Wissenschaft die nämliche Geltung wie im Leben haben" (S. 55), das heißt: daß Bacon selbstsüchtig, unwahr, prahlerisch, habsüchtig und ehrlos im bürgerlichen Leben — in der Wissenschaft weder besseren Zwecken dienen konnte, noch gedient hat, daß er vielmehr durch alle seine Werke in Ideen und Ausführungen sich von den gleichen niedrigen Leidenschaften geleitet zeigt, und daß das Urtheil, das ihn ehrt, nichts Anderes beweist, als daß das Experiment seines Lebens, die Welt zu täuschen, ihm gelungen ist (S. 45). Liebig hat uns in bestimmter Weise erklärt, wie er zu einer so völlig neuen Anschauung gelangt ist. Es war, wie er in der Vorrede seiner Schrift berichtet, das auffallende Verhältniß der englischen Landwirthe zu seinen wissenschaftlichen Ansichten, das ihn allmälig die Ideen jener Praktiker über Ursache und Wirkung, über Naturgesetze, Grundsätze und Axiome als durchaus verschieden von denen der heutigen Wissenschaft erkennen ließ; er fand den Grund „in einer eigenthümlichen Richtung des englischen Geistes"; mit dieser suchte er sich „durch das Studium der Werke der englischen Philosophen näher bekannt zu machen"; so kam er zuletzt auf Bacon's Werke und erkannte bald in ihnen, „wenn auch nicht die Quelle, doch das Musterbild, der in England unter den Dilettanten der Wissenschaft üblichen Experimentirmethoden und Schlußweisen."

Liebig gesteht damit ausdrücklich, daß er in dem Gegenstand seines Studiums etwas Anderes erforschen wollte, als den Gegenstand selbst. Es ist das der Weg, auf dem nach Bacon's Ausdruck „die Vorurtheile der Höhle" entstehen (Idola specus). „Wenn Jemand von früher Kindheit bis zum reifen Alter seine Tage in einer unterirdischen Höhle verbrächte, dann plötzlich ins Freie käme und Himmel und Welt erblickte, so würden die Dinge der Welt ohne Zweifel sein Gemüth mit den wunderlichsten Phantasien erfüllen." (De Augm. V, 4.) In ähnlicher Weise, meint Bacon, ist die eigene Welt unserer Vorstellungeu eine Höhle für den Verstand, die, wenn es gilt, Himmel und Erde in ihrer Wirklichkeit zu erblicken, die Anschauung mit der Gewalt der Jugendeindrücke fesselt und färbt. Und darum, warnt er, hege der Naturforscher namentlich Verdacht gegen Alles, was seinen Geist vorzugsweise fesselt und in Anspruch nimmt, um bei dergleichen Schlüssen um so vorsichtiger zu verfahren, damit der Verstand sich rein und gerecht bewahre. (Nov. Org. I, 58.)

V. Bacon's Einfluß nach dem Zeugniß der Geschichte.

Die entgegengesetzten Vorstellungen über Bacon's wissenschaftliche Bedeutung haben naturgemäß auch zu einem völligen Gegensatz der Ansichten über seine geschichtliche Stellung geführt. Es ist uns also in der historischen Ueberlieferung der Vortheil des entscheidenden Experiments, einer Probe auf die Rechnung, geboten. Liebig schließt aus allem Verwerflichen, was er in Bacon's Werken erkennt, daß er nur schädlich wirken konnte, daß seine leichte Waare den Sinn für die großen Arbeiten eines Harvey, Boyle, Newton verschließen, ihre Aufnahme erschweren mußte. Ist der Schluß berechtigt, so muß ihn die Geschichte bestätigen, irgend ein Zeichen muß sich finden lassen, daß derselbe Mann, der zeitlebens den Autoritätsdienst und das Beharren in alten Vorstellungen bekämpft hat, den zähen Widerstand verschuldet, den nach ihm alte Vorurtheile dem großen Neuen entgegensetzten. Vor Allem aber bedürfte die Thatsache selbst des Beweises, daß die Aufnahme jener großen Lehren der Harvey und Newton im England des siebzehnten Jahrhunderts wesentlich eine andere gewesen wäre, als man sie früher und später in irgend welchem civilisirten Lande den großen Ideen und Entdeckungen entgegentrug, sobald sie Unerhörtes, den verbreiteten Vorstellungen Widerstrebendes aussprachen. Liebig selbst sagt, um Bacon herabzusetzen, „daß der wesentliche Charakter neuer, fruchtbarer Ideen häufig daran zu erkennen sei, daß sie der Gedankenrichtung ihrer Zeit entgegen sind, und daß ihrer Annahme oft ein langer Widerstreit vorhergeht". Ein Beispiel biete Newton, während Bacon von der unwissenden Menge ohne jeden Widerspruch aufgenommen sei. Die Wahrheit dieser Lehre wie dieses Beispiels ist nicht unerschütterlich, allein wenn die Aufnahme von

Newton's Werken ein Zeichen ihrer größeren Bedeutung ist, warum muß sie dann noch die Folge von Bacon's nachtheiligem Einfluß sein?

Die wirkliche Geschichte der Gravitationslehre schließt Liebig's Ansicht aus. Newton's Lehre traf im Besitz der Herrschaft eine neue Theorie, die weit ausgesponnenen Ansichten des Cartesius „von den Wirbeln". Es waren nicht Grundsätze nach Bacon's Sinne, nicht Bacon's Methode, was in dieser neuen Physik den Aristoteles verdrängt hatte. — Der Widerstand, den mächtig gewordene Vorstellungs-Combinationen dem Neuen entgegensetzen, verstärkt sich naturgemäß, wo sie an die festere Form eines schulmäßigen Vortrags, eines Lehrbuchs gebunden sind. Es ist nicht zu verwundern, daß selbst da, wo der Einzelne freudig einen großen Fortschritt anerkennt, noch einige Zeit vergeht, bis eine völlig neue Lehre als wissenschaftliche Wahrheit den Jüngern der Wissenschaft vorgetragen wird. Bacon selbst hatte die derzeitige Einrichtung der Universitäten als den Fortschritt hemmend geschildert. So war es auch hier nicht die Wissenschaft, sondern die Schule, die Newton's Sieg verzögerte. Die bekannte Erzählung von der Einführung der Gravitationstheorie in den Universitätsunterricht von Cambridge beweist nichts Anderes. Im Uebrigen ist die neue Lehre von der wissenschaftlichen Welt in England rasch und fast widerspruchslos aufgenommen [1]). Es ist ebenso bekannt, daß im übrigen Europa Männer ersten Ranges, wie Leibnitz, der Annahme widerstrebten, daß für Frankreich Voltaire gewissermaßen der Entdecker Newton's geworden ist.

Nicht größerer Verdacht fällt auf Bacon in dem Kampfe gegen Harvey's Lehre vom Kreislauf des Bluts. Liebig's Behauptung, „daß die große Mehrzahl seiner Gegner die englischen Aerzte waren" (S. 44), ist wenigstens soweit nicht begründet, als diese englischen Gegner (vielleicht mit einer einzigen Ausnahme) nicht zu den namhaften gehören; aller nennenswerthe Widerspruch fällt auch hier ins Ausland, und hier selbst führten die Kämpfer ihre Waffen im Dienste der Alten; einen Widerspruch, der auf die Autoritäten des Galen und Aristoteles pocht, wird selbst Liebig nicht auf Bacon zurückführen wollen [2]). Daß endlich Boyle's Entdeckungen und Ansichten gerade in England „mühsam ihren Weg zu erkämpfen hatten", ist geschichtlich nicht bekannt.

Wir reden von der Aufnahme, die allein sich aus den literarischen Ueberbleibseln beurtheilen läßt, von der in wissenschaftlichen Kreisen. Aber Liebig geht darüber hinaus; er meint, daß in der eigentlichen Masse des Volks die neuen Wahrheiten um so größeren Widerstand gefunden, weil

---

[1]) „Newton erfreute sich lange vor seinem Tode des hohen Vergnügens, seine Philosophie in seinem Geburtslande triumphiren zu sehen." Brewster's Leben Newton's 146.

[2]) Vergl. K. Sprengel's Geschichte der Arzneikunde. Bd. IV. S. 3—48.

durch Bacon's Bemühungen die alten Lügen sich im Besitz des Bodens befestigten. Und wäre unter andern Nationen den Lehren Newton's, Harvey's, Boyle's ein leichterer Zutritt eröffnet gewesen? Sind sie in irgend einem Lande der Welt selbst heute schon in größeren Massen zum Volksbewußtsein geworden? Und ist nicht einmal soviel erweislich, wie läßt sich davon reden, daß Bacon im Geiste des englischen Volkes erschwert, was keines Volkes Geist in höherem Maße erleichtert hat? Es ist in der That nur eine Folgerung aus dem Urtheil über die Historia naturalis, die Liebig hier in das Gewand einer geschichtlichen Thatsache gekleidet hat.

Im vollen Widerspruch mit dieser Folgerung wissen wir von einem raschen Fortschritt, von vorurtheilsfreier Aufnahme des Neuen gerade in England; wir wissen von keinem Lande, das so zahlreiche Kräfte in den Dienst der neuen Wissenschaft gestellt. Daß ein noch so geringer Antheil an dieser geistigen Disposition des Landes und des Zeitalters auf Bacon fiele, weist Liebig allerdings mit der Thatsache ab, daß nur Dilettanten, nicht die Naturforscher von ihm wußten (S. 34), „daß sein Name anderthalb Jahrhunderte, außer in Motto's, in den Werken seiner Landsleute so gut wie verschollen war, und daß der Rang, den ihm heute noch Viele zuerkennen, wesentlich aus der Zeit der französischen Encyklopädisten stammt" (S. 54). In dieser Behauptung, die bei Liebig die geschichtliche Seite der Frage erschöpft, scheint ihm die glänzendste Bestätigung für seine Resultate gewonnen. Man mag das Schweigen der Berichte in manchen Fällen als Beweismittel für eine Lieblingsansicht überschätzt haben — hier redet es unverwerflich. So muß es der Mühe lohnen, aus vielen zerstreuten Blättern, ungelesenen Büchern einmal zusammenzustellen, was der modernen Sage von dem Bacon der Encyklopädisten widerspricht. Ich gebe, was ich gefunden, mit dem vollen Bewußtsein, daß es aus unvollständigem Material nur unvollständig gesammelt ist. —

Wer ohne Illusion Bacon's Spuren in der Geschichte sucht, wird mit der Erwartung beginnen, daß er anfangs wenig ergiebigen Quellen begegne. Der Beginn einer neuen Entwickelung ist ein wenig günstiger Zeitpunkt für das historische Verständniß des inneren Vorganges, auf dem sie beruht; für eine Selbstschau des produktiven Geistes, durch die er der Entstehung einer vorwaltenden Richtung bewußt zu werden, empfangene Anregung von eigenem Drang zu sondern sucht. Nur ausnahmsweise werden Briefwechsel und Autobiographieen aus der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts in dieser Richtung zuverlässige Schlüsse gestatten, geschweige Thatsachen berichten.

Nur Andeutungen sind uns über eine frühe Verbreitung von Bacon's Schriften auf dem europäischen Kontinent bekannt. Rawley spricht von einem Brief an Lord Cavendish, nach dem sie in Italien mehr und

mehr Aufnahme und volle Anerkennung fänden. Sie müssen früh in Frankreich gelesen sein. So läßt uns beispielsweise Gassendi's „Leben des Peiresc" vermuthen. In dieser Biographie ist uns das anschauliche Bild eines wissenschaftlichen Lebens aus der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts gegeben, in dem allerdings die produktive Thätigkeit untergeordnet ist neben der warmen Freude, dem offenen Sinn für alle Fortschritte und namentlich das naturwissenschaftliche Streben der Zeit den Mittelpunkt bildet. Gassendi berichtet uns, daß sein Held den Genius Bacon's erkannt, seiner Absicht der Erneuerung zugestimmt und oft beklagt habe, daß er ihn nicht persönlich gekannt. Es wird immerhin zu beachten sein, was Bacon einem Manne bedeuten konnte, der mit vielen hervorragenden Forschern in persönlicher Verbindung stand, der in Galilei den höchsten aller neueren Forscher verehrte, mit ihm selbst aufs Freundschaftlichste verkehrte. Seinen Biographen selbst wird Niemand zu den Dilettanten zählen. Aber auch Gassendi, der Kepler kannte, der unter der unmittelbaren Einwirkung Galilei's stand, an ihm verehrend hinaufblickte, der ebenso in Gilbert's magnetischen Forschungen den großen Mann bewunderte, spricht in seiner „Logik" mit rückhaltsloser Anerkennung von Bacon's **Novum Organon**, von seinem „heldenmüthigen Wagniß" einer Erneuerung aller Wissenschaften. Nur soviel vernehmen wir daraus, daß Bacon's Verständniß als Zeugniß verwandter Gesinnungen von Männern begrüßt wird, denen das Beste der Zeit bekannt war. Es ist in gleicher Weise der Beachtung werth, daß Gassendi des **Novum Organon** als eines neuerdings berühmten (also jedenfalls in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts in Frankreich gelesenen) Werkes gedenkt. Nur angedeutet sei, daß uns ein bedeutender Vermittler der englischen Literatur für das Ausland in Thomas Hobbes, Bacon's jüngerem Freund, bekannt ist. Es ist kaum glaublich, daß nicht durch ihn von Bacon's blutsverwandtem Streben den französischen und italienischen Forschern eine Kunde zugekommen wäre. Ich sage nicht, daß sie seiner Anregung bedurften; aber ich zweifle nicht, daß sie ihnen bedeutsam erscheinen mußte.

Mit größerer Zuversicht dürfen wir von England reden. Hier ist der Einfluß Bacon's zu keiner Zeit verkannt; es giebt keine geschichtliche Darstellung der Naturwissenschaften in England, die nicht Bacon's Namen in erster Linie nennte. Es sind dieser historischen Zeugnisse aus frühester Periode vorhanden; daß sie sich auf die Aussagen von Dilettanten beschränken, wird man nicht behaupten dürfen. — Die erste Art von Akademie zur Förderung der Naturwissenschaften wurde in England 1645 gestiftet; in dem Bericht, den Wallis, einer der Gründer, über die Entstehung der Gesellschaft giebt, finden sich schon, wie später überall, die Namen Bacon und Galilei vereint. „Der Gegenstand der Besprechungen",

sagt Wallis, „war Alles, was zur sogenannten neuen Wissenschaft gehörte, die seit den Zeiten des Galilei in Florenz und des Sir Francis Bacon in England, in Italien, Frankreich u. s. w. so kräftige Pflege gefunden". Wallis spricht offenbar eine Ansicht aus, die den Genossen der Wissenschaft geläufig ist.

Daß aber auch die Anregung aus Bacon's Schriften hier und dort die Liebe zur Wissenschaft wirklich geweckt hat, läßt sich in einzelnen Fällen auf das Bestimmteste nachweisen. Jos. Childrey sagt in einem Bericht, den er der **Royal Society** über seine wissenschaftlichen Arbeiten giebt: Meine Liebe zu Lord Bacon's Wissenschaft stammt aus dem Jahre 1646. Der Zusammenhang ergiebt, daß ihm Bacon's Wissenschaft und Naturwissenschaft identisch sind. Childrey ist in der Geschichte der Wissenschaft nur durch seine erste Beobachtung des Zodiakallichts bekannt. Einer Geschichte, die sich nicht darauf beschränkt, fördernde Entdeckungen zu verzeichnen, muß das Buch, in dem er diese Beobachtung veröffentlicht, die **Britannia Baconica** (1661), ein weitergehendes Interesse gewähren. Es ist eine Beschreibung der Naturmerkwürdigkeiten Großbritanniens, wie schon im Titel bemerkt ist, „nach den Vorschriften Lord Bacon's historisch dargestellt". Childrey's Werk will sich unmittelbar an Bacon's Naturgeschichte anschließen, einer Aufgabe seines großen Katalogs genügen; seine Absicht ist, in gleicher Weise später über alle Theile der Welt naturhistorische Thatsachen zu sammeln. Die **historia** ist ihm ganz wie für Bacon nur ein „unteres Stockwerk" der Wissenschaft; an der **Britannia Baconica** läßt sich aufs Deutlichste wahrnehmen, daß der Leser jener älteren Zeit sich Bacon's theoretische Mahnung gesagt sein ließ und keineswegs dessen Sünden gegen die eigene Lehre, die springenden Schlüsse, das Haften an ererbten Vorurtheilen zum Beispiel nahm. Zwar fügt auch Childrey vielfach Ansichten und Erklärungsgründe seinen Beobachtungen hinzu, allein wo das geschieht, folgt stets die ängstliche Verwahrung, er wolle nicht schlechthin Gültiges aufstellen, sondern nur einen vorläufigen Versuch wagen. Das Verhältniß Childrey's zu Bacon ist das der kindlichen Verehrung. „Nächst Gott verdanke ich alle diese neue Aufklärung dem Kanzler Bacon." „Er hat mir zuerst den Weg gewiesen, den ich verfolgen muß, um nicht irre zu gehen."

Ganz ähnlich steht dem „großen Kanzler" John Beale (1603—1683) gegenüber, der sich rühmt, alle seine Werke schon im Manuscript, ja im Embryo der Entwürfe gekannt zu haben. In seinem Briefwechsel mit Robert Boyle giebt er an zahlreichen Stellen seiner Bewunderung und Dankbarkeit für Bacon den lebhaftesten Ausdruck; schon bei ihm ist Bacon's Rang als Vorkämpfer der Naturwissenschaft über allen Zweifel erhaben. Freilich ist auch Beale nur einer von den Sternen dritter Größe; die Geschichte erwähnt von ihm nur, daß er zuerst die täglichen Barometer-

Schwankungen beobachtet hat. Um so mehr zeigt sich in ihm der Geist seiner Periode, seine Briefe athmen eine fast schwärmerische Leidenschaft für Alles, was die experimentelle Wissenschaft betrifft. Männer wie Childrey und Beale vertreten unzweifelhaft eine zahlreiche Gattung, in der Bacon's Wirkung am meisten unmittelbar einschlagen mußte. Er regte sie an zu treuer, rastloser Beobachtung. In dem größeren Aufschwung der Wissenschaft nach seinem Tode sahen sie Bacon's Erfolge, seine hohen, menschenfreundlichen Wünsche der Erfüllung genähert.

Begegnet uns naturgemäß ein Bekenntniß der geistigen Abhängigkeit, wie diese Männer es aussprachen, nur selten, so sind um so zahlreicher die Aeußerungen, in denen jene zweite, an neuen Erfolgen so fruchtbare Generation der Naturforscher sich im bewußten Zusammenhang mit Bacon erkennen läßt.

Im Jahre 1667 schrieb eins der Mitglieder der jungen Akademie, Bischof Thomas Sprat, eine geschichtliche Darstellung der Entstehung, des bisherigen Verlaufs, der äußern und innern Organisation der „königlichen Societät". Einleitend giebt er einen kurzen geschichtlichen Ueberblick über die Entstehung der neuen Wissenschaft, und hier ist Bacon's Stellung kaum eine andere, als sie um dieselbe Zeit in einem der Akademie gewidmeten Gedichte Cowley ausspricht:

Bacon at last, a mighty man, arose ....
Bacon like Moses led us forth at last.

Auch bei Sprat ist Bacon Führer und Vorkämpfer für allen späteren Fortschritt. Er weiß dabei sehr wohl seine „bewunderswürdigen" Vorschriften von der History zu sondern, in der Bacon oft mehr anhäufe als anordne; einen Tadel will er damit nicht aussprechen; „er sage nur", fügt er etwas überschwänglich hinzu, „daß Bacon nicht die Kraft von tausend Männern besessen, da er ihm doch soviel als zwanzigen zugestehe". Auch Sprat ist durch wissenschaftliche Leistungen nicht bekannt; allein sein Buch ist eine offizielle Schrift, sie ist im Auftrag der Akademie entworfen, und wenn der Verfasser eigene Ansichten einfließen ließ, so konnten sie wenigstens den gemeinsamen Vorstellungen nicht widersprechen.

Minder schwärmerisch, doch in bestimmter Anerkennung gedenkt Oldenburg der wichtigen Förderung, die das Zeitalter Bacon zu danken habe, und es verdient Beachtung, daß das in den einleitenden Vorreden geschieht, mit denen der ständige Sekretär der Gesellschaft ihre wissenschaftlichen Abhandlungen begleitet. An gleicher Stelle findet sich ein sehr bemerkenswerthes Wort über Bacon's Ruf; es spricht von älterer Vernachlässigung und neuerer Würdigung. „Ich habe", sagt Oldenburg, „von Leuten, die sich der besten und schlimmsten Tage Lord Bacon's wohl erinnerten, gehört, daß, obwohl er den Fortschritt der Wissenschaften und die „„große Erneue-

rung"" in den Tagen seiner höchsten Macht geschrieben, sein größter Ruf doch erst von den einsichtsvollsten Ausländern in manchen Theilen der Christenheit zu uns zurückgekommen sei". Wer löst den Widerspruch, wenn bei Liebig Bacon's rascher Ruhm als Zeichen seiner geringen Bedeutung gelten muß, und für Oldenburg „die späte Anerkennung, die seinen außerordentlichen Werken zu Theil geworden", als ein Zeugniß erscheint, „daß alle Sterblichen ihren gerechten Ruhm von der Nachwelt erwarten müssen" [1]).

Wichtiger noch ist die Stellung, in der wir Männer wie Hooke und Boyle, die Zierden der Akademie, Bacon gegenüber treffen. Ihnen konnte ein Zusammenhang der neuen Entwickelung, weit über das „neue Organon" und ihre heimathliche Insel hinausreichend, unmöglich entgehen; waren es doch in den meisten Fällen die Ergebnisse italienischer, deutscher, französischer Forscher, die ihrer Thätigkeit zu Grunde lagen. Es ist bestimmt zu erweisen, daß ihr tiefer gehendes Verständniß den Akademie-Genossen gegenüber keine abweichende Meinung begründet hat; daß sie mit jenen Bacon's Einsicht bewunderten, seinen Einfluß in dem eigenen Zeitalter anerkannten.

In den theoretischen Betrachtungen über die Erfahrungswissenschaft, die sich bei diesen ausgezeichneten Forschern theils in besonderen Werken ausgeführt, theils unter den Erzeugnissen ihrer experimentellen Thätigkeit reichlich eingestreut finden, erkennt man ohne Mühe Bacon's l e i t e n d e n G e i s t, man darf hinzusetzen, ohne so häufig wie bei Bacon durch die Lichtblicke des Genie's überrascht zu werden.

Wer Bacon kennt, kann beispielsweise kaum übersehen, wie durchaus Baconischer Denkweise voll die Einleitung zu Robert Hooke's berühmtestem Werk der **Micrography** (1665) ist; und wenn Hooke im selben Werke Bacon den „dreimal edlen" nennt, so ist das neben solchem Commentar nichts weniger als eine oratorische Floskel. Dagegen wird sich bei Hooke so wenig wie bei der ganzen Reihe seiner bedeutenden Genossen unter den vielfachen Erwähnungen kaum ein Citat finden, in dem nur ein Kopfschütteln über das Unfertige und Unrichtige in Bacon's Experimenten oder Schlüssen bemerklich wäre. Die Mängel waren ihnen verschwindend gegen die Größe seiner Ideen. Die Experimente und Vorstellungsweisen, die zur Berichtigung Bacon's führen, blieben größtentheils ihnen selbst vorbehalten; so gab das Verständniß der Schwierigkeiten auch die Nachsicht für die Beurtheilung.

Seltsamer Weise ist von einem der ersten englischen Naturforscher R o b e r t B o y l e citirt, um Bacon's Einfluß ins Reich der Fabel zu verweisen. Wäre Bacon der Führer auf einem neuen Wege gewesen, so urtheilt Brewster im Leben Newton's, so würde bei Newton wie bei Robert Boyle das S c h w e i g e n von dem vermeintlichen Lehrer eine höchst auffallende, ja eine

---

[1]) **Philosophical transactions.** Bd. IV. 1670.

wenig wahrscheinliche Undankbarkeit verrathen. Im Vordersatze dieses Schlusses ist soviel richtig und leicht erklärlich, daß Boyle sich nirgends als Bacon's dankbaren Schüler bekennt. Er steht unter Bacon's Einfluß so wenig und so sehr, als Newton unter dem Einfluß des Copernikus, und man braucht nur eins seiner Werke neben Bacon's Schriften aufzuschlagen, um die völlige Verwandelung gewahr zu werden, die gerade in die Generation bis zu Boyle's Mannesreife fällt; und nicht nur das Reich der Beobachtung hatte seine Grenzen außerordentlich ausgedehnt, auch in naturphilosophischer Richtung waren wesentlich neue Wege vor Boyle's Eintritt in die Wissenschaft durch Descartes und Gassendi betreten; von einer unmittelbaren Erweckung durch Bacon kann also nicht die Rede sein. Dennoch schweigt Boyle nicht von Bacon; wenn nicht als Lehrer, nennt er ihn doch häufig mit unverkennbarer Hochachtung, und, was uns wichtig ist, überall mit einem entschiedenen Glauben an seine Zuverlässigkeit und Wahrheitsliebe, er nennt ihn als „den Führer und die Zierde der experimentellen Wissenschaft“. Mag die Zierde mehr dem Lord als der Wissenschaft gelten — mit dem Worte „Führer“ stimmt Boyle unzweifelhaft den Zeitgenossen zu. Bestimmter heißt es an anderer Stelle: „Kein Schriftsteller hat, soviel ich weiß, so früh und so gut die Nothwendigkeit der Naturgeschichte geltend gemacht und zugleich verschiedene Theile derselben durch Vorschrift und Beispiel gefördert, als der berühmte Lord Verulam; ich werde darum kein Bedenken tragen, bei der Abfassung meiner kurzen Sammlungen zu gleichem Zweck häufig nach seiner Autorität und seinem Beispiel zu verfahren“ (Works V, 77). Bald darauf bei einer entsprechenden Berufung auf Bacon's Beispiel nennt er ihn den ersten, wenn nicht einzigen Schriftsteller seines Wissens, der eine Reihe von Vorschriften zur richtigen Abfassung der Naturgeschichte gegeben. Ja, trotz Liebig, hat Boyle die Absicht wenigstens ausgesprochen, die Historia naturalis Bacon's in ihrer Weise fortzusetzen (Tentam. phys. p. 9). Es läßt sich wohl nicht deutlicher das Bewußtsein des Zusammenhangs im Forschen und Streben ausdrücken.

Als bezeichnend darf hier die Aeußerung Boyle's nicht übergangen werden, daß er, wie andere theoretische Werke, auch das Novum Organon keineswegs streng und Satz für Satz studirt habe, „da er in solchen eingehenden theoretischen Studien eine Gefahr für die Freiheit seiner Beobachtung gefürchtet“ (Tentam. phys. p. 6). Es ändert das nichts an unserer Auffassung; nichts ist durch den Verlauf unserer Betrachtungen so völlig ausgeschlossen als die Meinung, es habe irgend einer der späteren Forscher in Bacon's tabellarischem und ausschließendem Verfahren die Methode gesehen, die er anwenden müsse, geschweige sie wirklich in seinen Werken zur Anwendung gebracht. Eine allseitige Erneuerung und Vermehrung der

Beobachtung war die Aufgabe, die Bacon als wichtigste Vorbedingung aller neuen Wissenschaft dem folgenden Geschlecht gezeichnet hatte.

Nicht nur Robert Boyle, sondern die Akademie als Ganzes faßt ihre Bestimmung, eine zuverlässige Naturgeschichte herzustellen (to supply a solid natural history), durchaus in seinem Sinne. Ich meine aus den sehr ausführlichen Berichten über die Thätigkeit der Akademie entnehmen zu dürfen, daß dieser Zusammenhang sich keineswegs auf allgemeine Ansichten beschränkt. Es ist darüber gestritten worden, ob der Bericht von „Salomons Haus“ die Gründung der Akademie veranlaßt habe; man hat eingewandt, daß an mehreren Orten Italiens schon früh naturwissenschaftliche Akademien bestanden, daß in ihnen das natürliche Vorbild gegeben war. Der Streit ist müßig; man wußte von den italienischen Vereinigungen und wußte von „Salomons Haus“, in dem sich Bacon's so oft wiederholte Mahnung versinnlichte: es bedürfe vereinter Kräfte, um das Werk zu vollführen. In Beidem lag hinreichende Aufforderung zur Nachbildung; betrachtet man aber in Sprat's Geschichte den Riß des neuen Gebäudes, so erkennt man ohne Mühe den Baumeister von Salomons Haus. Man erkennt ihn in der Auffassung der Naturgeschichte, in den Vorsichtsmaßregeln, die eilfertige Schlüsse und allgemeine Behauptungen verhindern sollen, vor Allem aber in der seltsamen Theilung der Arbeit, die keine andere Akademie außer der in „Salomons Haus“ verwirklicht hatte. Dem Einen kommen wünschenswerthe Versuche in den Sinn, bestimmte Andere führen sie aus und berichten der Gesellschaft, die Gesellschaft urtheilt darüber, zieht Schlüsse, giebt Anweisungen zu neuen aufklärenden Experimenten, die wieder die experimentirenden Mitglieder auszuführen haben u. s. w.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß Sprat's Bericht, weitergehend als die Geschäftsordnung der Akademie, sich an das Vorbild der Nova Atlantis hält; er gehört zu den Verehrern Bacon's, die kaum eine theoretische Einsicht außerhalb seiner Vorschriften anerkennen. Dennoch ist seine Darstellung in wesentlichen Zügen als treffend anzusehen; die Societät hatte wirklich besoldete und examinirte Mitglieder, deren Beruf darin bestand, alle Experimente und Beobachtungen nach dem Auftrag der Gesellschaft auszuführen und darüber zu berichten. Robert Hooke selbst ist in solchem Sinn Curator der Akademie gewesen. Und so bieten auch die erhaltenen Sitzungsberichte jener älteren Zeit die deutlichen Belege, daß ein so schwerfälliges und wenig natürliches Verfahren, wie es in Bacon's Anordnung und in Sprat's Darstellung liegt, wirklich eingehalten wurde.

Es ist noch Bacon's Idee von einer Ersetzung des Genie's durch methodische Arbeit, die sich darin zu erkennen giebt; und wie Bacon durch seine Methode eine Naturwissenschaft bei mittelmäßigen Kräften der Forscher erstehen sah, so konnte auch hier nur die Mittelmäßigkeit sich statutengemäß

beschränken und die stückweise Theilnahme an der Thätigkeit des Ganzen als Naturforschung betrachten. So lag das Beste, was von Mitgliedern der königlichen Gesellschaft in jener Zeit geschah, außerhalb des Statuts; der geniale Forscher gab nicht Experimente oder Ideen, um der Akdemie die Folgerung oder die weiteren Versuche zu überlassen, er gab immer selbstständige, mehr oder minder abgeschlossene Untersuchungen, und es versteht sich, daß ihm nicht als Sünde wider das Gesetz gerechnet wurde, was den Glanz der Gesammtheit vermehrte. Die Natur der Dinge schloß eine nachtheilige Wirkung der fehlerhaften Organisation aus.

Es war in gleichem Maße der Gedanke Bacon's, den die Akademie verwirklichte, wenn sie in einer weiteren Theilung der Arbeit das gegenwärtige Geschlecht zur Anhäufung des naturhistorischen Materials vorzugsweise berufen glaubte, und fast mit Aengstlichkeit die Forschung nach Gesetzen und Ursachen zurückschob. Dadurch erklärt sich, wenn Hooke in der Vorrede zu seiner Micrographia sich wie gegen einen Verdacht verwahrt: er lege nicht sonderlichen Werth auf die Hypothesen, die er zur Erklärung der Thatsachen anfüge, und keinenfalls dürfen sie der Akademie zur Last fallen. Es zeigt dieselbe Macht des gemeinsamen, in Bacon wurzelnden Prinzips, wenn er an anderer Stelle sagt: all' mein Ehrgeiz ist, den großen Philosophen dieses Zeitalters Dienste zu leisten, wie die Glasschleifer sie mir geleistet.

Dachte so der Nebenbuhler Newton's, wie ganz mußte dies Verfahren der Akademie nach dem Sinne des Mittelschlags sein! So wurden zwar in allgemeiner Sitzung aus den Beobachtungen und Experimenten „Schlüsse gezogen", allein dieser Theil der Thätigkeit ist in der ersten Zeit fast verschwindend neben den Berichten über Heerschaaren von Versuchen im buntesten Gemisch. Eine solche Beschränkung der Aufgabe gestattete, wie auch Bacon gedacht, eine überaus zahlreiche Betheiligung der untergeordnetsten Kräfte. Eine wahre Experimentir-Wuth bemächtigte sich des Zeitalters. Waren es zeitweilig einzelne Gegenstände von hervorragendem Interesse, um die sich die Versuche der verschiedensten Forscher in größerer Zahl gruppiren, so der Torricelli'sche Versuch, die Luftpumpe, die Glasthräne, so war doch ein derartiger Zusammenhang weder geboten noch bevorzugt; man experimentirte über „alles Mögliche". Wir besitzen unter Anderem ein merkwürdiges Denkmal jener Periode in den Reisebeschreibungen des Franzosen Monconys, der selbst ein leidenschaftlicher Freund experimenteller Forschung ist und aller Orten in Europa — sit venia verbo — das experimentelle Handwerk aufsucht, zahllose Versuche ausführen sieht und sorgfältig verzeichnet. Er führt uns bei allen namhaftesten Forschern des Zeitalters persönlich ein, wir sehen sie experimentiren, hören sie Ansichten austauschen. Ein Besuch in der Londoner Akademie bestätigt die Vorstellung, wie sie die Berichte gewähren. Monconys sieht hier eine endlose Zahl von

Experimenten aus allen Gebieten der Natur, „über die vorläufig noch nicht geurtheilt wird.“ [1])

Es lag hier ein Vortheil und eine Gefahr. Bacon hat den Vortheil gewollt, die Gefahr nicht gefürchtet, weil sie seinem Geiste voll großer Aufgaben und weitumfassender Fragen fern lag. Es war ein Vortheil, daß gerade in jener Zeit das Bedenken gegen jede Verallgemeinerung eines Schlusses auf dem Grunde weniger Thatsachen zum Gesetz erhoben wurde; die eiserne Tyrannei vorgefaßter Ansichten, bei der höchst unvollständigen Kenntniß im Einzelnen um so leichter mächtig, war dadurch zwar nicht überall unmöglich gemacht, aber der Geist des Zweifels war für alle Zeiten der Naturforschung als Genosse und Wächter zugesellt. Eine Gefahr lag andererseits in der wüsten Empirie dieses Sammlerverfahrens, wo immer der ordnende, beziehende Geist des echten Forschers fehlte; es war die Möglichkeit gegeben, über dem unendlich erweiterten Wissen die Wissenschaft zu verfehlen. Goethe geht so weit, um dieser „zerstückelten Manier“ willen die Societät zu beschuldigen, sie habe die Wissenschaften verspätet, indem sie für ihre Beförderung bemüht war. Wäre diese Ansicht zutreffend, so wäre zugleich eine schädliche Wirkung Bacon's nach Goethe's Sinne [2]) erwiesen; es scheint mir, daß er zuviel Gewicht auf theoretische Vorschriften und Anordnungen legt. Es ist nicht zu glauben, daß ein Statut und eine Theorie den echten Erkenntnißtrieb seinen höheren Zwecken abwendig machen und das, was ihm naturgemäß nur Mittel, nur beziehungsweise werthvoll ist, als wesentliche Aufgabe unterschieben können. Dem eigentlichen Forschergeist ergab sich jeder Zeit die reichere Quelle der Erkenntniß im einzelnen, wohlgewählten, mannichfaltig variirten und geprüften Fall; ihm war die Gesetzmäßigkeit, der Zusammenhang in den Erscheinungen immer das Problem; nur unter steter Beziehung auf dieses Wollen gewann ihm die Prüfung der Erscheinungen den Charakter wissenschaftlicher Forschung. Dagegen wird es zu allen Zeiten Köpfe geben, die zeitlebens am Einzelnen haften, in der zuverlässigen Feststellung vieler Einzelheiten der Beobachtung ihr Genüge finden, die niemals darüber hinaus zum Gesetz gelangen, noch dahin streben; denen, wie Goethe mit Unrecht von Bacon urtheilt, in der Breite der Erscheinung Alles gleich ist; die Wissenschaft selbst und der wissenschaftliche Forscher wird sie nicht entbehren können, namentlich in den Gebieten nicht, wo durch die thatsächliche Kenntniß der „vielen Fälle“ die wissenschaftliche Betrachtung des einzelnen bedingt wird. So war in einigen Theilen der Physik wie in der Chemie und der eigentlichen Naturbeschreibung eine

[1]) Monconys, voyage d'Angleterre p. 26.

[2]) Goethe's Meinung begreift sich am besten aus dem denkwürdigen Gespräch mit Schiller. (Tag- und Jahreshefte. 1794.)

Vermehrung der Thatsachen selbst in jener rohen, planlos experimentirenden Weise für die spätere Wissenschaft von Werth. Nach Bacon's schön bezeichnendem Gleichniß hatte das alchymistische Forschen nach Gold den Weinberg, den man ohne Ende durchwühlte, fruchtbar gemacht; jetzt durchgrub und zertheilte man die Scholle nicht mehr um des Einen Schatzes willen, sondern in dem guten Glauben, daß jede Scholle, jeder Stein im unerforschten Boden durch sich selbst ein Schatz sei, oder wohl betrachtet einen Schatz enthalte; so ließ man nichts unzerkleinert, nichts ungewendet und ungekehrt, und es fanden sich Schätze der künftigen Erkenntniß, während die Arbeit wie die Kräfte sich mehrten, die Fruchtbarkeit des Bodens vervielfältigte. So hatte Bacon gehofft, so verhieß ihm die Beobachtung der verschiedensten Gegenstände durch das Mikroskop, so die Ausführung der mannigfaltigsten Versuche auf hohen Thürmen und in tiefen Kellern reiche Ausbeute „an Licht" in der Finsterniß der Begriffe, und in gleichem Sinne befahl die Akademie, fragten und versuchten ihre Mitglieder, was irgend ihnen der Frage werth schien. Ebenso durchaus „Baconisch" sind die Entwürfe zu planmäßiger Beobachtung einzelner Erscheinungskreise, wie sie im Auftrag der Akademie von einzelnen Mitgliedern entworfen wurden. Ein derartiger Plan zu wissenschaftlicher Beobachtung „des Wetters", von Robert Hooke gezeichnet, findet sich in Sprat's Geschichte. Ebenso werden von der englischen Akademie zuerst Reihen von wissenschaftlichen Fragen zusammengestellt, um Reisen in fremde Länder fruchtbar zu machen; man giebt derartige Instructionen den wissenschaftlichen Reisenden, sendet sie den englischen Gesandten im Auslande, sowie den außerenglischen Forschern, mit denen die Akademie alsbald einen ausgedehnten Verkehr eröffnete. Wir verleugnen nicht die zeugende Kraft der geschichtlichen Entwickelung in dem Maße, um zu meinen, ohne Bacon wäre England und die Welt nicht auf eine derartig systematische Erforschung des Erdganzen ausgegangen, aber in Bacon's Werken liegt dazu die deutlichste, dringendste Aufforderung; seine Anweisungen gaben dem Verlangen des Zeitalters nach vermehrter Natureinsicht die bestimmte Form, und das Verhältniß zu ihm, wie es die Heroen der englischen Akademie bezeugen und bekennen, läßt keinen Zweifel, daß er ihnen in einem wesentlichen Theil ihrer Thätigkeit der Führer wirklich gewesen ist.

Es zeigt sich zugleich, daß man in jener Zeit Bacon verehren, daß man sehr wohl meinen konnte, „Baconisch" oder „nach Bacon's Methode" zu forschen, ohne an die ausgeführte Anleitung im zweiten Buch des neuen Organon zu denken. Damit erscheint der erbitterte Kampf gegen diese Methode, als die vermeintliche Methode der späteren Forschung, recht eigentlich als gegenstandslos. Man wird sie würdigen können, wenn man sie in ihrem Zusammenhang mit Bacon's gesammter philosophischer Thätigkeit

betrachtet — das ist von Philosophen vielfach geschehen; man wird ihre Bedeutung in der Geschichte der Wissenschaft begreifen, wenn man in ihr den ersten umfassenden Versuch zur Theorie der Verstandesoperationen erkennt, auf denen die Forschung in den Erfahrungswissenschaften beruht — dies ist durch Whewell wenigstens in wichtigen Punkten ausgeführt; aber man wird sie immer nur verhöhnen können, wenn man in ihr die theoretische Grundlage für Newton's Forschung sucht.

Die ausgebreitete Thätigkeit der englischen Akademie fand im Ausland volle Anerkennung. Der Briefwechsel zwischen Boyle und Oldenburg giebt zahlreiche thatsächliche Mittheilungen darüber, in gleichem Sinne zeugen vielfältig Briefe von Auswärtigen an die Akademie, die uns durch Sprat und Birch erhalten sind. Ebenso finden sich ausführliche Berichte über die englische Akademie in fast allen historischen Darstellungen, die in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts der Entwicklung der Naturwissenschaften gewidmet sind. Hat die Londoner Gesellschaft die Erbschaft aus Bacon's Geiste angetreten, so ist Bacon durch sie auch über die Grenzen Großbritanniens hinaus wirksam geworden. Es ist nicht möglich, diesen Einfluß zu überschätzen; wie reichlich in jener Zeit von den verschiedensten Seiten in den glänzenden Dokumenten des Erfolgs die Quellen der Anregung flossen, ergiebt schon das Eine, daß das berühmte Werk der Akademiker von Florenz, der Zeit nach beinahe mit dem Bericht von Sprat zusammentraf (1666). Und so konnte auch im besten Falle der Antrieb, der von Bacon's Schriften ausging, nur ein weiterer unter vielen sein. So läßt sich schwerlich größeres Gewicht darauf legen, daß Bacon's Name in den ersten geschichtlichen Mittheilungen über die deutsche Naturforscher-Akademie genannt wird, wo es gilt, sich die Entstehung der neueren Naturwissenschaft zu vergegenwärtigen[1]). Es wird schwer zu entscheiden sein, ob in der Wärme, mit der diese Berichte Bacon's gedenken, eine Zustimmung zur Auffassung der englischen Akademiker, oder nur eine Wiedergabe der Ansichten sich ausspricht, die das viel gelesene Buch von Sprat vermittelt, die zugleich dem Bedürfniß einer einfachen Erklärung für die „große Erneuerung" genügten. Auch in Deutschland fand, wer suchen mochte, keine Schrift, die in gleich umfassendem Geiste vor Bacon eine Erneuerung der Naturerkenntniß durch eine Wissenschaft der Erfahrung als Aufgabe gezeichnet hätte, wie das Novum Organon und die Bücher de augmentis scientiarum. Daß diese Werke im Deutschland des siebzehnten Jahrhunderts in den Kreisen der Naturforscher bekannt waren, beweisen vielfache Zitate und Beurtheilungen; wir gründen darauf nicht vage Vermuthungen über ihren Einfluß, aber die Ueberzeugung, daß von einer

[1]) Academiae natur. curiosorum ortus, leges, catalogus Ed. Helianthus (Volckamer) 1683.

späteren Einführung Bacon's durch die französische Encyklopädie auch für unsere wissenschaftliche Literatur nicht die Rede sein kann[1]). Ehe dieses berühmte Werk erschienen war, konnte Mallet in Bacon's Biographie (1742) aussprechen, daß die Gelehrten Europa's übereinstimmend in Bacon den Vater der experimentellen Wissenschaft sehen. Das bestätigen beispielsweise für Holland gleichzeitige Aussprüche der namhaften Forscher Muschenbroek und Boerhave.

Wir begreifen, wie das Urtheil in dieser Form mehr und mehr das allgemeine wurde. Je mehr an die Stelle selbsterfahrener Einwirkung ein überliefertes Wissen trat, je weniger dieses durch einen Rückblick auf die Quelle, auf Bacon's Schriften selbst sich aufzufrischen und zu klären suchte, um so mehr überwuchs der Mythus in der Vorstellung den geschichtlichen Kern. Den französischen Schriftstellern aus der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts blieb kaum noch eine Extravaganz hinzuzufügen. Es war nicht möglich, nach Voltaire und d'Alembert die Ueberschätzung Bacon's weiter zu treiben, als wir sie bei ihrem deutschen Zeitgenossen Büchner in der Einleitung zur Geschichte der Leopoldina (1755) finden. In der That ist der Ehrenplatz, den die Genossen der englischen Sozietät ihrem Landsmann einräumten, ihm seit jener Zeit nur selten durch ernsten Widerspruch (wie den von David Hume) bestritten, aber niemals durch ein beredtes Schweigen verleugnet worden.

Noch heute ruhen ungehobene Schätze in dem Reichthum seiner Schriften. Er ragt mit seinem Wollen, mit seinen kühnen Hoffnungen mitten in unsere Zeit. Ist es ein Streben unserer Tage, für die Ueberzeugung, daß auch dem geistigen Geschehen unabänderliche Gesetze zu Grunde liegen, die wissenschaftliche Begründung zu finden, strebt das heutige Geschlecht, solchen Gesetzen auf dem Wege der Naturforschung nachzugehen, so ist es Niemand sonst als Bacon, der die Aufgabe der Gegenwart in ihrer ganzen Bedeutung gedacht und ausgesprochen hat. „Niemand“, sagt Bacon, „möge sich große Fortschritte in den Wissenschaften, vorzüglich in ihrem angewandten Theil versprechen, ehe nicht die Naturlehre in die einzelnen Wissenschaften eingeführt und die einzelnen Wissenschaften auf sie zurückgeführt sind; denn daher kommt's, daß die Astronomie, die Optik, die Musik, die meisten mechanischen Künste, selbst die Medizin, ja (was noch seltsamer klingen mag) die Wissenschaft der Moral und des bürgerlichen Lebens, die Wissenschaft der Logik so wenig Tiefe haben, sondern an der Oberfläche haften und unter der Mannigfaltigkeit der Gegenstände schwanken.“ (Nov. Org. I. 80.)

Man redet so häufig davon, daß Bacon's Schriften mehr zu Motto's

[1]) Zur Orientirung sei erwähnt, daß die Veröffentlichung der französischen Encyklopädie in den Zeitraum von 1751—1772 fällt.

benutzt als gelesen und gewürdigt werden. Auch wir citiren ein Motto für die Bestrebungen des echten Realismus unserer Tage. Es ist nicht Bacon's Schuld, wenn man sein Wort erwähnt und nicht zugleich aus seinen Werken die Ueberzeugung schöpft, daß der Gedanke einer absoluten Gesetzmäßigkeit und einer Naturwissenschaft des geistigen Lebens ihm zu einer Zeit Gewißheit war, in der die Besten ihn nicht verstanden.

In dem ersten Theil der Abhandlung „Bacon von Verulam" (D. Jahrb. Bd. 9. Heft 3.) ist zu berichtigen:

S. 388 Z. 7 v. o. Akademieen statt: Akademiker.
„ 388 „ 11 v. o. Das Citat bezieht sich hier wie später auf Bacon's Werk. Sylva Sylvarum soll also heißen: S. S. 25 statt: S. 25.
„ 388 „ 5 v. u. fehlt das Anführungszeichen hinter: eine Einbildung.
„ 391 „ 17 v. u. Das Citat S. S. 88 statt: s. S. 88.
„ 392 „ 3 v. o. Kapitel statt: Kapital.
„ 392 „ 17 v. o. wägbare Theile statt: Metalle.
„ 392 „ 10 v. u. entscheiden statt: erscheinen.
„ 396 „ 13 v. o. ein kleinerer Raum statt: kleiner.
„ 404 „ 10 v. u. infamirenden Vorwurf statt: informirenden.
„ 405 „ 16 v. o. alle Autoritäten abzuschwören statt: abzuschneiden.
„ 408 „ 9 v. u. fehlt das Anführungszeichen hinter: geachtet haben.
„ 408 „ 1 v. u. Mit welchem Zeitpunkt beginnt statt: wo beginnt in einer Zeit ...
„ 410 „ 2 v. u. scheint mir statt: scheint nur.
„ 414 „ 11 v. u. hinter produzirt ist einzuschalten: Das wäre doch nur schlecht.

Politischer Monatsbericht.

Von H. B. Oppenheim.

Berlin, 24. Januar 1864.

Schon wieder stehen wir in Preußen am Schluß einer Landtagssession, in welcher der Konflikt mit der seit zwei Jahren und in das dritte Jahr hinein budgetlosen Regierung einer Lösung nicht näher gebracht, ja die Verständigung weiter als je hinausgerückt wurde. Wenn andererseits auch eine Steigerung des Konflikts kaum mehr denkbar ist, — es sei denn durch ausdrückliche Aufhebung der ganzen Verfassung —, so mag Manchem doch die gewohnheitsmäßige Verhärtung in der Ungesetzlichkeit als eine Steigerung bedünken. Uns aber erscheint es als ein großer Vortheil für die ganze Entwickelung, daß keiner Partei mehr die Möglichkeit eines Kompromisses vorschwebt, daß zu einem solchen auch von keiner Seite mehr der Versuch gemacht werden kann, daß in dem Bewußtsein Aller die einfache Alternative: Absolutismus oder parlamentarische Regierung, jetzt unverhüllbar feststeht. Die Verfassung ist in Preußen — auch abgesehen von der inneren Rechtsbrüchigkeit des Herrenhauses — noch niemals zu voller Geltung gekommen; ja, die verfassungstreue Partei hat noch niemals alle gesetzlichen Mittel für ihr Panier in Bewegung gesetzt. — Unter der neuen Aera hofften Viele eine Zeit lang, daß auf dem friedlichen Wege, durch allmälige Gewöhnung und langsame Gesetzesfabrikation, Preußen zu einem wirklichen konstitutionellen Staate umgestaltet werden könnte; man rechnete damals auf die anscheinend versöhnliche Stimmung der höchsten Kreise, auf die sich ausbreitende politische Bildung, auf die sich immer mehr geltend machenden Einflüsse der industriellen Klassen. Um dem stillen Wachsthum keinen Eintrag zu thun, wurde jede heikle Frage ängstlich vermieden; aber wie sollte die konstitutionelle Praxis sich bilden, wenn die Anwendung der konstitutionellen Mittel verpönt blieb und die Verfassung selbst nicht von den Zuthaten der Reaktions-Epoche gereinigt ward! — So wie sie geschrieben steht, ist die Verfassung, für deren Bestand wir noch zu kämpfen genöthigt sind, auf ein solches Minimum von Volksrechten reduzirt, daß der geringste Abbruch an denselben, durch Vergleich oder Nicht-Aus-

übung, gleich in den nackten, baaren Absolutismus zurückwirft. Es bedarf dazu keiner großen Auslegungskunst, sondern nur eines ganz einfachen Verfahrens, das allen materiell schutzlosen Volksvertretungen gegenüber angewendet werden kann, — daß man nämlich die Verfassung, die Ein Ganzes ist, in Theile zerlegt und so die harmonische Wechselwirkung der verschiedenen Faktoren zerstört; daß man, um den Krieg im Innern, den Kreuzzug gegen alle Freiheiten für bethörte Gemüther zu legalisiren, die Funktionen der Krone als primitiv und sakrosankt hinstellt und von ihnen aus alle Beschränkungen als Widersprüche negirt. Die alte Maschinerie des absolutistischen Verwaltungssystems, das ja auch in der Kriminal-Gesetzgebung ausgeprägt und durchgebildet ist, kann dabei mit der größten Leichtigkeit in Bewegung gesetzt und gehandhabt werden, so lange die Selbstregierung noch nicht von unten auf zur vollen Bethätigung gelangt ist und alle Werkzeuge der Gewalt in den Händen der besagten Interpretationskünstler verblieben. Nicht aber, weil das Ministerium die materielle Gewalt hat, sondern weil es dieselbe für den Moment anwendet und alles Uebrige dafür auf das Spiel setzt, siegt es — im Momente; das könnte selbst in einem freieren Staate einmal geschehen. Die Zukunft aber gehört Denen, die das Ganze bedenken, die den Augenblick opfern, um für die ewigen Grundsätze des Rechtes zu zeugen. Wir werden in sehr kurzer Zeit sehr schlagende Zeugnisse für die innere Schwäche der Herrschaft des Momentes erfahren!

Die neue Aera war Anfangs als großmüthige Bewilligung begrüßt worden; bald erschien sie, der europäischen Kriegsgefahr von 1859 gegenüber, als ein Erforderniß gebieterischer Umstände. Die neue Aera hat die Volksstimmung, der der Nationalverein entsprungen ist, erst hervorgerufen; und wie viel damals Preußen dieser Stimmung verdankte, ob es ohne dieselbe die Kraft behalten hätte, der Strömung zu widerstehen, welche es in den Krieg hineinziehen und seine territoriale Integrität gefährden sollte, läßt sich gar nicht absehen. Herr von Bismarck sieht es ja selbst, daß er heute, am Vorabend einer ganz ähnlichen Krisis, durch sein Zerwürfniß mit der Nationalpartei gezwungen wird, sich von Oestreich ins Schlepptau nehmen zu lassen. Die Verwickelungen von 1859 haben nicht, wie es damals den Anschein hatte, den Gedanken der Militär-Reorganisation erst eingegeben; dieser ist älter, er ist das alte Programm der landwehrfeindlichen Militärpartei am Hofe; allein die Situation von 1859 wurde benutzt, um dieses Programm unter unverfänglichen Vorwänden einzuführen und von den Altliberalen, wenigstens als ein provisorisches, acceptiren zu lassen.

So wurde damals die Nation zum zweiten Male über die politische Leistungsfähigkeit und Charakterfestigkeit der Altliberalen enttäuscht. Damals geschah es, daß sich zehn bis zwölf jüngere Mitglieder von der durch Vincke dominirten Kammermajorität lossagten, weil sie die Ueberzeugung gewonnen,

daß von Konzession zu Konzession an Volksrecht und Verfassung schließlich Nichts übrig bleiben würde; daß unter einem „liberalen" Ministerium, welches ohne besonderen Widerstand die Geschäfte der Reaktion führte, nicht einmal die Prinzipien zu retten wären; daß also, ein in dem Maße schwaches Ministerium mit Aufopferung dessen, worauf es gerade ankäme, zu erhalten, auf die Dauer und für das Prinzip des Rechts mißlicher wäre, als das Erdulden aller Nachtheile und Quälereien einer nochmaligen und selbst schlimmeren Reaktions-Epoche; daß die Demoralisation durch den Druck nicht so tief eindringt und nicht so verderblich um sich greift, als die durch absichtliche Selbsttäuschung oder Selbsterniedrigung. Und weil diese Ueberzeugungen in der Mehrzahl Derer lebendig waren, welche voraussahen, daß aus den gesteigerten Gegensätzen gewaltigere Konflikte hervorgehen würden, darum entstand aus der kleinen Fraktion „Jung-Litthauens" die große Fortschrittspartei, welche bei den entscheidenden Abstimmungen schon Majoritäten von 280 Stimmen und darüber ins Feld geschickt hat. Das Wesen dieser Partei liegt nicht in ihrem überaus dürftigen und unzureichenden Programm, nicht in einer genialen Initiative, nicht in der thätigen Gegenwart berühmter oder besonders hervorragender Führer, nicht in der Anwendung einer scharfen Parteidisziplin; von dem Allen findet das Gegentheil Statt! — Das Wesen und die Kraft derselben liegt in der ganzen Entwicklung, in dem Platze, den der Widerstreit der Prinzipien der Landesvertretung anweist. Es ist nicht eine Partei der Aktion, sondern eine Partei zähen und ausdauernden Widerstandes; man darf weder den Maßstab eines entwickelten parlamentarischen Lebens, noch den einer revolutionären Bewegung an sie legen. Sie hat schon manchen Fehler gemacht, manche Versäumniß begangen, große politische Erfahrung hat ihr nicht immer zur Seite gestanden, aber sie ist im Ganzen unbeirrt der angenommenen Richtschnur treu geblieben und dadurch mußte sie im Lande wachsen und die Mittelparteien immer mehr verschlingen. Den Pessimisten, die mit dem Vorwande des Radikalismus ihre eigene Passivität und ihr absolutes Nichtsthun beschönigen wollen, indem sie von den Anderen stets große Thaten verlangen, mag es leicht werden, durch ihre vornehme Kritik den Blättern der Feudalpartei willkommenen Stoff zu liefern; die schönen Seelen der beiden Extreme begegnen sich oft sogar in der Ausdrucksweise; aber die beiden Extreme haben sich neuerdings in der schleswig-holsteinischen Sache so unverkennbar gezeichnet, daß ihre Angriffe nur zur Anerkennung der Haltung der Fortschrittspartei beitragen konnten.

Gewisse, sich radikal nennende Gegner gaben vor, zu glauben, daß die Fortschrittspartei unter Umständen bereit wäre, oder sich bedingungsweise gebunden hätte, die geforderte Regierungsanleihe von zwölf Millionen zu bewilligen, wenn nur das Ministerium Bismarck ihnen gewisse Versprechungen für seine politische Haltung in dieser vereinzelten Sache geben würde.

Allein darin lag ja eben der richtige Instinkt nicht blos der Fortschrittspartei, sondern der überwältigenden Majorität im Lande, einzusehen, daß die schleswig-holsteinische Angelegenheit nicht als eine vereinzelte politische Frage betrachtet werden kann und daß ein Ministerium Bismarck eben, selbst wenn es wollte, in dieser Sache so wenig als in irgend einer anderen der Nation bindende Garantien geben könnte. Die wenigen konsequent Denkenden unter den Pessimisten wurden denn auch folgerichtig dazu getrieben, überhaupt den liberalen Gehalt und die überwiegend nationale Bedeutung der ganzen Frage anzumäkeln und anzukritteln; während die Anderen, die sich mit einer Phrase zu begnügen gewöhnt sind, das Stichwort ritten: Erst sei das Budgetrecht zu retten und dann erst die auswärtige Politik vorzunehmen! — Als ob die mühselige und langwierige Entwicklung eines nach Selbstbestimmung ringenden Volkes paragraphenweise, wie in einem Lektionskataloge, vorher zu normiren wäre, so daß die großen Probleme, welche die Zeit den Völkern aufgiebt, etwa auf den nächsten Lehrkursus nach Belieben verschoben und die geschichtlichen Fristen vertagt werden könnten, oder als ob das konstitutionelle Recht dadurch in den Anschauungen lebendiger und den Gemüthern theurer würde, wenn man es alles konkreten Inhaltes entkleidet! Als ob das preußische Volk dadurch an Kraft und Selbstgefühl gewönne, daß es die Verachtung des übrigen Deutschlands auf sich lüde, in welchem die preußischen Verfassungskämpfe, der kleinstaatlichen Gesichtspunkte wegen, ohnehin selten nach Gebühr und Verdienst gewürdigt werden!

Daß das Bismarck'sche Ministerium dem Abgeordnetenhause das Beharren in der pflichtmäßig eingeschlagenen Richtung besonders leicht gemacht hat, soll hier nicht geleugnet werden. Eine Kreditforderung zu Bundeszwecken auf ein politisches Programm, welches den Bund mit Auflösung bedroht, kann auch dem Willigsten nicht hinreichend begründet erscheinen, zumal wenn die Forderung den bundespflichtigen Matrikularbeitrag Preußens fünfmal übersteigt und noch fünfmal so große Forderungen in Aussicht gestellt werden. Schleswig-Holsteins Existenz hängt nicht von den zwölf Millionen ab, welche Herr von Bismarck verlangt, viel eher von der negirenden Zähigkeit der preußischen Opposition. Aus dem Wenigen aber, was der Minister gesagt hat, war es durchaus nicht schwer, auf das zu schließen, was er noch zu verschweigen für weise hielt, obgleich die Ereignisse schon jetzt es zu verrathen beginnen. Wenn der Ministerpräsident mit der Forderung einer patriotischen Anleihe dem Hause eine Falle zu stellen gedachte, wenn er damit „patriotisch" klingende Anklagen für die bevorstehende Schließung ansammeln wollte, so mußte er den Antrag und die damit verbundenen Mittheilungen verführerischer einkleiden. Daß preußische Truppen im Felde stehen, wird immer jedes deutsche Herz mächtig aufregen; daß deutsche Soldaten, wenn auch ruhmlos, den Mühseligkeiten, wenn auch nicht den Gefah-

ren eines Winterfeldzuges ausgesetzt werden, läßt Niemanden kalt; in der Politik aber müssen wir fragen, ob besagte Truppen für oder gegen das Interesse der deutschen Nationalität ins Feld geschickt werden? — Zunächst betrachten wir nur die auf die innere Politik gerichtete Seite der Frage, und da wäre allerdings mit jeder Bewilligung der ganze Konflikt gelöst gewesen, und zwar zu Gunsten der kühnsten ministeriellen Auffassung. Mag das Ministerium immerhin auch diese Perspektive im Auge gehabt haben, mag es, in einem schwer begreiflichen Irrthume, von dem ersten Enthusiasmus für Schleswig-Holstein solche Früchte zu pflücken gehofft haben, — keinenfalls lag hierin der einzige Grund oder auch nur die hauptsächlichste Triebfeder: die Geldverlegenheiten der Regierung sind schwerlich simulirt; in diesem Punkte glauben wir ihr aufs Wort und weit darüber hinaus. Man berechne nur, was die Reorganisation, die Besetzung der östlichen Grenzen u. s. w. verschlungen haben und noch zu verschlingen drohen. Ebenso bereitwillig glauben wir auch der offiziösen Zeitung auf ihr Wort, daß an eine sogenannte „Kron-Anleihe" im Ernste nicht gedacht wird, schon aus dem einfachen Grunde, weil dergleichen (trotz aller anonymen Windbeuteleien und selbst trotz der feurigen Gelöbnisse in der Addresse des Herrenhauses) absolut unthunlich ist. Die Reaktions-Partei in Preußen verfügt verhältnißmäßig über geringe Kapitalien, jedenfalls über geringe Opferlust; und die Fürsten der Börse glauben in Finanzsachen wohlweislich an die Heilsamkeit und Sicherheit des konstitutionellen Prinzips. Die Thaler sind sehr gesetzliebend und zwingen auf die Länge oft die Kanonen zur Legalität. Von einer Verpfändung der Domänen könnte nur faseln, wer nicht weiß, daß in Preußen alle wesentlichen Besitzthümer dieser Beschaffenheit seit jeher als Staatsgüter betrachtet werden, deren Veräußerlichkeit schon längst vor der Verfassung gewissen Beschränkungen unterworfen war, und die sogar (nach §. III. der Verordnung vom 17. Januar 1820 u. a. m.) für die bestehenden Staatsschulden einzustehen haben. Wer weiß nicht, daß konstitutionelle Rücksichten schon während einem ganzen Menschenalter vor der Verfassung die direkte Kontrahirung von Staatsanleihen verhindert haben!

Wenn der Ministerpräsident in der vorigen Session den Abgeordneten erklärte, daß er auch ohne sie nach Belieben Krieg führen werde, so ist die neueste Erklärung, daß er das dazu erforderliche Geld nöthigenfalls hernehmen werde, wo er es fände, nur die folgerichtige Erläuterung jener ersten Erklärung; man kann zugeben, daß Methode darin liegt. Aber wie lange wird überhaupt ein preußischer Minister bei einem solchen System irgendwo Geld finden? — Einen unheilvollen Krieg zu beginnen oder einzufädeln, — und jeder Krieg würde unter solchen Umständen zum Unheil ausschlagen — wird Demjenigen immer möglich sein, der durch das Vertrauen

der Krone mit dem höchsten Staatsamte bekleidet ist; aber einen so begonnenen Krieg fortzusetzen und von dem preußischen Staate die äußersten Gefahren der eingefädelten Verwickelung abzuwenden, dazu wird der Appell an das Volk nicht lange verzögert werden dürfen. Ebenso steht es mit den Staatsgeldern: auf der abschüssigen Bahn, die hier vorgezeichnet ist, werden der knappe Staatsschatz und die anderen liquiden Gelder, über welche die Regierung zwar eine thatsächliche, aber keine rechtmäßige Verfügung hat, bald genug verbraucht sein; das baare Geld in den Kassen bietet keinem modernen Staate hinreichende Ressourcen, und mit dem Kredit verflüchtigen sich auch die greifbaren Steuerobjekte. Dann würden alle dialektischen Spitzfindigkeiten über die Artikel 99. und 109. der Verfassung, selbst mit einer gefügigen Kammer, die Staatsverwaltung nicht zu erretten, den vor ihr geöffneten Abgrund nicht zu schließen vermögen.

Als das Ministerium im vorigen Jahre den Antrag wegen der Stellvertretungskosten der in die Kammer gewählten Beamten vorlegte, verwahrte es sich gleich dabei, im Widerspruch freilich mit der bisherigen Auffassung der Verfassung, daß es über dieses Gebiet eigentlich auf dem Wege der Verordnung verfügen könnte. Das Ordonnanzrecht hat seitdem in den Interpretationen der Regierungsorgane eine ungeahnte Ausdehnung erhalten, eine Ausdehnung, die nur in Verhältniß und Vergleichung zu stellen ist mit der unerhörten Beschränkung, welche dem Budgetrecht der zweiten Kammer zugedacht ist. In der Frage über die Stellvertretungskosten werden die Gerichte ihre Unabhängigkeit zu beweisen haben. Warum die Regierung überhaupt aber Vorlagen macht, die voraussichtlich verworfen werden, und die sie trotz der Verwerfung auszuführen beabsichtigt, ist schwer zu erklären; sie setzt sich ja damit freiwillig ins Unrecht. Schwerlich wird übrigens selbst dieses Ministerium *jetzt schon* behaupten, daß die Oktroyirung des beantragten Zusatzes zu Artikel 99. der Verfassung unter ihre Verordnungs-Befugniß fiele, obgleich die offiziösen Theoretiker binnen zwei Jahren unglaubliche Fortschritte in der Kunst gemacht haben, das heuer als *streng gesetzlich* zu vertheidigen, was anfänglich doch nur mit einem simulirten *Nothrecht* beschönigt ward. Daß nach der geheischten Amendirung, d. h. *Streichung* des Artikel 99., von dem Budgetrechte und damit auch von allen übrigen Garantieen *nichts* übrig bleibt, nicht einmal die periodische Einberufung des Landtags, wird selbst gegnerischerseits kaum geleugnet werden. Amendirung des Artikels 99. ist nur ein durchsichtiger *Euphemismus* für die Aufhebung der ganzen Verfassung. Die Annahme des vorgeschlagenen Zusatz-Artikels hätte ohnedies nur Sinn und Zweck, wenn sie *rückwirkend* wäre; denn was hülfe die Hypothese eines für alle Zukunft regelmäßig wiederkehrenden Ausgabenbudgets, wenn das erste in der Gegenwart nicht zu Stande kommt?! So weit hinaus rechnet wohl auch die Regierungspartei nicht für die

Befestigung ihrer Herrschaft! Das letzte Budget also, das von 1861, sollte als Normalbudget bis auf Weiteres zu Grunde gelegt werden, zumal es ein exzeptionell hohes war. Eine Kammer, die man zu dem Zusatzparagraphen bewöge, bekäme man wohl auch zu solch einer rückwirkenden Auslegung. — Am Ende könnte ebenso gut ein ganzes Budget oktroyirt werden, wenn der Finanzminister und die Oberrechnungskammer sich dabei beruhigen wollen. Ist dann auch mit Hülfe des Herrenhauses eine Preßnovelle oktroyirt, welche die unabhängige Presse in einigen Wochen beseitigt, so kehrt, nach dem Traume gewisser wohlbezahlten Romantiker, die goldene Zeit des Patriarchalismus zurück, — die sich aber, unseres Erachtens, von dem alten Zustande des einstmals unbefangenen Absolutismus unter Anderem auch dadurch unterscheiden würde, daß an die Stelle eines halbwegs unabhängigen und nach seiner beschränkten Einsicht gerechten Beamtenstandes die Willkürherrschaft mit der ganzen Gehässigkeit faktiöser Verfolgungen und dem Terrorismus der durch Unsicherheit und geheime Furcht verbitterten Gewalten träte!

Wäre erst Artikel 99. in seiner jetzigen Gestalt beseitigt und die freie Presse dazu, hätte dann das parlamentarische Leben eine Weile pausirt, so — hoffen Jene — würde man auch einmal wieder eine schmiegsame und unterwürfige Landesvertretung zusammenbringen können. Ja, wenn die Weltgeschichte stille stände, bis Eure sauberen Pläne gereift sind!

Eine Erklärung Johann Jakoby's am Schlusse der Budgetberathung hat das Verhältniß von Art. 99. und 100. zu Art. 109. wieder zur Erwägung gebracht. Allerdings sollen, weil die Revisionskammern sorgloser Weise einen Uebergangs-Artikel unter die Allgemeinen Bestimmungen aufgenommen haben, im regelmäßigen Lauf der Dinge die bestehenden Steuern forterhoben werden; dagegen können gesetzlich keine Ausgaben ohne Bewilligung gemacht werden. Sinn und Absicht solcher Bestimmungen ist klar: die Staatsmaschine soll nicht stille stehen wegen momentaner Differenzen, die binnen Jahresfrist gelöst sein können und müssen; auf guten Willen von allen Seiten, auf das im Verfassungsleben unentbehrliche Bestreben der Ausgleichung, auf die Mittel der Ausgleichung, welche der „über den Parteien stehenden Krone" zugetheilt sind, wird in der Theorie des Konstitutionalismus stets gerechnet; Konflikte wären unter allen Verfassungen leicht zu erregen, wenn es nur auf den Buchstaben der Paragraphen ankäme. Gegen die von dem Mächtigeren erhobenen Konflikte werden die papierenen Schanzen an sich meistens zu schwach befunden werden; aber sie deshalb, weil sie nicht stark genug sind, nicht vielmehr verstärken, sondern ganz niederreißen zu wollen, wäre Wahnsinn oder Verbrechen. Was übrigens das Recht der Steuerverweigerung betrifft, das fast in keiner Verfassungs-Urkunde ausdrücklich erwähnt ist, so liegt seine Begründung überall

nur darin, daß ein Grundvertrag, der von der einen Seite zerrissen wird, auch die andere Seite nicht mehr binden kann.

Die vom gesammten Staatsministerium kontrasignirte königliche Botschaft vom 27. Dezember, welche die Antwort auf die am 18. Dezember in der schleswig-holsteinischen Sache erlassene Adresse des Abgeordnetenhauses enthält, stellt das Prinzip auf, daß die Landesvertretung sich um die auswärtige Politik eigentlich gar nicht zu bekümmern habe und darum mit logischer Nothwendigkeit die für auswärtige Politik geforderten Mittel jedes Mal ohne Weiteres, also auch ohne Diskussion bewilligen müßte. Einer Revision bedarf entschieden die Verfassung, dergemäß noch gefordert werden muß, was nicht verweigert werden darf! Ein Gleiches wird von derselben Seite für die Militärverwaltung behauptet; und im Grunde wird wohl für die ganze Verwaltung derselbe Grundsatz von denselben Leuten als Glaubensartikel aufgestellt und als wünschenswerthestes Ziel erstrebt werden. Da bliebe allerdings schon von selbst kein Titelchen des Budgetsrechts übrig, und man früge sich erstaunt, wie überhaupt Volk und Fürst jemals unter solchen Voraussetzungen auf die Idee einer Verfassung kommen konnten!

Indessen hat der Minister selbst nicht strenge die Grenzen dieser Auffassung eingehalten; wenigstens hat er es nicht verschmäht, eine ziemlich offenherzige Darlegung seiner jetzt maßgebenden politischen Grundsätze zu erstatten, die, was das Verhältniß zu Oestreich betrifft, im direkten Widerspruch zu seiner berühmten Depesche vom 24. Januar, und was das Verhältniß zu Deutschland betrifft, in offenstem Gegensatz zu seinen, das östreichische Reformprojekt bekämpfenden Noten vom vorigen Herbste stehen. In ähnlichen Lagen würde wohl mancher konstitutionelle Minister anderer Länder sich hinter die „schwebenden Verhandlungen" versteckt haben; solche Mittel, die Vertrauen voraussetzen, konnten hier nicht verfangen, und selbst „das Prüfungsrecht des Bundestages", das im Anfang (27. Dezember) deren Stelle vertreten sollte, mußte bald in die diplomatische Rumpelkammer wandern, indem das Prüfungsrecht, um dessen Preis die Großmächte die Exekution gegen die Okkupation erkauft hatten, zwar noch unbestritten zugegeben, aber das Entscheidungsrecht negirt ward. Schließlich wurde sogar die verrufene Politik der freien Hand, die unter Schleinitz wenigstens keine großen militärischen Aktionen erfordert hatte, als tröstlichstes Versprechen vorgespiegelt.

Vortrefflich hat der Aßmann'sche Bericht der Anleihe-Kommission die Stellung der Regierung zu der schleswig-holstein'schen Frage charakterisirt: In den Erklärungen des Ministerpräsidenten „wird deutsche Nationalität und deutsches Gesammt-Interesse, ebenso wie jede Rücksicht auf Recht und Moral, als nichtig bei Seite geschoben; die bindende Kraft eines Vertrages hängt nicht von der Sittlichkeit seines Inhaltes oder von der Treue des andern Kontrahenten,

sondern nur von der Frage ab, wie viel Bajonnette dafür in Bewegung gesetzt werden. Von diesem Standpunkte aus wäre es ebenso konsequent, wenn das Ministerium auch den gerechtesten Bundesbeschluß wegen der militärischen Schwäche seiner Urheber mißachtete, als wenn es völlig rechts- und ehrwidrige Maßregeln der Großmächte wegen der Ueberlegenheit ihrer Armeen geduldig hinnähme. Nur das ist schwer zu erklären, wie das Ministerium von diesem Standpunkte aus eine Forderung an das Haus durch das deutsche Bundesrecht hat motiviren mögen". — In der Aeußerung des Ministers, der Londoner Vertrag sei die einzige Scheidewand zwischen uns und einem höchst gefährlichen Kriege, findet die Kommission „ein glänzendes Zeugniß für eine diplomatische Führung, welche nach einer fünfvierteljährigen Verwaltung die Erklärung abgeben muß: der Staat habe nur noch zwischen der Aufopferung einer wichtigen deutschen Provinz und einer völligen Isolirung in Europa die Wahl". — — „Das System, zu dessen Unterstützung die begehrte Anleihe dienen soll, opfert das Recht Schleswig-Holsteins, beschädigt die Machtstellung und Sicherheit Preußens an ihrer empfindlichsten Stelle, setzt sich mit den Rechtsordnungen des deutschen Bundes, dem Streben der meisten deutschen Regierungen und den Ueberzeugungen der deutschen Nation in Widerspruch und giebt für alle diese Schäden und Herabwürdigungen dem Staate nicht einmal die Sicherheit des europäischen Friedens."

Zu der vermeintlichen „Großmachtspolitik" dieser Regierung gehört es, das Londoner Protokoll, das zur Demüthigung Preußens abgeschlossen worden war, für heilig und unantastbar, den deutschen Bundesvertrag dagegen, der im vorliegenden Falle vortrefflich für das preußische Interesse zu benutzen wäre, für hinfällig und ungültig zu erklären. Daß man sich freiwillig klein macht, soll die Signatur der Großmacht sein; lieber die preußischen Interessen zu opfern, wo sie mit den deutschen zusammenfallen, als — in Uebereinstimmung mit der Nation und dem Liberalismus — die Gemeinsamkeit der deutschen Interessen und ihre Geltung für Preußen anzuerkennen! — Als vor vier bis fünf Monaten Kaiser Franz Joseph die alte Bundesakte reformiren wollte (und sogar versprach, sich von der neuen Bundesbehörde selbst in der auswärtigen Politik majorisiren zu lassen), da wandte das preußische Ministerium ein, daß der Bundesvertrag von 1815, an welchen Unvollkommenheiten er auch leiden möge, doch das einzige Bindemittel der deutschen Staaten, das einzige kompetente Organ für die gemeinsamen Interessen sei und, bis Besseres aufgerichtet wäre, nicht erschüttert werden dürfe. Jetzt reichen sich Rechberg und Bismarck die Hände über den Trümmern des Bundesrechts. Damals reiste der König von Sachsen vergebens nach Baden-Baden, um die Potentaten der beiden Vormächte unter einen Hut zu bringen; jetzt erschrickt König Johann von Sachsen über die Ein-

tracht, welche Christian IX., Protokollkönig von Dänemark, zwischen ihnen angestiftet hat!

Wir haben freilich weder damals, als Bismarck vom deutschen Parlamente sprach und gegen Oestreichs Angriffspläne beim preußischen Landtage Schutz zu suchen gedachte, noch neulich, als sich die Nationalpartei beinahe um den Areopag in der Eschenheimer Gasse gesammelt hätte, den Bundestag für erhaltenswerth oder widerstandsfähig gehalten. Auch jetzt werden die Selbstständigkeits-Velleitäten und patriotisch-ehrgeizigen Gelüste der Trias-Staaten ziellos verpuffen, aber freilich ebenso die auf die Suprematie Preußens oder Oestreichs berechneten Einheitsbestrebungen. — Als der Republik Venedig 1797 von Bonaparte Vernichtung drohte, wurde von der altersschwachen Aristokratie noch rasch ein Versuch gemacht, die überlebte Verfassungsform zeitgemäß zu verjüngen; aber umsonst! die Theilnahme des Volkes an dem elenden Staatswesen war nicht mehr zu wecken, und ohne anderen Widerstand zu finden, als den einiger Manifeste, Proklamationen und Proteste, drang der Feind in das Gebiet der altberühmten Republik ein. Auch der Bundestag ist schon in dem Stadium, wo es nicht mehr gelingt, Popularität zu erwerben. Nur zweimal in einem halben Jahrhundert hat der Bundestag sich zum Handeln angeschickt und beide Male unter populären Antrieben von Außen: das erste Mal, als er 1848 sein eigenes Todesurtheil unterschrieb, und das zweite Mal jetzt; aber der Fluch seiner Thatlosigkeit brachte es mit sich, daß sogar seine Selbstvernichtung 1848 nicht von den Ereignissen besiegelt blieb. Jetzt, als er die Okkupation beschließen wollte, wurde ihm die Exekution untergeschoben; dafür sollte die Erbfolgefrage rasch zur Entscheidung kommen — wenn es nur nicht die vom Präsidium gehandhabte Geschäftsordnung bis jetzt und noch für eine Weile zu verhindern vermöchte! Gott weiß, wie lange eine solche geschichtlich-staatsrechtliche Prüfung dauern kann; schon wurde von derselben Partei, welche in täglichen Leitartikeln das ganz unbegründete Erbrecht der Glücksburger an Schleswig und das völlig nichtige Eventual-Erbrecht Rußlands an Kiel[1]) zu beweisen sucht, der Versuch gemacht, neue Prätentionen des großherzoglich oldenburgischen Fürstenhauses einzuschieben; und die Kreuzzeitung versicherte schon auf Kavaliersparole, die betreffenden Dokumente mit eigenen Augen gesehen zu haben. Zwar ist der Kunstgriff ebenso rasch verunglückt, wie der mit dem falschen König Radama II. auf Madagaskar. Allein mit solchen Manövern, wie windig sie auch seien, kann man immerhin die Verwirrung ins Unendliche steigern und, wenn auch nicht das Recht der Glücksburger beweisen, doch das der Augustenburger in Anzweiflung bringen und wenigstens die rechtliche Entscheidung des Bundes durch chikaneuse

---

[1]) Vergl. Michelsen's staatsrechtliche Prüfung dieser Ansprüche (Gotha 1864).

Einwände so lange hinziehen, als nur jemals einen reichskammergerichtlichen Prozeß. Die juristische Gewissenhaftigkeit der düpirten Mittelstaats-Regierungen könnte alsdann dem öffentlichen Rechte ebenso verderblich werden, als schon zu Zeiten die juristische Gewissenlosigkeit geworden ist. Einstweilen hat der Bundestag zweimal den Vormächten Beweise seiner Selbstständigkeit gegeben: erstens, als dieselben (2. Januar) die Ausweisung des Herzogs Friedrich VIII. aus Holstein verlangten, und zweitens durch Verwerfung des Antrags derselben vom 28. Dezember auf exekutorische Besetzung Schleswigs, in der Bundestagssitzung vom 14. Januar. Frühere Anträge von Mittelstaaten (Hessen-Darmstadt) traten vor diesem der beiden Großmächte zurück, so daß sich die Verschiedenheit in der Behandlung der Frage rein gegensätzlich darstellte. Die es mit den Herzogthümern und mit Deuschland gut meinen, wollen zunächst auf dem sichern und gefahrlosen Wege des Bundesrechts den Herzog Friedrich in Holstein befestigen und von da aus erst sein Recht auf Schleswig so gut als möglich zu verfolgen streben; also zuerst ein Rechtssubjekt schaffen und mit diesem einen Kern für die volksthümlich-nationale Bewegung der betreffenden Länder selbst. Die Großmächte dagegen wollen gar kein deutsches Fürstenthum zwischen Elbe und Eider entstehen sehen, sondern eine dänische Satrapie mit gewissen Verheißungen zu Gunsten der unterdrückten Bewohner deutscher Nationalität, das heißt: ungefähr mit denselben Garantien, wie die türkische Herrschaft deren, freigebig und resultatlos, für ihre christlichen Unterthanen in dem Pariser Friedens-Instrumente unterschrieben hat. Aus Furcht vor der europäischen Verwickelung stürzen sie sich derselben entgegen. Statt, hinter dem allgemein anerkannten Bundesrechte verschanzt, die Einmischung der anderen Großmächte abzuweisen, beeilen sie sich, dieselbe herbeizurufen und den feindlich gesinnten Mächten das Interventionsrecht gleichsam aufzunöthigen. Während sie mit Ehren den Frieden behaupten könnten, wollen sie einen Krieg führen, um sich Demüthigungen zuzuziehen, die ihnen sonst keineswegs zugedacht wären. Indem sie für Schleswig die Aufhebung der dänischen Verfassung vom 18. November verlangen, welche freilich nicht innerhalb des in der „Sommation“ vom 16. Januar gestellten Termines von zwei Tagen aufgehoben werden kann, erkennen sie implicite Christian IX. als Herzog von Schleswig an und präjudiziren dergestalt zu ihren eigenen Ungunsten thatsächlich einer Frage, die sie auf einem anderen Wege wiederum für offen erklären lassen müssen. Sie wollen Krieg führen — sei es auch nur einen Scheinkrieg — um dem Feinde mit Anstand deutsches Land überlassen zu können. Da dem Bundestage eine solche Auffassung nicht aufzudrängen war, so erklärten sie, daß sie als „Großmächte“ einrücken würden; und mit seltener Eile, mit einem Eifer, der einer besseren Sache würdig wäre, leider aber nie von der Diplomatie für die bessere Sache verwendet wird, folgten

nun Sommation, Kriegsbereitschaft, Mobilmachung, Ausrücken, Einmarsch und soll das Ultimatum (?) ausgefertigt werden. Der preußische Gewerbsstand wird nun die Probe auf die verheißenen Erleichterungen der Reorganisation zu machen haben. Wiederum rekognoszüren östreichische Quartiermacher das Terrain von Norddeutschland, im militärischen, aber auch im rein politischen Sinne; etwa um den Mincio an der Schlei zu vertheidigen? Oder vielmehr, um Preußen an der Schlei so zu engagiren, daß es die bevorstehenden Kämpfe am Mincio nicht dazu benutzen kann, Oestreichs Verlegenheiten zu benutzen, um seine Suprematie in Deutschland zu verdrängen! Das wäre schon 50,000 Mann werth, die vielleicht in Ungarn oder Venetien doch nicht mit Sicherheit zu verwenden sein würden. Unterdessen mag das Wiener Kabinet dem englischen die Versicherung geben, daß es nur militärisch interzedire, um den Frieden zu sichern und die etwaigen Ausschreitungen der Bundes-Exekutive zu hemmen.

Auch der Bundestag erhielt für seine Aufregung (am 19. Januar) die beschwichtigende Erklärung, daß Holstein der Bundesverwaltung überlassen bleibe. Nun widerspricht es freilich nicht dem Buchstaben der Bundesgesetzgebung, daß Oestreich und Preußen in Schleswig auf eigene Faust Krieg führen; aber es widerspricht demselben, wenn sie ohne Erlaubniß des Bundestags oder der Bundeskommissarien durch Holstein marschiren lassen, das gegenwärtig vom Bunde wie von einem Souverän regiert wird; gerade wie der Durchmarsch über hannöversches oder hamburgisches Gebiet ein Eingriff in die Rechte der Einzelsouveränitäten ist. Und es widerspricht natürlich dem Inhalt und Wesen des Bundesvertrages, daß die beiden Vormächte in Schleswig eine andere Sache vertreten, als der gesammte Bund in Holstein thut, ja die entgegengesetzte Politik betreiben. Preußische Truppen und Generale stehen in Holstein gelegentlich als Bundesreserve für das deutsche Herzogthum unter der Autorität der Bundeskommissarien, in Schleswig dagegen unter dem Kommando der Bismarck'schen Großmacht für eine dem deutschen Herzogthum widerstreitende Konzeption. Herrliche Aussichten für das Ehrgefühl der Nation!

So wird das Londoner Protokoll von deutschen Bundesstaaten gegen das deutsche Recht und den deutschen Grundvertrag in den Kampf geführt; und zwar unter so hohlen Vorwänden, als z. B. den, daß die Rechte Schleswigs nur auf den Abmachungen der funfziger Jahre beruhen. Allein jene Protokolle und Traktate haben gar kein neues Recht geschaffen und höchstens das alte Recht etwas unsicherer gemacht; überdieß enthält der unter Englands Vermittelung abgeschlossene Berliner Frieden vom 2. Juli 1850 ausdrückliche Verwahrung für alle früheren Rechte, über welche ja ohnedies nicht in europäischen Protokollen zu verfügen war. Daß das Londoner Protokoll in dem Sinne, wie es von seinen Vertheidigern gern dargestellt wird, näm-

lich als wechselseitige Verpflichtung der Großmächte, seinem Wortlaute nach gar nicht besteht, daß es überhaupt durch die mangelnden Voraussetzungen seines Inkrafttretens vom rechtlichen Standpunkt aus als ungültig angesehen werden muß, daß er, bei Lichte besehen, von keiner Seite ausgeführt, von keiner Seite ausführbar ist, das Alles ist mehrmals so unwiderleglich nachgewiesen worden, daß selbst England diesen Gesichtspunkt aufgiebt, um seine Berücksichtigung der Machtverhältnisse offenherzig an dessen Stelle treten zu lassen. Wir wollen, sagen seine Staatsmänner jetzt, ein lebensfähiges dänisches Reich, weil wir kein starkes skandinavisches gestatten mögen; folglich — muß Deutschland die Zeche bezahlen! Die großen deutschen Kabinette hatten sich allerdings durch ihre Unterschrift am 8. Mai 1852 gebunden, die Glücksburger Succession in den Herzogthümern anzuerkennen, falls dieselbe darin als Gesetz publizirt worden wäre; nicht aber, sie zu erzwingen und gewaltsam durchzusetzen. Derartige Zwangs-Verpflichtungen giebt es ebenso wenig im öffentlichen Recht, als sie mit der Moral verträglich sind. Wäre die Annahme einer solchen Verpflichtung gerechtfertigt, so wären die deutschen Mächte auch verpflichtet, die Glücksburgische Successions-Ordnung in Dänemark selbst gegen jeden Unfall aufrecht zu erhalten. Zu solchen Absurditäten führt der übertriebene Respekt vor den internationalen Verträgen, der uns plötzlich von einer Partei überrascht, die sonst, allem geschriebenen Rechte Feind, außer der Gewalt nur noch die Heraldik zu respektiren pflegt. Mit derselben Dialektik, wie die eben geschilderte, wären aus der Mehrzahl der europäischen Staatsverträge eine Reihe von Interventionsrechten und Garantie-Verpflichtungen abzuleiten, über denen die Unabhängigkeit aller Einzelstaaten zu Grunde ginge. Und bespielsweise könnten gerade England und Oestreich am wenigsten leugnen, daß aus der, in die Wiener Verträge aufgenommenen, wirklichen Garantie der polnischen Verfassung für sie die Pflicht, Polen gegen Rußland zu beschützen, erwüchse!

Unsere offiziösen Organe freilich drehen den Spieß um und behaupten, ebenso gut wie Schleswig den Holsteinern, müßten wir Ungarn, Venetien und auch die Lombardei den Oestreichern erhalten. Allein zwischen Holstein und Schleswig handelt es sich nicht um dynastische Besitzesrechte über fremde Völkerschaften, sondern um zweier deutscher Provinzen verfassungsmäßiges Recht auf Vereinigung, um die berühmte Parole: „Kein Fuß breit deutschen Bodens“, die noch vor wenig Jahren aus preußischem Königsmunde erscholl!

Es ist wahrlich nicht Gleichgültigkeit für die deutschen Interessen in Schleswig, wenn die liberale Partei jetzt diesen Theil der Frage nicht gerade in den Vordergrund stellt, und es ist sicherlich nicht reiner und uneigennütziger Patriotismus, wenn jetzt in den Regierungskreisen plötzlich eine so lebhafte und warme Theilnahme für die deutsche Nationalität in Schles-

wig bezeigt wird. Zur Rettung derselben, das haben nun endlich Logik, Geschichte und zeitgenössische Erfahrung sattsam auch dem Stumpfsten bewiesen, giebt es nur ein Mittel: völlige Lostrennung von Dänemark; und alle von Euch vorgeschlagenen Mittel, die Personalunion einbegriffen, sind nur trügerische Scheinmittel, um die momentane Gefahr abzuwenden und die Rettung zu vereiteln. Soweit es sich um deutsche Politik und Macht-Entfaltung handelt, würden Holstein und Schleswig unter dänischem Scepter, auch wenn alle ihre inneren Landesrechte, — was niemals der Fall sein wird, — unverbrüchlich garantirt werden könnten, immer nur für Dänemark zählen und bei der deutschen Macht in doppelten Abzug gebracht werden müssen, zumal da stets Dänemark eine wirkliche, einheitlich geleitete Politik verfolgen kann, während die deutschen Kabinette sich gegenseitig lähmen. Gerade seit der speziell demokratischen Entwickelung des dänischen Staates muß das Zusammenbleiben auf die Länge nothwendig zur Verschlingung der deutschen Herzogthümer und zur Auffaugung ihrer National-Eigenthümlichkeit führen. Glauben die preußischen Staatsmänner, daß deutsche Bundeskontingente stets auf der Hochwacht stehen werden, um jede Einwirkung der dänischen Schulmeister und schwarzen Gensdarmen abzuwehren? Das macht Herrn v. Bismarck schwerlich große Sorgen; aber er ist zu sehr vom Kultus der materiellen Macht durchdrungen und von dem Recht des Besitzes überzeugt, um nicht einzusehen, daß der dauernde Besitz allmälig ein neues Recht erzeugen würde. Wozu also die ungeheuren Anstrengungen, der Bruch des Bundesrechts und die Gefährdung des europäischen Friedens?

Wir begreifen, daß Oestreich für Dänemark transigire, und kennen seine Triebfedern dabei; aber dieselben Motive, welche die östreichische Politik zu Gunsten Dänemarks inspiriren, müßten Preußen auf die andere Seite treiben. Hafenplätze und Bundesfestungen zwischen Nord- und Ostsee nach Bundesrecht behaupten zu können, wäre allein schon für eine aktive preußische Politik von der äußersten Wichtigkeit. Was aber kann einen preußischen Minister in dieser Sache zur Einhaltung der östreichischen Politik bestimmen? — Selbst zugegeben, daß ein preußischer Minister Stockpreuße sein und Deutschland für einen blos geographischen Begriff erklären dürfe, so liegt darin noch immer keine Beantwortung der aufgeworfenen Frage; denn gerade ein stockpreußischer Minister müßte Schleswig-Holstein schützen, so gut wie Mecklenburg, wenn Deutschland etwa dieses Kleinod an eine fremde Staatengruppe verlieren sollte. — Die bloße Furcht, vom Nationalverein ins Schlepptau genommen zu werden, ist auch kein ausreichender Grund; denn die nationale Partei hätte sich der Frage nicht so ausschließlich bemächtigen können, wenn die großen Kabinette sie ihm vorweggenommen hätten. Freilich, die Militärpartei wünscht eine militärische Promenade, aber keine, die den nationalen Aufschwung befördern könnte; auch dann war, wenn man

von der intimen Allianz mit Oestreich abstrahiren und statt deren dem Bundestag etwas mehr Terrain einräumen wollte, ein minder gefährliches Spiel zu übernehmen. Viele meinen, Bismarck rechne auf die Ablehnung des Ultimatums, um dann mit größerer Sicherheit sich auf die Seite der deutschen Interessen zu stellen; aber dazu hat er sich schon zu weit nach der anderen Richtung hin engagirt: er konnte die Kündigung des Londoner Protokolls in aller Ruhe vorbereiten, ohne dieses „ohnmächtige Machwerk", wie Napoleon III. es nennt, erst durch seine Erklärungen und seine ganze Haltung zu kräftigen. Oder er rechnete auf Annahme des Ultimatums und Revolution in Kopenhagen, um den aus Kopenhagen geflüchteten König in Flensburg als deutschen Herzog zu etabliren; die Rechnung wäre gar zu komplizirt, ihre Ausführung zu großen Schwierigkeiten und Wechselfällen ausgesetzt. — Einige abenteuerliche Kombinationspolitiker hatten sich sogar aufbinden lassen, die Herzogthümer sollten zwar nicht für den Augustenburger, wohl aber — für Preußen erobert werden; aber wir erinnern nur an die Zeit der preußisch-russischen Militär-Konvention (8. Februar 1863), wo auch die Sage ging, daß ein großes Stück Polens für Preußen an- oder eingenommen werden solle. Diese Kombination, die wir gleichsam nur scherzweise erwähnen, würde einen europäischen Krieg kosten, selbst wenn das zweite Gerücht, das erfunden ward, um das erste glaublicher erscheinen zu lassen, weniger unhaltbar wäre, nämlich: daß Oestreich, den Angriff auf Venetien in nächster Zeit erwartend, Preußen die Herzogthümer gewährte gegen Garantie Venetiens. Aber wenn Oestreich in Italien, und folglich auch in Ungarn, angegriffen wird, welchen Werth kann dann seine Unterstützung für die preußischen Eroberungspläne haben? Die letzte Kurie des deutschen Bundes wäre dann ein stärkerer Alliirter! Preußen würde eine gefährliche Unternehmung durch eine zweite potenziren und sich doppelten Angriffen aussetzen, ohne auf irgend einen Beistand zählen zu dürfen. Der wohlberechnende Sancho Pansa der materiellen Gewalt wäre demnach durch ein merkwürdiges Wechselspiel politischer Trugbilder in einen tollkühnen Don Quixote des desperaten Absolutismus und der in sich zerfallenden heiligen Allianz verwandelt! — Wir verwerfen übrigens diese Hypothese: Oestreich weiß jetzt, daß es beim nächsten Angriff aus Italien auf keinen Beistand deutscher Bundesgenossen sich verlassen kann; wenn die süddeutschen Königreiche 1859 gerne Preußen in einen Krieg für Oestreich verwickelt hätten und wohl auch selbst nicht zurückgeblieben wären, so hat Oestreichs neuestes Verhalten alle solche Unklarheiten für immer verscheucht.

Am wahrscheinlichsten ist immerhin, daß die ganze schleswig-holsteinische Doppeltaktik mit einem größeren System zusammenhängt, das auf einen Kreuzzug der Reaktion gegen die liberalen Mittel- und Kleinstaaten hinausläuft und die Allianz der drei Ostmächte wiederherstellen und befesti-

gen soll. Das erste Exempel dieser Politik zeigt schon, daß Preußen dabei nur Opfer zu bringen hat. Denn selbst auf die Mainlinien-Politik kann Oestreich nicht eingehen, besonders da Bayern sich für solche Fälle stets mit ausreichendem Erfolge unter den Schutz Frankreichs stellen würde. Wie ja überhaupt der symbolischen Andeutung solcher Tendenzen schon in der französischen Note vom 8. Januar eine warnende Antwort geworden ist. Natürlich betrachten wir diese Aeußerung des französischen Kaisers, welche die Mittelstaaten in ihrem Widerstande gegen die deutschen Großmächte zu ermuntern bestimmt ist, nicht als ein Resultat des taktlosen Bittschreibens des Herzogs Friedrich VIII. an ihn, welches lebhaft an die vergeblichen Demüthigungen der italienischen Herzöge vor demselben Kaiser zur Zeit des Züricher Friedens erinnert. Aber als einen Erfolg der östreichisch-preußischen Politik muß man sie betrachten und als einen Beleg dafür, daß der deutsche Bund nicht allein für die Kleinen ein schützendes „Glashaus" ist, — freilich auch zerbrechlich, wie ein Glashaus, — daß seine Zerstörung auch den Großen gefahrbringend werden kann. Nicht blos um Zwietracht zu stiften, — dazu bedarf es keiner besonderen Anstrengung, — sondern mehr noch, um die Anwendbarkeit der Prinzipien, auf welchen sein vorherrschender Einfluß beruht, England gegenüber zu bewähren, würde Napoleon der holsteinischen Sache bis zu einem gewissen Punkt Vorschub leisten. Mit einigem Geschick war dieser Umstand für Deutschland zu verwerthen. Aber wenn ihm die gebratenen Tauben in den Mund fliegen, wenn die großen deutschen Kabinette in einem solchen Momente den Bund sprengen, um ihm das Protektorat über den neuen Rheinbund recht bequem vorzubereiten, warum sollte Napoleon nicht zugreifen?! Wir wissen ja, daß die besten Regierungen der sogenannten Trias, nach langjähriger Dressur und Gewöhnung, sich jedem Mächtigeren eher unterwerfen, als daß sie es mit einem energischen Rekurs an das Volk versuchten! — Während Lord Russell ihnen in zahllosen Depeschen beweist, das europäische Interesse erheische gebieterisch die Schwächung Deutschlands, die Preisgebung seiner Interessen und Provinzen, und dafür von Herrn v. Beust sich eine Zurechtweisung in Cavour'schem Style zuzieht, die in Dresden Enthusiasmus und an gewissen korrekten Höfen Entsetzen erregt, ist in Dänemark das Ministerium gewechselt worden und Bischof Monrad trat an Hall's Stelle. Aber gerade dieser Ministerwechsel zeigt, daß in Dänemark keine andere als die bisher befolgte Richtung sich am Ruder halten kann, und daß alle über London kommenden Andeutungen von langsam vorbereiteten Konzessionen, denen man Zeit lassen müsse u. s. w., auf den hohlsten Illusionen, wenn nicht auf absichtlicher Täuschung beruhen. Die deutschen Gesandten haben wohl endlich Kopenhagen verlassen; sie waren ja ohnehin nicht bei Christian IX. akkreditirt. —

So friedlich die Neujahrsrede in den Tuilerien klang, so kriegerisch lautete die in Turin, und doch ist zwischen beiden kein eigentlicher Widerspruch. Viktor Emmanuel kann die südliche Hälfte seines Reiches nur behaupten, wenn er Venetien oder Rom als Morgengabe zubringt und von da aus ein neues Centrum schafft. Die Verhältnisse werden immer schwieriger für ihn, besonders seitdem Garibaldi mit seinen Getreuen aus der Kammer getreten ist und darin den gedankenarmen Ministerialismus ungestört versumpfen läßt. Die moralische Autorität ist in diesem tief aufgewühlten Lande nicht mehr bei den legalen Autoritäten, und ein König, von dem sein Volk eine That, ja eine sühnende That verlangt, ist in großer Verlegenheit. Ob Napoleon III., der die italienischen Rüstungen ermuntern und sogar befördern läßt [1]), bei diesen Wirren und Verwickelungen auf eine französische Secundogenitur in Neapel spekulirt oder auf einen kleinen Territorialgewinn für Frankreich, steht dahin; er selbst ist jedenfalls in einer Lage, welche ihn auffordert, sich neuerdings zum Mittelpunkt einer großen Bewegung zu machen. Im Innern wächst der Liberalismus und in der äußeren Politik droht ihm Isolirung. Daß er vor dem Experiment mit konstitutionellen Bewilligungen nach kurzer Probe schon wieder zurückschreckt, scheint aus seiner Anrede an Monseigneur Bonnechose, Bischof von Rouen (bei der Ceremonie der Ueberreichung des Kardinalshutes an denselben) hervorzugehen. In der That ist der wiederauflebende Parlamentarismus geeignet, ernste Bedenken in ihm zu erregen. Trotz zwölfjähriger Polemik in allen wohlbezahlten Regierungsorganen gegen das Kammergeschwätz und die glücklicherweise verflossene Aera der Rhetorik steht Frankreich auf der Seite dieser Rhetoren, und die öffentliche Meinung ist schon soweit erstarkt, daß selbst ein wirklich projektirtes oder von der Polizei ausgehecktes Attentat nicht mehr zu Ausnahme- und Repressivmaßregeln gegen die Presse und die Tribüne Anlaß geben darf. Die Thiers und Berryer, welche neulich die Lorbeeren der Beredtsamkeit davon trugen, sind fürwahr nicht wegen ihrer revolutionären Thatkraft zu fürchten; im Gegentheil, die ganze Regierungspresse warf diesen Leuten immer nur die Schwäche vor, mit der sie ihrer Zeit das Staatsruder sich aus den Händen gleiten ließen. Auch scheint uns die erste Rede, welche Thiers nach zwölfjährigem Schweigen wieder unter dem rauschenden Beifall der ganzen Nation hielt, wenig Entsetzliches zu enthalten; seine Reden sind jetzt, wie ehedem, eine gewandte Mischung von bestechenden Gemein-

---

[1]) Auch Fürst Kusa hat von ihm die Ordre bekommen, sich mit der rumänischen Nationalversammlung auszusöhnen; dies ist ihm durch ein konstitutionelles Ministerium und die vereinbarte Permanenz-Erklärung der Versammlung gelungen. Das Friedenspfand sind die eingezogenen katholischen Klöster, deren sich die Hohe Pforte lebhafter annimmt, als der älteste Sohn der Kirche.

plätzen, und was er über die Ausgleichung von Freiheit und Ordnung sagt, ist weder neu, noch besonders tief, noch von unmittelbar praktischer Anwendbarkeit. Der ungeheure Eindruck, den diese Rede gemacht, verräth nur, wie ausgehungert Frankreich nach solcher Kost gelechzt hat und wie wenig ein Volk mit militärischen und statistischen Thatsachen allein zu befriedigen ist. Dazu kommt, daß die wieder auferstandene Rednerbühne über die Finanzen Aufschlüsse verbreitet, welche Jeden unmittelbar interessiren. Obgleich die scharf angezogene Steuerschraube in diesem so überaus produktiven Lande noch alle Jahr größere Summen — durchschnittlich einen Zuwachs von dreißig Millionen Francs — abwirft, so befindet sich die Staatswirthschaft doch in steigender und fast unheilbarer Unordnung. Der Kaiser nimmt die Sache ernst, er hat den sorgsamsten und erfahrensten Finanzminister. Mexiko allein trägt nicht die Schuld, das Uebel ist älter, als die mexikanische Expedition. Woher kommt es? Nur von dem Mangel konstitutioneller Kontrolle. Der Absolutismus ist ein gar schlechter Verwalter. Larrabure's vortrefflicher Bericht über die ausschweifenden Supplementar-Kredite, die verhältnißmäßig starken Minoritäten für das betreffende Amendement zur Adresse von Thiers und Lanjuinais können ihre Wirkung nicht verfehlen. Dazu kommen andere aufregende Amendements der Linken über andere Materien, zum Beispiele gegen die offiziellen Kandidaturen. — So steht der Kaiser am Scheidewege; einstweilen, bis er sich entschieden hat oder seine Entscheidung kund thun will, muß ihm sein Morny einen friedlichen und sogar für Rußland freundlichen Adreß-Entwurf zurechtmachen. Da die kriegerischen Bonapartisten der Majorität durch solche Instruktion von Oben zum Schweigen gebracht werden, so bleiben für Polen, außer einigen boudirenden Klerikalen, nur noch die wenigen, des Konnexes mit dem Palais royal verdächtigen Mitglieder der Minorität übrig. Augenscheinlich aber liegt in des Kaisers eigener Thronrede mehr von seinen wahren Intentionen angedeutet, als in der bestellten Antwort-Adresse, die ihm seine Initiative nicht antasten soll und zugleich auch auf die Zeit der Anleihe-Zeichnungen berechnet ist. Wie viel Gründe Napoleon auch zum Friedenhalten habe, er wird die heilige Allianz, deren Zerstörung ihn so viel Arbeit gekostet hat, nicht ungehindert wieder aufrichten lassen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. H. B. Oppenheim.
Für die Verlagsbuchhandlung preßpolizeilich verantwortlich: Franz Bahlen.
Druck von Franz Duncker's Buchdruckerei in Berlin.

Die Anfänge des Caesarismus bei den Römern.

Von Immanuel Rosenstein.

(Schluß.)

Das staatsrechtliche Verhältniß des neuen Monarchen hatte anfänglich seinen Rückhalt in der Uebernahme verschiedener Aemter, die unter der republikanischen Verfassung den bedeutendsten Einfluß gegeben hatten, so die Dictatur, die er schließlich auf Lebenszeit erhielt, die Censur, das Consulat. Indessen das Alles tritt zurück im Verhältniß zu der jetzt neu auftretenden Machtfülle des Imperatorenthums, d. h. der militärischen Gewalt, die der Consul oder Proconsul besaß, sofern er nicht im Gebiet der Stadt war, in ihrer Anwendung auf die Gesammtheit des Staates. Nach republikanischem Staatsrecht hörte diese Gewalt in der Stadt auf; nur bei Triumphen zog der siegreiche Feldherr als Imperator in die Stadt. Sobald eine solche Würde dauernd übertragen ward, enthielt sie natürlich beständig die Befugnisse, die sonst nur ausnahmsweise damit verbunden waren. Sie war dann nicht nur militärisch, sondern überhaupt unbeschränkt sowohl in administrativer wie richterlicher Beziehung. Es war dies, wie Mommsen hervorhebt, nichts Anderes als die alte Königsgewalt, und es ist in dieser Hinsicht bezeichnend, wenn Caesar seine Statue neben die der römischen Könige als achte stellen ließ. Er bekam diese Gewalt auch für seine Erben. Zu diesen verschiedenen Würden kamen noch Berechtigungen mannichfacher Art, durch welche die Befugnisse von Senat und Volk wesentlich absorbirt wurden. Hierhin gehört zunächst das Recht, über Krieg und Frieden zu entscheiden; ferner das Veto und die Unverletzlichkeit des Tribunats nebst dem Rechte, Volksversammlungen halten zu dürfen und im Senat als der Erste zu stimmen, wie er auch in den Sitzungen desselben seinen vergoldeten Sessel zwischen den beiden Consuln hatte. Hinzu kam noch der Schwur der Magistrate, daß sie Caesar's Bestimmungen als rechtskräftig ansehen würden. Endlich sind noch die äußerlichen Merkmale seiner hervorragenden Stellung zu nennen: außer dem bevorzugten Sitz im Senat und im Theater die königliche Purpur-Toga und sein Bild auf den Münzen, eine Ehre, die bis

dahin noch keinem Menschen widerfahren war. Es bedurfte natürlich zur Ertheilung aller dieser Auszeichnungen eines äußerst geschmeidigen Senats, und diesen herzustellen war Caesar's vornehmste Sorge. Die Sache selbst ließ sich nicht sehr schwer an, und bald war die Curie zusammengesetzt aus einer Menge gefügiger Mitglieder zum Theil aus den Provinzen und der Armee, meist Männer dunklen Herkommens und niederen Grades. Wie er den Senat durch die Aufnahme solcher untergeordneter Persönlichkeiten in großer Zahl herabdrückte, so verfuhr er auch beim Ritterstande. Durchweg tritt das Bestreben einer Nivellirung der verschiedenen Bestandtheile des Volks hervor. Zugleich machte er den Versuch, durch die ihm übertragene Ergänzung der Patriziergeschlechter den Uebergang zu einem neuen, der Monarchie ergebenen Adel zu schaffen.

Obgleich in dieser ausgedehnten Gewalt des Monarchen Alles, was zur Ausübung eines autokratischen Regiments gehörte, einbegriffen war, so ließ Caesar dennoch für Gesetzgebung und Wahl der Beamten die Comitien bestehen. Freilich war es jetzt eine gänzlich inhaltlose Form, wenn er die neuen Gesetze nach wie vor bestätigen ließ, oder die Wahl der Beamten nach der unabweisbaren Empfehlung des Fürsten vollzogen ward. Indessen zu verderben gab es an diesen Versammlungen nichts mehr. In Wirklichkeit also ist die neue Monarchie vermöge ihres umfassenden Machtkreises ein durchaus vollendeter Absolutismus. Vorläufig durfte man die Usurpation noch als Uebertragung auffassen; Alles war noch im Fluß, aber je mehr die Masse erstarrte, desto mehr tritt das Mechanische in der jetzigen staatlichen Existenz des Reiches hervor.

Caesar's Stellung zu den Parteien ist eine höchst eigenthümliche. Die demokratische Partei war, wie schon erwähnt, seit Caesar's monarchische Bestrebungen zu Tage getreten, gänzlich gesprengt. Die bedeutenderen Elemente bildeten eine republikanische Opposition, welche sich nothgedrungen an die Aristokratie lehnte. So blieb nur die Hefe übrig, welche aus dem Siege Caesar's, des glänzendsten Führers der Demokratie, zunächst die Hoffnung auf Vernichtung der Schuldregister knüpfte und daneben die bisherige Anarchie fortzuführen trachtete. Solchen Bestrebungen trat Caesar mit Energie entgegen. Die Anzahl der Getreide-Empfänger wurde nach ernstlicher Prüfung bedeutend herabgesetzt, und aus einer Berechtigung des niederen Volkes in eine Versorgung der Armen und Hülflosen umgewandelt. Ferner nahm er wiederum das System der Kolonisation in großartigstem Maßstabe auf: 80,000 Arme wurden jenseits des Meeres angesiedelt. Viel bedenklicher war Caesar's Verhältniß zur republikanischen Partei. Hier ist eine wirkliche Ausgleichung nie gelungen, so versöhnlich und hochherzig Caesar nach seinen Siegen auch auftrat. Nur zu seiner Sicherheit war es, wenn er bei Anklagen auf Majestätsverbrechen und

Gewaltthat die Appellation an das Volk aufhob. Im Uebrigen ließ er die Dinge gehen, so weit er es unbeschadet seines Endzieles konnte. Die allmälige Akklimatisation der grollenden Republikaner in die Atmosphäre der Monarchie mußte abgewartet werden. Jene Maßregeln unerbittlicher Einschüchterung, durch welche frühere Machthaber feindselige Regungen abzuschneiden suchten, verschmähte Caesar. Seine siegreichen gallischen Legionen waren entlassen und überall hin in Ansiedlungen zerstreut. Der Gedanke, die Herrschaft auf die Soldateska zu stützen, liegt Caesar durchaus fern. So war denn die Stimmung in Rom, trotz des gelegentlichen Enthusiasmus und der großartigen Munifizenz, die Caesar gegen das Volk an den Tag legte, gerade nicht sehr erfreulich. Der instinktmäßige Haß gegen Alles, was an das Königthum erinnerte, zeigte sich beißend in verschiedenen kleinen Vorfällen. Caesar hatte kein Hehl daraus, daß er der Monarch Roms sein wolle, er brachte die dazu erforderlichen Attribute, eines nach dem andern, zum Vorschein; hin und wieder trat auch einmal eine fürstliche Laune oder Gewaltthat, freilich durch Umstände geboten, an den Tag. Von einer kräftigen äußeren Stütze der neuen Monarchie ist nichts zu finden. Nur in dem zaubervollen Einfluß seiner Persönlichkeit suchte er das Werk zu sichern. Unter der gegenwärtigen Bevölkerung Roms mochte die Zahl derjenigen, welche die Wucht der Nothwendigkeit herausfühlten, nur eine geringe sein. Da war ein heruntergedrückter und sehr wenig respektabler Senat, mißachtete Magistrate, eine unversöhnte, grollende Aristokratie, welche die Sinecuren des Freistaats nicht verschmerzen konnte, endlich noch ein großer Haufe, der statt üppiger und lohnender Anarchie Ruhe und Ordnung halten sollte. Hinzu kam die Erinnerung an die noch immer zu Recht bestehenden Institutionen des Freistaats, das Gesetz gegen jeden Hochverräther, welcher die Majestät des Volkes verletzte, der dunkle Gedanke an die großen Tage der Republik. Alles dieses brachte die Frage zur Erwägung, ob man denn so ohne Widerstand sich geben müsse, und ob keine Rückkehr zu den früheren Zuständen möglich sei. Die Antwort auf diese Frage gaben die Idus des März vom Jahre 710.

Caesar hat das Bedeutendste geleistet, um die überall herrschende moralische und ökonomische Zerrüttung des Staatswesens zu heben und einen wirklichen Staatsverband zu begründen. Was er auf diesem Felde gethan, kommt für uns nicht gleich als die Begründung der Monarchie, sondern nur als die unumgänglich nothwendige Regeneration in Betracht, ohne welche sich, wie einmal die Dinge lagen, Rom überhaupt nicht mehr halten konnte. Daß solches sich nur durch das Walten eines Mannes vollziehen konnte, der mit dictatorischer Gewalt die Widerstrebenden beseitigte und die Hülfsquellen rascher flüssig machte, ist wohl nie in Abrede gestellt worden. Nur darüber hat man gestritten, ob nach Beendigung des reformatorischen Ueber-

gangs zur Erhaltung der neuen Schöpfung die republikanische Verfassung sich ausreichend erwiesen haben würde. Wir haben diese Frage zu beantworten versucht, ohne daß uns dabei die Erwägung des Erfolges geleitet hätte. Der beste Kommentar aber für die Beleuchtung der Frage liegt in den Vorgängen, welche unmittelbar nach dem Tode Caesar's eintraten.

„Es war der Plan von Knaben gewesen", sagte Cicero über die That der Verschworenen, obwohl er das Werk selbst billigte. In rathlosem Schreck, stumpfsinnig und theilnahmlos standen Senat und Volk an der Leiche Caesar's. Was die Verschworenen erwartet, ein gewaltsamer Ausbruch der gesammten Bevölkerung zu Gunsten der Republik, blieb völlig aus. Wohl aber traf Antonius, unleugbar der begabteste von den Anhängern Caesar's, die umfassendsten Vorkehrungen, um die ganze Bewegung in den Bahnen des Caesarismus zu erhalten. Dabei dachte er an nichts Geringeres, als sich selbst allmälich an Caesar's Platz einzuschieben. Die Bestimmungen des Monarchen blieben sämmtlich in Kraft, und bald war das Volk zu rasender Erbitterung gegen die Mörder seines ehemaligen Lieblings hingerissen. Mit Mühe wurden gewaltsame Ausbrüche gegen die Verschworenen unterdrückt. Die Meisten begaben sich in die Provinzen, die ihnen noch von Caesar zuertheilt waren. Zu Rom war nun Antonius unangefochten Herr. Er sicherte sich nach beiden Seiten; er gewann die Veteranen durch Ackertheilungen, die republikanische Partei durch Wiedereinführung der Appellation an die Comitien. Aber nicht lange blieb ihm die ungestörte Ausübung seiner Gewalt. Zu Rom erschien Caesar's Großneffe und Adoptivsohn G. Octavianus, der das Erbe seines Vaters, wie dessen Testament verordnete, antreten wollte [1]). Er war damals ein Jüngling von 19 Jahren, aber eine bedachtsame und berechnende Natur, daneben besaß er die zähe Energie eines Menschen, für den das, was man Entmuthigung nennt, nicht existirt. Es fehlten ihm alle blendenden und großartigen Züge, die seinen Großvater auszeichneten, und ohne das Werk desselben und die rechtliche Grundlage, welche das Testament seinen Ansprüchen gab, würde er schwerlich in der Geschichte viel von sich reden gemacht haben. Aber er war gerade der Mann, alle Hebel, die ihm als dem Sohn und Erben Caesar's zu Gebote standen, anzusetzen, ganz und gar geschaffen, um als Prätendent aufzutreten und zu reussiren. Nur ein Beispiel kennt die Geschichte, das ihm an die Seite gesetzt werden könnte.

Ein Knabe also beinahe war es, der dem rücksichtslosen und verschlagenen Antonius jetzt entgegentrat. Und vielleicht war diese Jugend sein Glück; denn statt der gewaltsamen Maßregeln, die Antonius unfehlbar bei einem

[1]) Als Hauptquelle für die ganze Reihe der nun folgenden Thatsachen dient Dio Cassius, Buch 45—50. Dazu vergl. Hoeck, röm. Kaiserzeit I. 1.

ihm etwas gefährlicher erscheinenden Gegner angewendet hätte, dachte er ihn durch Demüthigungen und Lächerlichkeiten aus dem Felde zu schlagen. Aber der Knabe handelte klug und energisch. Antonius wollte ihm das Erbe des Vaters nicht auszahlen; sonach konnten die dem Volke laut Testament zukommenden Legate Caesar's nicht ausgezahlt werden. Da verkaufte der junge Caesar die Grundstücke des Vaters und that von seinem eigenen Vermögen hinzu, um das Volk zu befriedigen. Er ging noch weiter. Das Verhältniß der Parteien, wie es war, konnte nicht bestehen bleiben. Antonius, der Freund Caesar's, Octavian, der Sohn und Erbe, die altrepublikanische Partei nebst den Verschworenen und den bedeutendsten Mitgliedern des Senats — alle drei Parteien standen so, daß immer einer die beiden andern zu Feinden hatte. Antonius suchte sich zuerst dem Octavian zu nähern, aber er wollte sich noch immer nicht eingestehen, daß der junge Mann mehr als ein nur zu benutzendes Werkzeug sei, das sich nachher leicht beseitigen ließe. Die feindselige Entfremdung zwischen beiden schwand also trotz gelegentlichen Zusammengehens noch nicht. Nun aber nahm Octavian entschieden Partei, und zwar scheinbar ganz im Gegensatz zu seinen Interessen und der Pietät gegen den gemordeten Vater. Er verband sich mit dem Senat gegen Antonius zu Gunsten des Decimus Brutus, eines Verschworenen, dem Antonius die Provinz Gallien entreißen wollte. Antonius wurde geschlagen und geächtet. Aber auch die Senatspartei suchte nun ebenfalls den jungen Octavian geringschätzig bei Seite zu schieben und wo möglich durch die Fortsetzung des Krieges gegen Antonius unschädlich zu machen. Nun blieb keine andere Combination übrig, als die enge Verbindung Octavians mit Antonius. Der Krieg ward unterbrochen, ein gelinder Terrorismus brachte den Senat zur Fügsamkeit, als Octavian mit den cäsarischen Legionen vor Rom rückte. Er gelangte zum Consulat und ließ sich nun offiziell in die caesarische Familie aufnehmen. Dann trat er öffentlich als Rächer seines Vaters auf und setzte ein Gericht nieder, vor dem die Mörder desselben erscheinen sollten. Sie erschienen nicht und wurden verurtheilt. So war das weitere Verfahren gegen sie legalisirt. Nicht eher aber durfte Octavian zur Bekämpfung der republikanischen Partei schreiten, als bis er sich endgültig mit Antonius geeinigt hatte. Dieser ließ sich rasch dazu bereit finden, denn die Republikaner waren auch seine Gegner, und damals war es für ihn schwerer, sich diesen als dem Octavian zu nähern. Zu Bononia wurde der Bund geschlossen. Antonius, Octavian und Lepidus, ein dem ermordeten Caesar durch und durch ergebener Offizier, sonst ohne jede Befähigung, jetzt aber werthvoll durch die Zuführung alt-caesarischer Truppen, vereinigten sich zu einer unbedingten Herrschaft über den Staat. Sie legten sich den Titel bei: „Die Dreimänner zur Konstituirung und Verwaltung des Staates“, und ließen sich in dieser Gewalt auf fünf Jahre

von den Tribus bestätigen. Dann erfolgten jene schaudervollen Proscriptions-Scenen, die vollendeten, was Caesar versäumt: die Einschüchterung und Vernichtung der republikanischen Partei. Octavian, von Natur durchaus nicht grausam, verfuhr jetzt in der vollen und kühlen Berechnung der Nothwendigkeit und blieb hinter den Kollegen nicht zurück. Die Truppen, die bei allen diesen Maßregeln den Hauptrückhalt bildeten, waren leicht gewonnen. Der Zauber von Caesar's Namen fesselte die Veteranen und früheren Soldaten leicht an die Fahnen seines Erben. Außerdem waren ihnen noch 18 reiche Städte Italiens mit den Ländereien als Eigenthum verheißen. Der Kampf gegen die Republikaner ward vollendet durch den Sieg von Philippi: „die Römer unterlagen, Caesar siegte". Aber noch ein gemeinsamer Gegner war da, gegen welchen es der vereinten Bestrebungen der Machthaber bedurfte: Sextus Pompejus, ein Sohn des siegreichen Pompejus, der durch die Herrschaft über das Mittelmeer von Sicilien aus die ganze Zufuhr in der Hand hatte und Rom nach Belieben in Hungersnoth versetzen konnte. Auch in den Provinzen mußte noch mancherlei geebnet werden, ehe die Entscheidung zwischen den beiden Machthabern fallen konnte. Antonius übernahm die Anordnung der Verhältnisse im Osten, Octavian blieb in Rom. Aber der verhaltene Groll zwischen den beiden Parteien machte sich schon jetzt hin und wieder Luft. Octavian litt namentlich unter den Intriguen von Lucius Antonius, dem Bruder des Triumvir, und seiner Gemahlin Fulvia. Man erschwerte ihm die Landansiedelungen der Veteranen und machte diese hierdurch aufsässig, aber auch nicht minder die vertriebenen Einwohner der preisgegebenen Städte. Nur das unerschütterlich besonnene Wesen Octavian's verhinderte seine Isolirung. Er durfte es selbst auf die Waffen ankommen lassen, durch deren Entscheidung er die antonianische Partei in Italien vorderhand zersprengte. — Um diese Zeit kehrte Antonius selbst von Phönizien und Aegypten, wo ihn sein Verhältniß zur schönen Kleopatra gänzlich dem Parteitreiben in Rom entfremdet hatte, nach Italien zurück. Octavian war bereits auf den Krieg gefaßt, allein die mißlungene Annäherung an den, beiden Männern gleich gefährlichen, Sextus Pompejus, die von jedem einzeln versucht worden war, ließ die gemeinsame Aktion geboten erscheinen. Eine gütliche Auseinandersetzung mit Sextus hatte nur vorübergehenden Erfolg. Die Schlacht von Naulochus endlich, in der Octavian's Feldherr Agrippa den Sextus vernichtete, machte dieser Plage ein Ende. Rom befand sich wieder in dem Ueberfluß, den die freie Zufuhr gewährte. Damals war es auch, wo Octavian in ganz Italien durch energische Bekämpfung des Räuberwesens Friede und Ordnung herstellte. Durchweg zeigte er jetzt eine versöhnliche Stimmung; alle Zeugnisse aus der Zeit der Bürgerkriege wurden vernichtet; auch ließ er Andeutungen fallen von Wiederherstellung der Republik. Dabei aber

gebot er über ein Heer, das vierfach stärker war als das Caesar's bei Pharsalus, und geübt durch gelegentliche Feldzüge in den Nachbarprovinzen Italiens. In der Hauptstadt war natürlich von einem selbständigen, politischen Leben keine Rede mehr. Der servile Senat, der sich aus Freigelassenen rekrutirte, sank von Tag zu Tag tiefer. Er hieß Alles gut, was die Triumvirn thaten, nachher und vorher, wie es sich traf. Die Besetzung der Aemter lag gänzlich in den Händen der Gewalthaber. Auf Octavian wurden alle möglichen Ehren gehäuft. Auch gab man ihm jetzt schon die tribunicische Unverletzlichkeit. Antonius taumelte indeß, von Kleopatra berückt, von einer Unklugheit zur andern. Die ursprüngliche Tüchtigkeit und Begabung seiner Natur verzehrte sich in den Tändeleien am Hofe zu Alexandria. Durch unverantwortliche Nachlässigkeiten häufte sich Unglück auf die römischen Waffen: Armenien und Medien gingen verloren. Auf das Willkürlichste schaltete Antonius mit römischen Ländern zu Gunsten der Kleopatra und deren Kinder. Der Gipfel dieser Verblendung war, daß er Caesarion, den Sohn der Kleopatra, für den eigentlichen Sohn und Erben Caesar's ausgab. Die Zerwürfnisse zwischen den beiden Machthabern steigerten sich so allmälich zum Bruche. Octavian schritt an's Werk, da sich zu Rom selbst noch einmal im Senat eine Partei für Antonius erhob. Das gab ihm die Handhabe zur völligen Entlarvung seines Gegners, und ohne Schonung zog er alle Thorheiten an's Licht, die den Stolz der Römer auf das Tiefste verletzen mußten. Jetzt erfuhr man die Ansprüche des Caesarion; man las die Namen der römischen Provinzen, mit denen Antonius seine und der Kleopatra Kinder beschenkt hatte; man erfuhr die Verfügung, daß Antonius seine letzte Ruhestätte nicht in Rom, sondern in Alexandria haben wollte. Außerdem sagte man ihm nach, daß er den Sitz der Herrschaft ebendorthin zu verlegen und Rom der Kleopatra zu schenken gedächte. Alles dieses machte die Partei des Antonius bedenklich zusammenschmelzen. Es war nur eine Karrikatur auf die Vorgänge im ersten Bürgerkriege, wenn auch jetzt die Consuln und ein Theil des Senats sich zum Antonius begab. Octavian ließ sie ruhig ziehen und erklärte nicht dem Antonius, sondern der Kleopatra den Krieg. Jener ward als ein Mann geschildert, dem Zaubertränke den Verstand verwirrt, und als unfähig zur Uebernahme jeder öffentlichen Gewalt. Auch mußte es seine Sache nur noch mehr verderben, wenn er für die fremde Königin zum Schwerte griff. Octavian aber legte jetzt, nachdem die zweite fünfjährige Frist des Triumvirats abgelaufen war, die außerordentliche Gewalt nieder und trat als Consul an die Spitze des Heeres der Republik, die er so gleichsam sich selbst wiedergab. Als ihr Feldherr zog er in den Kampf, aus dem er als Ueberwinder seiner Feinde und im Besitz der unermeßlichen Beute, welche das überwundene Aegypten lieferte, wieder heimkehrte. Der erste und wahrlich nicht der leichteste Theil des Werkes

war vollendet. Alle Gewalten, die neben Octavian allenfalls noch hätten in Betracht kommen können, lagen darnieder. Es gab keine republikanische Partei mehr; die wenigen Schwärmer, welche nachmals vereinzelt auftraten, verdienen diesen Namen nicht. Die Prätendenten Sextus Pompejus, Lepidus, Antonius waren sämmtlich beseitigt; Italien war ruhig und begehrte nichts weiter als Ruhe.

Was Octavian seit 15 Jahren unermüdlich vorbereitet hatte, die Realisirung seiner Ansprüche auf die Erbfolge nach Caesar, ward nun in einer Weise in's Werk gesetzt, die von dem Verfahren des ersten Monarchen in bedeutsamer Weise abweicht und der neuen Herrschaft einen gänzlich andern Charakter giebt. Jene furchtlose Offenheit, mit welcher sich Caesar als Herrscher gebahrt, — die ihm dann das Leben gekostet, — weist Octavian völlig zurück. Die Fiction, welche allerdings schon bei Caesar die Grundlage der Vermittelung zwischen der Republik und der neuen Ordnung der Dinge abgab, daß nämlich die oberste Gewalt vom Volke ausging und nur durch freiwillige Uebertragung dem Herrscher zukam, ward von Octavian zu einer vollständigen Mystifikation und Lüge ausgebeutet: ein Verhältniß, das in den meisten Fällen das Erbtheil des Caesarismus bleibt.

Da Octavian aus Aegypten heimkehrte, war er Consul. In dem Moment, wo die ihm zugestandenen Triumphe zu Ende gingen, wo er also die siegreichen Legionen zu entlassen hatte, that er den ersten entschiedenen Schritt zur Monarchie, indem er das Imperium, zu dem er als Caesar's Sohn und Erbe berechtigt war, übernahm. Wir haben den Umfang dieser Gewalt bereits angedeutet. Aber gerade bei dieser umfassendsten aller Gewalten wies Octavian das Volk wiederholt darauf hin, daß er sie nur als freiwillige Uebertragung ansehe, von deren bedenklicher Anwendung er weit entfernt sei. Wenige Jahre nach der ersten Uebernahme dieser Vollgewalt überraschte er plötzlich Rom durch die Erklärung, er habe das Ziel, nach dem er gestrebt, die Rache für den Mord des Vaters und die Sicherung des Vaterlandes, erreicht; möge das römische Volk jene Gewalt ihm wieder abnehmen und vergönnen, daß er in der Zurückgezogenheit von seinen Anstrengungen sich erhole. Dabei vergaß er nicht, klug darauf hinzuweisen, wie er auch jetzt noch die Gewalt besitze, sich in seiner Stellung zu behaupten. Zum Schluß fügte er noch einige gute Rathschläge über die Verwaltung des Staates bei. Rathlos und zweifelnd stand ihm der Senat gegenüber. War es Ernst oder nicht? Diejenigen, welche ihm glaubten, konnten sich nicht freuen, da sie die trüben Zeiten der Bürgerkriege und der untergehenden Republik vor Augen hatten; auch durfte man durch den Ausdruck der Freude Octavian nicht beleidigen; Andere, welche ihm nicht glaubten, fanden wieder einmal Veranlassung, die vergebliche Hoffnung zu beklagen. Inzwischen wußten Octavian's Freunde, was Noth that, und handelten danach. Das Ende war eine einstimmige

Bitte, das Imperium weiter zu führen. Widerstrebend wird es angenommen, aber nur auf zehn Jahre. Wenn dann, oder vielleicht schon während dieser Frist im Reiche die nöthige Ordnung hergestellt sei, so solle die Führung dieser Gewalt beendigt sein. Als die Frist vorüber war, wurde das Imperium von Neuem ertheilt und so noch drei Mal.[1]) Und auch dann ereignete es sich, daß Octavian die Rolle des Gezwungenen spielte. So durchsichtig dergleichen Scenen am Ende auch für jeden schärfer Blickenden waren, so schmeichelten sie doch dem großen Haufen, lähmten die Opposition und ließen dem Imperator die erwünschte Handhabe zur Weiterführung des Baues.

Es waren nach der Uebernahme des Imperiums zunächst die Verhältnisse des Senats, die Octavian in durchgreifender und ganz von Caesar abweichender Weise umgestaltete. Caesar hatte über jene fiktive Volkssouveränetät hinweg so gut wie autokratisch gewaltet. Die Theilnahme des Senats war ihm bei seinen Regierungshandlungen durchaus nebensächlich gewesen und von ihm wohl auch gelegentlich ironisirt worden, wenn unter vorgeblicher Mitwirkung des Senats Maßregeln in's Leben traten, von denen dieser erst nachher Kunde erhielt. Demgemäß war der Senat — damals aus etwa 1000 überallher zusammengelesenen Mitgliedern bestehend — eine tiefgesunkene und unwürdige Körperschaft, auf welcher die verdiente Verachtung der Nation ruhte. Octavian nun hatte die Absicht, den Senat zum Organ und zur scheinbaren Schranke seiner Herrschaft zu machen. Er sollte den Absolutismus verhüllen und der Nation ein gewisses moralisches Genügen geben. So mußte eine gänzliche Neugestaltung eintreten. Vermöge der censorischen Gewalt, die ihm 725 übertragen war, veranstaltete Octavian jetzt eine Senatsläuterung. 200 Senatoren mußten ausscheiden und 50 davon thaten es freiwillig, als Octavian die Senatoren aufforderte, sich eindringlich zu prüfen, ob sie noch würdig seien, Mitglieder des Kollegiums zu bleiben. Mit den übrigen, die den Wink nicht verstanden, wurde man ebenfalls noch in Frieden fertig, nur durften sie die senatorischen Ehrenzeichen nicht behalten, die jenen 50 zugestanden wurden. Dergleichen Senatsläuterungen waren aber noch öfter nöthig, da die feindlichen Elemente sich noch nicht ganz hatten beseitigen lassen. So geschah es wieder 736. Diesmal aber hatte Octavian nicht so leichtes Spiel, denn es dachte Niemand an freiwilliges Austreten. Die Sache gestaltete sich so ernst, daß Octavian im Panzer mit dem Dolch an der Seite, umgeben von zehn kräftigen Senatoren, sein Werk begann. Er brachte den Senat auf 600 Mitglieder, nachdem er den früheren Plan, die alte Zahl von 300 Senatoren wieder herzustellen, wegen

[1]) Die Hauptquelle für die ganze Geschichte August's ist Dio Cassius. Dazu Hoeck a. a. O.

der allgemeinen Unzufriedenheit aufgegeben hatte. Eine Art von Kooptation aus den Reihen der zuverlässigen Senatoren zusammen mit der Ernennung des Fürsten vollendete endlich die Curie, wie sie sein sollte. Von der Stellung, die der neugebildete Senat nunmehr einnahm, werden wir nachher noch zu reden haben. — Octavian benutzte ferner seine censorische Gewalt zur Hebung des Patriziats, indem er im Auftrage des Volks eine Anzahl neuer Adelsfamilien kreirte, die zusammen mit den von Caesar ernannten Patriziern einen neuen monarchischen Adel bildeten. — Octavian hat die censorische Gewalt nicht auf Lebenszeit gehabt, sondern sie drei Mal, je auf fünf Jahre, übernommen, ohne den Titel Censor zu führen. Ueberhaupt hatte jetzt diese Würde keine rechte Bedeutung mehr, und 732 hörte sie ganz auf. Die Hauptbefugniß des Amtes hat er nur einmal durch den 726 abgehaltenen Census ausgeübt[1]). Die ganze Maßregel bezog sich ohnehin nicht mehr auf eine Bestimmung der bürgerlichen Rechte; sie diente vielmehr nur noch dazu, die Verpflichtungen der Einwohner des römischen Reichs festzustellen. Jener Census vom Jahre 726 ergab eine Anzahl von 4,063,000 römischen Bürgern, also Alles in Allem gerechnet eine Bürgerbevölkerung von etwa 17 Millionen.

Seit der Ertheilung der imperatorischen Gewalt hatte sich Augustus — so war er seit 727 genannt worden — vorwiegend mit der Regelung der äußeren Verhältnisse beschäftigt. Er war in verschiedenen Theilen des Reichs gewesen, eine neue Anordnung der Provinzialverhältnisse hatte stattgefunden. Erst im Jahre 730 kehrte er nach Rom zurück, wo der Senat alle seine Anordnungen durch einen Schwur bekräftigte. Die allgemeine Stimmung kam ihm voll Verehrung entgegen, wiederum durfte er einen bedeutenden Schritt vorwärts thun. Ein Zufall kam ihm dabei zu Hülfe. Er verfiel in eine Krankheit, die zu Befürchtungen Anlaß gab, und nun veranstaltete er wieder eines jener Schauspiele, bei denen er seine ganze Meisterschaft entwickelte. Angesichts des herannahenden Todes versammelte er um sein Lager die höchsten Magistrate des Staats, die angesehensten Senatoren und Ritter, um, wie man glaubte, ihnen den Marcellus als seinen Erben vorzustellen. Es geschah dies nicht. Nachdem er Einiges über den Zustand des Staates geäußert hatte, übergab er dem Piso, seinem Consularkollegen, ein Verzeichniß der Heere und öffentlichen Einkünfte des ganzen Staats, dem Agrippa überreichte er seinen Ring, ohne sich aber über seine Absichten offen auszusprechen. Doch der Leibarzt Antonius Musa rettete das kostbare Leben des Fürsten und nun wollte er dem versammelten Senate sein Testament vorlesen, um zu zeigen, daß er Niemanden zu seinem Nachfolger bestimmt habe. Man verhinderte dies, denn die Bewunderung war bereits auf den höchsten Gipfel gestiegen. Um diese

[1]) Hoeck, p. 323.

Zeit war es auch, wo er von dem Consulat zurücktretend, einen Hauptrepräsentanten der republikanischen Partei, den Lucius Sestius, der damals noch das Bild des Brutus aufbewahrte, zu seinem Nachfolger in der Consularwürde bestimmte. — Was war es anders als die vertrauensvollste Dankbarkeit, wenn man den hochverdienten Mann mit neuen, gewichtigen Auszeichnungen bedachte. Es erfolgte die Ertheilung der lebenslänglichen tribunicischen und proconsularischen Gewalt; man verlieh ihm ferner das Recht einer Relation in jeder Sitzung des Senats. Jene beiden Gewalten förderten August auf seinem Wege ein bedeutendes Stück.

Schon vorher waren ihm einzelne Theile der tribunicischen Gewalt angetragen; wir erinnern uns, daß ihm noch vor der Besiegung des Pompejus die tribunicische Unverletzlichkeit zugesprochen wurde. Indessen erst von 731 datirt der eigentliche Anfang der tribunicischen Gewalt. Hierin drängt sich eine Fülle bedeutender und sehr schwer wiegender Berechtigungen zusammen. Zunächst war damit die Unverletzlichkeit der fürstlichen Person auf das Entschiedenste gewährleistet; ferner das Recht, bei jedwedem Senats- und Volksbeschluß zu intercediren, nebst der tribunicischen Hülfsleistung; dann das Recht, Senat und Volk zu berufen. Noch Tiberius hat den Senat nie anders als auf ein Edikt mit tribunicischer Subscription versammelt. Endlich ist noch das jus prensionis zu nennen, nach dem der Tribun gegen Magistrate einschreiten kann, die in ihrer Amtsthätigkeit gefährliche Ziele zu verfolgen scheinen. Nimmt man nun an, daß der Kaiser alle diese Befugnisse ohne Beschränkung von Zeit und Raum, also lebenslänglich und überall unter römischen Bürgern ausüben kann, so darf man allerdings in der tribunicischen Gewalt eine Hauptgrundlage der kaiserlichen Macht erkennen, und wohl konnte der Kaiser von dem Antritt derselben den Beginn seiner Macht datiren. Mit Recht haben auch unsere Quellen, und namentlich Tacitus, in der tribunicia potestas den Gipfelpunkt der kaiserlichen Macht gesehen. Sie war für die Stellung des Fürsten in Rom und in Italien von der allergrößten Bedeutung. Aus ihr entwickelten sich allmälich bedeutsame Einflüsse des Fürsten auf das Rechtsleben. Das Recht der tribunicischen Hülfsleistung gegen Richtersprüche, das bei den jährigen Tribunen in Schranken gebannt war, ließ bei der lebenslänglichen Gewalt des kaiserlichen Tribunen förmliche Appellationen, einen Instanzenzug, ein gewisses Begnadigungsrecht entstehen, dem sich alsbald noch das Asylrecht der kaiserlichen Tempel und Statuen anschloß. — Es war in der That ein glücklicher Griff und zeugt von tiefer Berechnung, daß August gerade den Inhalt dieser potestas so sehr betont hat. Er hat sich eine volksthümliche Stütze gegeben, indem er eine Würde sich übertragen ließ, die ihrer Entstehung und ganzen Geschichte nach das Bollwerk des Volks gegen seine Feinde war. Mit der tribunicischen Gewalt des Kaisers haben indeß die

Befugnisse der anderen Tribunen nicht aufgehört, nur kam ihre Intercession und Hülfsleistung neben der des Kaisers wenig in Betracht. Augustus selbst hat den Namen eines Tribunen nicht geführt, weil er als Patrizier dazu nicht berechtigt war. Dagegen wissen wir, daß er drei Mal für die Handhabung der tribunicischen Gewalt sich Kollegen bestellte, zuletzt 748 den Tiberius, für welchen die **tribunicia potestas** der Ausgangspunkt seiner nachherigen Fürstengewalt war. — Stets hat es August vermieden, dem Volk den ganzen Umfang des ihm gemachten Geschenkes zu zeigen, das er mit größter Vorsicht zur Anwendung brachte. Das war eben seine Weisheit, daß er trotz der freien Uebertragung des Volks, die ihm die volle Macht gab, nie etwas unternommen hat, was das Volk diese Uebertragung hätte bereuen lassen.

Mit der tribunicischen war, wie wir gesehen, dem August die proconsularische Gewalt ertheilt worden. Es war damals dekretirt, daß er ein lebenslängliches **imperium proconsulare** haben solle, das er beim Eintritt innerhalb des Stadtbezirks nicht abzulegen brauche; eine Erneuerung dieser Gewalt sei unnöthig und er solle über den Statthaltern aller Provinzen stehen. Es war nicht das erste Mal, daß man die proconsularische Gewalt in entsprechender Weise erweitert hatte. Wir haben gesehen, wie durch die manilisch-gabinischen Gesetze Pompejus im Seeräuberkriege eine solche Gewalt über alle Küsten des Reiches übte, wie in gleicher Weise Crassus bei dem unglücklichen Feldzuge in Syrien eine hervorragende Gewalt über die kleinasiatischen Provinzen erhielt. Dem August ward nun eine solche Gewalt über alle Provinzen des Reichs. Kraft derselben hatte er den Oberbefehl über alle in den Provinzen stehenden Heere, ferner die Administration und Jurisdiktion daselbst. Es läßt sich aus dieser Gewalt auch die Erledigung der aus den Provinzen einlaufenden Appellationen erklären. Auf Grund dieser Gewalt stellte August endlich die verschiedenen großen Census im ganzen Reich an. Hiermit hatte sich Rom der Souveränetät über die Provinzen so gut wie begeben; es ist nun die erste Stadtgemeinde neben vielen anderen im Reiche. Nur die scheinbare Milderung dieser Gewalt, die August zu Gunsten des Senats in der Provinzialverwaltung schon vorher hatte eintreten lassen, machen die Summe der Gewalt etwas weniger umfassend, die übrigens ihrer sonstigen Ausdehnung nach vielfach mit dem Imperatorenthum zusamenfällt. August konnte seine proconsularischen Befugnisse natürlich in den allermeisten Fällen nur mittelbar ausüben. Deshalb ist es namentlich auf dem Gebiet der Provinzialverwaltung, wo sich ein besonderes, dem Kaiser ergebenes Beamtenthum bildet. — Die nächsten Jahre nach Erlangung der tribunicischen und proconsularischen Gewalt hat August wiederum größtentheils den Provinzen gewidmet. Erst im Herbst des Jahres 735 kehrte er nach Rom zurück und führte mit sich die den Parthern abgenommenen

römischen Feldzeichen, welche Crassus bei dem unglücklichen Feldzuge in Syrien verloren hatte. Es waren dieselben Feldzeichen, an deren Wiedererlangung Caesar der Tod, Antonius die Verführungen des Ostens gehindert hatten. Eine schwer empfundene Schmach war damit getilgt, ein gefährlicher Feind zur Ruhe gebracht, freilich nicht durch die triumphirende Gewalt der Waffen, sondern allerhand innere und dynastische Zwistigkeiten hatten die Parther gefügig gemacht. Es war eben das Glück, das hier wie überall seinem Liebling zur Seite stand. Jetzt errichtete August auch mitten auf dem Markte einen goldenen Meilenzeiger, von dem aus sämmtliche Militärstraßen durch das Reich liefen, ein bedeutungsvolles Zeichen der neuen Centralisation. — In Rom selbst hatten sich inzwischen Scenen ereignet, die an die besten Tage der republikanischen Anarchie erinnerten. Noch vor August's Abreise hatte solches begonnen. Als nämlich im Jahre 731 August die lange Reihe seiner Consulate beschlossen, kam im folgenden Jahre großes Unglück über Italien. Ueberschwemmung, Hungersnoth, Seuche. Man wußte dies nicht anders zu deuten, wie als göttliche Strafe dafür, daß August nicht mehr Consul sei. In Folge hiervon zwang das Volk den Senat, August die Dictatur zu übertragen. Indessen August war nicht gesonnen, durch Annahme dieses verhaßten Amtes dem wankelmüthigen Volk Veranlassung zu einer Bewegung ganz entgegengesetzter Natur zu geben. Fußfällig bat er, man möge ihn mit der Dictatur verschonen, und standhaft beharrte er bei seinem Widerspruch. Um nur in Etwas dem Volke zu genügen, ließ er sich zum curator annonae (Getreideverwalter) ernennen, ein Posten, den er bald darauf einem Andern übertrug und von da ab stehend weiter besetzte. Kaum war dieser Sturm beschwichtigt, so zeigte eine durch Tiberius in demselben Jahre entdeckte Verschwörung, wie trotz des versöhnlichsten Auftretens die Sicherheit des Fürsten noch immer gefährdet war. August überließ die gährende Stadt sich selbst, begab sich in die Provinzen und blieb drei Jahre hindurch abwesend. Agrippa, der bewährteste Freund und Anhänger August's, war inzwischen mit der Stellvertretung des Fürsten und der strengen Ueberwachung der Stadt betraut. — Wenn noch einmal eine bedeutende Entscheidung fallen sollte, so mußte es jetzt geschehen. Aber außer den blutigen Raufereien, die alljährlich bei den Consularcomitien vorkamen, blieb Alles in gewohntem Geleise. Im Jahre 735, als Agrippa zufällig von Rom abwesend war, erreichte der Tumult seinen Gipfel. Lucius Sentius war zum Consul ernannt, sein Kollege noch nicht erwählt, weil man hoffte, August werde sich entschließen, diesen Platz einzunehmen. Dies traf nicht ein, und der Aufstand nahm jetzt solche Ausdehnung an, daß der Senat gezwungen ward, durch die bekannte Formel des ultimum senatus consultum dem Sentius die unumschränkte Gewalt in der Stadt zu geben. Dieser war vorsichtig genug, sich sofort an Augustus zu wenden, der um

diese Zeit in Samos verweilte. Der Fürst eilte jetzt selbst nach Rom. Man wollte ihn nach so langer Abwesenheit feierlichst einholen; er entzog sich dem durch seine nächtliche Ankunft. Um diese Zeit war es, wo er jene, schon erwähnte, zweite Senatsläuterung vornahm und die Reorganisation der Curie vollendete. Zugleich empfing er nun die lebenslängliche consularische Gewalt mit dem Recht, immer und überall zwölf fasces zu führen und in der Mitte der Consuln auf curulischem Sessel zu sitzen. Hieran schloß man dann noch das Verlangen, daß August zur Abstellung jener Uebelstände beliebige Gesetze erlassen möge, zu deren Aufrechterhaltung man sich durch einen Eidschwur verpflichtete. Ueber die Bedeutung der neu übertragenen consularischen Gewalt ist viel gestritten worden; man hat die Thatsache sogar ganz in Abrede gestellt[1]). Einige sehen darin eine sehr bedeutende Erweiterung der fürstlichen Machtfülle, nach welcher August erst jetzt zur Ausübung der militärischen Gewalt in Rom und Italien berechtigt worden sei[2]); nach Anderen[3]) soll die Consulargewalt schon jetzt zu einem bloßen Rangverhältniß herabgesunken sein, das für den Machtkreis des Fürsten nichts Sonderliches mehr hätte austragen können; und nur der äußern Auszeichnung wegen soll es August übernommen haben. Es liegt darin entschieden das Richtige. Eine wesentliche Machterweiterung konnte August nicht mehr aus dem Consulat ziehen. Wohl war das Consulat noch immer das glänzendste Amt des Staates, und durch diese Uebertragung ward mindestens verhindert, daß ein anderer Römer sich, wenn auch nur in äußerlichen Insignien, über den Kaiser erheben konnte. Außerdem war Angesichts der blutigen Scenen, die eben in der Hauptstadt gespielt und sich vorwiegend gerade um die Uebernahme des Consulats gedreht hatten, der ganze Akt eine Art von Beruhigung für das Volk. — Neben der Consulargewalt August's bestanden auch die jährigen Consuln noch fort; August selbst hat das Amt noch zweimal bekleidet; und es scheint also, als ob in Bezug auf die unmittelbaren Consularbefugnisse jene immerwährende Gewalt nicht ausreichte. — Im Jahre 742 vollendet endlich August den Kreis von Gewalten, mit denen er sich bekleiden zu müssen geglaubt; als „letztes in der Reihe der republikanischen Aemter" übernimmt er das Pontifikat. Er hat hiermit so lange gezögert, weil erst damals der bisherige pontifex maximus Lepidus, der frühere Triumvirat-Kollege, gestorben war und ein Gewaltschritt durchaus nicht räthlich war. August's neue oberpriesterliche Gewalt ragt in einen bedeutsamen Theil des römischen Volkslebens hinein. Auch jetzt war im großen Haufen jene ängstliche Superstition noch nicht geschwunden, mit der

---

[1]) Loebell, das Prinzipat August's, in Raumer's Histor. Taschenbuch. 1834.

[2]) Hoeck, a. a. O. p. 290.

[3]) Becker-Marquardt a. a. O. II. 3. p. 293.

man sich an die Verkündigungen und Deutungen der Priester hielt. August hatte jetzt den Haupteinfluß auf Alles, was diese Sphäre anging. Ferner kam ihm jetzt die Oberaufsicht über den römischen Kultus zu und die höchste richterliche Gewalt über alle Priesterkollegien. Der Umfang und der Inhalt dieser Gewalt war in der That jetzt noch zu bedeutend, um nicht ein wesentliches Element der Stärkung für die neue Monarchie abzugeben.

Außer diesen Uebertragungen bedeutender republikanischer Gewalten wurden noch manche andere kleinere, aber werthvolle Auszeichnungen auf den Caesar gehäuft. Neben dem Prinzipat im Senat und dem Recht einer Relation daselbst bei jeder Sitzung ist hier besonders der Name Augustus hervorzuheben. Mit diesem Wort wird nach unserer Quelle[1]) Alles bezeichnet, was Ehrfurcht gebietend und hochheilig ist; es soll darin eine Anerkennung der das gewöhnliche Menschenthum überragenden Stellung des Fürsten liegen. Diese Anschauung ist der Keim der nachherigen Vergötterung des römischen Kaisers gewesen, die auch jetzt schon ihren Anfang nimmt. Jedenfalls war damit eine Hinweisung auf die außergewöhnliche Machtstellung August's gegeben, die vorsichtig Alles vermied, was an die verhaßte Gewaltfülle des Königthums oder der Dictatur erinnerte. Zugleich ist hiermit die Grundlage der nun doch unleugbaren Ueberlegenheit August's auf das religiöse Gebiet hinübergespielt, wodurch gewissermaßen ideell die politische Demüthigung des nun beherrschten Volks gemindert ward.

Eine allgemeine Exemtion von den Gesetzen, die unsere Hauptquelle anführt, ist wohl schwerlich bereits für August anzunehmen. Es trat dies erst allmälich bei den einzelnen Kaisern ein; für August läßt es sich, abgesehen von der Ausnahmestellung, die ihm die lebenslängliche Bekleidung der verschiedenen Aemter gab, unseres Wissens nur in Bezug auf zwei Gesetze nachweisen und zwar aus durchweg nebensächlichen Motiven.

Die noch bestehenden Institutionen des Freistaats kamen neben der neuen Monarchie ganz gut aus. Der außergewöhnlichen Gewalten waren Senat und Comitien seit Sulla kaum mehr entwöhnt; eine bald stärkere, bald schwächere Beeinflussung im Guten und Bösen hatte man längst über sich ergehen lassen müssen. Unter August trat hier durchaus keine wesentliche Aenderung ein, namentlich in Betreff der Stellung, welche die Volksversammlung schon lange eingenommen hatte. Die Befugnisse der Comitien waren seit Caesar erheblich herabgesetzt worden, besonders in allen Dingen, wo es sich um die auswärtige Politik, um Krieg und Frieden handelte. Die richterliche Thätigkeit des Volks war ebenfalls durch August noch mehr verringert, indem ständige Richtercommissionen immer häufiger verwandt wurden; auch erhob sich unter ihm besonders die senatorische Jurisdiktion. Es blie-

[1]) Dio 53, 16.

ben also für die Comitien nur noch Wahlen und Gesetzgebung übrig. Hier reichte August völlig mit der hergebrachten Beeinflussung aus. Uebrigens war in Bezug auf die Gesetzgebung die Mitwirkung des Volkes, so oft August wollte, nicht einmal nöthig, denn er konnte nach dem jus edicendi, welches er in den verschiedenen Amtskreisen hatte, Verordnungen mit Gesetzeskraft erlassen, die während seines Lebens bindende Kraft hatten, und wenn der Senat diese acta beschwor, wie bei August der Fall war, auch den Fürsten überdauerten. Wo es aber ohne Gefährdung des monarchischen Interesses geschehen konnte, hat August den Comitien ihr Recht gelassen. Und er ist hierbei so weit gegangen, daß er die Unzufriedenheit, die sich im Volke bei dieser oder jener Vorlage regte — am tobendsten bei der lex de maritandis ordinibus — duldete und sogar, wo es anging, sich nachgiebig bezeigte. Bei den Wahlen ward das Commendationssystem Caesar's weiter geführt; gewählt wurde Niemand, den der Fürst nicht wollte. Nur bei gleichgültigen Wahlen ließ er die Zügel etwas lockerer. — Er rettete den Schein, wo er nur konnte. Nach alter Sitte ging er selbst umher und sammelte Stimmen für seine Kandidaten; er gab sein Votum, wie der geringste Tribule. Selbst aus den Kolonien mußten der Vollständigkeit wegen Stimmzettel eingesandt werden. Gegen Ende seiner Regierung verfolgte Augustus immer mehr das Prinzip, den Senat für Gesetzgebung und Wahl in den Vordergrund zu schieben, so daß die Volksversammlung die senatorischen Vorschläge, die er natürlich inspirirt hatte, lediglich bestätigte. Nicht der Schatten einer Selbständigkeit fand sich mehr in der Volksversammlung, und nicht die leiseste Reaktion gegen die erstehende Monarchie hat sich aus ihnen erhoben. Das Volk war unmündig geworden, und ohne daß es sonderliches Aufsehen erregte, schwanden die Comitien unter Tiberius fast gänzlich dahin: die letzte Besiegelung der Unmöglichkeit souveräner Urversammlungen in einer Reichsverfassung.

Statt der Comitien tritt nun wieder der Senat in der Neugestaltung, die ihm August gegeben, hervor. In ihm liegt jetzt scheinbar die Souveränetät, insofern von ihm die Uebertragungen der verschiedenen Gewalten an den Kaiser ausgingen. In Wahrheit aber ist er nur das vermittelnde Organ zwischen Herrscher und Volk, nicht eine Schranke, sondern eher eine Art von Deckung der Autokratie. Die verschiedenen Läuterungen, die August hatte eintreten lassen, waren für die Zusammensetzung des Kollegiums entscheidend gewesen. Die unsaubersten Elemente waren entfernt, die Versammlung hatte jetzt ohne Frage einen etwas respektableren Anstrich, war aber darum nicht minder abhängig vom Fürsten. Verschiedene kleine Maßregeln dienten dazu, die Zucht im Senat zu befestigen. August war bereits seit 726 princeps senatus, d. h. er stand an der Spitze des Senatorenverzeichnisses und ward zuerst um seine Meinung gefragt. Damit war natürlich der weiteren Ab-

stimmung eine gewisse Bahn gewiesen, von der abzuweichen seine großen Bedenklichkeiten hatte. Uebrigens rührt von dieser Stellung im Senat auch der Titel **princeps** her, den Augustus führte, ein bescheidener Hinweis, daß er der Erste in dem höchsten Collegium des Staates sei. Tiberius hat nachmals diese Stellung sehr betont. Eine weitere Stütze für die Beeinflussung lag in dem Recht August's, bei jeder Sitzung eine Relation zu halten, was früher nur dem Magistrat, welcher die Versammlung berufen, zustand. — Die Bestimmung über den Zutritt neuer Mitglieder lag fast in den Händen des Kaisers, oder einer dazu eingesetzten Commission. Hierfür kam ferner die Erhöhung des Census in Betracht. Auch setzte August das Alter, das zum Eintritt berechtigte, herab, um jüngere Mitglieder zu gewinnen, die in der neuen Ordnung aufgewachsen, die Republik nicht mehr kannten. Bei einer solchen Versammlung war ein selbständiges oppositionelles Gebahren kaum mehr zu befürchten. Ohne Gefahr für den Fürsten war es, wenn jetzt immer mehr Senatsbeschlüsse, die ja in ihm zurückwurzelten, an die Stelle der Gesetze traten, wenn ferner die richterliche Kompetenz des Senats bedeutend wuchs. Im Senat lag unter diesen Umständen eine bedeutende Stärkung der monarchischen Gewalt, insofern er bei so ausgedehntem Machtkreise, ja als Quelle der fürstlichen Gewalt, den größten Theil der Verantwortlichkeit auf sich nahm. Diese so hervorragende Stellung des Senats ward noch erhöht durch die äußeren Ehrenrechte, mit denen August die Senatoren und deren Familien bedachte. — Diese geschickte Organisirung und Benutzung des Senats ist die hervorragendste Seite des ganzen augusteischen Systems. Es war das Mittelglied, durch welches der vorsichtige Mann den Uebergang sichern wollte, bald aber auch das Hauptwahrzeichen des tief unsittlichen Gegensatzes, der sich, wie die Dinge einmal standen, rasch zwischen der loyalen Uebertragung und der usurpirten, gräuelvollen Ausübung der Gewalt geltend machte. — Aus dem Senat entwickelte sich bereits unter August das **consilium principis**, eine Art von Kabinetsrath, der aus etwa 15 bis 20 Senatoren bestand und meist für ein Jahr gewählt ward. Er bildete einen vorberathenden Ausschuß, der sich aber allmälich zu einem selbständigen, vom Senat losgelösten Werkzeug des Kaisers ausbildete.

Die republikanischen Magistrate dauerten, mit Ausnahme der Censur, auch unter August fort. Indessen die gewaltige Konkurrenz des Kaisers als Inhabers der bedeutendsten Amtsgewalten, ferner die neu geschaffenen kaiserlichen Magistrate leiteten Alles aus ihrem Kreise weg, was der Monarch unmittelbar in der Hand haben wollte. Sie wurden allmälich völlig gelähmt und dem gänzlichen Verkommen Preis gegeben. Um so kräftiger und bedeutender erhoben sich die neuen kaiserlichen Beamten. Da war zunächst der Stadtpräfekt (**praefectus urbi**), um die Bevölkerung

Roms zu überwachen und im Zaum zu halten. Wie nothwendig sie war, hatten gelegentliche Tumulte und Nachstellungen gegen den Fürsten gezeigt, bei denen ein unglücklicher Zufall leicht noch das ganze Gebäude der Monarchie gefährden konnte. Die Befugnisse dieses Magistrats waren militärisch und richterlich, in letzterer Beziehung vornehmlich über Verbrechen gegen die öffentliche Sicherheit. Ferner übertrug ihm der Kaiser seine Appellationsgerichtsbarkeit innerhalb des Stadtgebietes und ausnahmsweise auch außerhalb. Zunächst unter ihm stand der Präfekt der soeben von August eingerichteten Polizeikohorten nebst dem Verwalter des Getreides. Die ganze Gewalt hat sonach einen überwiegend polizeilich-militärischen Charakter. Sie war bei dem heillosen Zustande der öffentlichen Sicherheit in Rom dringend geboten und anfänglich wenigstens ein wahrer Segen für die Stadt. Freilich hat sie nicht das Geringste gemein mit den auf ähnliche Zwecke berechneten Aemtern der Republik und schob diese völlig bei Seite. Die Präfekten wurden vom Kaiser ernannt, der nur ihm gänzlich ergebene Männer dazu nahm, und behielten ihr Amt, so lange es diesem gefiel. — Neben diesem Amt ist dann noch, seit 752, die praefectura praetorii zu erwähnen, d. i. das Kommando über die dem Kaiser seit 727 bewilligte Leibwache. Es waren das 9 Kohorten von je 1000 Mann, die den Dienst im Palast und um die Person des Kaisers hatten. Ursprünglich lag darin nur eine Maßregel zur Sicherung der kaiserlichen Person. Bald genug ist diese Stellung sowohl dem Kaiser wie dem Volke auf gleiche Weise gefährlich geworden. Beide Gewalten sind ein praktischer Kommentar für den Charakter der Macht, die sich auf sie stützte, wie für die Verhältnisse, aus denen sie hervorgingen. Indessen läßt sich wenigstens für die Stadtpräfektur nicht in Abrede stellen, daß sie auch ein Beitrag zu der Reorganisation des Staats ist, und daß sie nicht blos das böse Gewissen schuf, das meist das Erbtheil der sogenannten starken Regierungen, der usurpirten wie der legitimen, zu sein pflegt.

Noch viel bedeutender nach beiden Seiten hin, nämlich für die Festigung der Monarchie wie für die Staatswohlfahrt wirkte die nachdrückliche Fürsorge, welche August den Provinzen widmete. Auf die Veränderungen, die hier eintraten, ist schon wiederholt hingewiesen worden. Hier fand der Kaiser die Hauptstütze seiner Kraft, soweit er sich auf Truppen und Finanzen stützen wollte. Hier war es leicht, entgegenkommende und sympathische Gesinnungen zu erwecken, denn wo man an den unerhörten Druck der früheren Zeit gewöhnt war, mußte jede Verbesserung leicht die Gemüther der Menschen gewinnen. In erwünschter Weise begegneten sich hier die Interessen der Provinzialen und des Fürsten, und eine reiche Blüthe von Wohlstand und erhöhter Civilisation ist daraus hervorgegangen. — August in seiner Eigenschaft als oberster Proconsul theilte zunächst sämmtliche Provinzen des Staats in kaiserliche und senatorische. Der Sinn dieser Scheidung war,

wie der Fürst im Senat auseinandersetzte, nur der, die schwierigeren Provinzen, zu deren Sicherung es energischer Maßregeln bedurfte, selbst zu übernehmen, während dem Senat die friedlichen, in ruhiger Entwicklung begriffenen bleiben sollten. Die Hauptbedeutung der ganzen Maßregel für die Monarchie ist nicht schwer zu erkennen. Es handelte sich eben darum, daß der Kaiser die Truppenmacht, deren es für die unruhigen Provinzen bedurfte, nicht dem Senat überlassen, sondern unmittelbar unter seiner eigenen Leitung behalten wollte, so daß der Senat nimmermehr in den Provinzen eine Stütze gegen den Kaiser finden konnte. Aus diesem Grunde war es auch den Senatoren untersagt, ohne kaiserliche Erlaubniß die Provinzen zu bereisen. Uebrigens verhieß August, daß er alle Provinzen, die in den Friedenszustand zurückkehren würden, dem Senat wiedergeben wolle, ein Versprechen, das er in der That einige Male gehalten hat. Kraft der proconsularischen Gewalt blieb ihm dann doch noch immer die oberste Beschlußfassung über Alles, was die Provinze nanging. Die senatorischen Provinzen verblieben in der alten Verfassung; Jahr für Jahr übernahmen gewesene Consuln oder Prätoren, wie das Loos entschied, daselbst die Verwaltung. Anders stand es mit den kaiserlichen Provinzen. Die Ernennung der Statthalter, die Dauer ihrer Amtszeit lag ganz in dem Ermessen des Kaisers; von ihm erhielten sie eine bestimmte Besoldung angewiesen. Nur solche wurden dorthin gesendet, die durchaus der Person des Fürsten ergeben waren. Sie alle waren mit militärischen Befugnissen ausgestattet; ihnen an die Seite wurden ebenfalls kaiserliche Finanzbeamten gegeben. Unter dem Kaiser endlich standen die von Rom abhängigen Könige und Fürstenthümer. Strenge Ueberwachung und geschärfte Mandate sicherten auf das Erfolgreichste unter August und noch mehr unter Tiberius die Provinzen vor den hergebrachten Erpressungen und anderen Mißbräuchen. Die unterworfenen Lande hörten auf, hülflos dem Aussaugesystem römischer Spekulanten und Gewalthaber ausgesetzt zu sein. Sie empfanden freudig die Folgen des neuen Regiments und gaben Rom das Beispiel, sich in das Gefühl der Abhängigkeit von dem Willen eines Fürsten hineinzufinden.

Die am tiefsten gehende Aenderung vollzog sich in der Armee. Sie ward nunmehr eine stehende; nicht mehr fanden Aushebungen für den Krieg oder bei sonst dringender Veranlassung Statt. Eine bestimmte Anzahl von Dienstjahren, durchschnittlich 16 Jahre, ward für den römischen Bürger festgesetzt. Uebrigens nahm man jetzt auch ohne Schwierigkeiten Freigelassene und Provinzialen in die Legionen auf. Man berechnet die Stärke des Heeres auf 25 Legionen, die etwa eine Macht von 150,000 Mann ausmachen. Dazu kam noch eine gleiche Anzahl von Hülfstruppen aus den unterworfenen Landschaften, so daß die römische Armee eine Macht von 250,000 bis 300,000 Mann repräsentirt. So war ein stattliches Heer

gewonnen, das beständig schlagfertig in den Provinzen vertheilt dastand, unter dem unmittelbaren Kommando des Kaisers als Imperator und oberster Proconsul, dem auch der Eid der Treue geleistet wird, von ihm besoldet und außerdem durch die Aussicht auf weitere Versorgung in den Militärkolonien an seine Person gefesselt. Der Kaiser tritt vollständig als Kriegsherr auf; die kommandirenden Generäle in den Provinzen erscheinen durchaus als kaiserliche Offiziere und werden auch so genannt. Auf den Kaiser fallen ihre Erfolge zurück; für ihn siegen sie.

Die Kosten, die dem römischen Staatshaushalt hierdurch erwuchsen, waren nicht gering. Man berechnet die Löhnung des gemeinen Mannes allein auf über 10 Millionen Thaler[1]). Dazu kommen noch die bedeutenden Geschenke bei der Entlassung, die sich bei dem gewöhnlichen Legionar auf etwa 700 Thaler, bei der Prätorianergarde auf über 1100 Thaler beliefen. Die Armee-Reorganisation trug wesentlich zur Auflösung der bisherigen Staatsform bei. Es war eine neue Macht im Staate entstanden, die den bisherigen Hauptträgern desselben fremd gegenüber trat und gar bald ein Bewußtsein der selbständigen Machstellung erhielt, das sich rasch gegen den Herrscher selbst kehrte. August freilich und noch mehr Tiberius hielten die Soldaten streng im Zaume und duldeten keine Ueberhebung. Charakteristisch ist es, daß August die Truppen nicht mehr „Kameraden" anredete, sondern sie schlechtweg Soldaten nannte.

Die finanziellen Anordnungen für die Erhaltung der Armee lagen ganz in der Hand des Kaisers. Es gab einen eigenen Militärschatz, aus dem die Mittel zur Versorgung der Invaliden entnommen wurden. In diesen flossen die Einkünfte von den in Italien erhobenen Abgaben, z. B. eine Steuer von 1 Proz. für alles in Italien Verkaufte, ferner eine bedeutende Erbschaftssteuer von 5 Proz. Die Zeiten, in denen Rom und Italien als Herren der Provinzen sich von diesen erhalten ließen, war mit dem Eintritt der Monarchie gänzlich vorüber. Es war das der wirksamste Schritt zur Ausgleichung mit den Provinzen. Neben der Militärkasse bestand noch ein kaiserlicher Fiskus, der die Erträge der kaiserlichen Provinzen aufnahm, sowie die jetzt immer häufiger und bedeutender werdenden Legate, die der Kaiser durch Testamente erhielt. Beide Kassen wurden nach dem Ermessen des Kaisers und durch seine Beamten verwaltet. Aber auch die Befugnisse des Senats waren auf diesem Felde noch nicht ganz geschwunden. Es existirte noch immer der alte Staatsschatz für die Einkünfte aus den senatorischen Provinzen und der Vermögenssteuer der Bürger. Jedenfalls hatte August eine sehr bedeutende selbständige Finanzgewalt gewonnen, gegen deren unbeschränkte Ausübung sich keine Stimme erhob. — Von ihm gingen auch

[1]) Becker-Marquardt a. a. O. III. 2. p. 78.

jene großartigen Schatzungen über das ganze Reich aus, welche die Grundlage für die Regelung der neuen Finanzordnung wurden. Ueber das Budget des römischen Staates sind wir im Ganzen nur unvollkommen unterrichtet. Aus der Zeit des Kaisers Vespasian, also noch nicht sechs Jahrzehnte nach August, ist uns ein Ausspruch jenes Fürsten bekannt, dem zufolge der Staat zu seinem Bestehen der Summe von 2200 Millionen Thaler bedurfte.[1])

Wenn wir jetzt einen Rückblick auf die Entstehung und das Wesen der augusteischen Gesammtmacht werfen, so ergiebt sich zunächst, daß ihr eine wahrhaft staatsrechtliche Grundlage vollkommen fehlt. Sie ist eben nur ein Konglomerat seiner allerdings zu Recht bestehenden Sonderstellungen gewesen, die er als Inhaber verschiedener Magistrate und Rechte einnahm. Sie ist dann furchtbar geworden durch die Erweiterungen, die in Bezug auf räumliche und zeitliche Ausdehnung derselben dem Fürsten zugesprochen wurden. Endlich aber wurzelt jene Macht des Kaisers in dem Imperatorenthum, dessen vorwiegend militärische Tendenz dem Werke einen Charakter giebt, der freilich nicht sofort hervortritt. Das Imperatorenthum deckt Alles, was sich vielleicht nicht unter die republikanischen Aemter zusammenfassen läßt, obwohl sich diese beinahe ausreichend für die Ausübung der Gewalt erweisen. Am schärfsten und unmittelbarsten tritt der Einfluß des Kaisers im Gebiet der Verwaltung und des Heerwesens hervor; von nicht minderer Bedeutung, aber doch weniger unmittelbar, ist seine oberrichterliche Gewalt, wie sie aus Tribunat, Consulat und Pontifikat erwuchs. Die Gesetzgebung endlich wird versehen durch die Verordnungen des Kaisers als Inhabers der höchsten Gewalten und durch die Senatsbeschlüsse, welche unter kaiserlicher Beeinflussung entstehen. Durchweg aber bleibt August auf dem Standpunkt der durch unmittelbare und, wie er sich den Anschein gab, auch abzulehnende Uebertragung ausgeübten Gewalt. Hierin liegt zumeist jener unbestimmte und lügenhafte Zug der neuen Herrschaft, welche des Scheines wegen die letzten Konsequenzen des Zustandes nicht ziehen wollte und dadurch die Befestigung desselben auf immer sich erneuernde blutige Uebergänge hinwies, bis erst über 200 Jahre später durch Diocletian jener Schleier völlig zerrissen wird und der Despotismus aus eigenem Rechte die Herrschaft antritt. August ist allerdings faktisch unbeschränkter Monarch gewesen, aber von einer festen Begründung der Monarchie kann man nicht reden. Eine Erbfolge-Ordnung existirte nicht, und dieser Mangel hat sich schwer gerächt.

August hat sein Werk mit tiefer Erkenntniß der Personen und Zustände in Angriff genommen und vollendet. Er besaß eine außerordentlich scharfe Berechnung von der kleinlichen Selbsttäuschung in den Gefühlen der Menschen,

---

[1]) Sueton, Vespasian. 16. Wietersheim I. p. 72.

wie sie das Charakteristische einer nach großer Vergangenheit dahin sinkenden Zeit ist. Aber ihm fehlt jene siegende und hinreißende Gewalt, welche die Menschen hineinzwingt in die Bahnen, die sie gehen sollen, ihnen die Schmach der Täuschung und Lüge erspart und die Demüthigung des Gehorchens ein wenig lindert. Zwar bewundern wir die Beharrlichkeit, mit der er ein Hinderniß nach dem andern wegräumt; wir erkennen die große Befähigung des Mannes in seinen vielfachen Organisationen, in der treffenden Anwendung der richtigen Mittel; die Unermüdlichkeit, mit der er beinahe sechszig Jahre lang an dem Werk arbeitet, ist gewiß das Zeichen einer ungewöhnlichen Thatkraft. Von dem Augenblick an, wo er zu Apollonia die Hochschule verließ, um als Erbe und Sohn Caesar's Vermächtniß anzutreten, hat ihn der Gedanke an das, was erreicht werden mußte, nicht verlassen. Aber während bei Caesar die Rettung des Staates der Ausgangspunkt all seines Thuns bildet, ist es bei August vorwiegend das Bestreben, den ihm zukommenden Platz bei der neuen Ordnung der Dinge einzunehmen, das ihn treibt. Darüber ist er selbst in Widerspruch gerathen zu dem, was für die Nivellirung der Gesammtbevölkerung die Idee der Gesammtherrschaft forderte. So ist es wenigstens aufzufassen, wenn er auch jetzt noch die Römer als herrschendes Volk aufgefaßt haben wollte und demgemäß das Bürgerrecht außerordentlich hoch schätzte, sowie die Stellung der senatorischen Aristokratie wieder bedeutend hob[1]). — Man wird sich sagen müssen, daß jetzt nach Caesar, nach den Idus des März 710, von einer originellen Erkenntniß dessen, worauf die Zeit hinaus wollte, keine Rede mehr sein kann, und daß ebenso wenig die ganze Conception des Werkes genial genannt werden darf. Die Hauptaufgabe war auch jetzt noch nicht gelöst, obwohl die Hauptschwierigkeiten beseitigt waren. August's Natur war bei aller Kraft nicht schwungvoll genug, um die letzten Schritte zu thun. Er besaß ein sehr kühles Vertrauen auf „die Logik der Thatsachen."

Freilich, Roms Lage unter August war nach den Vorgängen der letzten hundert Jahre eine durchaus glückliche, wenn man jene behaglich vegetative Existenz, die nur Ruhe haben will, so nennen kann. Man hatte sich mit dem Gedanken der Herrschaft im Ganzen abgefunden. Jene Worte des Tacitus, mit denen wir unsere Betrachtung begonnen, charakterisiren diesen Zustand auf das Treffendste. Im weitern Verfolg dieser Worte heißt es dann bei Tacitus[1]): „Zu Rom war Alles ruhig; es bestanden die alten Bezeichnungen der Magistrate; die jüngeren Männer waren nach der Schlacht bei Aktium geboren und sogar die meisten Greise noch während der Bürgerkriege. Wer war denn überhaupt noch da, der die Republik gesehen hätte!" — In denselben scharfen Zügen entwirft Tacitus[2]) ein Bild von der Denk-

[1]) Sueton 40. Merivale III. p. 501.

weise in Rom nach dem Tode August's. Da ist allerdings die Stimme des Tadels lauter und gewichtiger gewesen, als die des Lobes. Aber das haben wohl die Meisten festgehalten, daß nach August ein Anderer kommen würde und daß sich eine dauernde Veränderung des Staatswesens vollzogen habe. „Als man den Tod des Fürsten kommen sieht, reden nur Wenige von Freiheit; Viele begehren oder scheuen den Krieg; der bei Weitem größte Theil trägt sich mit Gerüchten über den noch unbestimmten Thronfolger.“ Hin und wieder taucht noch der berückende Gedanke von der Wiederherstellung der Republik auf, man knüpfte dergleichen Hoffnungen gern an besonders beliebte Prinzen des kaiserlichen Hauses. Aber das war nun vorbei, eine tiefere Agitation gegen die Herrschaft ist nicht wieder in Gang gekommen. August's großartige Täuschung war gelungen; er hatte mit dem Volke getheilt, so daß diesem der Schein blieb, ihm das Wesen.

---

1) Annal. I. 3.
2) Annal. I. 9. 10.

Der Plan zu einer süddeutschen Republik am Ende des achtzehnten Jahrhunderts.

Von Karl Friedrich Neumann.

Einige norddeutsche Freunde, welche meinem Aufsatze im Januarhefte (1864) der Deutschen Jahrbücher: Die erste Protestantenberufung nach Altbaiern, eine besondere Aufmerksamkeit widmeten, ersuchten mich über diese und jene Angabe, über diese und jene Andeutung um näher eingehende Erläuterung. Es sei ihnen Manches in diesem Bruchstücke meiner Denkwürdigkeiten ganz neu und auffallend erschienen. „So erzählen Sie", sprach einer dieser Freunde, „von Leuten, welche gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, mittels französischen Beistandes, Baiern und Schwaben zu einer süddeutschen Republik umgestalten wollten[1]). Sie würden mich und wohl auch andere denkende Männer unseres Nordens, welche der Partikulargeschichte Ihres süddeutschen Vaterlandes keine besondere Aufmerksamkeit widmen konnten, sehr verbinden, wenn Sie alle die Vorgänge in Betreff der projektirten süddeutschen Republik zusammenstellen und veröffentlichen möchten. Dies wäre, so viel ich weiß, ein ganz neuer und höchst anziehender Beitrag zur deutschen Geschichte im revolutionären Zeitalter. Ich füge mich gerne dem freundlichen Wunsche. Der nachfolgende weitere Abschnitt der Denkwürdigkeiten aus meinem Leben und aus meiner Zeit wird wohl hinreichen zur Befriedigung der Wißbegierde wie zur Aufhellung einer wenig beachteten Thatsache. Obgleich die süddeutsche Republik niemals zu Stande gekommen, so ist doch in der That schon der Plan hiezu eine höchst bemerkenswerthe Erscheinung in der deutschen Geschichte.

Unter meinen früheren zahlreichen Bekannten in der baierischen Hauptstadt befand sich ein gewisser Kraus, Sekretär im Medizinalkollegium. Kraus war ein hochgewachsener, vierschrötiger, stark behaarter Mann mit einem blutrothen Gesicht; dabei so mild und nachgiebig, daß ihn seine betagte, kei-

---

[1]) Deutsche Jahrbücher Bd. X. H. I. S. 7.

neswegs liebenswürdige Ehehälfte leicht beherrschen konnte. Diese Frau war zum Erschrecken belesen, namentlich in der baierischen Historie. Sie ging bei uns scherzweise unter dem Namen „Frau Westenrieder". Wenn die Sekretärin anfing aus der Landesgeschichte zu erzählen, gerieth die ganze Tischgesellschaft in Verzweiflung. „Westenrieder" wußte kein Ende zu finden. Da wurden die alten, mittleren, neuen und neuesten Geschichten wie Staub und Sandkörner in unerquicklicher Mischung umhergetrieben. Den Fürsten und ihren Bastarden widmete die Kraus einen unversöhnlichen Haß. Die Familie hatte den größten Theil ihres Vermögens durch die Schwindeleien eines natürlichen Sohnes Königs Max I., deren gar viele waren, verloren. „Wäre nur die süddeutsche Republik zu Stande gekommen", sprach das Weib eines Abends, „ein solches Unglück hätte uns nicht getroffen". „Eine süddeutsche Republik, was soll das heißen?" fragte ich neugierig. „Ja, Professor", fiel jetzt der Gemahl ein, „wir wollten hier zu München, am Ende des vorigen und im Beginn des laufenden Jahrhunderts, im Verein mit dem benachbarten Schwaben, eine süddeutsche Republik gründen. Unsere Versammlungen hielten wir in einem Keller in der Weinstraße, wo sich auch schwäbische Abgeordnete einfanden. Alle Vorbereitungen waren getroffen; wir hatten eine geheime Druckerei; gedruckte Proklamationen lagen da in Masse und warteten der Verkündigung. Boten gingen an General Moreau, um ihn für unsere Unternehmung zu gewinnen. Die Antwort lautete abschlägig und der gut angelegte Plan mußte unterbleiben. Ohne französische Zustimmung und Beihülfe durften wir mit dem Wagniß nicht heraustreten. Ich habe noch Exemplare unserer Proklamationen und andere auf diese süddeutsche Republik bezügliche Schriften und Papiere, sie führen den Druckort Strasburg, in diesem oder jenem Jahre der Republik — —, jetzt darf ich sie noch nicht mittheilen. Nach meinem Tode sollen Sie Alles bekommen. Die Verfasser der Schriften und Flugblätter waren Georg Freiherr von Aretin, von Hazzi, Utzschneider und Andere. Von zweien erinnere ich mich noch der Titel: Ueber Süd-Deutschland, 1799; ohne Angabe des Druckortes. Dann: Wahrer Ueberblick der Geschichte der bayerischen Nation, oder das Erwachen der Nationen nach einem Jahrtausend. Strasburg (München), 1800." Ich habe den Mann in der Folge wiederholt an sein Versprechen erinnert. „Werden schon sehen", antwortete er lächelnd; Kraus ist gestorben und ich habe nichts gesehen. Nach wiederholten Erkundigungen wurde endlich eine Flugschrift dieser Republikaner aufgefunden, wovon ich, zur Bezeichnung der politischen Strömung und Einsicht der Altbaiern jener Tage, mehrere Auszüge folgen lasse.

Später habe ich auch von anderen glaubwürdigen Personen allerlei Nachrichten über die angebahnte süddeutsche Republik vernommen. Niemand

konnte mir aber die Einzelnheiten des Herrn Sekretär Kraus bestätigen. Auf meine Bitte wagte es einer meiner Bekannten, welcher häufig bei dem Grafen Montgelas speiste, den pensionirten Ministerpräsidenten um Aufklärung zu ersuchen. Der Graf schüttelte mit dem Kopfe, machte ein ernstes Gesicht und sprach, indem er den Fragenden scharf ins Auge faßte: „Mein Herr, wer hat denn Ihnen diese alten Geschichten zugetragen?" „Das darf ich nicht sagen" .... „Ah, Sie wollen mich blos ausholen, meinetwegen. Hören Sie, alle diese Angaben sind, der Hauptsache nach, vollkommen wahr, die süddeutsche Republik war fix und fertig; wir hatten die hierauf bezüglichen Schriftwerke in Händen; wir wußten, wo alle die langen, fein ausgesponnenen Fäden zusammenliefen; noch jetzt — die Unterredung geschah im Beginn der dreißiger Jahre — stehen, wegen dieser abenteuerlichen Unternehmung einer süddeutschen Republik, mehrere Personen hier in München unter polizeilicher Aufsicht. In meinen Memoiren finden sich alle Einzelnheiten und gar vieles Andere zur Aufhellung der so dunklen Geschichte Süd-Deutschlands am Ende des vorigen und im Beginn unseres Jahrhunderts." Der Staatsrath Thibaudeau und andere Zeitgenossen sprechen ebenfalls von diesen Umsturzplanen in Bayern und Schwaben. Auch in den Aufzeichnungen des Ritters Anselm von Feuerbach, welche später sein Sohn herausgegeben, findet man einige hierauf bezügliche Andeutungen. [1])

Man wird wohl fragen: Wo sind denn die Memoiren hingekommen, auf welche der Exminister Montgelas zur Aufhellung über die projektirte süddeutsche Republik und so viele andere dunkle Ereignisse unseres Vaterlandes hingewiesen? Warum werden sie der Welt vorenthalten? Ich möchte hinzufügen: Wer ist berechtigt, wer wagt es, die an Memoiren so arme deutsche Geschichte um ihr Eigenthum zu verkürzen? Ich will, was ich hierüber in Erfahrung gebracht, mittheilen. Daß Graf Montgelas deshalb Memoiren, Denkwürdigkeiten seines Lebens und Wirkens geschrieben, damit sie nach seinem Tode der Oeffentlichkeit übergeben würden, darüber kann kein Zweifel obwalten. Der Exminister, man könnte mit gutem Grunde sagen, der vieljährige Exregent des baierischen Staates, pflegte während der letzten Jahre seines Lebens, in vertraulichen Abendkreisen, Bruchstücke dieses in französischer Sprache niedergeschriebenen Werkes vorzulesen. Es sind mir, während der ersten dreißiger Jahre, höchst anziehende Mittheilungen zugekommen, welche nicht verborgen bleiben sollen. Baron Freyberg, der Schwiegersohn des Grafen, kannte, wie aus seiner akademischen Denkrede auf Graf Montgelas zu ersehen, die Memoiren und hat darauf wiederholt verwiesen. „Ja wohl", sagte mir einstens der jetzige Reichsrath Graf Montgelas, den ich darum befragte, „die Denkwürdigkeiten meines Vaters sind vollständig vor-

[1]) Anselm von Feuerbach's Leben und Wirken II. 229.

handen und in meinem Besitz. Sie werden niemals erscheinen. Sie dürfen dies in meinem Namen drucken lassen. Es ist mir sogar lieb. Dadurch würde ich vielleicht der vielen Anfragen und Anerbietungen in Betreff dieser Denkwürdigkeiten meines Vaters überhoben. Mein Vater befahl: so lange Personen leben, von welchen die Rede, solle das Werk der Oeffentlichkeit nicht übergeben werden. Sind diese auch gestorben, so leben doch deren Nachkommen, welche von den schlimmen Geschichten ihrer Väter unangenehm berührt würden. Hierzu wird sich meine Familie kaum entschließen können." Zu Berlin ist man freilich zu einer gewissen Zeit (1837) noch weiter gegangen. In Böttiger's Lebenserinnerungen hat die Censur alle adeligen Namen gestrichen, auch wenn nichts Schlimmes dabei vorkam. „Könne man doch nicht wissen, ob solcher Familie die bloße Nennung nicht mißfällig sei!" [1])

Nach dieser, wenn auch nur entfernt zur Sache gehörigen Mittheilung, fahre ich fort in meinen Nachrichten über den Plan zur Gründung einer süddeutschen Republik.

„Die siegenden Franzosen", sprach Thibaudeau in seiner Rede, gehalten im gesetzgebenden Körper zu Paris (6. Dezember 1801) über den Separat-Frieden mit Baiern (24. August 1801), „haben, ungeachtet der offen und laut verkündeten Wünsche so vieler Einwohner im Kurfürstenthum, die bestehende Regierungsform nicht umgestoßen. Unseren Leuten verdankt es der Kurfürst, daß er ungehindert nach seinem Lande zurückkehren konnte" [2]). Wie diese „vielen Altbaiern" dachten und was sie erstrebten zu jenen Tagen, zeigen nachfolgende Abschnitte aus einer äußerst seltenen, wahrscheinlich blos in einem Exemplar erhaltenen Flugschrift. Sie führt den harmlosen Titel: Die Folgen des Friedens in Bayern. Straßburg, im 9ten Jahre der Republik. Der Verfasser schrieb für den Landmann und die Kleinbürger, die man zu dem Befreiungsplane gewinnen wollte, weshalb er sich einer kunstlosen, nicht selten derben Ausdrucksweise bedient. Einige orthographische Fehler der hier abgedruckten Bruchstücke jener republikanischen Flugschrift sind stillschweigend beseitigt worden.

1. Der Unsinn der Formel: Von Gottes Gnaden.

Man scheut sich zu gestehen, daß man sein Dasein, seine Macht und Ansehn der Nation zu danken habe! Man will nicht dafür angesehen sein daß man von der Nation abhänge, sondern will sich vielmehr einen göttlichen Ursprung beimessen, welcher nur in dem Gehirn blödsinniger Men-

---

[1]) Tagebücher von Varnhagen van Ense. Leipzig 1861. I. 51.

[2]) Auszüge aus dieser Rede stehen in den Denkwürdigkeiten aus der neueren Geschichte des bayerischen Staates. Stuttgart 1836. I. 57.

schen stattfinden kann, woran nur blödsinnige Menschen glauben können. Um diesen Gegenstand vom Ursprung der höchsten Gewalt mit wenigen Worten zu berühren, seien mir nur folgende Fragen erlaubt: Wer hat denn die Regenten gemacht? Haben die Regenten die Unterthanen, oder haben die Unterthanen die Regenten gemacht? Sind die Regenten um der Völker willen da, oder die Völker um der Regenten willen? Jeder mit gesundem Verstand begabte Mensch wird sich hierüber die Antwort selbst geben und einsehen müssen, daß alle Staaten und alle Gewalten vernünftiger Weise durch freie Einwilligung entstanden sein müssen. Hat nun dieses seine Richtigkeit, so sind auch die Regenten ursprünglich von den Bürgern ernannt und haben also erstere den letzteren ihr Dasein zu verdanken.

Was nun Max Joseph betrifft, welcher sich ebenfalls von Gottes Gnaden schreibt, wo sollte nun gar der die Regierungskunst gelernt haben? Etwa bei seinen ehemaligen Mätressen, oder vielleicht unter seinen Soldaten, welche er nicht einmal gehörig zu kommandiren weiß? Man raunt sich ins Ohr, daß er zwar den Soldatenschwindel habe, aber ohne die nöthigen Talente eines Kriegsmannes zu besitzen. Kenner behaupten, daß er in der militärischen Wissenschaft höchstens einem östreichischen Korporal die Waage halte. Dies zu glauben muß man um so geneigter werden, als wir das Beispiel vor Augen haben, daß Max Joseph vor der Ankunft der Franken oder Franzosen, ohne auf das Zeughaus und die in selbem vorräthig gewesenen Waffen und Gewehre zu denken, mit seinen Leuten die Flucht ergriff, da er doch wußte, daß die meisten Rekruten statt der Gewehre nur lediglich mit Stecken versehen waren, wodurch folglich den Feinden alle in dem Zeughause befindlich gewesenen Kriegsrequisiten, woran die bayerische Mannschaft Mangel litt, höchst unverantwortlich preisgegeben wurden. Einen so groben Fehler würde sich kaum ein östreichischer Korporal zu Schulden kommen lassen.

Was ist uns mit einem solchen Regenten geholfen, der das Land nicht zu regieren und zu schützen, noch minder zu beglücken versteht, und von dessen unweltläufigen Prinzen noch weniger zu hoffen ist? Ihr selbst, ihr Bürger und Bauern, habt bisher euer Geld, eure Arme, euer Gut und euer Blut hergeben müssen. Ihr selbst könnt euch also schützen und beglücken, wenn ihr wollt, und zwar besser und wirksamer, als irgend ein einzelner Regent zu thun im Stande sein kann. Wäre es demnach für das Land nicht weit nützlicher und besser, wenn die Nation sich selbst eine Verfassung, sich selbst eine Staatsregierung gäbe und dasjenige aus eigenem Antriebe befolgte, wozu wir in einer jüngst im Druck erschienenen Bekanntmachung aufgefordert wurden [1]), als daß wir einem sowohl an physischen als moralischen Kräften blutarmen Regenten, der uns weder rathen noch helfen, sondern nur

[1]) Wahrscheinlich eine Bekanntmachung des republikanischen Ausschusses.

Verwirrung auf Verwirrung häufen kann, der uns nicht den geringsten Nutzen, wohl aber den größten Schaden bringt, noch länger umsonst auf der Schüssel haben und mit so viel Millionen für nichts und wieder nichts unterhalten sollten?

Wir haben während dem französischen Kriege schon zweimal die Erfahrung gemacht, daß wir auch ohne solche Regenten leben und dergleichen unnütze Landfresser sehr leicht entbehren können, indem sowohl im Jahre 1796 als 1800 fast alle deutsche Regenten bei Annäherung der Franken zu ihrem ewigen Schimpf, zu ihrer ewigen Schande davongelaufen sind. Diese und andere dergleichen Thathandlungen, besonders aber der abscheuliche Subsidientraktat mit England, dieser garstige Blut- und Menschenverkauf, deren sich der Kurfürst schuldig machte und hierdurch das Land in ein so großes Unglück, in ein so unsägliches Elend stürzte, sind offenbare Verbrechen der beleidigten Nation und ein solch sträflicher Verrath, wodurch er sich der Regierung des Landes allenthalben verlustig gemacht hat.

2. Der Kurfürst Max Joseph und seine Verbrechen.

Als Max Joseph vor den Franzosen die Flucht ergriff (1800), nahm er ungeheure Schätze und gefüllte Geldkästen, die seine vielen Hofpferde nicht einmal ziehen konnten, mit sich nach Amberg und in der Folge auch nach Bayreuth. Allein alle diese Schätze und Gelder sind nun bereits lange vergeudet worden. Es wurden, dem Vernehmen nach, während sich der Kurfürst in Anspach und Bayreuth aufhielt, wieder neue Schulden gemacht. Bekanntlich hatte dieser Herr Max, ehe er in das Land und zur Regierung gekommen, schon sehr viele Schulden, die sich auf Millionen belaufen, und sie mitgebracht. Seine Kreditoren werden nun bezahlt sein wollen, theils weil der Kredit, welchen sonst dergleichen große Herren hatten, schon ziemlich geschwächt worden, theils weil jetzt das Geld sehr selten zu werden anfängt, indem der Umlauf desselben im ganzen deutschen Reiche eine andere Richtung bekommen und viele Millionen aus dem Reiche geflossen sind, welche so bald und so leicht nicht mehr zurückkehren. Alles wird jetzt auf Geld und Bezahlung dringen, und zwar die Rentirer und Agioteurs aus Geiz, die Uebrigen entweder aus Noth oder Bedürfniß, welche der Krieg verursachte, oder einer anderen Ursache wegen, sollte es auch blos zu ihrer Sicherheit sein, weswegen ein Gläubiger heut zu Tage, besonders bei Regenten, welche Schulden haben, in die das Land keineswegs gewilligt hat, nicht genug auf seiner Huth sein kann. So groß nun der Schuldenstand des Kurfürsten ist, so groß sind auch überdies seine Bedürfnisse, welche an keine Einschränkung, an keine Sparsamkeit und folglich auch an keine Abzahlung seiner Schulden so leicht denken lassen. Er hält bekanntermaßen

einen glänzenden Hofstaat, und die prachtliebende Kurfürstin, wie die Prinzen und Prinzessinnen, haben jeder und jede ihren eigenen und besondern derlei Hofstaat, wozu nicht wenig Aufwand erfordert wird.

Um nun zu der angerühmten guten Gemüthsart des Kurfürsten zu kommen, so gedenke ich keineswegs zu bestreiten, daß Max Joseph allerdings ein guter, ja wohl ein gar guter Herr sei. Aber ist wohl der Nation mit dieser seiner gar so großen Gutheit etwas gedient? Ein guter Mann sein, bedeutet, nach der allgemeinen Sinnesart, so viel als ein schwacher Mann sein, und wir wollen nun hören, wie sich ein erfahrener Politiker über dergleichen schwache Regenten zu äußern beliebte.

„Es ist eine ewige und unwiderlegliche Wahrheit, daß ein schwacher Fürst nie weise Staatsräthe wählen und von den vorhandenen nie einen nützlichen Gebrauch machen wird, wenn sie nicht die Macht haben, auch ohne ihn zu handeln. Gute und weise Räthe wachsen nicht wie die Pilze. Sie zu wählen und zu bilden, fordert viel Geschicklichkeit und großen Verstand. Und sollte auch ein schwacher Fürst wirklich durch Zufall dergleichen finden, so werden sie ihm doch nichts helfen. Da es nie an Uneinigkeiten unter seinen Räthen fehlen wird, so wird er sich als ein Mensch, ohne Herz und Verstand, immer für die schlechtesten Vorschläge erklären und die schlechtesten Personen begünstigen, weil sie ihm am ähnlichsten sind."

Nach den bisherigen Vorgängen zu schließen, ist dieses das leibhafte Bild unseres Regenten. Aus seiner ganzen Regierung blickt überall Schwäche hervor, und wir haben redende Beweise in Händen, daß sich der Kurfürst sehr leicht am Gängelbande führen und leiten lasse, wie man will. Und glaubt man vielleicht, daß, diesem Allen ungeachtet, der Kurfürst dennoch die zu einem Regenten erforderlichen Eigenschaften besitzen könne? Das sind mir schöne Eigenschaften, wenn man die hoffnungsvollsten Jünglinge, die Kräfte und Stützen des Landes und ihrer Eltern, das edelste Blut seiner eigenen Unterthanen, gleich einer Heerde Vieh und nach Art der Mäkler, um fremdes Geld verhandelt und verkauft, wie dieses bei dem, mit England geschlossenen, abscheulichen Subsidientraktat geschehen und wodurch sich der Kurfürst eines Verbrechens schuldig machte, welches nicht viel besser oder geringer zu beachten ist als Menschenraub, worauf sonst, nach unsern und andern im deutschen Reiche eingeführten Gesetzen, die schwersten Kriminal-, sogar Todesstrafen geschlagen (gesetzt) sind. Wenn man zwischen Ludwig XVI., welcher wegen seiner an der fränkischen Nation begangenen Untreue in Paris hingerichtet wurde, und unserm Kurfürsten eine Vergleichung anstellen wollte, so wäre Ersterer gegen den Letztern in gewisser Hinsicht wahrhaftig noch ein Engel zu nennen. Man wird in Wahrheit in der Geschichte neuerer Zeit nicht bald ein so auffallendes Beispiel von solchem Betragen eines Regenten finden, als die vorliegenden Handlungen dieses Max Joseph. — —

3. Die altbayrische Verfassung eine empörende Sklaverei.

Die alte bayrische Konstitution, welche unter dem Titel: Erklärte Landesfreiheit allenthalben bekannt, ist im Grunde genommen nur lediglich ein Schirm, eine Schutzwehr für die adeligen und geistlichen Despoten. Jedermann kann sich hieraus überzeugen, daß der ehrwürdige Bürgers- und Bauersmann zu bloßen Lastthieren erniedrigt und zu dem schimpflichsten Joche der Knechtschaft verdammt sind, da er sich derjenigen Rechte und Freiheiten keineswegs erfreuen darf, die sich, gemäß dieser Landesfreiheit, die bevorrechteten Stände genommen haben. Diese alte Konstitution ist daher keineswegs für den größeren Theil der Nation, oder zum Besten derselben, sondern blos für die privilegirten Stände geschrieben und gedruckt worden.

Das ärgste Uebel, welches einem Lande widerfahren kann, ist gewiß der Krieg. Allein wenn man Krieg führen will, so fragt man das Land gar nicht, oder höchstens nur den Adel und die Geistlichkeit, mitunter auch die städtischen Bürger. Bei dem Bauernstande aber heißt es: „Weil nun der Regent, der Adel und die Geistlichkeit übereingekommen sind, daß Bayern Krieg haben solle, so mußt Du Bürger und Bauer auf dem Lande ohne Weiteres Deine Söhne ins Feld stellen, Dein Leben, Dein Geld, Deine Pferde, Wagen und Geschier, Deine Ochsen und Kühe, Dein Getreide, Heu und Stroh, kurz Alles, was man braucht, hergeben, obendrein noch dazu auch Quartier tragen, Vorspann leisten, schanzen und zum Krieg scharwerken." Ist dieses nicht die empörendste Sklaverei, die himmelschreiendste Ungerechtigkeit, dergleichen je unter der Sonne erfunden worden! Dieser ganze gegenwärtige Krieg, der Euch so tiefe, so blutige Wunden schlug, ist im Grunde nichts anderes als eine Ausgeburt der Adeligen und der Pfaffen. Ihr gemeinen Teufel habt Euren Balg dazu herleihen müssen, Euch hat man dafür die Federn ausgerupft, Ihr habt Eure Söhne ins Feld stellen und Euer Gut und Blut dafür hergeben und aufopfern müssen. Und ist es wohl endlich nicht höchst ungereimt, daß man lieber die thörichten Launen, die oft unwissenden und höchst unverständigen Befehle eines einzigen, noch dazu äußerst schwachsinnigen Regenten und seiner Minister anbetet, als sich selbst vernünftige Gesetze zu geben, welchen man allein schuldig ist, zu gehorchen und wodurch Euer Leben, Euer Eigenthum und Eure Menschheitsrechte besser geschützt und gesichert würden, als es unter einem solch willkürlichen Regimente nimmer geschehen kann.[1])

---

[1]) Die nicht revolutionäre Partei, welche die Wittelsbacher noch dulden wollte, verlangte einen allgemeinen konstituirenden Landtag, welcher ein gleiches Abgabensystem, einen ganz geringen Militärstand, eine wohlfeile Verwaltung der Gerechtigkeit, dann Unterrichts- und Erziehungs-Anstalten im Geiste des Zeit-

4. Adel und Geistlichkeit, die Tyrannen und Wüthriche des Volkes.

Armer Landmann, der Du das Unglück hast, Unterthan eines Grund- und Hofmarksherrn zu sein! Du dauerst mich wahrhaft! Denn es scheint jetzt schlechterdings keine Hoffnung vorhanden zu sein, daß Deine gerechten Beschwerden abgestellt und der abscheuliche Druck Deiner adeligen Tyrannen und Wüthriche aufhören werde, wozu Du vielleicht bisher einige Aussichten zu haben glaubtest. Mache Dich daher nur gleich gefaßt auf alle Gattungen herrschaftlicher Plackereien und Beutelschneidereien, auf alle diejenigen Sklavenfesseln, welche Dir Deine sogenannten Herrschaften nun bereiten und anlegen werden, um sich von Deinem Schweiß und Blute, von Deinem Mark und Fett wieder entschädigen und bereichern zu können. Gleich hungrigen Wölfen werden sie über Dich und Deines Gleichen herfallen, um Dich zu all denjenigen ungerechten Abgaben zu zwingen, die sie ehemals von Dir erschlichen und erpreßt haben. Denn die hochadeligen Herren, welche sich eine besondere Art von Menschen, ja wohl gar ein auserwähltes Volk zu sein wähnen, werden wieder auf dem alten Fuße schwelgen und prassen wollen, ohne sich das Geringste zu versagen oder abgehen zu lassen. Ihr Hochmuth reizt sie unaufhörlich zu einem allzu großen Aufwande; ihrer Meinung nach sind sie nur da zum Herrschen, zum Befehlen, zum Gnadenaustheilen und zum Genießen. Du aber bist in ihren Augen nur der niedrigste Auswurf eines gemeinen, oder so betitelten Kanaillenvolkes, eine Null, ein Nichts, ein eigenes dem Adel zu dienen berufenes verächtliches Menschengeschöpf!

Aber die geistlichen Herren, was werden denn diese aushecken, was werden denn diese thun? Gewiß nichts Anderes, als was sie je und allzeit gethan haben, und was den meisten dieser feinen Herren, besonders aber den Mönchen, so ganz allein eigen ist. So wie selbe vor und während des Krieges, besonders aber vor dem herannahenden Einzuge der Franken, fast immerwährende Andachten, Aemter, Prozessionen, Betstunden, Predigten und dergleichen veranstalteten und das Volk hiemit blendeten, dabei aber sich ihre Beutel spickten; ebenso werden sie das Publikum mit lauten Lobämtern, Dankämtern, Bittgängen und Ablaßkrämereien täuschen, weil Gott nach ihrem Vorgeben ihr heiliges Gebet nunmehr erhört und uns den süßen Frieden geschenkt hat. Auf solche Art werden sie sich wieder viele Opfer, Meßgelder und Schankungen erwerben, wodurch sie ihre während der Anwesenheit der Franzosen in etwas geläuterten Geldbeutel nach und nach wieder anzufüllen trachten werden.

---

alters einführen sollte. Dies ist der Inhalt der kenntnißreichen und verständigen Flugschrift: Die Landstände von Bayern. Was waren sie? Was sind sie? Was sollen sie sein? 1800. S. 243.

Damit aber die Leute desto geneigter gemacht werden, ihre geleerten Kassen wieder zu füllen, so werden die alten Kunstgriffe und Manövers wieder herhalten müssen, welche sie ehemals mit so gutem Glücke anzuwenden und hiemit das Volk zu hintergehen wußten. Hie und da werden nun bald wieder Mirakel zum Vorschein kommen. Es werden wieder einige vom Satan angeblich besessene Menschen hervortretten, welche die Herren Geistlichen, nach Art des Phantasten und Betrügers Gaßner, exorzisiren und die Teufel austreiben werden. Es werden auch wieder auf öffentlichen Kanzeln heftige und wüthende Stimmen gegen die sogenannten Aufklärer erschallen. Man wird wieder zu den Mitteln des Aberglaubens und der Dummheit seine Zuflucht nehmen, weil man von den sichern Wirkungen derselben nur allzu sehr überzeugt ist. Mit einem Worte, der geistliche Despotism wird dann ärger wüthen und toben als zuvor, damit die Menschen fleißig in ihrer Dummheit erhalten und jedes vernünftige Fünkchen Licht von selben entfernt oder vertilgt werde. Dies Alles nur darum, damit die Menschen durch den Gebrauch ihres aufgehellten Verstandes nicht so leicht hinter die verborgenen Ränke, hinter Lug und Trug des verschmitzten Pfaffenvolkes kommen mögen.

5. Das Militär die größte Landplage.

„Es ist ein seltsames Recht“, sagt ein gewisser Philosoph, „um jenes, welches ein Mensch einem andern giebt, hinzugehen und Menschen zu erwürgen, die er nicht kennt, die er nie gesehen hat und die ihm nie etwas zu Leide thaten, oft ohne von allem dem die Ursache zu wissen, und, was noch schlimmer ist, manchmal zu wissen, daß es um die ungerechteste Sache geschieht. Männer, welche sich von ihren Regenten zu solchem Geschäfte müssen gebrauchen lassen, oder welche von irgend Jemand gedungen werden, machen das aus, was wir überhaupt unter Militär verstehen“. — Einer klügeren Nachwelt wird es unbegreiflich scheinen, daß deutsche Fürsten ihr Land und Volk der Willkür preisgeben und sich von einem andern Fürsten oder Könige das Recht ertheilen ließen, Menschen zu würgen, die sie nicht kannten, nicht gesehen hatten und die ihnen nie ein Leid zugefügt hatten, wenn es auch gleich um die ungerechteste Sache geschah. Man wird es nicht begreifen, daß Heldenschwindel regierende Fürsten so weit verleiten konnte, nicht nur selbst mit Gefahr ihres Lebens und zum Nachtheil ihres eigenen Landes sich zu der Armee eines fremden Kriegers als Miethlinge zu begeben, sondern auch ihre Unterthanen um fremden Sold zu verkaufen!

Ebenso wenig wird man den heutzutage epidemisch sich verbreitenden Eroberungskitzel und den mörderischen Wahn, daß man sich durch Menschenwürgen Größe erwerben könne, begreifen. Meines Erachtens ist zwar die

militärische Macht ursprünglich in Bezug auf die äußeren politischen Verhältnisse eingeführt worden. Aber gegen den Bürger sollte der blos zum Schutze desselben bestimmte Soldat nicht gebraucht werden, wie dies heutzutage leider zum Ruin der Staatsbürger allenthalben geschieht. Im Gegentheil sollte man das Militär weit eher mindern als vermehren, denn man weiß, daß zur Unterhaltung des Militärs ungeheure Summen erfordert werden, und bei den geringsten derlei Anstalten beginnt jeder Staat seine Geschäfte gemeiniglich schon mit Schulden oder Kriegssteuern. In Bayern sind die Abgaben ohnedies schon ungemein vervielfältigt und erhöht worden. Wenn nun erst daselbst das Militär vermehrt wird, so muß nothwendig Alles, was zur Aufnahme der Künste, der Wissenschaften, des Handels, der Verbesserung des Landes u. s. w. verwendet werden könnte, jetzo blos durch die allzu großen Auslagen für das Militär verschlungen werden. Und welch ein unverantwortlicher Nachtheil wird wohl nicht durch das Rekrutenpressen dem Menschengeschlechte, dem Ackerbau und den Manufakturen?

Wenn einstens die ganze Nation in einen wahrhaften Verein zusammentretten wollte, so würden die Regenten diesfalls ganz andere und zwar gelindere Saiten aufziehen müssen. Das Volk würde sich dann nicht mehr nach Willkür seines Regenten zur Sklaverei erniedrigen lassen und sein Hab, sein Gut und Blut auf dessen despotische Befehle so schlechterdings in die Schanz schlagen.

6. Die Aufhebung der Preßfreiheit.

Es will scheinen, daß man den ehemaligen Preßzwang wieder einführen wolle; denn eine und die andere Broschüre, welche zu München in kurzer Zeit hinter einander an das Licht traten, um die Mängel der Regierung aufzudecken, endlich die verschiedenen Vorschläge, welche daselbst den fränkischen Heeresführern gemacht wurden[1]), sollen dem Kurfürsten einen nagenden Wurm verursacht und ihn zu dem Entschluß gebracht haben, die Zügel der Regierung in Zukunft schärfer anzuziehen, einen eisernen Szepter — die Zuflucht aller Despoten — zur Hand zu nehmen, wozu gewisse Leute getreuliche Hülfe und Beistand zu leisten nicht entstehen werden. Besonders aber soll ihn eine gewisse von einer boshaften Hand geschmiedete Jeremiade, die dem Kurfürsten ans Ohr und Herz geschrieben wurde, hiezu verleitet haben, weil er aus Irrwahn Alles glaubt, was in dieser Schandschrift rücksichtlich der ihm daselbst verdächtig gemachten öffentlichen Staatsbeam-

---

[1]) Wahrscheinlich die Vorschläge zur Errichtung einer süddeutschen Republik, wovon oben die Rede.

ten enthalten, und weswegen er sich auch nach seiner Zurückkunft dem Vernehmen nach zu rächen gedenken soll. Es ist Schimpf und Schande für die edle, für die erhabene Menschheit, wenn deren Geschöpfe wieder in ihre vorige Thierheit, in die alten Schindgruben, Mist- und Schweinshöhlen zurückkehren. Gar leicht könnten sie vom Paradiese der menschlichen Glückseligkeit und der Alles beseligenden Ordnung, von der humanen Sittlichkeit und Veredelung, die eigentlich erst die Menschen von den Wilden und Barbaren oder von den unvernünftigen Thieren unterscheiden, Besitz nehmen! Sollte man wohl hier nicht in gerechten Eifer gerathen und ausrufen, daß solche Menschen, welche die Rechte der Menschheit nicht zu schätzen wissen, wahrhaftig kein besseres Loos, kein erträglicheres Schicksal verdienen, sondern daß man sie schlechterdings ihrer Sklaverei und in der Folge ihrem Verderben überlassen müsse, ohne sich ihres elenden Zustandes weiter mehr anzunehmen?

Die Modifizirung des ehemals von dem abscheulichen Drucke begleitet gewesenen Censurwesens würde allenthalben Lob verdienen, wenn nicht auch hier nachderhand wieder so manche Bannstrahlen geschleudert worden wären. Denn, vermög Befehl vom 6. September 1799, durfte schon wieder keine neue Zeitung oder periodisches Blatt politischen Inhaltes ohne gnädigste Erlaubniß gedruckt werden. Diese Erlaubniß mußte man bei dem Departement der auswärtigen Geschäfte nachsuchen, welches, nach Vernehmung der Polizeibehörde, den Vortrag an die höchste Stelle zu erstatten und einen Censor zu ernennen hatte, ohne dessen Genehmigung nichts gedruckt werden durfte. Desgleichen ist unterm 20. Jänner 1800 ein landsherrliches Reskript erfolgt, in welchem „Der neueste landständische Bundbrief mit Erläuterungen 1800“ verboten wurde. Bei allen Buchdruckern, Buchhändlern, Verlegern und Buchbindern mußte eine genaue Visitation vorgenommen werden, mit dem Auftrage, nach den wahren Urhebern und Verbreitern dieser Druckschrift auf den Grund zu forschen, alle vorfindigen Exemplarien zu konfiszíren und die dabei betheiligten Buchhändler bis auf weitere kurfürstliche Verordnung einzusperren. Sie sollten zu Protokoll erklären, woher sie die Exemplare haben; dann sollen die sich allenfalls fügenden Entdeckungen in Betreff des wahren Autors so schleunig als möglich angezeigt werden. Fast auf gleiche Art wurden die bekannten zwei Piecen: „Wahrer Ueberblick der Geschichte der bayrischen Nation“ und so auch „Die Danksagungs-Adresse“ auf das Strengste verboten. Alte Tyrannei, alte Dummheit, jauchzet auf, mit dem Regenten von Gottes Gnaden haltet ihr euren Einzug in München!

Politisch-militärische Bilder aus Preußens Vergangenheit.

Von A. v. Stramberg.

(Schluß.)

Endlich wurde der Feldzug von 1793 eröffnet, zu dessen Belebung Szekuli von den Ufern der Weichsel auf königlichen Befehl durch Kourierpferde herbeigeholt worden war. Szekuli war einer jener Ungarn, die Friedrich II. zur Bildung seiner Husaren, und zwar nicht zum Vortheile seines Heeres, in seine Dienste herübergezogen hat; diese Leute haben nämlich die bis dahin unbekannt gewesene Charlatanerie, das Aufschneiden und Bramarbasiren in das Heer gebracht. Als ein Auswuchs dieser Geistesrichtung erscheint auch die nach den Befreiungskriegen so allgemein verbreitete und so widerlich auftretende Franzosenfresserei. Szekuli's Thaten bestanden nur in Erpressungen an friedlichen Bewohnern, oder in Gewaltthätigkeiten an den eigenen Verwundeten und den wehrlosen Gefangenen; sie zeigten alle Gräuel der früheren Kriege und haben in den von seinen Schwefelbanden, wie sie allgemein genannt wurden, heimgesuchten Kreisen noch lange in der Erinnerung fortlebend, dem preußischen Namen viel Schande gemacht. Szekuli, um den von ihm gehegten Erwartungen zu entsprechen, setzte fast unmittelbar nach seiner Ankunft mit etwa 600 Mann über den Rhein, ließ sich aber überraschen und erlitt in der Nähe von Stromberg eine bedeutende Niederlage. Doch weit entfernt davon, dieselbe einzuräumen, reichte er dem Könige einen Bericht ein, demgemäß er bei dieser Gelegenheit dem Feinde einen Verlust von 300 Mann beigebracht und die beiden feindlichen Generale Anjou und Laforelle durch die Schärfe seines Scanderbeg'schen Säbels eigenhändig in die Unterwelt befördert haben wollte. Massenbach, bei einem Kolonnenwege beschäftigt, der bei dem Rheinübergange benutzt werden sollte, hatte indessen von den bei Bacherach angekommenen Flüchtlingen den wahren Sachverhalt erfahren und machte, für seine Arbeiten besorgt, folgende berichtigende Meldung: „Oberst Szekuli, der den ganzen feindlichen Generalstab vernichtet haben will, hat wie ein ungeschickter Lohnlaquai gehandelt, der den Fremden am unrechten Orte anmeldet. Szekuli hat unser Geheimniß verrathen, die Feinde werden unsern Brückenbau verhindern. Wir müssen sofort mit allem Volke auf die Höhen von Bacherach rücken. Das Vittinghof'sche Grenadier-Bataillon kommt eben an, ich lasse es überschiffen, man hat sich zwar geweigert; da aber mein Patent

älter als das des Kommandeurs ist, habe ich meine Absicht durch die Drohung mit Arrest erreicht. Szekuli hat sich durch diese That eben nicht als Parteigänger bewährt; wer lügt, trügt!" Dieses rechtzeitige Eingreifen ließ die gehegten Befürchtungen nicht eintreten und gefiel dem Herzoge, der selbst herbeigeeilt war, sehr wohl; auch war er mit den über Szekuli gemachten Aussprüchen so vollständig einverstanden, daß er den betreffenden Bericht zur Beförderung an den König weiter gab. „Da aber", schreibt Massenbach, „ein König von Preußen keinen Brief erhält, der nicht durch die Hände seiner General-Adjutanten läuft, war Mannstein in den Besitz dieses Schreibens gekommen, dieser fromme Mann war aber ein Protektor Szekuli's." Der Gottergebene unterdrückte daher dieses Schreiben und erledigte diese Angelegenheit in folgender Art. Als der König bei dem Rheinübergange das Volk an sich vorbeiziehen ließ, stürzte er sich plötzlich auf Massenbach und schleppte ihn bei Seite. „Ich kam mir vor", schreibt Massenbach, „wie der vom Höllengeiste Leviathan ergriffene Doktor Faust in Klinger's Roman. — Was für einen impertinenten Brief haben Sie geschrieben, Herr Major! und wer erlaubt Ihnen, fuhr der Gottergebene fort, über einen Obersten so abzuurtheilen und ihn so lächerlich zu machen? Wenn Sie, erwiderte Massenbach, meinen eingereichten Bericht meinen, erlaube ich mir zu bemerken, daß die lügenhafte Meldung des Obersten Szekuli mich dazu verpflichtet hat. Herr Major! ich schicke Sie vom Fleck aus in Arrest, wenn Sie nun auch noch raisonniren. Auf eine nochmals versuchte Einwendung wurde mir Schweigen befohlen und mit einer Meldung an den König gedroht. Die Verzweiflung im Herzen schwieg ich, und wie ein Mönch, der sein Memento mori! ausspricht, ging ich von dannen. Des Herzogs Sache wäre es zwar gewesen, sich meiner anzunehmen, das that er aber nicht, sondern er tröstete mich mit philosophischen Gründen und ich mußte mein Leid verschmerzen". Dieser Vorfall hat außer seiner komischen noch eine sehr ernste Seite, er zeigt nämlich den Untergebenen, hier Massenbach, der seine Pflicht erfüllt hat, dem Vorgesetzten gegenüber, welcher ganz willkürlich handelt, als völlig rechtlos. Das Prinzip, dem Vorgesetzten stets Recht zu geben, hatte sich bewährt, so lange es von Friedrich überwacht worden war; als sein Geist aber entwichen, da zeigten sich die verderblichen Folgen dieses jesuitischen Grundsatzes in ihrem ganzen Umfange. Denn der Untergebene mußte, um sich die Gunst seines Vorgesetzten zu erschleichen, ohne die seine Stellung geradezu unerträglich wurde, jeden eigenen Willen aufgeben und der Wohldienerei verfallen. Darüber aber hatte er die Wahrheit, das Gefühl der eigenen Werthschätzung und alle Selbständigkeit verloren, und in dem gänzlichen Verschwinden dieser, dem Soldaten unerläßlichen Eigenschaften müssen die eigentlichen Ursachen gesucht werden, durch welche die Katastrophe von 1806 so unheilbringend geworden ist.

Während der Herzog, ehe er weiter ging, das Heer erst bei Bacharach versammeln wollte, hatte Mannstein die Vorhut bereits gegen die Nahe in Bewegung gesetzt; vergeblich stellte der Herzog die Gefahren vor, die diesem Häuflein, von dem Heere getrennt und in schwierigen Defiléen eingeengt, aus der Nähe des Feindes erwachsen könnten; Mannstein, des Beistandes des Höheren sicher, blieb unerschütterlich, das Heer blieb in Marsch gegen den Willen seines Führers, und als dieser bei dem Könige Beschwerde darüber führen wollte, fand er den Zutritt zu

demselben verwehrt und mußte sich überzeugen, daß ein gottgefälliger General-Adjutant mächtiger als der Oberbefehlshaber ist, und konnte sich, wie er am vorhergehenden Tage bei Massenbach gethan, mit philosophischen Gründen trösten. Der Feind benutzte indessen die gefahrvolle Lage des Heeres nicht, die gehegten Befürchtungen traten daher nicht ein. Massenbach bemerkt dazu: „gegen die damaligen französischen Generale durfte man sich so etwas schon erlauben". Die Männer in Paris sorgten indessen dafür, daß es bald anders wurde, indem sie einen durch den andern so lange ersetzten, bis endlich ein brauchbarer General gefunden war; indem so Jeder angehalten wurde, seine Schuldigkeit zu thun, erwachte der Gemeinsinn und kettete die bis dahin losen Schaaren immer fester an einander, während die Gegner durch ihre Intriguen und ihren Eigennutz jedes moralische Band zerstörten. In den nun folgenden Vorposten-Gefechten wurde ein verwundeter französischer Offizier gefangen, der gegen Szekuli bei Stromberg gefochten hatte. Nach seinen Aussagen, die er aus Dankbarkeit gegen Massenbach, welcher ihn vor Mißhandlungen und Plünderung geschützt hatte, vor dem Könige im Beisein Mannsteins und des Herzogs wiederholte, gab es im ganzen Heere keinen Anjou und Laforelle, und hatten sie bei diesem Gefechte nur einen Todten gehabt, der von ihm selbst bestattet worden war, während in Haus Goldenfels bei Stromberg allein der Lieutenant Gouvain mit 30 preußischen Soldaten gefallen war. Der König hatte mit gespannter Aufmerksamkeit, der Gottergebene mit verbissener Wuth und der Herzog mit schadenfrohem Lächeln diesen Aussagen zugehört; hätte Friedrich Wilhem auch nur etwas mehr als ein ganz oberflächliches Interesse und Verständniß für Heer und Soldaten gehabt, so hätte er den ihn umgebenden psalmodirenden Heuchler mit seinem Anhange, der den Szekuli protegirte und die Meldungen unterschlug, der durch seine Intriguen alle Zucht untergrub und im Heere den guten Geist zerstörte, beim Kopfe fassen und ein warnendes Beispiel an ihm statuiren müssen; das schuldete er sich und seinen Soldaten. Weil das aber nicht geschah, fuhr dieses Gewürm fort, den stolzen Bau zu unterwühlen, der von Friedrich mit so viel Fleiß und Geschick aufgerichtet worden war.

Custine und Houchard, vor dem preußischen Heere weichend, gestatteten die Einschließung von Mainz ohne allen Widerstand. Von wo aus der Angriff gegen diese Stadt unternommen und wo das Heer aufgestellt werden sollte, wurde jetzt eine Parteifrage, welche, in unzähligen Denkschriften nicht selten mit großer Bitterkeit besprochen, die Gemüther beschäftigte und vom Handeln abhielt. Während sich die Emigrirten zur Ansicht des Herzogs bekannten und dadurch bewiesen, daß noch bei ihm am meisten Sachkenntniß vorausgesetzt werden mußte, erschienen die meisten Generale als seine Gegner; und während er zu Anfang April bei Worms noch an einer Aufstellung suchte, arbeiteten seine Feinde im königlichen Hauptquartier eifriger denn je an seinem längst beschlossenen Sturze. Ein zu Anfang Mai von dem Herzog von Zweibrücken dem Könige in Frankenthal gegebenes Mittagsmahl bereitete ihm eine schwere Kränkung; denn bei demselben stieß der König, welcher stets seinen augenblicklichen Gemüthsregungen folgte und dadurch den Intriguen so viel Vorschub leistete, auf das Zureden des Zweibrückers, der die reizende Lage seiner Städte Homburg und Zweibrücken schilderte und um den Beistand des Beschützers der germanischen Völker bat, den vom Herzog von Braunschweig ent-

worfenen und schon genehmigten Plan wieder um und sandte Hohenlohe nach Zweibrücken. Doch Custine und Houchard, nach den herzoglichen Schlössern lüstern, verjagten den Erbprinzen aus dieser unhaltbaren Stellung sehr bald wieder und zeigten dadurch, was von dem servilen Geschwätze Jener zu halten war, die eben noch Hohenlohe's Aufstellung als musterhaft gepriesen hatten. Während im diesseitigen Lager geschrieben, geschmaust, intriguirt, antichambrirt und gedrillt wurde, Alles unentschieden blieb und zu Anfang Mai die Belagerung von Mainz noch nicht eröffnet war, gab Kleber, der ehemalige östreichische Offizier, der vom heimischen Korporalstock weg in französische Dienste übergetreten war, in der Vertheidigung von Mainz Proben seines außerordentlichen Talentes. Indem er sich vertrauensvoll an die Bewohner einer Stadt wendete, welche einst vor anderen als deutsche Stadt geglänzt, unter einer selbstsüchtigen Adels- und Pfaffenwirthschaft aber Ansehen, Wohlstand und Nationalgefühl eingebüßt hatte, erregte er bei dieser leicht empfänglichen Bevölkerung wahre Begeisterung. In Folge davon erstanden die von den Pfaffen und Aristokraten verwahrlosten Werke bald wieder und bereiteten den deliberirenden und intriguirenden Preußen einen Widerstand, der nur durch Hunger überwältigt werden konnte. Massenbach, wahrscheinlich um in seinem Generalstabsdünkel den ehemaligen östreichischen Subalternoffizier herabzusetzen, der damals noch nicht in der Vendée und Aegypten gesiegt hatte und der stets das Ideal aller Republikaner geblieben ist, läßt Mainz, als es von Allem entblößt endlich am 22. Juli fiel, durch Bestechung fallen. Die Besatzung von Mainz ist wegen ihres bei den damaligen Franzosen noch ungewöhnlichen Heldenmuths in ganz Frankreich mit der größten Begeisterung aufgenommen worden. Kleber selbst, in dessen Nähe sich zwei der fanatischsten Konventsmitglieder befunden hatten, wurde sofort wieder verwendet, während sein Kollege Beauharnais auf der Guillotine endete, weil er nicht Alles an die Entsetzung der Sadt gewagt hatte. Daß Kleber unter einem Regimente, unter dem Mack und Massenbach als Genies galten, nicht gedeihen konnte und deshalb seinem Vaterlande den Rücken kehrte, ist traurig genug; sein Ruhm aber soll ihm unverkürzt erhalten werden, zumal er den Beweis lieferte, daß das Vaterland in jener erbärmlichen Zeit auch auf militärischem Gebiete noch große Männer erzeugt hat, wenn es sie auch nicht mehr zu verwerthen wußte. Da aber einmal von Bestechung gesprochen worden ist, liegt es viel näher, diesen Vorwurf Denen zu machen, die Houchard mit seinen zuchtlosen Banden unangefochten durch die schwierigen Defiléen von St. Wendel entließen, die einer tüchtigen Besatzung, welche kriegsgefangen sein mußte, freien Abzug gewährten, die Ruhe um jeden Preis wollten, schon lange mit Deutschlands Feinden liebäugelten, nur an ihren persönlichen Vortheil dachten und die durch den Baseler Friedensschluß diesen Vorwurf nur zu sehr gerechtfertigt haben.

Nach der Einnahme von Mainz trat eine fast vollständige Ruhe ein. „Wir hatten einen großen Theil Polens in Besitz genommen", schreibt Massenbach, „und hatten keine Lust, den Krieg mit Nachdruck fortzusetzen. Im Hauptquartier zu Türkheim sprachen die Macher laut davon: man müsse nun nichts mehr thun. Diese Sprache führte besonders der Major von Phull, ein Mann, der sich mit dem gottergebenen Mannstein eng verbunden hatte", und der gleich so vielen anderen verhätschelten Günstlingen nach der Katastrophe von 1806 nichts Eiligeres zu thun

hatte, als durch seinen Uebertritt in andere Dienste sein Schäfchen in Sicherheit zu bringen. „Ueberhaupt", fährt er fort, „habe ich immer bemerkt, daß die General-Adjutanten sich einen Amanuensis hielten, dessen Ideen sie benutzten. Als solcher diente jetzt Phull, der leise und geheim aussprach, was Mannstein beim Könige zum Vortrage brachte. Um den kriegslustigen König zu besänftigen, wurde vorgeschützt: Oestreich, diese bei dem Kriege am meisten betheiligte Macht, müsse erklären, was jetzt geschehen solle; der König habe Mainz erobert und könne sich mit dem Ruhm begnügen, Deutschlands Beschützer zu sein. In Folge dessen wurde bei dem Wiener Hofe angefragt, und während die Ankunft eines östreichischen Bevollmächtigten erwartet wurde, legten wir die Hände in den Schooß. So wurde der Koalitionskrieg gegen Frankreich geführt, und so werden eigentlich alle Koalitionskriege geführt, und deshalb machen sie die verbundenen Mächte gewöhnlich zu Feinden, und aus ihrer Feindschaft folgt ihr Untergang."

Der Herzog, jetzt von der Unzuverlässigkeit des Dumouriez und seiner Genossen überzeugt, war wegen dieser Unthätigkeit sehr besorgt; „ich war bei dem Herzog", schreibt Massenbach, „als er auf seine Anfrage über das, was jetzt geschehen solle, aus dem Hauptquartier Antwort erhielt; nie hatte ich ihn in solcher Stimmung gesehen, er kannte sich selbst nicht mehr, er glühte vor Zorn und zwar mit Recht. Jetzt schrieb er, dann zerriß er wieder, was er eben geschrieben hatte, und ging heftig auf und ab. Es war nicht des Herzogs Art, sich gegen irgend Jemand laut auszusprechen, dieses Mal sprach er aber laut und heftig gegen Mannstein und Phull, indem er des Ersten heuchlerische Gebärden und des Letzteren schwäbische Mundart nachahmte". Der Herzog, der durch die eingegangene Verfügung thatsächlich des Oberbefehls entsetzt wurde, indem er den Auftrag erhielt, mit 10 Bataillonen und 15 Schwadronen eine Stellung längs der Erbach zu beziehen, fragte nach einer Weile: was soll ich thun. „Nach Türkheim gehen", erwiderte Massenbach, „und den Operationsschmieden Hammer und Amboß nehmen". Nach einigem Bedenken ging der Herzog darauf ein, der Neffe Friedrichs des Großen und Vetter des Königs gelangte jedoch nicht bis zum Könige und hatte Mühe, sich bei Mannstein Gehör zu schaffen, jedoch ohne das Geringste zu erlangen. Das Heer wartete in seiner Stellung auf den östreichischen Bevollmächtigten, General Feraris, der sich sehr viel Zeit ließ, und der östreichische General Wurmser führte, unbekümmert um Alles, was um ihn herum vorging, einen Vorpostenkrieg mit der Tapferkeit eines Husarenwachtmeisters, der aber mehr dem Feinde, der sich in demselben schulte, als ihm, der seine besten Leute dabei verlor, zu Gute kam. „Diese thatenlose Zeit", schreibt Massenbach, „ist uns politisch und militärisch sehr nachtheilig gewesen; unsere Schlaffheit verstärkte die Energie der Feinde, und weil wir nicht täglich in Gefechten lebten, bildeten wir keine Soldaten."

Während der König in Edenkoben stand, der Kronprinz Landau einschloß, der Herzog in Pirmasenz, Hohenlohe in Homburg und Kalkreuth in Wiebelskirchen lagen, hatten die Franzosen Zeit, sich in den Lagern von Hornbach und Saarbrücken auszubilden; bis in die letzten Tage des Augusts hatten sie ihre Gegner fast unbelästigt gelassen, jetzt aber fingen sie an, so unbequem zu werden, daß der Herzog am 27. nach Edenkoben schrieb und um die Erlaubniß bat, angreifen zu dürfen,

wozu einige Märsche nach Lothringen hinein gemacht werden müßten; im Falle das jedoch aus politischen Rücksichten nicht zuläßig sei, bitte er um Aufklärung, damit er sich außer Verantwortung fühle. Auf diesen Brief, der das von dem gottgefälligen Mannstein geleitete Junkerthum als Behörde des Oberbefehlshabers zeigt, folgte unter dem 28. ein königlicher Bescheid, der auf noch längeres Zuwarten verwies. Moreau, dadurch ermuthigt und für die Weißenburger Linien besorgt, führte nun in der Nacht vom 13. zum 14. den längst vom Herzog vorausgesetzten Flankenmarsch aus, welcher zur Schlacht von Pirmasenz führte. Obwohl durch das Verschulden einer Offizier-Feldwache in Gefahr, überrascht zu werden, bewährten die preußischen Truppen dennoch ihre Ueberlegenheit, und Moreau, von seinen Untergeneralen nicht recht unterstützt, wurde geschlagen. „Groß war des gutmüthigen Königs Freude über diesen Sieg", schreibt Massenbach, „er wollte sich selbst nach Pirmasenz begeben, um dem Herzog dafür zu danken"; diese Reise, die wahrscheinlich das gute Einvernehmen zwischen dem Könige und seinem Oberbefehlshaber wieder hergestellt und der Geschichte vielleicht einen andern Verlauf gegeben hätte, unterblieb jedoch, weil Lucchesini, wie der östreichische General Wartensleben dem Herzoge vertraulich mittheilte, sehr geschickt anzubringen gewußt hatte: „ach, wenn der Herzog nur für den eigenen Ruhm ficht und keine Schmälerung desselben fürchtet, dann versteht er zu siegen". Lucchesini ist einer jener geschmeidigen Bedientenseelen gewesen, wie sie das Junkerthum zu verwenden liebt; vielfach zu diplomatischen Sendungen benutzt, hat er seinem Könige gedient, so lange Alles gut ging; als aber die Katastrophe von 1806 hereinbrach, trat er gleich so Vielen seiner königstreuen Freunde in die Dienste der bisherigen Feinde und zeigte dadurch das von der Partei verfolgte selbstsüchtige Treiben in seiner ganzen Nichtswürdigkeit. Vergeblich wurde in den Herzog gedrungen, jenen Offizier, der durch sein Verschulden das Heer bei Pirmasenz so großer Gefahr ausgesetzt hatte, bestrafen zu lassen. Der Herzog ging nicht darauf ein, um Aufsehen zu vermeiden und um dem kranken Heereskörper äußerlich wenigstens so lange wie möglich noch ein gesundes Aussehen zu erhalten. Um dem Oberbefehlshaber von Mannstein und dessen Genossen die Erlaubniß zu erwirken, den erlangten Sieg verfolgen zu dürfen, eilte Massenbach nach Edenkoben. „Man muß nichts mehr thun", meinten die Herren in Edenkoben, „wir haben jetzt einen Theil von Polen und das ist es, was wir wollten". Niedergeschlagen kehrt er nach Pirmasenz zurück und macht dem Herzoge Mittheilung davon: „Herr Major", sagt derselbe, „denken Sie an mich, wir könnten Frankreich erdrücken, wir machen es aber nur mächtiger und gehen Alle darüber zu Grunde". Und dennoch hat der Herzog, der das so richtig erkannt, Alles selbst verschuldet; hätte er sich jetzt noch ermannt und die selbstsüchtige Brut, die den König umlagerte und ausbeutete, vernichtet, wozu ihn seine Geburt, Stellung und Einsicht verpflichteten, dann wäre das Unglück sicher noch verhütet worden.

In dem letzten Drittheil des Septembers verlegte Friedrich Wilhelm, der immer noch den Krieg aufrichtig wollte, sein Hoflager von Edenkoben nach Homburg, näher an den Feind. Durch den Zweibrücker Hof noch thatendurstiger gemacht, genügten ihm die von Szekuli gewöhnlich mit so viel Lärm in Szene gesetzten Vorpostengefechte bald nicht mehr und Größeres wurde beschlossen. Doch verlor der Ungar darum seine Bedeutung nicht. Der 25. September, des Königs Geburtstag, ließ

ihn sogar wieder besonders bemerklich werden: unter den vielen Glückwünschern, welche sich in dem vom Könige bewohnten Hause des Abbé Salabert eingefunden hatten, war auch jener Prahlhans, er entfernte sich aber bald wieder, ziemlich laut und verständlich vor sich herbrummend: seinem allergnädigsten Könige und Herrn müsse er ein Angebinde bringen. Bald darauf wurden einige Kanonenschüsse gehört, und es dauerte gar nicht lange, bis Szekuli unter lautem Geschrei einige Gefangene hinter sich herschleppend wieder vor dem Könige erschien. Der gutmüthige König, außerordentlich erfreut über diese ihm bezeugte Aufmerksamkeit, war gegen Szekuli sehr huldvoll; obwohl es nun sehr bald bekannt wurde, daß diese Gefangenen schon lange vorher gemacht und wie ein Gericht Kramtsvögel für diesen Tag aufbewahrt worden waren, wagte doch Niemand gegen den Schützling des vortragenden General-Adjutanten aufzutreten. Bald sollte er beweisen, daß das durch Stellung und Behandlung rechtlos gemachte Offizierkorps bereits noch mehr als das zu ertragen gelernt hatte. Bei Kalkreuth's Angriff auf den bei Blieskastel aufgestellten Feind hatte Szekuli eine Umgehung ausgeführt und bei dieser Gelegenheit einige Piken erbeutet, welche wider ihren Willen hier aufgestellte Landleute bei seinem Erscheinen weggeworfen hatten. Mit einer dieser Lanzen, die ihm sein Adjutant Lieutenant Eben nachtragen mußte, war er dann vor dem Könige erschienen und hatte ihm mit großer Unverschämtheit zugerufen: „das ist die Lanze des Bauerngenerals, dem ich eben den Kopf gespalten habe“, wobei er vorgab, daß er einen Weg durch den Wald habe schlagen lassen, der ihn einige hundert Karoline gekostet habe, und deren Wiederersatz ziemlich deutlich von ihm gefordert und auch erlangt wurde. Obwohl sich auch dieser Vorfall als unwahr und als eine ganz gewöhnliche Prellerei zeigte, wagte es doch Niemand, etwas dagegen zu thun; so herabgedrückt war bereits das immer noch als ritterlich geschilderte Offizierkorps. Wenn aber ein ganzes Offizierkorps blos deshalb einen offenbaren Betrüger unter sich dulden mußte, weil einige Intriguanten ihn nöthig hatten, um dem Könige durch denselben etwas vormachen zu lassen, so erklärt es sich leicht, durch wen und wie das Jahr 1806 heraufbeschworen worden ist.

Von der Unmöglichkeit überzeugt, die Entfernung des Herzogs und den Frieden zu erlangen, so lange sich der König beim Heere befand, hatten Mannstein und seine Helfer in der letzten Zeit eifriger denn je an des Königs Entfernung gearbeitet, indem ihm vorgespiegelt wurde, daß seine Anwesenheit an der Weichsel nöthiger sei als hier. Ueber die Art, wie des Königs Entfernung schließlich durchgesetzt worden ist, verbreitet Massenbach ein Licht, in welchem das unbeschränkte Königthum von dem kriechenden Junkerthum mehr als beeinflußt erscheint. Am 29. September war es bei den Vorposten sehr unruhig zugegangen; als Massenbach von denselben nach Bitsch-Eschweiler zurückkehrte, wo sich der König aufhielt, fragte Mannstein mit einer Miene, noch finsterer als gewöhnlich, was das unnütze Schießen bedeuten solle. Mit dem Ernst, den die Subordination erheischt, erwiderte Massenbach: „die Franzosen scheinen uns von hier vertreiben zu wollen“. Mannstein wurde unruhig, lief in das Haus, wo der König wohnte, kam wieder, fragte nochmals, eilte wieder ins Haus und verrieth dabei eine ganz ungewöhnliche Aufregung. Der König speiste an diesem Tage sehr früh und verließ etwa eine Stunde nach dieser Unterredung das Heer, um über Zweibrücken, Frankfurt und Berlin sich nach

Südpreußen zu begeben; kaum mochte er Zweibrücken erreicht haben, als sich eine Kanonade erhob, die, mit großer Lebhaftigkeit unterhalten, mehrere Stunden dauerte. Im Jahre 1795 zu Potsdam anwesend, wurde Massenbach zum Könige beschieden; als ich, begann derselbe, 1793 das Heer verließ, wurde ein Angriff gegen dasselbe unternommen, den ich für unmöglich gehalten hätte, weil ich dasselbe durch ein sehr schwieriges Defilée gesichert glaubte; wie ist das zugegangen? Massenbach mußte nun dem Könige beweisen, daß er getäuscht worden war, indem sich kein irgendwie beachtenswerthes Defilée zwischen dem dies- und jenseitigen Heere befunden habe, doch gelang ihm das nicht eher, als bis er dem Könige den ganzen Situationsplan vorzeichnete.

Sobald der König mit Mannstein das Heer verlassen hatte, gestalteten sich, weil die Intriguanten bei dem Heere dadurch ihren eifrigsten Helfer verloren, die Beziehungen zu den Oestreichern günstiger; mit vereinter Kraft erfolgte am 13. Oktober die Wegnahme der Weißenburger Linien, vor denen man bis dahin unbeweglich gestanden hatte. Wurmser, mit seinen Oestreichern lebhaft nachdrängend, gelangte bis in die Nähe von Straßburg und nahm am 14. November nach einer viertägigen Beschießung das im Rhein gelegene Fort Louis; während die Preußen, wahrscheinlich von den Annehmlichkeiten des Zweibrücker Hofes gefesselt, der sie zu seiner Sicherheit in seiner Nähe behalten wollte, nur zögernd folgten. Die Intriguen dieses Hofes, die besonders Hohenlohe in ihren Bereich gezogen zu haben scheinen, hielten das Heer, das fast alle seine Bedürfnisse aus seinen in Bingen und Frankenthal errichteten Magazinen auf dem Landwege entnehmen mußte, in dieser ausgesogenen Gegend fest und erzeugten unter den Leuten große Noth. Dessen ungeachtet wußten die Junker dem Herzog die Zustimmung zu einem Anschlage auf Bitsch zu entlocken, weil sie Verbindungen angeknüpft hatten, um durch diese Festung die beabsichtigten Quartiere zu sichern. Der in der Nacht vom 16. zum 17. November versuchte Handstreich mißlang indessen gänzlich, führte namhafte Verluste herbei und machte den Rückzug, da die zum Schutze Zweibrückens beabsichtigte Stellung ohne Stützpunkt blieb, unvermeidlich. Am 23. wurden die Stellungen hinter der Glan und Lauter bezogen, in denen der Herzog eine Schlacht zu liefern entschlossen war. Auf dem Zuge dahin gingen die Bataillone nach den Regeln der Potsdamer Schule. Einige Bataillone, die ohne Umstände vom Lundstuhler Galgenberg herabgestiegen waren, mußten auf des Herzogs Befehl wieder hinauf und diese Evolution so ausführen, als wenn Saldern, der gefeiertste Drillmeister jener Zeit, selbst zugegen gewesen wäre. Ueber die neue Stellung, welcher Kaiserslautern als Stützpunkt diente, schreibt Massenbach: „sie deckt das ganze Land von Meisenheim und Lautereck bis Weißenburg, ihre Länge beträgt 24 Stunden; es scheint demnach, daß die Preußen in der Kunst, große Landstriche zu decken, Meister sind". Diese Kunst, die Heere in langen Linien, die nirgendwo widerstandsfähig waren, aufzulösen, war die von der schlechten Bekleidung und Ernährung gebotene Nothwendigkeit, das schützende Dach aufzusuchen. Diese Maßregel zerstörte die Schlag- und Marschfertigkeit, und obwohl sie, wie Massenbach zeigt, lange Zeit für die höchste strategische Weisheit gehalten wurde, war sie eigentlich doch nichts, als ein durch Lug und Trug um die deutsche Wehrhaftigkeit gelegtes Netz, das

kommende Geschlechter, angeregt durch die Soldaten der Revolution, erst wieder zerreißen mußten.

Landau oder der Tod, lautete der von Paris gekommene Befehl, dem Hoche mit seinen damals noch so unvollkommenen Soldaten mit einem Eifer folgte, wie er im diesseitigen Lager vergeblich gesucht ward. Scheiterten auch seine Anstrengungen an des Herzogs fester Haltung bei Kaiserslautern, so zeigt doch der Umstand, daß diese Schlacht drei Tage gedauert hat und daß der Feind die Entmuthigten immer wieder durch neue Schaaren ersetzen konnte, von einer Schwerfälligkeit preußischer Seits, welche mehr an die trojanische als die neuere Kriegführung erinnert und voraussehen ließ, daß ein Heer, welches sich nur auf die Abwehr beschränkte, schließlich doch erliegen mußte. Von dem siegreichen Gegner ablassend, wandten sich die Franzosen unbelästigt gegen Wurmser, denn das preußische Heer, von dem schwerfälligen Gange seiner Proviantwagen abhängig, deren Lauf mühsam eben erst geordnet worden war, konnte ebenso wenig an eine Verfolgung des Feindes, wie an eine ausreichende Unterstützung seines Bundesgenossen denken. Daraus entwickelten sich neue Mißverständnisse, die den alten und beschränkten Wurmser nur noch mißtrauischer und unlenksamer machten und dem Feinde die Arbeit sehr erleichterten. Beständig dem Mangel preisgegeben, des erfolglosen Krieges unter einem unfähigen, fast wieder kindisch gewordenen Führer müde, leisteten die Oestreicher nur geringen Widerstand und gingen, nachdem sie bei Froschweiler und in den Weißenburger Linien wiederholt geschlagen worden waren, zu Ende des Jahres 1793 in vollständiger Auflösung über den Rhein zurück. Dadurch wurde auch des Herzogs Stellung unhaltbar, doch blieb sein Rückzug nach Worms unbelästigt; der von Paris gekommene Befehl war aber erfüllt, denn Landau war entsetzt und französische Taktik, zunächst freilich nur in Bezug auf die Beweglichkeit, hatte sich bereits überlegen gezeigt.

Schon zu Anfang Dezember hatte der Herzog geäußert, daß er den Oberbefehl niederlegen müsse, wenn er seiner Abberufung zuvorkommen wolle, indem er von den wider ihn geschmiedeten Ränken wohl unterrichtet sei. Gegenwärtig, zumal er sich durch das unselige Manifest zu sehr bloßgestellt fühlte, hielt er es aber für Pflicht, so lange noch den Oberbefehl zu behalten, bis er dem Heere eine günstigere Stellung und zwar auf dem linken Rheinufer erstritten hatte. Mit der Behauptung des linken Rheinufers waren aber die Junker, die bereits die polnische Beute gewittert, durchaus nicht einverstanden; sie wollten über den Rhein, um hier in Ruhe und Sicherheit bequemer verhandeln zu können. Massenbach zeichnet die herrschende Stimmung folgendermaßen: „Wir haben, was wir haben wollen, äußerten unsere Politiker, wir haben Polen; Oestreich, dieser Feind unseres Namens, mag den Krieg fortführen, es muß sich entkräften, damit wir desto stärker werden“; noch schärfer wird dieselbe und die im Heere herrschende Zuchtlosigkeit durch das allgemein verbreitete Gerücht gezeichnet, Rüchel habe durch einen Kourier dem Könige die Nothwendigkeit des Rückzuges über den Rhein vorstellen lassen. Dieses Gerücht behauptete sich mit solcher Hartnäckigkeit, daß sich Massenbach berufen fühlte, dasselbe in Denkschriften zu bekämpfen. In einer derselben redet er als ein wirklicher Deutscher aus dem Reiche, aus dem er ja auch her war, und wenn ihm das bei dem Junkerthum mit seiner zweifelhaften Nationalität auch

kein Vertrauen erwarb, so verschaffte es ihm doch das des Herzogs. Denn dieser, seine Ohnmacht dem unerreichbaren Junkerthum gegenüber fühlend, hatte inzwischen nochmals um seine Abberufung gebeten, und übertrug nun Massenbach die Betreibung seiner Angelegenheiten in Berlin. Ehe Massenbach aber am 10. Januar dahin abging, hatte er mit dem Herzog in Oppenheim eine längere Unterredung, in der der Herzog auch anführte: „Es sind einige Herren in der Armee, welche nicht auf dem linken Rheinufer bleiben wollen; diese haben sich erlaubt, Kouriere nach Berlin zu senden, um ihren Meinungen die Zustimmung des Königs zu schaffen; sie wissen, daß man mir einen Nachfolger ernennen will, und deshalb handeln sie so eigenmächtig." Massenbach, in der richtigen Erkenntniß, daß der Herzog immer noch der Tüchtigste in der Monarchie sei, wollte seine Abberufung hintertreiben, und erhielt die Erlaubniß dazu von ihm. Als er sich jedoch bei dem Generaladjutanten Mannstein meldete, sagte der schwarze Mann ingrimmig lächelnd: „Der Kourier, der des Herzogs Abberufung trägt, ist so eben abgegangen, er muß Ihnen begegnet sein." Eine bessere Aufnahme fand er bei Bischofswerder, der, wenn auch nicht besser, doch wenigstens einsichtiger als die Uebrigen, einen vergeblichen Versuch machte, den erlassenen Befehl rückgängig zu machen. Der Würfel war gefallen und Massenbach fand den Herzog, der im Stillen immer noch auf die Beibehaltung des Oberbefehls gehofft zu haben schien, zu Mainz in der übelsten Laune. Dazu war er wohl berechtigt, denn er hatte an der Spitze eines Heeres, mit dem ohne gänzliche Umbildung auch ein Bonaparte kaum mehr ausgerichtet haben würde, und von dem Bülow sagt: „es schmilzt wie Butter an der Sonne, denn sobald es naß wird, vomirt und purgirt dasselbe ohne Unterlaß", seinen wohl erworbenen Ruf verloren. Der Herzog, der, wie die sein Abschiedsgesuch begründende Denkschrift darlegt, die Schäden des Heeres gekannt hat, konnte sich in seiner schonenden Weise niemals entschließen, dieselben gerade heraus zu nennen; er fiel durch seine Höflichkeit; die aber vertrug das französirte, slavisch germanische Junkerthum nicht, das noch Friedrich's des Großen Krückstock bedurft hätte. Der Herzog wurde durch den Feldmarschall Möllendorf ersetzt, von dem Massenbach schreibt: „Schon während meiner letzten Anwesenheit in Potsdam und Berlin habe ich bemerkt, daß hier keine Meinung in politischen wie in militärischen Dingen geäußert wird, bevor sich nicht Möllendorf darüber ausgesprochen hat." Das wirft auf jene Kreise ein trauriges Licht, denn nach Stein war der Feldmarschall ein ganz beschränkter, schwacher Mann, der, von einem lebhaften Oestreicherhaß beseelt, sich deshalb für einen Feldherrn hielt, weil ihm das von seiner Umgebung eingeredet worden war. Nach Stein war auch dessen Generaladjutant Meyerink, der ihn nach Belieben leitete, eingebildet, zu politischen Geschäften ganz unbrauchbar und käuflich, was in dem damaligen Heere, nach Szekuli's Auftreten zu schließen, durchaus nicht unwahrscheinlich war. Wenn dennoch das Heer auf dem linken Rheinufer verblieb und wenn es auch schien, als solle der Krieg lebhafter wieder entbrennen, das Junkerthum war ohne Sorgen darüber, denn es zählte nun den Ober-Befehlshaber zu den Seinigen, und dessen wie Aller Blicke waren mehr nach Polen als nach Frankreich hingewendet.

Die früher von dem Minister Herzberg auf Erhaltung Polens berechnete Politik war von dem kurzsichtigen, beutegierigen Junkerthum allmälich in eine Ver-

gewaltigung desselben verwandelt worden, gegen die das unterdrückte Volk durch seine hochherzige Schilderhebung vom Februar 1793 protestirte. Der König, der wohlfeile Lorbeeren zu erringen gedachte, machte sich selbst auf zur Bekämpfung der immer weiter greifenden Bewegung; doch auch hier, ungeübten Landleuten und Pikenträgern gegenüber, zeigte sich der Verfall des preußischen Heerwesens, dem überall das Nöthigste fehlte. Als nach dem, im Verein mit den Russen erfochtenen Siege bei Scelze die Verfolgung angetreten werden sollte, fehlten das Brod und die Proviantwagen, und aus demselben Grunde und wegen des mangelnden Geschützes mußte die Belagerung von Warschau in eine höchst ungenügende Einschließung verwandelt werden, so daß es dem halbverrückten Suwarow vorbehalten blieb, die Stadt zu bezwingen, wobei ganz unglaubliche Greuel verübt und über 12,000 Wehrlose hingemordet wurden. So erscheint der Militärstaat bald nach dem Verschwinden Desjenigen, der es verstanden hatte, das Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben zu erhalten, überall wie ein Frosch, der sich über die Gebühr aufbläht. Die dem Fall der Hauptstadt folgende Theilung Polens hat Preußen ein Land von 2700 Quadratmeilen mit 2,700,000 Bewohnern gegeben, deren Widerstand zu einem engeren Anschlusse an Rußland nöthigte, welcher, im Zusammenhang mit den sympathischen Neigungen des Junkerthums, immer mehr den Charakter einer verhängnißvollen Vasallenschaft annahm.

Schon unter Friedrich dem Großen waren polnische Länder an Preußen gekommen und durch Entnationalisirung enger mit demselben verknüpft worden, und da es dem Könige nicht entgangen war, daß entnationalisirte Junker die willfährigsten Träger einer selbstsüchtigen Hauspolitik sind, hatten die Kinder des kleinen polnischen Adels massenhaft in die Kadettenhäuser wandern müssen. Ueber die verschiedenen Phasen, die der Sarmate durchmachen mußte, ehe er ein eleganter Lieutenant werden konnte, giebt ein dem Könige vorgelegter Bericht einen kennzeichnenden Aufschluß, indem dreierlei bei demselben als besonders schwer zu erlangen bezeichnet wird, nämlich: 1) die Befreiung von Ungeziefer und die Reinlichkeit, 2) die Gewohnheit, die Treppen aufrecht und nicht, wie bisher, auf Händen und Füßen wie auf allen Vieren zu ersteigen, 3) sich Erleichterung nicht überall, sondern an einem besonders dazu bestimmten Orte zu suchen. Durch den Stock endlich zur Vernunft gebracht, verließen die herangewachsenen Sarmaten, bezopft und gepudert, jene königlich preußischen Bildungsanstalten, um als die Glieder einer bevorzugten Kaste und als die Stammväter der im Heere befindlichen -itzki's und -atzki's sich, jedes Nationalgefühls ledig, über das urangesessene deutsche Bürgerthum zu erheben. Einige von ihnen hatten indessen diesen Verlockungen widerstanden und sahen jetzt mit verhaltenem Grimme, wie ihr Vaterland abermals zerrissen und die Vaterlandsliebe als Verbrechen behandelt wurde, und wie die edelsten ihrer Landsleute mit ihrem Blute oder ihrer Verbannung dafür büßen mußten. Daher haben sich viele dieser wider ihren Willen im Heere Dienenden 1806 gegen ihre Waffenbrüder erhoben und dadurch gezeigt, daß das von Preußen mit so viel Scharfsinn und Konsequenz verfolgte Entnationalisirungssystem doch nicht für alle Zeiten und alle Fälle genügte. Die dritte Theilung Polens ist aber darum viel hartherziger als die vorhergegangenen gewesen, weil diejenigen, die sie vornahmen, ohne Einsicht waren, nur an Beute dachten und, selbst ohne Vaterlandsliebe, jeder

besseren Regung unfähig waren. Wer nicht sofort den glühendsten königlich preußischen Patriotismus zeigte, wurde verdächtigt und so lange durch die Chikane einer ganz verworfenen Büreaukratie verfolgt, bis er, aus Verzweiflung zu irgend einer Ungesetzlichkeit verleitet, Grund zum gesetzlichen Einschreiten gab, dem gewöhnlich die Gütereinziehung folgte. So wurde eine Schuld des Königs an ein Berliner Luxuswaarengeschäft bei dieser Gelegenheit durch die schöne, an der Warthe gelegene Herrschaft Owiecin getilgt. Nicht minder werthvolle Herrschaften wurden von Mama Bischofswerder, scheinbar ohne Wissen des Papa's, zu Schleuderpreisen vergeben oder von dem Könige an verdienstvolle Junkerfamilien verschenkt, denn das wie im Spiele erworbene Gut erschien völlig werthlos. Welchen Umfang diese Güterentziehungen erreichten, wird daraus ersichtlich, daß man trotz aller Verschleuderung 1805 unter der Regierung Friedrich Wilhelm's des Gerechten damit noch nicht zu Ende gekommen war; denn um diese Zeit schrieb Hans v. Held, ein edler, aber verblendeter Schwärmer, der eine korrumpirte Gesellschaft durch Geheimbündelei zu bessern vermeinte, sein so bekannt gewordenes und doch fast ganz verschwundenes Schwarzes Buch. Dieses Buch, selbst in seinem Beschnitt wie zum Zeichen der Trauer schwarz ausgestattet, sollte, an den Stufen des Thrones und bei den höchsten Würdenträgern niedergelegt, die besonders in jenen Gegenden herrschenden Mißbräuche und die allgemeine Entsittlichung aufdecken, welche der Verfasser als ein längere Zeit daselbst beschäftigter Beamter genau kennen gelernt und mit Beweisstücken belegt hatte. Schmählicher Verrath veranlaßte die Beschlagnahme des Buches, sein Verfasser büßte unter Friedrich Wilhelm dem Gerechten seine hochherzige Aufopferung im Gefängniß. Die Güter, gleichsam als schämten sich die jedesmaligen Eigner ihrer, belebten jenen Güterschacher, der von Stein als dem Charakter des preußischen Adels so verderblich geworden bezeichnet wird. Die „Feuerbrände", eine nach der Katastrophe von 1806 herausgegebene Flugschrift, die aber fast ebenso selten wie das Schwarze Buch geworden ist, enthalten einige Angaben, welche auf die gänzliche Verkommenheit des damaligen Beamtenstandes schließen lassen.

Diese eben besprochenen Vorgänge an der Weichsel, welche außer der Erwerbung einer ausgedehnten Landschaft zugleich auch noch eine fast vollständige Veränderung des Privateigenthums darstellten, hatten für den geldgierigen Junker natürlich mehr Anziehungskraft als ein Krieg, in dem nichts zu holen war, außer für die deutsche Sache, für die der Junker kein Verständniß hatte, noch haben wollte. Am Rhein mußte jedoch erst Friede sein, wenn der Junker an der Weichsel freie Hand haben sollte, und der König widerstrebte diesem Frieden noch immer. Hatte doch Haugwitz erst im April, freilich, wie Massenbach meint, auf ebenso allgemein gehaltene mündliche Anweisungen hin, wie die ihm 12 Jahre später gegebenen waren, und mehr in der hofmännischen Absicht, den königlichen Kassen wieder aufzuhelfen, als den Feind zu bekämpfen, den Haager Vertrag unterzeichnet, durch den Preußen fester an die Koalition gekettet und verpflichtet wurde, den größten Theil seines Rheinheeres an der Sambre unter die Befehle des Herzogs von York zu stellen. Dadurch aber hatte der leichtfertige Diplomat eine Verpflichtung übernommen, die nahezu unausführbar war, weil das preußische Heer nicht marschiren konnte. Das Junkerthum, schlau wie Alle, die nur der persönliche Vortheil leitet, benutzte diesen

Umstand, um, allen Protestationen der Bevollmächtigten von Holland und England zum Trotz, einen Marsch, der es noch weiter von der Weichsel entfernt haben würde, wieder rückgängig zu machen, rief den schon in Köln angekommenen Führer der Vorhut, Kleist, den zukünftigen Helden von Magdeburg, wieder zurück, und rechtfertigte diesen Schritt durch eine von dem alten Möllendorf unterzeichnete Denkschrift, in der dargethan wurde, daß durch den Marsch der größte Theil der Zeit nutzlos vergeudet worden wäre, und daß die Bundesgenossen durch ein entschiedenes Auftreten des diesseitigen Heeres an der Saar und Mosel viel wirksamer unterstützt werden würden. Zur mehreren Bekräftigung der vorgebrachten Gründe und um die immer lauter an die eingegangenen Verpflichtungen mahnenden Bevollmächtigten der beiden Seemächte, Kynkel und Malmesbury, einigermaßen zufrieden zu stellen, wurde am 22. Mai die zweite Schlacht von Kaiserslautern geschlagen, in der die Franzosen so vollständig besiegt wurden, daß fast alle bis dahin von ihnen besetzt gehaltenen Reichslande geräumt werden mußten. Da es aber dem Junkerthum mit diesem Kriege nicht Ernst war, die Vortheile also unbenutzt blieben, hatte der Feind sich bald wieder erholt. Oestreich unterhandele mit dem blutbefleckten Robespierre, östreichische Offiziere führen die polnischen Insurgenten, das waren die Gerüchte, welche die in ihren Quartieren lungernden Junker einander erzählten und womit sie in ihrer dummstolzen, treulosen Verblendung die eigene Treulosigkeit und die in den Weichsel-Gegenden erlittenen Niederlagen zu beschönigen suchten. Meyerink, der erste Adjutant Möllendorf's, der eigentliche Heerführer, nannte diesen Krieg geradezu ein ganz unnützes Geplänkel, das endlich einmal aufhören müsse. „Die Idee", schreibt Massenbach, „daß dieser Krieg nothwendig sei, verschwand mehr und mehr, ja man begann ihn für nachtheilig zu halten. In den Quartieren jener Gegenden gewöhnte man sich an mancherlei Bequemlichkeiten und lebte in einer Ruhe, die der Sicherheit des Friedens nahe kam." Der Feind, über diese ihm so erwünschte Stimmung durch seine im Heere unterhaltenen Verbindungen genau unterrichtet, drängte dasselbe durch die blutigen Gefechte von Schänzel, Johanniskreuz und Trippstadt bis an den Rhein zurück und brachte dasselbe durch sein Erscheinen bei Kaiserslautern in solche Gefahr, daß selbst diejenigen, die von Massenbach des verrätherischen Einverständnisses mit dem Feinde bezüchtigt werden, dem Prinzen Hohenlohe die Erlaubniß nicht verweigern konnten, den Feind in seiner gefahrdrohenden Stellung angreifen zu dürfen. Massenbach schreibt darüber: „Endlich, um die geheimen Machinationen zu verhüllen, gab man die Genehmigung zum Angriff auf Kaiserslautern. Der Feind wurde geschlagen, aber man machte ein saures Gesicht dazu, daß Hohenlohe so unhöflich gewesen, den französischen General in seiner Ruhe früher zu stören, als man zu bestimmen für gut befunden hatte. Hohenlohe hatte seinen Gegner, indem er eine angesagte Rekognoszirung in einen allgemeinen Angriff verwandelte, um einen Tag früher angegriffen, als es bestimmt worden war. Von dieser Abänderung des verabredeten Plans konnte der Feind nicht mehr avertirt werden; denn daß der Feind von Kreuznach aus über Hohenlohe's Marsch benachrichtigt wurde, ist mehr als wahrscheinlich. Wer das gethan hat, weiß ich nicht, die Zeit wird auch den Schleier wegnehmen, der noch auf diesem Werke der Finsterniß ruht. Ich weiß viel, doch nicht Alles, es wird aber Einer kommen, welcher die Darstellung

dieses Drama's vollenden wird.“ (Die Verbindungen mit dem Feinde wurden durch den in Kreuznach wohnenden Kaufmann Schmerzer vermittelt.) „War der König von den ersten Schritten, welche zu diesen geheimen Verhandlungen führten, unterrichtet, hatte er sie gebilligt, warum wurde dann Hohenlohe dieser Angriff erlaubt? war er das aber nicht, was war das für ein Frevel! Daß sehr früh schon unter der Hand und zwar durch ganz ungeeignete Leute unterhandelt wurde, ist nur zu wahr; ist doch selbst der General Hiller v. Gertringen, der weder Politiker noch Briefsteller war, dazu verwendet worden. Die am 20. September 1794 bei Kaiserslautern erkämpften Vortheile erhöhten den Ruhm Hohenlohe's, vermehrten aber auch seine Feinde; ich hatte die Ehre, einen Theil dieses Hasses zu tragen. Am auffallendsten äußerte sich dieser Haß in Würstadt, wo Möllendorf sein Hauptquartier hatte und wohin Hohenlohe gerufen wurde, um Befehle wegen des nun fest beschlossenen Rückzuges zu vernehmen. Ich hatte die Ehre, den Erbprinzen zu begleiten, und das Vergnügen, in einer Art behandelt zu werden, die selbst den Gleichmüthigsten außer Fassung gebracht haben würde. Man würdigte mich kaum einer Anrede, der General Rüchel maß mich mit einem Blick, den ich nie vergessen werde.“ Vergeblich wurden die Gefahren geschildert, die die weiteren Fortschritte der Feinde Holland und dem Erbstatthalter bringen würden, für den man einst, angeblich wegen einer seinem Weibe angethanen Beleidigung, einen Feldzug unternommen hatte. „Was geht uns der Erbstatthalter an? Wollen wir etwa wieder einen Feldzug wie 1787 machen?“ hieß es im Lager, wie Massenbach berichtet. Der Junker hatte genug Geld für ritterliche Phantasien eingebüßt, die mittlerweile auch von Berlin aus betriebenen Verhandlungen schritten, durch Mannstein, Kalkreuth und Lucchesini gefördert, immer weiter vor; um sie daher durch ein abermaliges Zusammentreffen nicht noch einmal zu gefährden, wurde das Heer im Oktober über den Rhein geführt und Hohenlohe, der lebhafteste Verfechter der deutschen Sache, gegen die Weichsel hin in Marsch gesetzt. Massenbach, der, diesem Heertheil zugetheilt, dem Herzoge von Braunschweig darüber berichtete, erhielt von demselben folgende Erwiderung: „Ist es Nothwendigkeit, so ist es eine sehr unglückliche, daß der Prinz den Rhein verläßt. Ist es Politik, so ist es unbegreiflich, wie man jetzt, da die Russen die Oberhand haben, dem Urheber alles Uebels durch Verringerung der Kräfte am Rhein die Arbeit erleichtern kann.“ Diese Maßregel, offenbar nur angeordnet, um den lästig gewordenen Hohenlohe mit seinem bleiernen Kopfe Massenbach los zu werden, kam indessen nicht ganz zur Ausführung, denn schon in Leipzig traf Gegenbefehl ein, und der schwerfällige Haufe wälzte sich wieder gegen den Rhein zurück. Da der preußische Offizier, insbesondere der Generalstäbler, das Exerzierfeld und die Wachtparade, nicht aber den Marsch für die Schule des Soldaten hält, benutzte Massenbach diese verlorene Zeit zu einem kleinen, intriganten Abstecher nach Potsdam und Berlin. Bischofswerder, als er ihm von den Gefahren des Erbstatthalters sprach, antwortete in der Bauchsprache, deren er sich stets bediente, wenn er nicht verstanden sein wollte. Mannstein war gefallen; sein Versuch, durch Vorführung des eben vom Heere gekommenen Massenbach wieder bis zum Könige zu gelangen, wurde von den Lieblingshunden des Königs, welche dem Gottergebenen mit seinem Schützlinge beinahe die Kleider vom Leibe gerissen hätten, sehr übel vermerkt, und als er trotz

dieses schlimmen Empfangs dennoch bis in's Vorzimmer drang und sich zur großen Verwunderung des Bedientenvolkes anmelden ließ, wurde er nicht angenommen. Lautlos schlich er von dannen, aber das Samenkorn, das er gestreut hatte, war aufgegangen und hatte tausendfältige Früchte getragen, denn Scheinheiligkeit und Frömmelei, die Maske, hinter der die schmutzigsten Beweggründe am bequemsten versteckt werden konnten, zeigten sich überall, und der Säbelrasselnde Krieger wetteiferte mit der lüsternen Hofdame in der Größe der zur Schau getragenen Gebetbücher. Der Büreauarbeiter Zastrow war jetzt obenauf; später auch beseitigt, äußerte er einmal auf seinem Gute, seinem polnischen Beuteantheil, zu Massenbach: „wir werden noch Alle unglücklich und unsere Kinder werden am Bettelstab sterben"; doch jetzt erschien ihm Alles im rosigsten Lichte. „Es herrscht", schrieb Massenbach über die damalige Stimmung an den Herzog von Braunschweig, „da eine Ruhe, die mir unbegreiflich ist. Ein furchtbarer Orkan, von uns mit erregt, zertrümmert des Nachbars Haus und wir sehen gelassen zu."

Zu Anfang Januar wieder beim Heere eingetroffen, wurde Massenbach in's östreichische Hauptquartier nach Heidelberg gesendet, um wo möglich die dortigen Absichten zu erforschen; daran knüpften sich wiederholte Besprechungen mit den Oestreichern über die zunächst zu ergreifenden Maßregeln, welche aber bei dem auf beiden Seiten herrschenden Mißtrauen und üblen Willen nicht die geringste Folge hatten. Gleichviel, ob als Täuscher oder Getäuschter, war Massenbach, der damals noch auf dem deutschen Standpunkt stand, in jener Zeit außerordentlich fruchtbar an militärisch-politischen Entwürfen, die, von seinen Vorgesetzten beifällig aufgenommen, Zeugniß geben von der großen Beschränktheit und mangelhaften Bildung Möllendorf's und seiner Genossen, und die so leicht errungenen Erfolge der französischen Emporkömmlinge über die schwachsinnigen Geburtsgenerale erklären halfen. Diese Schreiberei, bei welcher der alte, wieder nach dem Oberbefehl lüsterne Herzog half, imponirte den theilweise des Schreibens unkundigen Führern dermaßen, daß Massenbach zur Empfangnahme weiterer Verhaltungsbefehle abermals nach Berlin gesendet wurde, wo er am 3. Februar anlangte. Er hatte mehrere Audienzen bei dem Könige; bei einer derselben hatte er von 7 bis 11 Uhr Morgens warten müssen, denn der König hatte Wichtigeres vor, als sich um die draußen im Reich stehenden Soldaten zu bekümmern; doch nahm derselbe, obwohl über die Oestreicher getäuscht und sie mit dem Höllengeiste Robespierre schon in Verbindung erblickend, den lebhaftesten Antheil an dem Verlauf der Begebenheiten, und wurde besonders angenehm von der Schilderung der Thaten Blücher's und des alten Wolfrath berührt, die mit der Pfeife im Munde den Feind angriffen und, in ihrer kernhaften Weise an Seidlitz und Ziethen erinnernd, seltsam abstachen von den Ladestöcke verschluckenden Gardisten. Auf einem bei dem Kronprinzen eingenommenen Mahle hatte Massenbach seinen Platz neben dem Gesellschafter des Kronprinzen, dem Major v. Köckeritz. Die Gallerie preußischer Charaktere zeichnet diesen so wichtig gewordenen Mann etwa wie folgt: „Mit hochrothem Gesichte, korpulent und dabei sehr knapp angezogen, glich er einer überfüllten Blutwurst, die jeden Augenblick zu platzen drohte; er sprach nur dann, wenn er mit aufgeknöpfter Uniform rauchend hinter dem Spieltische saß", weshalb es denn weiter von ihm heißt,

daß er für eine Pfeife Tabak zu haben war. Der spätere König wußte zu seinen Gunsten nur anzuführen: Köckeritz ist ein redlicher Mensch. Stein äußert über ihn: „Er hatte sein Leben mit dem kleinen Dienst in Potsdam verbracht, durch den Vernichtung der Selbständigkeit, Hingebung und Mönchsgehorsam erstrebt wurden. In diesem hatte sich sein beschränkter Kopf zum Repräsentanten der Gemeinheit und Unterwürfigkeit ausgebildet, und, nur der flachsten Ansichten fähig, wünschte er nichts als Ruhe, Frieden und Verträglichkeit, um ungestört sein Spielchen machen und sein Pfeifchen rauchen zu können." Von einer beispiellosen Indolenz, blieb er selbst nach der Schlacht von Auerstädt unbeweglich hinter einem Putenbraten sitzen, als er aufgefordert wurde, ordnend in die allgemeine Auflösung eingreifen zu helfen. „Euren Plan", bemerkte er jetzt zu Massenbach in seiner plumpen Wachtstuben-Art, „habe ich gelesen; die Einleitung ist in Eurem Stil, doch an dem Plan hat noch Einer geholfen", fügte er pfiffig lächelnd hinzu. Als Massenbach hierauf auf die von Holland aus auch seinem Freunde, dem Kronprinzen, drohenden Gefahren hinwies, erwiederte er ihm trocken: „Mag wohl sein!" und mehr war aus diesem Klotz nicht herauszubringen. Ein Versuch, über ähnliche Dinge mit dem Prinzen Ernst von Mecklenburg, dem Onkel der Kronprinzessin, zu reden, versetzte dieses erlauchte Haupt in ein so ungeheuerliches Erstaunen, daß Massenbach von weiteren Bemühungen abstehen mußte.

Bischofswerder sprach nur von dem Geldmangel und von der Nothwendigkeit des Friedens. Die von Suwarow dem Könige übersandte Meldung: „Praga raucht, Warschau zittert; auf den Wällen von Praga, Suwarow" — hatte ihm alle Fassung genommen; das war eine Sprache, die zumal in der Erinnerung der daselbst erlebten Dinge wie Hohn klang und Leute wohl einschüchtern konnte, die in einer Sphäre lebten, in der Bauchredner und ähnliches Gezücht ihr Unwesen trieben. Massenbach's Frage, ob er einer an ihn ergangenen Einladung des Prinzen Heinrich Folge leisten dürfe, wurde von Bischofswerder bejaht, was immerhin auf die Stellung des Königs zu seinem Onkel ein eigenthümliches Licht wirft. „Dieser Krieg", begann der Prinz, „ist mit Dummheit begonnen und geführt gegen die Interessen unseres Landes, wir haben andere Feinde als die Franzosen. Indessen sage Er mir aufrichtig, was Er denkt." Als Massenbach nun den letzten Feldzug schilderte und zu dem in Aussicht stehenden übergehen wollte, fiel ihm der Prinz in's Wort und sagte, daß der nicht stattfinden würde, weil Preußen den Frieden brauchte. Ueber die jetzt von Massenbach in Vorschlag gebrachte Verbindung mit Frankreich meinte der Prinz: „Das ist zu früh, dem Direktorium will man hier nicht wohl, man schämt sich seiner; hör' Er einmal, es sind schlechte Kerls, einige haben für den Tod des Königs gestimmt." Doch hatte dieser Vorschlag den Prinzen, den Vertreter von Friedrich's Hausmachtspolitik, so eingenommen, daß er ganz vertraulich wurde und mehrmals sogar das „Er" durch das höflichere „Sie" ersetzte. Ueber den König und die Lichtenau sprach er mit einer solchen Bitterkeit, daß Massenbach es für angemessen findet zu schweigen, und über den Herzog von Braunschweig äußerte er: „Mein Neveu hat Talent und Genie, aber beides ist durch meinen Bruder Friedrich unterdrückt worden. Glauben Sie mir, der Herzog fürchtet seinen Onkel noch immer, könnte er sich dieser Furcht entschlagen, so würde er Großes leisten." Aus dem bisher Erlebten und Gehörten schloß Massenbach, daß die von dem täglich

schwächer werdenden Könige kaum noch aufrecht erhaltene Deutschthümelei aufgegeben und eine andere Richtung eingeschlagen werden müsse. Der jetzt vollendete Feldzugsplan bestärkte ihn darin. Nach diesem büreaukratisch-strategischen Meisterwerke Zastrow's sollten die westphälisch-märkischen Regimenter, wie zur Abwehr der von Holland drohenden Gefahren, ihren Garnisonen näher nach Westphalen rücken, während die schlesischen Regimenter zwischen Gießen und Hanau stehen blieben. Möllendorf, durch Meyerink und Phull dazu verleitet, stellte dagegen vor, daß ein solcher Marsch zu gefährlich sei, indem die Franzosen zwischen Bonn und Koblenz über den Rhein gehen könnten. Es ist nicht anzunehmen, daß der alte, schwachsinnige Mann die Ursachen gekannt hat, welche seine Adjutanten so heftig gegen diesen Vorschlag einnahmen und worüber Massenbach schreibt: „Wir waren an den Main wie angezaubert, und ich kann die Ursache davon nur in der Politik und in dem Eigennutze suchen. Ich will damit nicht sagen, daß unsere Anführer bestochen gewesen wären, das wäre eine Verleumdung dem Feldmarschall Möllendorf und dem Staatsminister Schulenburg gegenüber; indessen bleibt es immer ein Fehler, wenn der erste Adjutant Antheil an dem von der Verpflegungskommission gemachten Gewinn hat. Die Kommission hatte ein Interesse daran, am Mittel-Rhein und Unter-Main zu bleiben, weil sie ihre Vorräthe daselbst gekauft hatte." Ueber die Stimmung des damals in Hochheim weilenden Hauptquartiers schreibt er dem Herzog: „Der Feldmarschall kennt Westphalen nicht, er und sein Parmenio Meyerink wollen den Frieden, und Herr v. Krusemark weiß vielleicht nicht, was er will. Kleist seufzt und Phull will sich um nichts bekümmern, indem er meint, der Teufel werde schließlich doch Alles holen. Man lebt in den Tag hinein, der Feldmarschall scheint vor Frost umzukommen in einem Zimmer, in dem es so heiß wie im Fegefeuer ist, und seine Adjutanten amüsiren sich. Ein ganz hübsches Mädchen lebt in Hochheim, mit dessen Eroberung die Herren beschäftigt sind. Kein einziger unserer Generale kennt Westphalen, um so etwas haben sich unsere Schladen und Mannstein nie bekümmert." Obwohl die Friedensverhandlungen seit dem Januar eröffnet worden waren, that man in Berlin doch noch sehr geheimnißvoll darüber, indessen theilte der General Geusau doch Massenbach mit, daß die Franzosen sehr honett dabei wären. Nachdem Massenbach noch einmal bei dem Kronprinzen gespeist und Hochdenselben vergeblich für irgend etwas zu interessiren versucht hatte, reiste er über Braunschweig, wo er dem Herzoge über den gescheiterten Versuch, ihm den Oberbefehl wieder zu verschaffen, berichtete, und traf in der Nacht vom 16. zum 17. Februar in Frankfurt ein. Möllendorf, natürlich von den gegen ihn geschmiedeten Ränken unterrichtet, empfing den Ankömmling so kalt, daß dieser in seinem Aerger gerade heraus sagte: er halte den Krieg in Westphalen für so schwer, daß ihm Jeder, der noch länger dem Oberbefehl des Herzogs widerstrebe, als ein Feind des Königs erscheine. Diese Unterredung, die nur in einem Heere möglich ist, in welchem alle Zucht bereits entschwunden ist und nur noch eine Scheindisziplin besteht, rief einen Meinungsaustausch zwischen dem Herzoge und Möllendorf hervor, in welchem sich die beiden alt gewordenen Intriguanten mit Artigkeiten überschütteten und ihren Untergebenen zeigten, wie man es anfangen muß, um Gehorsam und Zucht gründlich zu zerstören. Obwohl nun Massenbach aus diesem Handel straflos hervorgegangen war, rächte er sich doch dadurch an

Möllendorf, daß er an Zastrow schrieb, der Alte wolle auch noch die schlesischen Regimenter mit nach Westphalen schleppen; den büreaukratischen Anordnungen Zastrows gegenüber hatten die gewinnsüchtigen Junker die Rechnung aber ohne den Wirth gemacht, denn sie mußten ohne die schlesischen Regimenter, die unter Hohenlohe am Main blieben, nach Westphalen und sich mit dem Profitchen begnügen, das die Verpflegung einer dadurch um mindestens 10,000 Mann verringerten Heeresmacht abwirft. Vergebens hatte Deutschland von Preußen ein verlängertes Ausharren bei der gemeinsamen Sache und Offiziere zur Bildung eines Volkskrieges erbeten, für den sich in dem heimgesuchten Reiche überall die lebhaftesten Sympathien zeigten, da das Nationalgefühl bei den Schwaben, Allemannen und Franken niemals so erstorben war, wie es die Junker- und Pfaffenwirthschaft voraussetzen ließ und wie es das Partei-Interesse dargestellt hat. Doch was sollte der Stock und Zopf tragende Junker, der die französische eher als die Muttersprache erlernte, an der Spitze deutscher Bauern, die er nicht verstand und für die er kein Herz hatte. Vergeblich hatte die stolze Katharina von der Newa, entrüstet über das unwürdige Spiel am Rhein, mit ihrem Zorn gedroht; vergeblich kündigte England die Subsidienzahlung; mächtiger als Alles redeten die leeren Kassen, und die von dem Prinzen Heinrich verfochtene Fridericianische Hauspolitik, die, mit dem gewinnsüchtigen Junker vereint, im Frieden an der Weichsel wieder einbringen wollte, was im Kriege am Rhein zugesetzt worden war, siegte. Am 5. April 1795 wurde der Frieden von Basel abgeschlossen, der das südliche und westliche Deutschland preisgab und Frankreichs Uebermacht begründete. Meyerink, der Profitchenmacher und Freund des Verpflegungsamtes, eilte mit dem Friedenswerke, bei dem er so eifrig geholfen hatte, nach Berlin; während sich der schwachsinnige Alte mit seinen schwerfälligen und verachteten Schaaren, von den Verwünschungen des übrigen Deutschlands begleitet, heimwärts wandte. Ob Meyerink, wie einst der General-Adjutant Graf Merem für seine ausgezeichneten Verdienste noch besonders mit einem Orden bedacht worden ist, darüber berichtet Massenbach nichts.

„Der Krieg", sagt Massenbach und wir fügen hinzu die Politik, „ist ein öffentliches Schauspiel, dem Jedermann beiwohnen kann, und ein geheimes, zu dem nur Wenige zugelassen werden, also ein Spiel auf dem Theater und eins hinter den Koulissen. Die Helden erscheinen vor Aller Augen und spielen mit oder ohne Talent ihre Rollen so gut wie sie können; die Hebel aber, die die Dekorationen verändern, sind hinter den Koulissen oder unter den Brettern versteckt." Die Helden dieses Drama's, das mit der Konvention von Pillnitz beginnt und durch die Katastrophe von 1806 noch nicht beendet ist, sind noch weniger als mittelmäßig; Massenbach, der auch zu ihnen gezählt werden muß, hat uns auch mit der Maschinerie bekannt gemacht und uns als solche die spezifisch preuß'sche Junker-Partei gezeigt, die sich dabei aber politisch und soldatisch so unzuverlässig erweist, daß ihr allein alles über das Vaterland gekommene Unheil beigemessen werden muß.

Ueber den jetzigen Stand der Baumwollenfrage.

Von C. Wiß.

Mit keinem Produkt des Ackerbaus sind wohl je die Interessen ganzer Völker, das Schicksal großer Staaten in so inniger ursächlicher Verbindung gewesen, wie mit der Baumwolle. Zwei große Gesellschaftsformen, die mächtigste der alten Welt und die mächtigste der Neuzeit, hatten ein gleiches Interesse an der Kultur dieser Pflanze; aristokratisch-republikanische Ackerbaustaaten mit Sklavenarbeit, dem alten Rom so ähnlich wie ein Ei dem andern, und der ausgeprägte moderne Industriestaat mit seiner Theilung der freien Arbeit, mit seinen vollendeten Maschinen, den „Sklaven der Zukunft", stießen hier enge zusammen. — Die Ansicht, daß Baumwolle nicht anders als durch Sklavenarbeit gewonnen werden könne, hat sich durch eine von bedeutenden Staatsmännern beeinflußte Presse nicht blos in den Vereinigten Staaten, sondern auch in England so sehr zum national-ökonomischen Axiom erhoben, daß wir uns heute nicht wundern dürfen über die warmen Sympathien, welche die freien englischen Bürger den Sklavenhaltern des Südens in dem jetzigen Bürgerkriege der Union entgegentragen. England hat selbst die Sklaverei mit großen Opfern aufgehoben, und noch heute hallt das Wort des großen Wilberforce in der Seele jedes Engländers wieder: „Englands Luft ist zu frei, als daß ein Sklave darin athmen könnte." Auch hat sich zu allen Zeiten dies Freiheitsgefühl der Engländer lebendig erhalten. Bekannt ist jene Rettung eines Weibes, welche das abergläubische Volk einer County als Hexe ersäufen wollte. Ein gebildeter Engländer trat hinzu und fragte: „was hat dies Weib gethan?" — „Sie hat Zauberei getrieben". — „Nun! ein freies englisches Weib kann thun, was sie Lust hat". Diese Appellation an das englische Freiheitsgefühl siegte über den Fanatismus des Aberglaubens. Aber die starke Liebe zu persönlicher Freiheit hat beim Engländer eine rein national-egoistische Beschränktheit. Er, der Engländer will frei sein; in seinem Lande soll Freiheit herrschen; er fragt aber wenig darnach, ob andere Völker in Knechtschaft schmachten. Man glaube nicht, daß die unwürdige Sympathie der großen Industriellen Eng-

lands für die Sklavenstaaten, die in der Londoner Times ihren schamlosesten Ausdruck gefunden hat, von heutigem Datum ist. Es ist nur das letzte Zeugniß einer konsequenten national-ökonomischen Politik Englands gegenüber den Vereinigten Staaten, der letzte Wellenschlag einer Bewegung, die schon in den Zeiten des ersten amerikanischen Koloniallebens ihren Ursprung hatte. Wir wollen, ehe wir für diese Behauptung historische Belege beibringen, den Grundsatz dieser Politik klar aussprechen: Die amerikanischen Staaten müssen von aller Fabrikation zurückgehalten und dazu getrieben werden, blos Ackerbauprodukte in großer Menge und zu den billigsten Preisen zu produziren, und England muß sich das Monopol der großen Fabrikation um jeden Preis erhalten. Das Erstere führte nothwendig die Sklaverei und den Raubbau, das Letztere Gewaltmaßregeln gegen die Industrie mit sich.

Es war schon im Jahre 1710, als in den jungen englischen Kolonien Amerikas der erste Versuch zur Fabrikation von Zeugen gemacht wurde, daß sich ein Beschluß des englischen Parlaments dahin aussprach, daß „die Einrichtung von Fabriken in den Kolonien die Tendenz habe, ihre Abhängigkeit von Großbritannien zu lockern“. Bald darauf erhoben sich neue Klagen im Parlament, daß die Kolonisten eigene Fabriken gründeten; und die Handelskammer gab darüber ausführlichen Bericht. Im Jahre 1732 wurde der Handel mit Hüten von Provinz zu Provinz verboten und die Zahl der Lehrlinge, die angenommen werden durften, beschränkt. Im Jahre 1750 wurde die Errichtung von Mühlen oder Fabriken zum Schneiden oder Walzen von Eisen verboten; aber Roheisen sollte frei in England eingehen, um als Eisenfabrikat wieder zurückgeführt zu werden. Später erklärte Lord Chatam: „Nicht einmal einen Hufnagel dürften die Kolonisten für sich selbst machen“ und seine Ansicht wurde bald in Wirksamkeit gesetzt; 1765 durch das absolute Verbot gegen die Auswanderung von Handwerkern, 1781 gegen die Ausfuhr von Wollmaschinen, 1782 von Baumwollmaschinen und deren Arbeitern, 1785 von Maschinen und Arbeitern zu Eisen- und Stahlbereitung und 1799 das Verbot der Ausfuhr von Steinkohlengräbern, damit nicht andere Länder den Kunstbetrieb von Kohlenminen lernen sollten (Carey).

Sollte man solche Maßregeln gegen ein so nahe verwandtes Volk für möglich halten? Allein Stolz und Unabhängigkeitsgefühl der Engländer sind nicht blos ethische Eigenschaften; es sind auch Faktoren des Nationalreichthums, die unter gewissen Umständen zu kühnerer Produktion befähigen. Wenn aber jene Handelspolitik Englands nicht wenig dazu beigetragen hat, den amerkanischen Unabhängigkeitskrieg herbeizuführen, wenn sich durch diesen die nördlichen Staaten auch von diesen industriellen Schranken frei gemacht haben, so blieben die Folgen jener Handelspolitik im Süden der Union in

voller Wirkung, ja sie steigerten sich durch die Art der **Baumwollenkultur** zu einer die ganze Union niederwerfenden Gewalt, und werden jetzt in der furchtbaren Katastrophe des Bürgerkrieges ihr Ende finden. Wie dies möglich war, daß eine Produktionsweise, die der ganzen modernen Kultur widersprach, sich zu solcher Macht ausdehnen konnte, ist wohl der Untersuchung werth. Anfangs waren die Kolonien dünn bevölkert und wurden von den neuen Ansiedlern rücksichtlos ausgebeutet. Die Aussaugung der fruchtbaren Landstrecken hätte einfach zur Verarmung und Verlassung des Landes geführt, aber das Uebel fand in der Sklaverei einen mächtigen Bundesgenossen. Als Nomaden, nicht mit Viehheerden, wie die alten des Orients, sondern mit Sklavenheerden wanderten diese Pflanzer von den östlichen Staaten, wo das Land meist schon innerhalb fünf Jahren durch Raubbau ausgesogen war, in die südlichen und westlichen Staaten. So wurde, von Virginien, Nord- und Süd-Carolina aus, Tenessee, Georgien, Florida, Texas, Alabama, Mississippi, Missouri bevölkert; immer dünner wurde die Bevölkerung, immer größer das Areal ihres Besitzes; immer breiter wurde der Strom, der immer mehr Sklaven mit sich führte, und Wüsten und ein verarmtes Volk zurückließ. — **Aussaugung des Bodens durch Raubbau und die Sklaverei**, dies war der circulus vitiosus, der die Südstaaten der Union zum Verderben führte, und der lockende Gewinn des Baumwollenverbrauchs, der nie enden zu wollen schien, der durch Ueberproduktion in den Fabriken auch ohne den Bürgerkrieg die Lancasterkrise herbeigeführt hätte, war das äußere treibende Moment. Die Aussaugung des Landes förderte den Sklavenhandel, und Sklavenarbeit kann nur durch Aussaugung des Bodens verwerthet werden. Zuerst hat sich dieses System mit seinen verderblichen Folgen im ersten Kulturstaate des Südens, in Virginien geltend gemacht. Kein Handwerk kam auf. Die Arbeitskräfte, die nicht zum Ackerbau verwendet werden konnten, waren verloren; auf einem Areal von vierzig Millionen Acker Landes zersplitterte sich eine Bevölkerung von 600,000 Köpfen; keine Städte von irgend einer Bedeutung entstanden, welche als Markt und Bezugsquelle für Düngermittel hätten dienen können; und so waren jene Farmer ganz dem Handelsmonopol der Engländer preisgegeben. Es ist ein allgemeines Gesetz, daß Handwerk und Fabrikwesen erst durch das Kapital gegründet werden, das der Ackerbau abwirft. Wo konnten aber jene Farmer Kapital zurücklegen, da sie den Löwenantheil ihres Ertrags stets an die englischen Händler ablassen mußten? Im London General Advertiser von 1750 wird konstatirt, daß Virginien zu jener Zeit 50,000 Hogsheads Tabak zum Werthe von £ 550,000 ausführte, wovon der Schiffseigner, der Kommissionär und das Gouvernement £ 450,000 nahmen, so daß den Landeignern und ihren Arbeitern nur £ 100,000, also nicht mehr als 18 Proz. vom Ertrage blieben. — Diese Verhältnisse hatten sich allerdings nach der

Revolution etwas gebessert, aber im Ganzen blieben sie dieselben und wiederholten sich in den Baumwollenstaaten in erneuter Gestalt. Die Folgen für Virginien wollen wir mit den Worten A. Stevenson's, des früheren Gesandten in England, schildern. Es ist damit das Schicksal aller Baumwollenstaaten des Südens geschildert, da die Produktionsweise der Baumwolle durch Sklavenarbeit in der kolossalen Ausdehnung, welche sie gewann, noch weit mehr alle jene Uebel für das Land mit sich führte, die Stevenson in Virginien vorfand. Er sagt: „Kann ein intelligenter und unparteiischer Mann seinen Blick auf diesen Staat werfen, ohne von der traurigen Wahrheit betroffen zu werden, daß die Produktion unserer meisten Ländereien nicht bloß gering im Verhältniß zur Ausdehnung der Kultivation ist, sondern daß die Ländereien selbst stufenweise sinken und schlechter werden unter einem höchst mangelhaften, ja vernichtenden System der Bebauung. Wir müssen es Alle fühlen und erkennen, daß der Geist der Vervollkommnung des Ackerbaus schon längst in Virginien ermattet und jetzt in einem Grad gesunken ist, daß ohne dessen schleunige Wiedererweckung unser Staat, seiner Bevölkerung nach, nicht blos zum dritten und vierten Range, sondern zu einem der niedrigsten unter den Schwestern der Union herabsinken muß". „Wie Viele unserer Leute sehen wir nicht ihr Land zu ruinirenden Preisen verkaufen, ihre Heimath und ihre Freunde verlassen und sich im Westen ansiedeln, und mehrere von diesen weniger aus freier Wahl, als wegen der thatsächlichen Unmöglichkeit, von dem Ertrage ihrer einst fruchtbaren und jetzt durch ein verderbliches Bebauungssystem unfruchtbar und wüst gewordenen Ländereien ihre Familien zu erhalten und ihre Kinder zu erziehen. Und wie sehr wird dies Unglück erhöht, wenn wir, wie ich oft Zeuge war, die nachfolgenden Wechselfälle dieses Widerstreites der Emigranten zwischen Gehen und Bleiben sehen! Wie viele bleiben nur ein paar Jahre, kehren dann zurück, legen von Neuem Hand an einen Theil ihres heimathlichen Bodens und sterben, wo sie geboren wurden. Wie seltsam erinnert uns dies an den schiffbrüchigen Matrosen, der mitten im Sturm das Ufer erreicht, sich festzuhalten sucht, aber von der rückweichenden Welle wieder seewärts getrieben wird. Aber gegenkämpfend, zerrissen und zerfleischt, klammert er sich von Neuem an den Felsen mit blutigen Händen und hängt noch daran, als an der letzten Hoffnung — können wir uns darüber wundern? es war vielleicht die Heimath seiner Kindheit, der Wohnsitz seiner Vorfahren von langen Geschlechtern her — der Boden, auf den die Ersparniß und die Nahrung, die Energie und die Tüchtigkeit eines langen Lebens verwandt worden, „„der Schweiß der Lebenden und die Asche der Todten"". Und wie schwer ist es, solche Bande zu zerreißen. Das ist kein trauriges Bild der Phantasie, sondern eine treue Erzählung von dem,

was wir Alle als wahr erkennen und empfinden. Wer hätte nicht einen Bekannten oder einen Nachbar, vielleicht einen Freund oder Verwandten, der durch die Noth gedrängt, am Abend eines langen Lebens in diesen Wirbel der Auswanderung gedrängt und gezwungen wurde, seinen Staat und seine Freunde, die Heimath seiner Väter und seiner Kindheit zu verlassen und eine unsichere Existenz im geträumten Eldorado des Westens zu suchen. Ein anderes Uebel dieses unaufhörlichen Zuges unserer Bevölkerung nach dem Westen ist, außer dem in erster Reihe zu beklagenden thatsächlichen Verlust an unserer Bevölkerung selbst, die Tendenz, unser nichtswürdiges System der Bodenbebauung in größerem Maßstabe fortzusetzen. Sobald Einige sicher sind, einen augenblicklichen Gewinn zu erzielen, indem sie die Fruchtbarkeit ihrer Ländereien in den alten Staaten erschöpfen und sie dann verlassen um der Ländereien des Westens willen, welche bei ihrem Reichthum nicht die Hülfe der Wissenschaft fordern, so wird sofort die natürliche Tendenz herrschend, von vornherein alle Bestrebungen zur Verbesserung aufzugeben, das Land so schnell wie möglich zu tödten — es zu verkaufen, bringe es, was es wolle, oder es als Wüste zu verlassen. Das ist der Fall bei so vielen Auswanderern aus den Niederungen Virginiens."

Dieselbe Erscheinung, aber noch in größerem Maßstabe, finden wir in den eigentlichen Baumwollenstaaten; nur mit dem Unterschiede, daß der hohe Gewinn, den dies Produkt brachte, die ganze Bevölkerung in einen solchen Wahnsinn des Eroberungsgeistes gestürzt hatte, daß sie zuletzt die Sklaverei, als die nothwendigste Bedingung dieses Raubbaues, für heilig erklärten; „Baumwolle ist König" ist nur ein schwacher Ausdruck dafür, „Baumwolle ist Gott" wäre der richtigere. Man wird von diesem Gesichtspunkte aus die fanatische Gewalt begreifen, mit der die Südländer sich die nationale Allgewalt in der Union eroberten, um alle neuen Territorien des Westens und des Südens zu Sklavenstaaten zu erhalten. Unauslöschlich, wie ein Prairiebrand, dehnte sich dieses System über die Union aus und hinterließ überall Wüsten, wo es gehaust hatte.

„Blicken wir weiter nach dem Süden", sagt Carey, „so finden wir dieselben Zustände, wie in Virginien. Nord-Carolina strotzt von reichen undrainirten und unbebauten Ländereien, von Kohlen und Eisenerzen. Sein Areal ist größer als das Irlands, und doch hat er nur eine Bevölkerung von 868,000 Seelen, die in zwanzig Jahren blos um 130,000 und von 1830 bis 1840 blos um 16,000 zugenommen hat."

In Süd-Carolina haben die Leute überall so gehandelt, wie es von Virginien beschrieben wurde, und „noch hat der Staat", sagt der Gouverneur Seabrook, „Millionen Acker ungeklärten Landes von unübertrefflicher Fruchtbarkeit, welche die Bevölkerung der Plantagenstaaten herauszufordern scheint, ihre Kräfte zu nützen. Mergel und Kalk sind im Ueberfluß da, Mil-

lionen Acker des reichsten Wiesenlandes bleiben im Naturzustande und die Seebezirke haben die unerschöpflichen Quellen von Salzmarschen und Austernkalk". Nichtsdestoweniger war die Neigung, das Land zu verlassen, so stark, daß in den zehn Jahren von 1830 bis 1840 die weiße Bevölkerung sich blos um 1000 und die schwarze um 12,000 vermehrte, während die natürliche Vermehrung 150,000 hätte ergeben müssen. Wo ist diese Bevölkerung hingekommen? Sie ist zerstreut in Alabama, Mississippi, Lousiana, Texas und Arkansas. „Sie borgten von der Erde und zahlten ihr nichts zurück und die Erde hat sie ausgetrieben."

Dieses ganze System des Raubbaus mit Sklavenarbeit ist durch die Baumwollenkultur auf die Spitze getrieben worden. Bis 1832 war in Maryland, Virginien und Kentucky eine große Hinneigung zur Freiheit; von dieser Zeit ab verschwand sie; die Sklavenhalter-Herrschaft wurde allmächtig und drohte, sich über die freien Staaten auszudehnen. Diese Jahre von 1830 bis 1840 waren aber auch die Zeiten der riesenhaft aufblühenden Baumwollenkultur, die immer mehr stieg und doch das Bedürfniß des europäischen Marktes kaum befriedigte, das auf vier Millionen Ballen jährlich geschätzt ward, während die höchsten Ernten, mit Ausnahme der von 1860, nicht viel über drei Millionen ergaben. Da verschwanden auch die Handwerke und die ersten Spuren der Fabrikation von der Seite der Pflanzer. Verwüstung des Landes, Eroberung neuer fruchtbarer Gebiete, Ausdehnung des Sklavenhandels, billiges Produkt für die englische Fabrikation, das sind die Wirkungen dieser über einen halben Welttheil sich ausbreitenden, auf den nichtswürdigsten und verderblichsten Prinzipien basirten Produktionsweise gewesen. Der Entwicklungsgang jenes circulus vitiosus aber, aus dessen Wirbel es kein Entrinnen mehr gab, war der: *Die Aussaugung des Landes hat die Sklaven vermehrt. Die Erwerbung der Sklaven als Arbeitskapital hat keine andere Bebauungsweise des Bodens als den Raubbau erlaubt. Der große Bedarf des europäischen Marktes hat diese beiden Uebel als treibende Ursache vermehrt.*

Hören wir als Beleg dazu, was *Carey* sagt: „Wenn Menschen zusammenkommen und ihre Kräfte vereinigen, so sind sie im Stande, alle großen und mannichfaltigen Kräfte der Erde in Thätigkeit zu bringen, und je mehr sie zusammenkommen, desto größer wird der Werth des Landes, desto größer wird die Nachfrage nach Arbeit, desto höher der Lohn, desto größer die Freiheit des Menschen. Je mehr sie im Gegentheil sich von einander trennen, desto größer ist die Abnahme im Werth des Landes, desto geringer ist der Preis der Arbeit, desto geringer ist die Freiheit des Menschen". „Es ist nicht die Sklaverei, welche die Aussaugung des Bodens *verursacht*" (wohl aber später vergrößert), „es ist die Aussaugung des Bodens, welche die Fortdauer der Sklaverei verursacht. Das Volk von England erhob sich

aus der Sklaverei zur Freiheit, als das Land verbessert und fruchtbar gemacht wurde, als eine große Zahl von Menschen befähigt wurden, von derselben Oberfläche ihre Existenz zu gewinnen. Und es war gerade zu der Zeit, als das Land Werth erhielt, daß sie frei wurden. Das war der Fall mit jedem Volke, das fähig wurde, dem Lande den Dünger zurückzugeben, den ihm die Früchte entzogen hatten, weil diese einen heimischen Markt fanden". Wie auf der anderen Seite die Etablirung der Sklavenarbeit die Aussaugung des Bodens zur Nothwendigkeit macht, ist in einem Artikel der Prospective Review, Nov. 1852, gut geschildert, von dem wir nur dies hervorheben wollen: „Die Ackerbauweise, die in der Regel mit Sklavenarbeit vereinigt ist, erweist sich wesentlich als aussaugend und kann daher nur auf den jungfräulichen Reichthum neukolonisirten Bodens angewandt werden. Der Sklave kann pflanzen und graben und hacken; er arbeitet roh und träge mit rohen Werkzeugen, und sein unwilliger Fuß tritt auf denselben Pfad erzwungener Arbeit Tag für Tag. Aber Sklavenarbeit paßt nicht für die Operationen eines wissenschaftlichen Ackerbaus, der dem erschöpften Boden seinen Reichthum zurückgiebt; und es ist Thatsache, daß die Pflanzer der nördlichen Sklavenstaaten wie die Virginiens" (wir haben gesehen, auch die der südlichen) „nach und nach die alten Sitze der Civilisation verlassen und immer weiter und weiter in das noch ungepflügte Land vordringen."

Es ist aber zur Ehre der Wahrheit wohl zu bemerken, daß es nicht blos die ursprünglichen Bewohner der Sklavenstaaten waren, welche diesen ganzen Prozeß der Landverwüstung, des Sklavenhandels und der Wanderung nach Süden und Westen ins Werk setzten. Auch die Bürger der freien nördlichen Staaten, die in ihrem Herzen die Sklaverei haßten, hat die unwiderstehliche Gewinnsucht in den Strudel dieser Produktionsweise hineingerissen. Die Auswanderung aus den Sklavenstaaten ging nicht blos nach Süden und Westen in eine neue Heimath; sie ging auch nach Norden in die alte Heimath und betrug nach statistischen Nachweisen in manchen Jahren bis zu 20,000 Köpfen, meist einzelnen Männern. Dies waren Nordländer, die nach den Baumwollenstaaten gekommen waren. Mit kleinem Kapital kamen sie bis von Massachusetts herunter nach dem Süden, und mit der dem Yankee eigenen Energie begannen sie, mit einigen gekauften oder gemietheten Sklaven ein Stück Land in Angriff zu nehmen und Baumwolle zu pflanzen. Von dem Ertrag der Ernte wurden mehr Sklaven gekauft, wurde mehr Land bebaut und ausgesogen, und so fort, bis sie, im Ganzen sparsamer als die eingeborenen Südländer, nach einer Reihe von Jahren sich ein Vermögen erworben hatten. Mit diesem verließen sie das verhaßte Dixieland, um in der Heimath mit ihrem erworbenen Vermögen den ehrlichen Handel eines freien Bürgers zu treiben. Aber auch diese hat, wie die Engländer in ihren Fabrikdistrikten, die Nemesis erreicht; ihre Söhne bluten

jetzt auf den Schlachtfeldern des Südens, dem sie den unlauteren Ursprung ihres Vermögens verdanken.

Der Leser wird von diesen Gesichtspunkten aus erkennen, daß in der Produktionsweise der Baumwolle ein Stück Kulturgeschichte liegt, das mit der verderblichen Handelspolitik Englands in den Kolonien begonnen hat und mit dem blutigsten Bürgerkriege endete. Die Frage tritt nun auf: Was wird aus der Baumwollenkultur werden, was aus dem großen Kapital, dem stehenden der Fabriken und dem mobilen der Arbeitskraft, das von jenem Rohmaterial abhängig ist?

Gerade die Noth in den Fabrikdistrikten Englands, dessen furchtbaren Folgen das Land nur durch unerhört große Geldsammlungen entgangen ist, und die großartigsten Anstrengungen der Regierung wie der großen Industriellen, bei dem durch die Blockade der südlichen Unionshäfen verhinderten Baumwollenexport andere Bezugsquellen zu eröffnen und die schon offenen reicher fließen zu machen, haben bewiesen, daß die europäische Fabrikation die amerikanische Baumwolle nicht entbehren kann. Außer für die ganz langstaplige egyptische Baumwolle, die in der Schweiz, Frankreich und Süddeutschland, die mittelstaplige aus Brasilien und Westindien, die in Deutschland und England, und die kurzstaplige, die namentlich in der Spinnerei zu Gladbach verarbeitet wird, ist das größte stehende Kapital unstreitig in England für die langstaplige amerikanische Baumwolle etablirt. Dies war auch der Grund, weshalb die englischen Spinner sich vom Anfang der Krisis an weigerten, neue Tausende auf die Veränderung ihrer Walzenwerke für die kurzstapligen Sorten zu verwenden, Summen, die für den Fall, daß amerikanische Baumwolle bald wieder auf den Markt käme, als verschleudert gelten mußten. Was wir allerdings von ostindischer Baumwolle gesehen und mit amerikanischer zusammengehalten haben, ist so schlechter Stoff, daß man nicht begreift, wie diese Fasern versponnen werden können. Auch wird die große Nachfrage nach der Quantität die Kultur zur Erzielung einer besseren Qualität in Ostindien eben nicht fördern. In der That sind die letzten Sendungen, die auf den Liverpooler Markt kamen, so unverarbeitbar gewesen, daß sie nur als Spekulationsdevisen auf den Börsen figuriren. Was uns nicht genug wundern kann, ist dies, daß eine natürliche Quelle der Baumwolle, die in den südamerikanischen Republiken, namentlich Granada, in reichem Maße vorhanden ist, noch nicht ausgebeutet wurde, wir meinen die Baumwolle des perennirenden Baumwollenbaums (gossypion arboreum). Einer unserer Freunde, der mehrere Jahre in Granada gelebt hat und mit Indianern oft quer über die weglosen Gebirge gewandert ist, hat ganze Wälder dieses Baumes angetroffen. Auch aus Ecuador wird berichtet, daß dieser Baum sich dort finde und 40 Proz. Baumwolle, also 10—15 Proz. mehr als die besten amerikanischen Baum=

wollensorten („Neworleans" und „Sea Island") liefere. Ueber die Faser ist uns nichts Näheres bekannt. Es scheint, daß nicht die Länge der Faser allein über die Güte und Zweckmäßigkeit der Baumwolle zum Verbrauch entscheidet, sondern auch deren Festigkeit und Elastizität. Sonst würden die Engländer ihr Hauptkapital nicht auf die amerikanische, sondern auf die egyptische, die ihnen doch auch bekannt war, verwandt haben.

Es fragt sich nun, ist es ein durchaus feststehendes Axiom, daß die nothwendige amerikanische Baumwolle nur durch Sklavenarbeit beschafft werden kann? Der Geist der Humanität würde, wenn diese Frage bejaht würde, antworten: Nun, so behelft euch mit Surrogaten! Daß selbst in England dieser Geist erwacht, ist uns aus der Rede Milner Gibson's an seine Wähler in Ashton-under-Lyne (im Januar d. J.) klar geworden. Der englische Handelsminister sagte dort unter Anderem: „Ich glaube, die sogenannten konföderirten Staaten — die, beiläufig gesagt, die Angreifer waren — haben sich eine faule Sache zur Aufgabe gestellt, die sie schwerlich zu einem guten Ziele führen werden. Der Ursprung des Kampfes ist die Sklavenfrage, und von diesem Gesichtspunkt aus kann England nie mit den Südstaaten sympathisiren." Besonders merkwürdig ist es aber, daß sich in England bereits Stimmen für die freie Arbeit im Süden der Union erheben. In der Sitzung des statistischen Vereins von Manchester am 14. Januar sprach Herr James Ogden ausführlich über die Baumwollenkultur. Er wies auf die großartigen Anstrengungen hin, welche man in den letzten Jahren in allen Ländern, wo die Pflanze zu ziehen sei, zur Ausdehnung der Baumwollenproduktion gemacht habe. Indien, Egypten, Brasilien und andere Länder hätten in den letzten zwei Jahren die Baumwollpreise um 200—300 Proz. hinaufgeschraubt; doch sei es ihnen durchaus nicht gelungen, die Stelle der nordamerikanischen auszufüllen, und jetzt sehe sich England genöthigt, dieselben Preise zu bezahlen, welche vor siebenzig Jahren, ehe die Baumwollenkultur in Amerika eingeführt worden, an der Tagesordnung gewesen seien. Obwohl es wünschenswerth sei, möglichst viele Bezugsquellen zu haben, so müsse man doch eingestehen, daß der Aufschwung der brittischen Fabrikation dem Umstande zu verdanken sei, daß die Südstaaten ein so gutes und billiges Rohmaterial zu liefern vermöchten. Es gehe dies aus dem Vergleiche hervor, daß die Ernte des Jahres 1850 nicht ganz 2½ Millionen Ballen, diejenige des Jahres 1860 schon über 4½ Millionen Ballen zu ungefähr 6 P. per Pfund ergeben habe. Mit Ausnahme der egyptischen und der brasilischen sei die jetzt in England verwendete Baumwolle so kurzstaplig und brüchig, daß die gegenwärtig fabrizirten Zeuge mit den vor drei Jahren hergestellten nicht im Geringsten einen Vergleich aushalten könnten. Alle stimmten darin überein, daß den Amerikanern kein anderes Volk, welches sich an der Baumwollenkultur versucht

habe, an Unternehmungsgeist gleichkomme, und daß kein anderes Land von der Natur so sehr begünstigt sei wie die Südstaaten. Selbst die Abschaffung der Sklaverei würde nicht von nachtheiligen Folgen sein; denn es könnte in den Baumwollpreisen keinen großen Unterschied machen, wenn die Löhnung der Neger auch verdoppelt oder verdreifacht werden müßte, zumal der Arbeitslohn nur einen kleinen Bruchtheil der Produktionskosten ausmache. — Wir können dieser Darstellung der faktischen Verhältnisse hinzufügen, daß durchaus kein Grund vorhanden ist, die Rentabilität freier Arbeit für die Erzeugung der Baumwolle als bloße Vermuthung auszusprechen. Es laufen in Washington fortwährend Berichte aus den Theilen von Louisiana, Nord- und Südkarolina, die den Unionswaffen unterworfen sind, von Pflanzern ein, welche jetzt mit freien bezahlten Negern arbeiten und ausgefunden haben, daß sie sich eher besser dabei stehen als früher, wo sie mit Sklaven arbeiteten. Daß der freie Neger in Amerika Erwerbstrieb hat, ist schon dadurch bewiesen, daß sich in den freien Staaten und in den Grenzstaaten Tausende freier Farbiger durch ihrer Hände Arbeit zu Reichthum emporgeschwungen haben.

Aber auch für die Rentabilität der Baumwollenkultur durch den Einzelbetrieb des weißen Farmers können wir eine gewichtige Autorität anführen. Als ich eines Abends mit K. Schurz und Riotte, dem jetzigen Gesandten in Costarica, einem Deutschen vom Rhein, der früher in Texas eine Farm besessen, beim Präsidenten Lincoln war, fragte dieser Herrn Riotte über die Anwendbarkeit freier Arbeit für die Baumwollenkultur. Riotte berichtete, daß sehr viele Deutsche in Texas auf ihren Farmen, wo sie ohne Sklaven arbeiteten, Baumwolle gezogen hätten, und zwar von so vorzüglicher Güte, daß sie auf dem Markte 30 Proz. mehr erhalten hätten, als damals die Plantagen-Baumwolle betrug. Dieses Beispiel wird nach der Befreiung des Südens von der Despotie der großen Sklavenhalter weitere Aussichten für die freie Arbeit im Süden eröffnen. Hat schon die rohe Sklavenarbeit ein vorzügliches Produkt geliefert, so wird die intelligente Arbeit des freien Arbeiters noch ein vorzüglicheres erzeugen. Tausende freier Einwanderer des Nordens werden gleich im Beginn durch die hohen Preise der Baumwolle ermuthigt werden, Land für diesen Zweck in Angriff zu nehmen. Denn wieviel auch noch aufgespeicherte Baumwolle im Süden vorhanden sein mag, es ist Thatsache, die wir von Augenzeugen haben, daß in den letzten zwei Jahren nur Getreide und Früchte gepflanzt worden sind. Wenn also die Ernte von 1860 4½, die von 1861 etwas über 3 Millionen Ballen betrug, der jährliche europäische Bedarf sich aber auf 4 Millionen Ballen berechnet, so bleibt sicher immer ein Ausfall von zwei amerikanischen Ernten, also 8 Millionen Ballen, der kaum zum vierten Theile von Baumwolle aus anderen Bezugsquellen gedeckt worden ist.

Was die in Zukunft zu erwartende Qualität betrifft, so haben wir schon im Berichte des Herrn Riotte ein Beispiel. Es ist aber bei dem jetzigen Stande der wissenschaftlichen Agrikultur sicher, daß die erforderliche Qualität durch intelligenten Betrieb in der vorzüglichsten Güte erreicht werden kann. Schon einfach dadurch, daß nur immer diejenigen Pflanzen, welche die gewünschte Qualität der Frucht besonders gut ausgebildet zeigen, zur Saat verwendet werden, wird eine Vervollkommnung der Zucht erreicht. So ist vorauszusehen, daß nach den Störungen, die jeder Uebergang von einer Produktionsweise zur andern im großen Verkehr erzeugt, auch für die Baumwollenfabrikation in Europa, an die das Vermögen und das Schicksal so vieler Tausende gekettet ist, eine neue blühende Periode entstehen wird, basirt auf Gütererzeugung und Güteraustausch, wo sich die freie Arbeit zweier Welttheile die Hände reichen und nicht mehr auf eine Produktionsweise des Rohprodukts beschränken wird, die eins der traurigsten und blutigsten Blätter der menschlichen Kulturgeschichte bezeichnet.

Philologisches.

Von einem Turanier.

Niemand hat es je geleugnet, daß die Engländer eine durchaus praktische Nation sind, die es versteht, auf dem wohlfeilsten Markte zu kaufen und auf dem theuersten ihre Waaren an den Mann zu bringen. Als es sich darum handelte, das heilige Buch der Inder, den **Rik**, korrekt herauszugeben, verschrieb sich die ostindische Kompagnie Herrn Max Müller, einen der bedeutendsten Sanskritisten aus Deutschland. Sobald man sah, er sei dieser schwierigen Aufgabe vollkommen gewachsen, fesselte man ihn an England durch die Taylor-Professur der deutschen Sprache in Oxford; ja die Fellows von All Souls, die seit langer Zeit die doppelte Absicht des Stifters, daß sie **bene nati et mediocriter educati** sein sollen, besonders in Hinsicht der zweiten Bedingung nur zu genau befolgt hatten, wählten ihn sogar in ihre Mitte, damit ihr Kollegium auch einmal mit einer Illustration sich brüsten könne. Doch als die viel fettere Stelle des **Boden professors** des Sanskrit in Oxford durch den Tod des berühmten Wilson erledigt war, schlug Monier Williams, ein guter Christ und mittelmäßiger Sanskritist, den fremden Gelehrten aus dem Felde. Wir zweifeln durchaus nicht, daß der jetzige **Boden professor** in Hinsicht der neununddreißig Artikel der englischen Kirche sehr fest beschlagen sei; daß er aber Panini's Grammatik nicht versteht, hat er naiver Weise selbst drucken lassen. Doch was kümmert dies die praktischen Engländer, wurde doch durch seine Wahl jedenfalls seine Pension als Professor des aufgehobenen indischen Kollegiums zu Haileybury erspart; seine Schüler lernen von ihm hinlänglich Sanskrit, um das Regierungs-Examen für den indischen Civildienst zu machen, und wenn er sich weiter nicht um Philologie bekümmert, kann er mit um so mehr Muße bekannte Sanskrittexte für die studirende Jugend in eleganter Ausgabe verbalhornen.

In diesem England aber, wo man es so gut verstand, Max Müller mit geringen Kosten zu utilisiren und dabei Monier Williams zu versorgen, wurde im Jahre 1861 der berühmte Herausgeber des Veda ersucht, Vor-

lesungen über die Wissenschaft der Sprache in der weltbekannten Royal Institution für die höchste Gesellschaft von London zu halten, für Gelehrte anderer Fächer, für Parlamentsmitglieder und Staatsmänner aller Art und die eleganten Damen, die sich mit Wissenschaft befassen. Die englische Aristokratie, ungleich der kontinentalen, ist nämlich lernbegierig und liebt es, die Resultate der Forschungen auf jedem Felde der Gelehrsamkeit wenigstens im Fluge kennen zu lernen, vorausgesetzt, daß es nicht spekulative Philosopie, biblische Kritik oder die Geschichte der Revolutionen der Neuzeit sei, die alle in guter Gesellschaft verpönt sind. Geologie und Chemie, arktische, afrikanische oder australische Entdeckungsreisen, die Literatur des Mittelalters, selbst Darwin's Theorie und Lyell's Untersuchungen über das Alter des Menschengeschlechts waren ihrer Zeit sehr populär, man erkannte ihre Wichtigkeit und den eventuellen praktischen Werth, während philologische Forschungen blos für gelehrte Spielereien galten. Die Einladung Max Müller's durch das Komité war daher zu gleicher Zeit ein ehrenhafter Tribut, den man der Wissenschaft und dem Gelehrten zollte, denn der Umstand, daß Dr. Barlow, der Sekretär der Royal Institution, der vergleichenden Sprachwissenschaft das Amphitheater in Arundell Street öffnete, kann für eine offizielle Anerkennung der komparativen Philologie gelten; die Londoner Gesellschaft hat ihr die Ebenbürtigkeit mit der Geographie, Naturgeschichte, Physik und Chemie zugestanden, sie ist aus dem esoterischen Kreise der Gelehrten in die exoterische Welt eingeführt. Wenn aber eine Wissenschaft im Salon erscheint, muß sie natürlich das schwere Rüstzeug scientifischer Nomenklatur in der Studierstube zurücklassen und verständlich sprechen lernen, und dies läßt auch hoffen, daß nach dem Präzedenzfall von England Niemand im gebildeten Leserkreis dieser Jahrbücher, nicht einmal der Philologe von Profession, die Nase rümpfen wird, wenn ein Turanischer Barbar mit Hinweglassung des gelehrten Apparatus nicht sowohl über jene tiefe Weltanschauung, die in der Sprache jedes Volksstammes verborgen liegt, als über die Vorlesungen Max Müller's sich ausspricht. Ihr gelehrter Landsmann erntete nämlich, und mit Recht, entschiedenen Erfolg, seine neun Vorlesungen wurden zahlreich besucht und beklatscht, und als sie im Druck erschienen, las und kaufte sie nicht nur das englische Publikum zur größten Zufriedenheit des Herausgebers in vier Ausgaben, auch die französische Akademie krönte sie mit einem Preis. Diesseits und jenseits des Kanals wurde das Verdienst des deutschen Forschers anerkannt, der so unterhaltend, in eleganter englischer Sprache, die trocknen Resultate einer formellen Wissenschaft dem verwöhnten Gaumen der Londoner Gesellschaft mundgerecht zu machen verstand.

Es läßt sich durchaus nicht leugnen, daß diese Vorlesungen mit großer Kunst zusammengesetzt sind; sie enthalten einen Schatz von kleinen biographischen und bibliographischen Notizen, Anekdoten und Genrebildern, an

denen die Hand des Meisters nicht zu verkennen ist, wie z. B. bei der musterhaften Darstellung des Einflusses, den das erlauchte Haus der Scipionen auf die Ausbildung der lateinischen Sprache ausübte; hauptsächlich aber enthalten sie gerade nur so viel wirklich wissenschaftliche Ideen, als ein hochgebildetes Publikum auf ein Mal vertragen kann.

Max Müller, der in Oxford natürlich einer eigenthümlich englischen biblischen Färbung nicht entgehen konnte, wird wahrscheinlich auch einige wohlbekannte ergötzliche Anekdoten theologischer Natur von seinen Kollegen an der reich besetzten Tafel von All Souls gehört haben, deren tiefe Bedeutung und praktischer Nutzen seinem Forschergeist nicht entgehen konnte. So erzählt man z. B. vom seligen Erzbischof Whateley von Dublin, er habe einst einem jungen Geistlichen, der in seiner Probepredigt die ganze englisch-christliche Weltanschauung zusammengefaßt hatte, kopfschüttelnd gesagt: „Junger Mann, ich fürchte, Sie werden trotz Ihres Ernstes und Ihrer Gelehrsamkeit nicht viel mit Ihren Predigten ausrichten, denn Sie geben zu viele Ideen hinein. Vergessen Sie nicht, daß das kirchliche Publikum eine schwache Verdauung hat, es verträgt in einer Predigt höchstens zwei Weizenkörner der Wahrheit, im Uebrigen müssen Sie seinen Magen mit Spreu füllen". Max Müller hielt sich in der Royal Institution an des wohlmeinenden Erzbischofs goldene Regel, er füllte vierthalbhundert Seiten auf die geistreichste Weise mit einigen paradoxen und vielen unterhaltenden Bemerkungen, um seinen Lesern ein Halbdutzend philologischer Axiome mitzutheilen. Sie sind der eigentliche Kern des Buches, und wohl werth, dem Gedächtniß eingeprägt zu werden, denn sie bilden die feste Grundlage der Wissenschaft der Sprache.

In seiner ersten Vorlesung, in der der Verfasser zum Nutz und Frommen der Archäologie wörtlich sagt, die Mythologie, dieses G i f t (sic) der alten Welt, könne als eine K r a n k h e i t (sic) der Sprache aufgefaßt werden, beweist er sehr geistreich, daß die vergleichende Sprachforschung eigentlich eine physische Wissenschaft sei, nicht eine historische, die mit den Werken Gottes, nicht mit denen des Menschen zu thun habe. Natürlich schloß ich mit meiner stumpfen Turanischen Logik aus diesem Vordersatz, Müller werde, wenn er erst zum Kapitel über den Ursprung der Sprache gelangt, diese für ein Werk Gottes und ein Resultat unmittelbarer Inspiration erklären. Weit gefehlt, der Herausgeber des Rik ist ein zu großer Gelehrter, als daß er sich je zur Vertheidigung krasser Inspirationstheorien hergeben sollte, sein geistreicher Unterschied zwischen den physischen Wissenschaften, die sich mit den Werken Gottes, und den historischen, die sich mit den Werken des Menschen beschäftigen, ist ja im Grunde nicht ernstlich gemeint, es ist der Zoll, den der deutsche Gelehrte englisch religiösen Anschauungen zahlt, damit er nicht für einen Ungläubigen gehalten werde, oder eine Artigkeit für den alten Dr. Pusey in Oxford, dessen Schüler und Freunde bei den Universitäts-

wahlen noch immer einen bedeutenden Einfluß haben. Wir begegnen unserem Vorleser zu unserem Erstaunen noch mehrmals in diesem bedeutend ausgefahrenen Geleise, finden wir doch in der vierten Vorlesung sogar die Versicherung, daß weder im alten noch im neuen Testamente die Ansicht, das Hebräische sei die Quelle aller Sprachen, durch irgend ein Wort zur nothwendig unerläßlichen gemacht sei. Im Gegentheil bemerkt Herr Müller sehr scharfsinnig, „da das Hebräische eine der Sprachen war, welche aus der Sprachverwirrung beim Thurmbau zu Babel hervorgingen, so konnte es doch füglich nicht die Sprache Adam's sein“ (Seite 110 der deutschen Uebersetzung). Eine solche Bemerkung mag in England wohl in den höchsten Kreisen für ein Weizenkorn im Sinne Whateley's gelten, aber auf dem Kontinente halten wir dies doch nur für eitle Spreu.

Wichtiger, als dieser biblische Exkursus, ist ein sehr naives Bekenntniß des großen Sprachforschers, das wir auf der 21. Seite der autorisirten Uebersetzung lesen und das unsere hohe Meinung über seine Gründlichkeit bedeutend herabstimmen könnte. „Ich werde sogar im Laufe dieser Vorlesungen von hunderten (!!!) von Sprachen zu sprechen haben, von denen vielleicht viele noch nicht einmal dem Namen nach bekannt sein dürften.“ (Dies grenzt ja geradezu an Hexerei.) „Es ist dem Sprachforscher rein unmöglich“, fährt er fort, „eine praktische Uebung in allen den Sprachen zu erlangen, mit denen er sich abgiebt“. — „Grammatik und Wörterbuch bilden den Gegenstand seiner Untersuchungen“. — „Es ist wohl wahr, daß eine Sprache das Gesammtbild ihres Wunderbaues nur dem Forscher vollständig entschleiern wird, der sie gründlich und kritisch in einer Reihe von Literaturwerken, welche die verschiedenen Perioden ihres Wachsthums repräsentiren, studiert hat; dessen ungeachtet sind **kurze Listen von Vokabeln und selbst unvollkommene Skizzen einer Grammatik** in vielen Fällen Alles, was der Sprachforscher zu erlangen erwarten kann, oder das zu bemeistern und für seine Zwecke zu benutzen er hoffen kann“. — Mit diesem Geständniß entwaffnet uns freilich der Verfasser, wenn wir seine turanischen Theorien mit kritischem Messer zerlegen wollen, und wenn wir nicht die Genauigkeit kennen würden, mit denen er selbst den uralten grammatischen Kommentar des Veda herausgiebt, würden wir versucht sein, ihn mit Dr. Latham auf dieselbe Stufe philologischer Leichtfertigkeit zu stellen; doch glücklicher Weise ist Müller, wie einst Jean Jacques Rousseau, bedeutend besser, als er sich in seinen Bekenntnissen schildert, und schon am Ende der ersten Vorlesungen finden wir eines jener Goldkörner, das uns für viele Paradoxen schadlos hält, obgleich auch dieses nicht ohne jene orthodoxe Legirung geblieben ist, deren Erklärung wir blos in dem Oxforder Aufenthalte des Verfassers finden können.

„Wenn man erwägt“, sagt er, „daß, welche Ansicht wir auch über den

Ursprung und die Verstreuung der Sprache hegen mögen, doch niemals der Substanz der Sprache etwas Neues hinzugefügt worden ist, daß alle ihre Wandelungen nur formell gewesen sind, daß in gewissem Sinne keine neue Wurzel, kein Urwort von späteren Generationen je erfunden worden ist, ebenso wenig wie der materiellen Welt, in welcher wir leben, je ein einziges Element neu hinzugefügt worden ist, wenn man bedenkt, daß in gewissem Sinn, und zwar mit vollem Recht, gesagt werden kann, daß wir noch dieselben Worte handhaben, welche aus dem Munde des Sohnes Gottes hervorgingen, als der Mensch einem jeglichen Vieh und Vogel unter dem Himmel und Thier auf dem Felde seinen Namen gab, so wird man hoffentlich einsehen, daß die Wissenschaft der Sprache unsere Beobachtung und Aufmerksamkeit ebenso sehr, ja noch mehr beanspruchen darf, als irgend eine andere Wissenschaft."

Diese kurzen Bemerkungen werden wohl hinreichen, um eine Idee über die Farbe der Vorlesungen und die Eleganz der Uebersetzung zu geben, und da die Leser der Jahrbücher wahrscheinlich weniger dyspepsirt sind als das kirchliche Publikum des seligen Erzbischofs von Dublin, will ich aus den folgenden Kapiteln einerseits die Weizenkörner herauslesen, andererseits den Unkrautsamen ausreuten, der, auf fruchtbarem Boden ausgestreut, ebenfalls Wurzeln fassen könnte. Es sind der ersteren nicht zu viele, sie reichen hin, um einem unterhaltenden Band von vierthalbhundert Seiten Gehalt zu geben, während sie hier kaum mehr als eine Seite füllen werden, ein neues Zeugniß für die Meisterschaft des Verfassers, der mit geringen Mitteln Großes zu vollführen versteht. Es sind die folgenden Axiome:

1) Die Grammatik ist das wesentlichste Element und deshalb die Grundlage der Klassifikation aller Sprachen, daher giebt es keine Möglichkeit einer Mischsprache, d. h. einer Sprache, die ihrer Grammatik — nicht ihrem Wörterschatz nach — zwei verschiedenen Familien angehörte.

2) Alle Wurzeln sind einsilbig, jedes Wort läßt sich auf eine Wurzel reduziren.

Wir vermissen hier nur den erläuternden Komplementarsatz: alle Affixe sind einsilbig.

3) Die Wurzeln sind primitiv, sekundär oder tertiär.

Die Primitiven bestehen entweder aus einem bloßen Vokal oder aus einem Vokal und einem Konsonanten, vorgesetzt oder angehängt.

Sekundäre Wurzeln bestehen aus einem Vokal zwischen zwei Konsonanten, deren einer stets sekundär ist und Modifikationen zuläßt.

Tertiäre Wurzeln bestehen aus zwei Konsonanten, einem Vokal vorangehend oder nachfolgend, einem Vokal zwischen drei Konsonanten oder einem Vokal zwischen vier Konsonanten. Bei diesen Wurzeln ist einer der zwei Konsonanten, die dem Vokal vorangehen oder nachfolgen, immer ein Halb-

vokal, Nasal- oder Zischlaut, und wir können fast immer den späteren Ursprung eines Konsonanten nachweisen, der der Wurzel angefügt ist, um ihr eine speziellere Bedeutung zu geben.

Diese Axiome bilden jedenfalls eine solide Grundlage für die Vorlesungen, kein Philolog wird sie anzweifeln; wir sind aber nicht bereit, einige andere Behauptungen des Verfassers für Axiome gelten zu lassen, im Gegentheil sind sie ein Beweis, daß selbst Max Müller sich irren könne, oder wenigstens ohne Präcision seine Aussprüche formulire. Wenn er zum Beispiel im Gegensatz zum Chinesischen sagt, daß besonders in den arischen Sprachen keine prädikative Wurzel an sich ein Wort bilde, können wir nicht umhin, ihn an das Sanskrit Affix **krip** zu erinnern, das gerade im Englischen so häufig vorkommt. In dieser arischen Sprache finden wir ja z. B. die prädikative Wurzel **love**, als Wort, das zu gleicher Zeit die Liebe, ich liebe, wir lieben, ihr liebt, sie lieben, liebe du und lieben bedeutet. Selbst ein Tunguse oder Chinese könnte bei dieser Armuth grammatikalischer Formen und Abwesenheit pronominaler Affixe ein Gefühl der Befriedigung kaum unterdrücken; es ist die kahle nackte Prädikativ-Wurzel, die das Wort bildet.

Ebenso wenig können wir es in ganzer Ausdehnung zugeben, daß bei den turanischen Sprachen die Wurzel immer scharf ausgeprägt sei und nie unter der Berührung mit derivativen Elementen leide. Und hier sind wir auf dem Terrain angelangt, wo wir ihm nicht länger folgen können, auf das Feld der turanischen Sprachen, deren Wichtigkeit er vollkommen anerkennt; sie hat ihn aber dennoch nicht bestimmt, die Hochsprachen dieser Familie genauer zu studiren, er begnügt sich, sie aus einigen Deklinations- und Konjugations-Paradigmen zu beurtheilen. Merkwürdiger Weise stellt er sich auf den Standpunkt jener abendländischen Grammatik, deren Geschichte er uns in der dritten Vorlesung so vortrefflich erzählte; doch der große Vedakenner hat es versäumt, seine Zuhörer mit den unsterblichen Werken der drei indischen philologischen Heiligen Panini, Katyayena und Patanjali bekannt zu machen, für die die Kasus-Endungen und die Modifikationen des Zeitwortes durch die Affixe der Personen und Zeiten in den verschiedenen Modis die Grammatik durchaus nicht erschöpfen. Für sie ist jedes Affix von gleicher Wichtigkeit, jede Verbal- und Nominal-Ableitung, jede Modifikation der Wurzel beschäftigt ihren Scharfsinn, nicht nur die Deklination und Konjugation, und wenn wir konsequent auf der Bahn fortschreiten, die sie gebrochen, würden wir bald zu jener Ueberzeugung gelangen, daß es mit Ausnahme von Mißgeburten ohne Lebensfähigkeit, in der Sprache ebenso wenig als in der Natur unregelmäßige Formen gebe. Doch ehe wir uns in die Diskussion der turanischen Frage einlassen, müssen wir noch auf eine Tendenz des Verfassers aufmerksam machen, die seinen klaren Blick sehr oft trübt.

Max Müller hält nämlich auch in diesen Vorlesungen an einer Grundidee fest, die sich, wie der rothe Faden durch die englischen Admiralitätstaue, durch alle seine Forschungen durchzieht und der zu Liebe er manchmal unhaltbare Hypothesen aufstellt. Mit dem Enthusiasmus einer edlen Seele liebt er die Idee der genealogischen Einheit des Menschengeschlechts, die mit der Sprachforschung bis jetzt gar nichts zu thun hat. Er nimmt es a priori an, daß Adam und Eva die Stammeltern des ganzen Menschengeschlechtes seien, und er möchte gar zu gern diese ursprüngliche materielle Einheit des Menschengeschlechtes, die Filiation bis auf unsere Zeit, aus der Philologie beweisen. Für ihn sind eben deshalb die einsilbigen, die sogenannten Agglutinativ- und die Flexionssprachen nicht organisch verschiedene Weisen, den Begriffen eine Form zu geben, sondern nur drei Stufen der ursprünglichen Sprache, daher er auch alle Sprachen, die nicht arisch und nicht semitisch sind, ohne Weiteres in den turanischen Topf zusammenwirft und die Idiome der gelben und braunen Rasse mit denen der weißen vermischt, während wir bei dem noch unvollkommenen Material der Sprachwissenschaft höchstens von den drei großen Sprachfamilien des weißen Mannes sprechen können, deren verschiedenen Typus mit gewohnter Schärfe zu charakterisiren er unterläßt. Dies ist ganz natürlich, denn er sucht ja die Aehnlichkeit, nicht die Verschiedenheit; die Modifikation des Wurzelvokals in der arischen, die Harmonie der Vokale in den turanischen Sprachen werden von ihm nur vorübergehend erwähnt, sein Augenmerk ist hauptsächlich auf das Verhältniß des Affix zur Wurzel gerichtet, auf die mehr oder minder weit vorgeschrittene phonetische Korruption der Wurzel und des Affixes; daher erscheint ihm, wie er es selbst aussagt, die Geschichte der Sprachen mehr wie eine Geschichte ihres Verfalls als ihres Wachsthums.

Der gelehrte Verfasser beschäftigt sich gern mit Spekulationen über die turanischen Sprachen, die arische Familie kann ihm kaum mehr etwas Neues für seine kühnen Generalisationen bieten, das Unbekannte zieht ihn an. Für ihn sind turanische Sprachen Nomadensprachen. „Bei den Ariern und Semiten", sagt er, „deren Geschichte in einem Hauptstrom fortfließt, haben Religion, Gesetz und Dichtkunst wohl abgegrenzte Dämme aufgebaut, um die Fluthen des Sprachenstromes auf allen Seiten in ihrem Bett zu erhalten. Unter den turanischen Nomaden hat sich ein solcher Kern von einem politischen, sozialen oder literarischen Grundcharakter niemals gebildet. Reiche hatten sich nicht sobald gebildet, als sie auch, wie die Sandwolken der Wüste, schon wieder auseinanderstoben; keine Gesetze, keine Lieder, keine Erzählungen überlebten das Zeitalter ihrer Verfasser."

Bei aller unserer Verehrung Max Müller's müssen wir gestehen, daß unsere Logik uns nicht erlaubt, diesen seinen Worten unbedingten Glauben zu schenken. Wir haben bis jetzt stets die semitischen Völkerschaften für

Nomaden gehalten, wir haben geglaubt, die Araber seien vom Euphrat bis an das atlantische Meer überall Hirten- und Wanderstämme, und der semitische Wandertrieb erkläre die Zerstreuung der Juden besser, als selbst die Zerstörung des Tempels und des Reiches unter Titus und Hadrian. Doch Alles dies ist dem apodiktischen Zeugniß Max Müller's zufolge ein turanischer Irrthum, das Arabische, Hebräische und Chaldäische sind durchaus keine Nomadensprachen, dagegen sind die ackerbauenden Finnen — sie nennen sich selbst Bewohner der Marschländer, — die an ihrer alten Verfassung so zäh festhaltenden Ungarn und die türkischen Städtebewohner für ihn noch immer Nomaden, obgleich die Wanderungen der zwei letztern, gleich jenen der Deutschen, eigentlich Eroberungszüge waren und sich bei Weitem nicht so fern ausdehnten, wie jene der Gothen, der Normannen oder gar der celtischen Stämme. Trotz einer tausendjährigen Geschichte wird uns gesellschaftliches Leben, Ueberlieferung und Literatur, ja jeder Kern von einem politischen, sozialen oder literarischen Grundcharakter von unserem arischen Vetter unbarmherzig abgesprochen! Vergebens wurde Wainamoinens kalevola von Generation zu Generation mündlich überliefert, und „kann (Seite 269) auf seinen Platz als fünftes National-Epos der Welt neben den ionischen Gesängen, neben Mahabharata, Shahnameh und den Nibelungen Anspruch machen"; vergebens schrieb der vortreffliche Baron Hammer-Purgstall seine voluminöse Geschichte der türkischen Literatur und Franz Toldy jene der ungarischen Poesie; es steht dennoch geschrieben, wir haben keine traditionellen Gesetze, Lieder, Erzählungen. Im Namen Wainamoinens, Sankt Stephan's und Osman's bitten wir daher doch den berühmten Herrn Verfasser, es in der fünften Ausgabe seiner preisgekrönten Vorlesungen zuzugeben, daß auch wir Turanier ein staatliches Leben, Traditionen und uralte Volksgesänge besitzen, ja daß wenigstens die Finnen, Ungarn und Türken keine Nomaden sind wie die semitischen Araber, auch unsere Sprachen einen andern Charakter haben als jenen, den er aus den Bedürfnissen des Nomadenlebens a priori herauskonstruirt. Und da wir es gern eingestehen, daß wir noch viele ungewaschene Brüder im Norden und Osten haben, Lappen und Vogulen, Ostjäken und Tscheremissen und Wotjäken, die alle nicht im besten Geruche stehen, so wird man es hoffentlich nicht für aristokratischen Stolz nehmen, wenn wir dem Axiom zufolge, daß die Grammatik die Verwandtschaft der Sprachen bestimme, gegen die Brüderschaft mit Mongolen und Tungusen protestiren; denn nach der Versicherung Müller's macht die Mandschu Sprache, die ein tungusischer Dialekt ist, keine Unterscheidung in den Endungen, und nach den Regeln der mongolischen Grammatik giebt es im Verbum zwischen amo, amas, amat keinen Unterschied. Wie können aber die grammatische Armuth dieser Sprachen mit der üppigen Fülle des Ungrischen, Türkischen und Finnischen, mit ihrer Unzahl von Anwendungen

und Verbalformationen zusammengestellt werden, die selbst den gelehrten Verfasser in Erstaunen setzen.

Seiner Theorie zufolge stehen, wie wir schon oben andeuteten, sämmtliche Sprachen auf drei verschiedenen Stufen der Ausbildung. Auf der ersten werden die Wurzeln als Wörter gebraucht und behalten ihre volle Selbständigkeit, die jede lautliche Corruption ausschließt; das Chinesische charakterisirt für ihn diese Stufe. Auf der zweiten werden zwei Wurzeln verbunden, um Wörter zu bilden, wobei nur die eine dieser Wurzeln, das Affix, seine Selbständigkeit verliert und verderbt wird; dies sind für ihn die turanischen Sprachen. Auf der dritten Stufe stehen die arischen und semitischen Sprachen, bei denen auch zwei Wurzeln zum Worte verbunden werden, doch büßen bei dieser Zusammensetzung beide ihre Selbständigkeit ein, und die phonetische Korruption ist sowohl in der Hauptwurzel als in den Endungen gestattet.

Obgleich es unserem progressistischen Gefühl widerstrebt, überall mit kalvinisch orthodoxen Augen nur Korruption und Verfall zu sehen, wollen wir doch mit dem berühmten Verfasser uns in keinen Wortstreit einlassen; wir verstehen vollkommen, daß phonetische Korruption bei ihm häufig nichts Anderes ist als ein technischer Ausdruck, mit dem er jede Modifikation der Wurzel bezeichnet, denn so sehr er auch diesen phonetischen Verfall mit Vorliebe betont, leitet er ihn doch nie vom Sündenfall und dem verhängnißvollen Apfelbiß her, ja er erkennt ihn einmal geradezu als einen Vorzug an, denn er erklärt uns ganz genau, der Unterschied zwischen einer arischen und turanischen Sprache sei mit dem zwischen einer guten und schlechten Mosaik zu vergleichen, die arischen Wörter scheinen aus einem Stücke gearbeitet zu sein, die turanischen zeigen ganz deutlich die Fugen und Ritzen, wo die kleinen Steine zusammengekittet sind.

Um nicht zu hart zu urtheilen, wollen wir gern erlauben, daß diese ebenso geistreiche als unzulängliche Generalisirung größtentheils dem Umstande zuzuschreiben sei, daß der gelehrte Verfasser einem eleganten englischen Zuhörerkreis gegenüberstand, den er mit einer neuen Wissenschaft zu unterhalten hatte; vor einem philologisch gebildeten Publikum würde er wahrscheinlich tiefer auf die Verschiedenheiten eingegangen sein, die die drei großen Sprachfamilien der weißen Rasse von einander scheiden. Wir wollen hier, so weit es der beschränkte Raum erlaubt, uns bemühen, einige andere typische Verschiedenheiten der turanischen Sprachen nachzuweisen.

Jeder gewissenhafte Sprachforscher, der sich neben den arischen Sprachen auch mit den turanischen beschäftigt, findet gleich, daß er auf dem Felde der letzteren mit bedeutend mehr Schwierigkeiten zu kämpfen hat, als auf jenem der ersteren. Beinahe jeder Hauptzweig der arischen Sprachen hat eine lange Geschichte, deren Dokumente in den Literaturen dieser Sprachen, ja

sogar ihrer verschiedenen Dialekte niedergelegt sind. Wir können das Sanskrit von den archaischen Formen der ältesten Veda-Hymnen durch die Sprache der epischen Gedichte und der wissenschaftlichen Sutras bis zu den Dramatikern und Kommentatoren durch volle drei Jahrtausende verfolgen. Die griechische Sprache ist von Homer an uns bekannt, wir sehen, wie ihre Dialekte sich in einen Hauptstrom vereinigen, der trotz der byzantinischen Versumpfung bis in unsere Zeiten nicht versiegt. Die romanischen und germanischen Sprachen können in allen ihren Umwandlungen von dem Forscher untersucht werden, selbst das Keltische und Slavische besitzt reiche Schrift-Dokumente aus verschiedenen Epochen seiner Entwickelung, nur wenige Zweige der arischen Familie sind abgestorben, ohne Denkmäler ihres früheren Daseins hinterlassen zu haben. Wir wandeln hier überall auf einem sicheren Grund, die Geschichte des arischen Sprachschatzes liegt für vier Jahrtausende offen vor uns, der Konjektural-Philologie ist wenig Raum gelassen. Es ist der Scharfsinn, nicht die Phantasie, die wir bei arischen Sprachforschern bewundern, denn über jene Theoretiker, die das große Sprachgebäude, ohne Rücksicht auf die Fakten, aus ihrer tiefinnigsten Ueberzeugung a priori herauskonstruiren und den ganzen Sprachschatz auf wenige Grundwurzeln oder Kategorien von Wurzeln zurückführen, hat die nüchterne Kritik längst den Stab gebrochen. Ganz anders verhält es sich mit den sogenannten turanischen Völkern, nur drei von ihnen haben eine selbständige Literatur aufzuweisen: die Finnen, die Ungarn, die Türken, und selbst diese Literatur ist jung, so jung wie die der jüngsten Zweige der arischen Sprachen, z. B. des Italienischen und Englischen. Alle übrigen turanischen Sprachen vegetiren nur bei kleinen ungebildeten Völkerstämmen Sibiriens und Turkestans, es sind keine literarischen Idiome, keine von einer langen Reihe großer Denker ausgebildete Hochsprachen, wir besitzen von ihnen selten mehr als unvollkommene Skizzen einer Grammatik und eine kurze Vokabel-Liste. Ein genauer Forscher kann hier natürlich nur langsam, Schritt vor Schritt vorschreiten, es fehlen ihm ja die Elemente zu einer Uebersicht und Generalisation, das Material muß erst gesammelt werden, ehe es geordnet wird. Doch gerade diese mangelhafte Kenntniß der turanischen Sprachen hat einen besonderen Reiz für poetische Naturen; glänzende Hypothesen und gelehrt scheinende, symmetrisch geordnete, genealogische Tafeln lassen sich sehr leicht aufstellen und kompiliren, keine festgestellten Thatsachen hemmen den Ausflug des Genie's in das Unbekannte, und die Vermuthungen des von einer kurzen Erholungsreise ins Turanische zurückgekehrten Gelehrten werden dann als Resultate tiefer Forschung von verblüfften Jüngern aus einem Handbuch in das andere gewissenhaft kopirt. Turanische Sprachen sind daher für manche Sprachforscher von Wichtigkeit, sie machen an ihnen ein Experiment in corpore vili.

Doch dieser erste Unterschied zwischen arischen und turanischen Sprachen ist ein blos äußerlicher, und die Laien, die von arischen und turanischen Sprachen hören, fragen natürlich gleich nach jenem charakteristischen Unterschied, der sie trennt, denn sie haben es ja schon gelernt, daß es ausschließlich die Grammatik sei, nach der eine Sprache beurtheilt werden muß. Max Müller giebt ihnen die Antwort: „ein besonders charakteristischer Zug der turanischen Sprachen sei die Agglutination oder Zusammenleimung. Dies soll", wie er sich selbst kommentirt, „nicht nur bedeuten, daß in ihrer Grammatik Pronomina an die Zeitwörter geleimt werden, um die Conjugation, oder Präpositionen an die Hauptwörter, um die Deklination zu bilden. Darin würde kein charakteristischer Unterschied der turanischen oder Nomaden-Sprachen liegen, denn sowohl im Hebräischen als im Sanskrit wurde die Conjugation und Deklination ursprünglich nach demselben Prinzip gebildet. Der wesentliche Unterschied der turanischen Sprachen besteht vielmehr darin, daß in ihnen die Konjugations- und Deklinations-Elemente wieder auseinander genommen und gleichsam zerstückelt werden können, und obgleich die Endungen keineswegs immer ihre Bedeutungskraft als selbständige Wörter behalten haben, so werden sie doch noch als modifizirende Silben und als von den Wurzeln, denen sie angehängt sind, ganz verschiedene Wortformen gefaßt."

Der berühmte Vorleser stellt sich hier freilich wieder auf die enge Basis der traditionellen griechisch-römischen Grammatik, und restringirt die Anleimung auf die Deklination und Konjugation; doch an einer andern Stelle, wo ihm die türkischen Formen, gör sehen und göz das Auge, ir thun und isch die That, itsch das Innere und gir eintreten, bei Ewald begegnen, findet er mit diesem Gelehrten, die türkische Sprache habe die agglutinative Stufe überschritten. Wenn er wüßte, daß im Ungarischen Wortformen vorkommen, wie fedd er verweist, fenyit er straft, fegyelem Disziplin oder fel hinauf, fö Haupt, fej der Kopf, fenn oben, fenyö die Tanne, oder auch szeret er liebt, szerelem die Liebe, morog er brummt, moraj das Getöse, dann würde er wahrscheinlich auch finden, das Ungarische sei zur inflexionalen Form fortgeschritten, sowie er es auch von der finnischen Sprache gesteht, daß man auf den ersten Blick zweifeln möchte, ob die Grammatik dieser Sprache nicht die anleimende Stufe überschritten habe und mit dem Griechischen und dem Sanskrit in den Strom der Flexion hineingerathen sei. „Dennoch", so ruft er aus, „bleibt der agglutinative Typus zurück", und dieser Typus wird nochmals beispielsweise erklärt: „Die Idee", sagt er, „welche der Turanier mit der Mehrzahl verknüpft, ist die eines Nomens, dem eine diese Mehrzahl anzeigende Silbe folgt." Nun ist aber weder im Finnischen noch im Ungarischen das Affix des Plurals eine Silbe, sondern nur ein Buchstabe, t oder k, bei den ungarischen Zahlwörtern oder quan-

titativen Beiwörtern h, und den Sprachforschern ist es bis jetzt noch nicht gelungen, die Wurzeln aufzufinden, von der diese abgeschliffenen Buchstaben zurückgeblieben wären, es genügt ihnen, zu zeigen, daß im Ungarischen das **k** auch ein frequentatives Verbalaffix sei. Ebensowenig wird es gelingen, den agglutinativen Charakter des türkischen Dativ- und Akkusativ-Affixes **a**, **e** und **i**, oder den des ungarischen Objektivkasus **t** nachzuweisen, sie sind ebenso und noch mehr abgeschliffen als die Kasusendungen des Sanskrit, des Lateinischen, Griechischen, Slavischen und Deutschen.

Auch das zweite Beispiel Max Müller's ist nicht glücklicher als das erste. „Das Passivum", sagt er, „ist für den Turanier ein Zeitwort, dem eine das Leiden, das Essen oder Gehen ausdrückende Silbe folgt." Dies hält z. B. beim Türkischen und Ungarischen durchaus nicht Stich, und wir zweifeln gewaltig, daß es irgend eine Sprache gäbe, in der eine das Leiden ausdrückende Wurzel zum Passiv-Affix geworden wäre, denn der Ausdruck passiv kam nur zufällig dadurch in die Grammatik, daß das griechische Paradigma *τύπτω*, ich schlage, heißt, denn so schmerzhaft es auch sein mag, geschlagen zu werden, hat doch das Passiv nichts mit dem Leiden zu thun; geliebt, geküßt, gespeist, getränkt, gehört, gelesen und beklatscht zu werden u. s. w. sind Alles Passivformen, bei denen Einem das Leiden nicht in den Sinn kommt. Im Ungarischen ist die älteste Form des Aktiv-Affixes ein **t**, das, an die Wurzel angehängt, zwei Drittheile der Verbalbase bildet, während ein **l** wie im Türkischen zum Passiv-Affix wird. Dies **t** und dies **l** sind offenbar abgeschliffene Rückstände aus **te** (**sz**) er thut, und **le** (**sz**) im Türkischen **ol**, das mit dem Essen, Gehen oder Leiden durchaus nichts gemein hat, sondern ganz einfach er wird bedeutet. Der Turanier wählte zu seinem Passiv dasselbe Hülfszeitwort wie der Deutsche, nur daß er es synthetisch mit der Wurzel verband, nicht analytisch ihr unabhängig voransetzte. **Füt** heißt im Ungarischen er macht warm, **fül** er wird warm gemacht, **ront** er verdirbt, **romlik** er wird verdorben, es verdirbt, **fejt** er trennt, entwickelt, **fejlik** es trennt, entwickelt sich 2c. In einer späteren Epoche der Wortbildung erhalten wir im Ungarischen ein zweites Passivum: **zánt** er ackert, erhält noch ein zweites Mal das Aktiv-Affix **t** und wird zum faktitiven **szántat**, er läßt ackern. Diesem wird die Reflexivform **ik** angehängt, und das Passiv ist fertig: **szántatik** er wird geackert, **szeret** er liebt, **szerettetik** er wird geliebt. Der Türke hat nur eine Passivform: **sev** liebe, **sevil** werde geliebt.

Wenn aber die starre Agglutinationstheorie in den drei gebildeten Sprachen, die die Spitze der turanischen Pyramide ausmachen, kein Wasser hält, so ist sie noch löchriger, wenn wir an der Base der Pyramide zu den ungebildeten Klassen der tungusischen und mongolischen Dialekte gelangen, die Max Müller ebenfalls zu den turanischen Sprachen zählt, denn er sagt

selbst, nächst dem Tungusischen sei das Mongolische die ärmste Sprache der turanischen Familie; nach den Regeln der mongolischen Grammatik macht kein Dialekt im Verbum zwischen amo, amas, amat einen Unterschied, er kann kaum die verschiedenen Theile der Rede unterscheiden. Wie reimt sich aber dieser Mangel an grammatischen Formen mit den „Anforderungen des Nomadenlebens“ zusammen? Max Müller wird durch eine solche Frage durchaus nicht aus der Fassung gebracht, für ihn giebt es nichts Leichteres, als einen anscheinenden Widerspruch geistreich zu lösen; die Turanier sind ja nomadische Reitervölker, ihr Wahlspruch ist: **Aut Caesar aut nihil!** Bei ihnen giebt es daher keinen Mittelweg; der Verfasser behauptet also keck, die turanischen Dialekte zeigten entweder keine Unterscheidungen in ihren Endungen, wie z. B. die Mandschu-Sprache (wo bleibt aber dann die Agglutination? der Leim wird ja hier ganz überflüssig) oder ein vollständiges und leicht verständliches System von Affixen. — Von der tiefsten Armuth zum üppigsten Reichthum braucht der Turanier, wie es scheint, nur einen einzigen Schritt. Max Müller vergißt aber dabei die Spuren eines anhebenden grammatischen Lebens in dem von den Buriäten gesprochenen Dialekt, die vor kurzem von Castren entdeckt worden sind, wie er uns S. 254 versichert.

Viel charakteristischer als die sehr zweifelhafte Agglutinationstheorie ist für die turanischen Sprachen die vom Vorleser blos im Vorbeigehen erwähnte Harmonie der Selbstlauter, von der nicht blos Spuren selbst in den entferntesten Gliedern dieser Familie zu finden sind, zu denen er namentlich das Ungarische und Türkische zählt, sondern die das Grundgesetz dieser Sprachfamilie bildet und im Finnischen, Türkischen und Ungarischen mit der größten Konsequenz durchgeführt ist. Die Selbstlauter werden in diesen Sprachen in zwei Klassen, tiefe oder dumpfe, und hohe oder helle getheilt, und dem tiefen oder hohen Grundvokal der Nominal- oder Verbalbase muß dann ein Vokal derselben Klasse in allen ihren Affixis entsprechen. Diese Anschmiegung des Affixvokals an den Wurzelvokal, dieser Nachhall des Wurzelgrundtons im Affix, wodurch das letztere seine ursprüngliche Form verliert und sich plastisch der Wurzel anfügt, schließt die turanischen Sprachen gegen die arischen ab, bei denen gerade die Modifikation des Grundvokals, der Wurzel im Plural in den Konjugationszeiten und bei Derivativen den charakteristischen Familientypus bildet, während empirische Grammatiker in diesem Hauptcharakter nur eine Unregelmäßigkeit sehen. Den turanischen Sprachen ist die Modifikation des Wurzelvokals stets fremd geblieben, obgleich eine oberflächliche Bekanntschaft mit ihnen glauben machen könnte, es seien auch hier Spuren solcher Modifikationen zu entdecken. Doch der geistreiche Lugossy wies im Ungarischen nach, daß die Wurzeln einer Klasse sehr häufig Parallelformen in der andern finden, ohne direkt von einander ab-

geleitet werden zu können; z. B. **köröm** der Nagel, **karom** die Klaue, **csal** er betrügt, **csel** der Betrug, **ér** es ist werth, **ár** der Preis.

Eine weitere Eigenthümlichkeit des Turaniers liegt darin, daß er am Anfang der Wörter keinen doppelten Konsonanten aussprechen kann. Noch charakteristischer ist der Umstand, daß er statt Präpositionen nur Postpositionen kennt, die sich häufig mit der Nominalbase zu einem Wort vereinigen und zu Kasus-Affixen werden. Dies erklärt uns jene Unzahl von Kasus-Endungen im Finnischen und Ungarischen, und selbst im Türkischen, die jeden arischen Sprachforscher überrascht, der es weiß, wie der vollere Strom der Deklination des Sanskrit im Lateinischen, Deutschen und Englischen allmälig versiegt, und im Französischen und Italienischen spurlos verschwindet, so daß der Subjektiv- und Objektivkasus, wie im Chinesischen, blos durch ihre Stelle im Satze, und die übrigen Fälle nur durch Präpositionen unterschieden werden können. Eine ähnliche Fülle grammatischer Formen bildet den Typus der turanischen Sprachen in der Konjugation, die gegen die Aermlichkeit der modernen arischen Sprachen auffallend absticht. Wir finden im Ungarischen neben dem Aktiv und Passiv ein Faktitiv, eine Möglichkeitsform, dann reflexive, kausative, frequentative und Diminutivbildungen im Zeitwort, nicht minder üppig als die türkischen reflexiven, kausativen, reziproken, negativen und Unmöglichkeit ausdrückenden Phasen des Verbums.

Bei diesem unendlichen Reichthum und dieser symmetrischen Regelmäßigkeit der grammatischen Formen ist natürlich die Syntax der Turanier höchst einfach; denn wie ein großer Philolog richtig bemerkt, ist die Syntax die Kritik der Grammatik, je vollkommener die letztere, um so einfacher die erstere, eine komplizirte Syntax ist der Beweis einer unvollkommenen grammatischen Bildung der Sprache; bei dem Turanier liegt der Schwerpunkt des Stiles in der Grammatik, bei dem Arier in der Syntax.

Wir würden uns glücklich schätzen, wenn diese flüchtigen Bemerkungen eines Turaniers den berühmten Vorleser in der **Royal Institution** dazu vermögen könnten, den gebildeten Zweigen der turanischen Sprachfamilie in Zukunft mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden, und, statt sich mit kurzen Listen von Vokabeln und unvollkommenen Skizzen einer Grammatik zu begnügen, seinen Scharfsinn auf die innere Verwandtschaft arischer und turanischer Formen zu richten, die sich schon jetzt nicht sowohl in den Wurzeln, als in manchen abgeschliffenen Affixen des Türkischen, Finnischen und Ungarischen kundgiebt. Auf diesem Wege könnte es ihm gelingen, jene genealogische Einheit des Menschengeschlechtes, die ihm so sehr am Herzen liegt, wenigstens in Hinsicht der weißen Rasse zu retten, denn bis jetzt ist selbst die, dem Ethnologen ganz unbekannte, philologische Kluft zwischen dem weißen Semiten, Arier und Turanier durchaus nicht überbrückt. Auf dem Luftballon geistreicher Hypothesen fliegt man leicht von der einen Sprachen-

Familie zur andern, doch für den schweren Ballast wissenschaftlich festgestellter Thatsachen ist der Weg zwischen diesen sprachlich getrennten Repräsentanten des weißen Mannes bis jetzt noch immer unfahrbar.

Max Müller's Spekulationen über den Ursprung der Sprache, mit denen er seine anziehenden Vorlesungen glänzend schließt, gehören nicht mehr auf das Gebiet der Philologie, es ist Metaphysik, eine ausschließlich arische und semitische Form der Wissenschaft, die dem Turanier ebenso fremd bleibt, wie dem Semiten die Bildhauerei oder das Drama; ich überlasse daher die Kritik gern einem unserer arischen oder semitischen Vettern, meine Aufgabe ist erfüllt, wenn ich den unparteiischen Lesern dieser Jahrbücher ein Interesse für Turan und Turanisches einzuflößen im Stande war und ihnen begreiflich machen konnte, daß der agglutinative Leim nur philologische Spaßvögel fängt.

Doré's Illustrationen zum Don Quijote.

Von J. L. Klein.

Unsere Leser kennen bereits den genialen Skizzisten, den größten Virtuosen der phantasmagorischen Zeichnung, aus seinen Illustrationen zu Dante's „Inferno", die in den Deutschen Jahrbüchern (Bd. III. H. 1. April 1862) eine ausführliche Besprechung erfuhren. Gustav Doré, an Jahren noch ein Jüngling, verbindet mit dem kühnsten Genie eines phantastischen Griffels die erstaunlichste Fruchtbarkeit und Arbeitskraft. Gleichzeitig mit der genannten Illustration oder in rascher Aufeinanderfolge hat sein Danteskischer Zeichenstift eine Anzahl von Schriftwerken geschmückt und verherrlicht, die mehr oder minder dem phantastischen Genre angehören: wie Perrault's allbekannte Fabeln, Münchhausen's weltberühmtes Lügenbuch, das man eine nüchterne, umgekehrte Phantastik nennen könnte, eine Art Tausend und Eine Nacht in der Tagesbeleuchtung einer geständlich hyperbolischen Ungereimtheit. Ferner Chateaubriand's Atala; auch dies in gewisser Hinsicht ein phantastisches Werk: phantastisch durch fremdweltlich träumerisches Kolorit; durch dunkel spiegelnde, in eine blasirt schwärmerische Gemüthsstimmung tief eingetauchte Naturschilderung; kurz phantastisch durch arabeskenhafte Verwachsung von Natur und Gemüthswelt, pittoresker Leidenschaft und pittoresker Landschaft, beide von des Gedankens schwermüthig romantischer Bläſſe angekränkelt. Das jüngste Illustrationswerk endlich: die xylographischen Zeichnungen zum Don Quijote, die wir, in Rücksicht auf Doré's eigenstes Wesen und Kunstgenie, für die merkwürdigsten seiner Illustrationen halten. Denn dieses Wesen und dieses Kunstgenie dünkt uns von dem seiner Fachgenossen darin verschieden, daß bei Doré das Phantastische und Realistische in einem Umfange, einer Stärke und Wirkungsgewalt, wie bei keinem Andern, verbunden auftreten, aber auch, wie bei keinem Zweiten, so schroff neben einander wirken, daß sie nur ausnahmsweise unser überraschtes Erstaunen in ein behagliches, reines Kunstgefühl auflösen; in den seltenen Fällen nämlich, wo jene beiden, sein Kunstgenie beherrschenden Grundstimmungen, das Phantastische und Realistische, sich zu einem flüchtigen Silberblicke gleichsam einzig wahrer, kunstpoetischer Phantasiegestaltung zu verschmelzen scheinen. Diese lichten Momente werden aber durch ihre Flüchtigkeit wieder phantastisch, indem sie die Schroffheit ihres Abstichs gegen die sonstige Manier in's hellste Licht setzen, wo das Phantastische und die virtuose Behandlung des Wirklichen und Naturwahren Arm in Arm gleichsam neben einander hergehen. Doré erscheint uns als der Begründer

eines eigenen Ausnahme-Genre's in seiner Kunst: der phantastisch-realistischen Skizzen-Illustration, in welcher der Gegensatz und Dualismus der beiden Manieren bestehen bleibt, unbeschadet der gemeinschaftlichen Aktion und frappirenden Wirkung einer beiderseits bis zur größten Virtuosität und Meisterschaft ausgebildeten Technik.

In allen uns bekannten ähnlichen Illustrationen finden wir bald den einen, bald den andern Styl vorherrschend, maßgebend. Bei dem Einen sehen wir das Naturwahre, die festen, bestimmten Umrisse, das plastisch Antike und Gegenständliche in der Zeichnung vorwalten und dem Phantastischen nur so viel Spielraum eingeräumt, daß die Intentionen und Ideen des bildlich erläuterten Werkes mehr im Allgemeinen angedeutet als scharf detaillirt erscheinen. Bei Anderen wieder tritt das Romantisch-Phantastische, in der Regel auf Kosten der zeichnenden Kunst freilich, stark betont hervor. Bei den Wenigsten durchdringen sich die beiden Gestaltungsweisen, so weit es überhaupt die Grundverschiedenheit der beiden Style zuläßt, zu einer mittleren Harmonie. Flaxman's Zeichnungen zu Dante rechnen wir z. B. zur ersten, Retzsch' Umrisse zu Faust zur zweiten Kategorie, deren extreme Seite, kunst- und zweckgemäß, die großen Karrikaturenzeichner Johannot, Cham, Gavarni und die Zeichner des Punch vertreten. Der dritten, an Kunstbedeutung vorzüglichsten Kategorie möchten wir Grandville's Schöpfungen zuweisen, in denen eine scharfe Auffassung und Charakteristik des wirklichen Lebens und der Tagesphysiognomie durch phantastische Formen hindurchblickt, ohne sich jedoch mit diesen zu Einem Wesen zu gestalten; vielmehr nur so, wie etwa eine witzig anmuthige Maskenerscheinung auf der Redoute ihre Persönlichkeit in der phantastischen Vermummung errathen läßt. Am nächsten einer völligen Verschmelzung des Phantastischen mit dem Lebenswirklichen auf dem Gebiete der bildlich veranschaulichten Märchen- oder Fabel-Satyre scheint uns Kaulbach in seinem Reinecke Fuchs zu kommen. Hier ist eine Verbeispielung menschlicher Seelenzustände und Leidenschaften, eine Abspiegelung der Menschengeschichte in lebensvollen, naturtreuen Thierformen, von einer vollendeten Plastik bei freigestaltendem, geistreichem Humor und der tiefsten Intuition illustrirender Charakteristik, die das Werk an die Spitze aller ähnlichen stellt, und auf eine Kunsthöhe, die selbst Kaulbach, weder in seinen großen kulturgeschichtlichen Wandgemälden, noch auch in seinen andern Illustrationen, am wenigsten in denen zu Shakespeare und nur auf einigen Blättern seiner Zeichnungen zu Goethe, wieder erreicht hat. Ein Bruchtheil freilich, ein irrationaler Rest bleibt bei allen diesen Darstellungen zurück: das Phantastische eben. Denn diese Gestalten stellen keine reinen Naturwesen vor, sei es in lebensgetreuen oder in poetisch erhöhten Abbildern. In diesem Sinne ahmt die poetische Gestaltung nicht sowohl die Natur, als der Natur nach, indem sie mit Bewußtsein und Reflexion in ihrer Formengebung, wie die Natur beim unmittelbaren Erschaffen, verfährt: in den Formen nämlich die Ideen selbst erscheinen läßt, die Naturerscheinung und ihren Begriff zumal als vollkommene Einheit, doch so, daß die Form selbst, als Abbild der Naturform, geistige Form wird, das allgemeine Wesen, die Idee der Form, vor die Anschauung stellt. Darüber ist in dem erwähnten Aufsatz, über die Illustrationen zu Dante, eingehend gesprochen. Hier knüpfen wir, mit Bezugnahme auf das ganze Genre dieser Art von bildlichen

Erläuterungen, blos die Bemerkung an, daß demselben, seiner eigentlichen Aufgabe gemäß, jene vollkommene Einheit von Naturidee und Naturform zu erreichen, nicht beschieden ist; daß mithin auch von allen diesen Illustrationen eine volle, reine, poetische Gestaltung nicht gefordert werden kann, indem sie in der Regel Geistes-Erzeugnisse verbildlichen, in welchen von Hause aus der Begriff und die Bedeutung der Figur als ein von ihrer Erscheinungsform Verschiedenes und Anderes vorausgesetzt ist; wo die Figur gleichsam nur figürlich genommen und ihre Bedeutung aus ihr, wie aus ihrer Maske, hervorschaut; wo denn folglich auch jene vollkommene Einheit und Uebereinstimmung von geistigem Wesen und dessen Abbilde weder erstrebt wird, noch zu Stande kommen kann. In solcher Inkongruenz oder Dissonanz von Wesensidee und Erscheinung liegt das Phantastische eben. Das Phantastische ist an sich eine Abweichung vom natürlichen Lauf und Wesen der Dinge; eine solche Stimmung der Phantasie, wo die Außenwelt sich in wunderlichen Formen darstellt, ähnlich den Bildern, die sich bei gewissen Strahlenbrechungen erzeugen, wo ebenfalls durch Ablenkung des Lichtstrahls vom lothrechten Einfall aus einem flüssigen Durchgangs-Medium in ein anderes von verschiedener Dichte die seltsamsten Verschiebungen der Linien und Formen entstehen. Der Humor, als kunstbildnerisches Mittel, ist ein solches Medium gleichsam, ein solcher Spiegel, der die Natur und Menschenwelt in verschobenen, verkehrten, wundersamen, in phantastischen Gestalten abstrahlt; immer aber in kunstabsichtlicher, zweckbildnerischer Thätigkeit und mit der tiefen Besonnenheit eines großen, naturkräftigen Verstandes; dergestalt, daß im Wege kunstvoller Kontraste, idealer Beleuchtung und Gruppirung von Thatsachen und Gedanken, das Verschobene, Seltsame und Bizarre der scheinbar willkürlichen Spiele einer launen- und grillenhaften Phantasie sich dennoch im letzten, tiefsten Grunde zum poetischen Idealbilde wieder herstellen und eine höchste Welt- und Kunstidee offenbaren. Dem Humor des phantastischen Zeichenstiftes, der stets für das sinnliche Auge arbeitet und die Ideen und Intentionen seines Textes nur durch die Figur hindurch errathen lassen und andeuten kann, stehen die geistigen Behelfe nicht zu Gebote, wodurch der Dichter die scheinbaren Abweichungen und Aberrationen seiner Figuren, Charaktere und Begebnisse zu berichtigen und den ideal-poetischen Lichtkern seiner phantastisch-humoristischen Gestaltung rein und unversehrt zu wahren vermag. Der phantastische Griffel, unter dem selbst die Situation gleichsam zur Figur wird, geräth in Gefahr, das Wunderliche des Vorgangs an der Figur zu kennzeichnen, indem er den Ausdruck des Seelenzustandes, der solcher Situation entspricht, mit der Bedeutung der abenteuerlichen Lage zu verstärken strebt, in welcher sich die Person befindet. Mit andern Worten: der Humor des phantastischen Zeichenstiftes wird, bei der größten Meisterschaft, an die Ueberladung, die Karrikatur streifen: eine Gefahr, vor welcher den Dichter die Natur seiner Darstellungsmittel bewahrt, die ihm gestatten, der Situation erzählend gerecht zu werden und das Abenteuerliche, Wunderliche, Unglaubliche derselben aus dem natürlichen Verlauf und Zusammenhang der Vorfälle, aus dem Charakter und den entwickelten Motiven begreiflich und folgerichtig erscheinen zu lassen. Dieser Klippe entgeht, wie uns scheint, der phantastische Griffel nur dann, wenn er einmal die Umgebung, die Außenwelt, die Scene, worin seine Figuren sich bewegen so naturgetreu hält wie möglich; wenn er ferner nur solche Situationen darstellt,

deren Reflexe sich an den Figuren nicht in phantastischer Weise, sondern als natürlicher Seelenausdruck der gegebenen Figur, ihrem Charakter gemäß, darstellen. Das Phantastische wird daher überall an der Figur selbst, an dem ihrem Wesen und Charakter entsprechenden und natürlichen Verhalten zur Situation sich kundgeben müssen; das Phantastische, kurz gesagt, wird naturgemäß, d. h. charakteristisch, nicht in Form des Phantastischen sich aussprechen, das, so äußerlich bezeichnet, immer nur die subjektiv absonderliche Geistesstimmung des Zeichners, nicht die der dargestellten Person ausdrücken würde, mithin auch keine wahrhaft humoristische wäre. Die Szenerie des Dante, die selbst schon phantastisch ist, verträgt auch eine phantastische Behandlung. Gleichwohl hat Doré, als großer Meister, den Charakter der Naturszenen, die in jene dämonisch-phantastischen, aber von gehaltvoll göttlichen Menschheits- und Geschichtsideen erfüllten und gleichsam durchlichteten Finsternisse hereintreten, so realistisch entschieden und mit solcher landschaftlichen Naturwahrheit herangestellt, daß die Natur selbst in's Reich der Schrecken und ewigen Qualen hinabgestiegen scheinen könnte. In weit höherem Maße noch, will es uns bedünken, mußte dieses Gepräge, diese Physiognomie des Landschaftlichen, bis in die feinsten Reflexe und Töne der Beleuchtung hinein, unberührt vom Phantastischen in Illustrationen eines Werkes bleiben, das, wie der Don Quijote, mit dem tiefsten Kunstbewußtsein die Entfremdung des Geistes von Natur und Leben ironisirt; die hirnverbrannte Phantastik der Ritterromane und ihrer chimärischen Welt im Gegensatz zum Wirklichen, zur gesunden Natur, zum gesunden Menschenverstande, zu den gegebenen Verhältnissen, in zwei Figuren veranschaulicht, wie Don Quijote und Sancho Pansa. In einem Werke, das der ergötzlichste Feldzug gegen die Phantastik ist, das Natur und Leben, Menschen- und Gedankenwelt vom „Krimskrams der Imagination" befreien, das dem Phantastischen in dessen würdigster Gestalt, in Gestalt eines großgesinnten, hochherzigen, erhabenen Narren, den Garaus machen will. Wie mag die Illustration ein Werk mit überwiegend phantastischem Griffel verherrlichen, das eine Kritik der reinen Phantastik ist? Ein Evangelium des gesunden Menschenverstandes im Gewande der belustigendsten Satyre? Ein Evangelium der unverfälschten Natur- und Lebensauffassung in Bezug auf praktisches Handeln, auf den Verkehr mit Dingen und Menschen? Einem solchen Zauberbuche des durch und durch gesunden Geistes; einem solchen Höllenzwang der Phantastik und Teufelaustreibungsbuche, das alle Dämonen überspannter Phantasterei und Narrheit auf ewig bannt, sollte doch wieder nur eine entschieden phantastische Illustration beikommen können? Eine wesentlich phantastische Verbildlichung sollte der treue Geistesspiegel eines solchen Werkes sein?

Im Sinne dieser Fragen und Bedenken sprachen wir gleich Eingangs unseres Berichtes die Ansicht aus: Doré's Zeichnungen zum Don Quijote möchten leicht seine merkwürdigste Leistung sein; insofern nämlich, vermöge der Eigenthümlichkeit seines Kunstgenies, die bei denGestaltungsmächte seiner virtuosen Technik: das Phantastische und Realistische, parallel mit deren Repräsentanten in Cervantes' Roman, mit den beiden Helden desselben, einander begleiten; das Realistische dem Phantastischen dicht auf der Ferse folgt; kurz beide als zwei verschiedene, nur zu

gemeinschaftlichen Illustrationsfahrten und Abenteuern verbundene und gesellte Weggenossen dahinziehen. In diesem Punkte ebenbürtige Doppelgänger ihres wunderlichen Text-Figurenpaars, des Ritters und seines Knappen, fragt es sich nun, ob Doré's beide Abenteurer, der phantastische und realistische Zeichenstift, ob sie gleich jenen, gleich dem Ritter von der traurigen Gestalt und seinem Schildknappen, unter den Auspizien der poetisch-philosophischen Grundidee des Romans ihre Fahrten vollbringen; unter den Auspizien des Grundgedankens der Dichtung, der ihre Trennung und Geschiedenheit in zwei Individuen aufhebt und, wie den Ritter und seinen Knappen, zur inneren Einheit einer naturgemäßen Lebensanschauung, also auch jene beiden Kunstmanieren, die phantastische und reale, zur Harmonie eines poetischen Kunststyls verschmolzen wissen will. Oder ob sie, unberührt von jenem Grundgedanken, ihres Weges dahinwandern und jedes für sich seine Illustrationszwecke verfolgt: das Phantastische für seinen Kopf, und das Naturderbe und Schlichtgesunde auf seine eigene Faust. Sehen wir uns die Hauptblätter an; vielleicht giebt uns eines oder das andere Aufschluß über diese Frage.

Schon das erste, die Titelplatte, giebt belehrende Winke. Sie veranschaulicht die Stelle im ersten Kapitel: „Seine Einbildung füllte ihm den Kopf mit Allem, was er in seinen Büchern las, mit Bezauberungen, Händeln, Schlachten, Herausforderungen, Wunden, Liebesgeschichten, Stürmen und andern ungereimten Abenteuern". Und alles das illustrirt der erste Holzschnitt buchstäblich! Er zeigt uns den Spuk in des sinnreichen Junkers Hirn in leibhaften Bildern um ihn herumgelagert: am Boden, an den Wänden, in der Luft, rings um den Sessel, worauf der Held im Hauswamms baarhäuptig dasitzt wie in deklamirender Extase, von dem Inhalt des Gelesenen zu lautem Enthusiasmus begeistert. „Die ungereimten Abenteuer", wovon die Stelle weiter spricht, „das ganze Gemisch von zusammengeträumten Erdichtungen, die ihm seine Einbildungskraft dermaßen als wahr vorstellte, daß es für ihn keine wahrhaftere Geschichte in der Welt gab", wir sehen dies Alles in krausen Phantasmen vor uns: Ritter, Lindwürmer, allerlei Gethier, Burgfräuleins an der Kette von Zauberreifen; einen riesigen Zwergkopf links im Bilde, Folianten am Boden u. s. w. Verkündet nicht gleich dies erste Blatt mit tausend, wenn nicht Engels-, doch Teufelsfratzenzungen: daß dergleichen Hirnspuk mit dem Griffel zu versinnlichen an sich schon vom Uebel ist? daß solche Vision in der Zeichnung, als Traumerscheinung allenfalls verständlich, als Darstellung von Einbildungen in wachem, bewußtem Zustande nur mit Hülfe der betreffenden Textstelle sich verstehen läßt? Denn woran sollen wir ohne diese Hülfe erkennen, daß wir es hier mit Einbildungen und nicht mit wirklichen Abbildungen von abenteuerlichem Ritter-Hausrath zu thun haben, dergleichen doch Alterthümler und Kunstfratzen-Sammler aufzuhäufen pflegen? Jener sizilianische Principe von Pallagonien z. B., jener antiquarische Phantast und Don Quijote, den man aus Goethe's Tag- und Jahres-Heften kennt, und der in seiner Kunstkammer wirklich eine solche Raritätensammlung von „Pallagonischem Unsinn" den Besuchern zeigte. Eine bildliche Illustration, die, um verstanden zu werden, ihr Text illustriren muß, scheint uns schon darum ein phantastisches Abenteuer des Griffels aus freier Hand. Und vollends gar in Bezug auf Don Quijote! Don Quijote's bloße Figur erschöpft Alles, illustrirt ihn vollständig, ist Räthsel und Schlüssel seiner selbst in Einer Person. Ja der bloße

Name wirkt wie eine Wünschelruthe gleichsam, die uns auf Einen Schlag alle Schätze seiner märchenhaften Narrheit aufdeckt: Dank dem Genie seines Schöpfers Cervantes, der ihn zur populärsten und momentan verständlichsten Allerweltsfigur, zum Urtypus von Weltberühmtheit machte, dessen Bild jedem, der lesen kann oder nur von ihm hat erzählen hören, sogleich vor Augen steht, sobald man ihn nennt, als Inbegriff und getreuester Ausdruck seiner Thaten und Schicksale, dessen amphigurische Narrheit und aberwitzige Weisheit jeder von uns mit der Muttermilch eingesogen und auswendig weiß. Ein Zeichner, dem es gelingt, diese Figur aus aller Welt Seele herauszuzeichnen; dem es gelingt, diese Figur in die Konflikte mit der Alltäglichkeit so selbstverständlich närrisch zu verwickeln, daß keine andere Spur von Phantastik uns entgegentritt, als der reine Kontrast dieser Erscheinung mit der baaren nackten Wirklichkeit: ein solcher Zeichner wird dem Dichter des Don Quijote am nächsten kommen. Eben deshalb steht Doré's erstes Blatt in unsern Augen am entferntesten vom Dichter ab. Es erscheint uns als das schwächste in diesem großartigen, an anderthalbhundert Illustrationen enthaltenden Werke, die meisterhaften Vignetten ungerechnet, die manche der großen Platten verdunkeln.

Auf den ersten Blick erinnert diese Titelplatte an unseres Schrödter's „Don Quijote". Doré's Auffassung bildet aber zu Schrödter's den vollkommensten Gegensatz und konnte, auch als spätere, kaum anders als sich gegensätzlich zur Auffassung des deutschen Künstlers verhalten. Bei diesem sitzt Don Quijote im Lehnstuhl über dem Folianten, wie ein deutscher Professor, in Studirwonne versunken, selig in seinem Schmöker wie in seinem Herrgott. Bei dem Franzosen sitzt er wie ein Schauspieler da, der, über eine pomphafte Stelle aus einer Tragödie des großen Corneille in Feuer und Flammen, sie recitirt, auf seiner Stube im Sessel, mit schwungvoller Stimme und emphatischem Kopfwurf, sonst aber ohne alle Gesten, Arm- und Körperhaltung ruhig, wie ein Tragédien im Lehnstuhl zu sitzen pflegt, der zur Uebung sein Organ allein versuchen, in voller Kraftwirkung will austönen lassen. Beide Auffassungen sind berechtigt. Zum Don Quijote gehört allerdings eine Begeisterungsfähigkeit, eine exaltirte Phantasie, die wohl zu Zeiten in solche Paroxismen einer sitzenden Extase ausbrechen mag, nach einer Lektüre im Feliciano de Silva oder der Abenteuer des Ritters Don Beliani, in die noch Kaiser Karl V. sich so vertiefen konnte, daß er beim Lesen wie ein Besessener mit Armen und Beinen um sich schlug. Vielleicht ist es sogar die sinn- und geistreichere Auffassung: an dem Helden, vor seinem Auszug auf Abenteuer, den wahren und begreiflichsten Antrieb zu solchem Beginnen vor das Auge zu stellen, den Enthusiasmus, die Exaltation, die Mutter aller großen Vollbringungen, ruhmvoller Thaten, unsterblicher Narrheit. Heißt Karl XII. nicht der Don Quijote des Nordens? Giebt es überhaupt eine menschliche Größe, einen geschichtlichen Helden, der seinen welterfüllenden Ruhm, seine bewundertsten, angestauntesten und am meisten verherrlichten Thaten, der seine Unsterblichkeit nicht dem Stück Don Quijote verdankt, das in ihm steckt? Welcher große Geist, welcher große Mann hätte sich nicht mit Windmühlen, mit Schafen und deren Köpfen herumgeschlagen? Sind die glorreichsten Schlachten der größten Kriegsherren nicht in der Regel mörderische Kämpfe mit und gegen Armeen unschuldiger Weinschläuche, die nur, anstatt mit rothem Wein, mit Strömen Blut das Schlachtfeld tränken? Und ist Cervantes'

Roman nicht eben dadurch auch das Buch der Bücher; hinterläßt er nicht darum eben diesen tiefen, an Wehmuth grenzenden Eindruck, weil in Don Quijote und seinem Knappen der innerste Sinn und Gehalt gleichsam der Menschengeschichte und des Menschenlebens selber an zwei Figuren verbeispielt ist, die sich gegenseitig so ergänzen wie Leib und Seele, Geist und Materie, Dichter und Publikum, Ober- und Unterhaus, Fürst und Volk?

Nicht also dem Ausdruck extatischer Vorschau seines Hochberufes und seiner Bestimmung in Doré's auf dem ersten Blatte illustrirten Don Quijote gilt unser Bedenken; es betrifft vielmehr nur das phantastische Brimborium, das sich als müßig wirres Spiel eines zerstreuten Griffels um einen Helden gruppirt, dessen Hintergrund die Weltgeschichte bildet. Beim zweiten Blatt, das den Moment im zweiten Kapitel illustrirt, wo Don Quijote auf seinem ersten Austritt, vor Tagesanbruch, sich allerlei Gedanken darüber macht, daß er noch nicht zum Ritter geschlagen u. s. w., umschwirrt uns dasselbe Bedenken wieder, und machen auch wir uns allerlei Gedanken wegen der Phantome, die der Zeichner in dem Nachtgewölke angebracht, als illustrirende Reflexe der Gedanken, die sich Don Quijote auf seinem Gaule macht, mit dem er, en face dem Beschauer zugekehrt, übrigens ein vortreffliches Miniatur-Schattenbild, in nachmitternächtlicher Landschaftsstimmung, abgiebt. Das Landschaftliche, die Oertlichkeit, das Gepräge jenes durchhitzten, von Stachelgewächsen struppigen, sonnenverbrannten Bodenstriches; Beleuchtung, die der Felsgegenden namentlich mit schwarzen Schieferwänden, emporstarrend von ansiedlerischen Tannen oder Pinien; die Architektur, die gothischen Hallen insbesondere, bis ins feinste Detail mit ihrem Zier- und Schnitzwerk ausgeführt — das Alles bekundet auch in diesen Illustrationen wieder den unübertrefflichen Meister. Aber auch viele der Abenteuer sind mit überraschender Virtuosität und oft mit einer Kühnheit, ja Verwegenheit in Stellungen und Motiven veranschaulicht, die sich nur ein Zeichner von dieser Sicherheit und Technik, von dieser Bravour in Verkürzung und Verjüngung gestatten darf. Welcher Zeichner, außer Doré, konnte den Kampf mit den Windmühlen (L. VIII.) in dem Momente darzustellen wagen, wo Gaul und Reiter von dem Riesenflügel erfaßt und abgewirbelt, sich in Lüften überschlagen? Der Reiter, hintüber dem Sattel entschleudert, und der Gaul gradauf gebäumt, wie ein in der Luft aufwartendes Kunstpferd: Gaul und Reiter rückenfällig schwebend, einem Sturz entgegen, der jeden andern Don Quijote und jeden andern Rocinante in tausend kleine Stücke zerschellen müßte. Sancho neben seinem Esel wendet das Gesicht ab; der Esel besieht sich das Abenteuer mit dem Rücken, hochgestreckten Halses, aufgesperrten Maules; man weiß nicht, ob schreiend vor Entsetzen, oder lachend aus vollem Halse. Und doch, dieser schwebende Genickbruch, wie kunstmeisterlich, um nicht zu sagen wie kunstreiterlich, in den eleganten Linien des abgeschleuderten Ritters; in den Kontouren von Rocinante's Hufen und seines unverbesserlich gezeichneten, aber auf ein solches Kunstreiterstückchen aus dem Stegreif gar nicht eingeschulten Bauches. Auf dem folgenden Blatt ruft Sancho Misericorde! über seinen auf dem Boden daliegenden Herrn, steif ausgestreckt wie ein todter Krebs; desgleichen Rocinante, neben ihm der Sattel, Alle auf dem Rücken; im Uebrigen wohlbehalten, denn auf dem nächsten Blatte (I. XV.) preist Don Quijote den Ziegenhirten schon, bei nächtlichem Feuerschein und den obligaten

Reflexen von Knebelbart, dünngesäeten Haarspitzen und scharfen Rändern seines abstrakten Gestelles, das goldene Zeitalter, wo es noch Windmühlen gab, die Einen unter ähnlichen Umständen sanft schaukelten, wie die Mutter ihr Kind auf dem Arme in Schlummer wiegt, und Einen dann sachte und gelinde auf den Boden betteten, wie die Mutter das eingeschlummerte Kind in die Wiege legt. „O glückselige Zeit!"

Das goldene Zeitalter der Doré'schen Illustrationen blüht auf dem Blatte, zum siebenten Kapitel (I. VII.). Es ist wohl einen flüchtigen Rückblick werth. Es stellt den zweiten Ausritt des guten Ritters dar und Sancho's ersten, in der Frühstunde eines spanischen Sommermorgens, auf der Ebene von Montiel, von Schieferpyramiden malerisch-fein begrenzt, einen lieblichen Fernblick gestattend, silberduftig, seelenheiter die Luft, wie die Morgenstimmung des Reiterpaars. Sancho auf seinem Esel einherziehend, „wie ein Patriarch", die versprochene Stadthalterschaft im Herzen; selbst Don Quijote's traurig ritterliche Gestalt morgendlich verklärt. Eine Frühstunde, golden wie die goldene Zeit, als hätte sie Claude Lorrain für den Holzschnitt gezeichnet und als gäbe es gar kein achtes Kapitel mit Windmühlen; kein funfzehntes mit yanguesischen Fuhrleuten, deren Knittel auf Ritter und Knappen ein hölzernes Zeitalter niederregnen lassen, unbarmherziger als das eiserne, um von ihren Stuten Rocinante's Galanterien abzuwehren, für welche Don Quijote, nach Ritterpflicht, einstand mit dem Schwert in der Faust. Er thut Wunder der Tapferkeit, auf dem dritten Blatte zum XV. Kapitel; er allein gegen eine Schaar mit Knüppeln und Zaunpfählen fechtender Yanguesen, „ohne daß ihm sein Muth und seine Geschicklichkeit helfen konnten", und seines Zeichners Bravour im perspektivischen Verkürzen von Hals, Brust und Schultern helfen konnte, die sein tapferes Gemüth, beim Ausholen zum Schwerthieb mit beiden Armen, bis an die Ohren emporzieht. Aber Holz, geschwungen von yanguenfischen Fuhrleuten, geht noch über Blut und Eisen. Bevor dieses niederwettert, liegt schon Sancho, auf den zweiten Knittelstrich, am Boden. Auf den dritten, theilt auch sein Herr das Loos des Schönen auf der Erde, und kommt, „so wollt' es das Schicksal", zwar nicht unter den Fußschlag, aber doch gerade vor die Füße Rocinante's zu liegen, dessen Liebesanträge die Stuten, ungeschlacht und ungehobelt wie ihre Führer, mit ihren Hufen so entschieden abgelehnt hatten, daß er die seinigen an einem Hügelrande von sich streckte, alle Viere. Da ziehen sie nun, auf dem vierten Blatt dieses Kapitels, dahin, über einen abschüssigen von Sonnenbrand weißglühenden Lehmgrund: der zerdroschene Ritter vom Knappen auf den Esel gepackt, wie ein Bündel Knochen mit einem betrübten Zwickelbart; Rocinante — schmachvolles Geschick eines vierhufigen Seladon! — an den Schweif des Esels gekoppelt; Sancho, mit Zaunpfählen im Fleische, vorauf, den Grauen bei der Halfter gefaßt, mehr kriechend als gehend nach der Heerstraße hin.

Wie der Illustration des Windmühlen-Abenteuers die Morgenstunde voranging mit dem Gold im Munde, auf der Tafel zu Kapitel VII., so ladet uns die zweite Tafel zu Kapitel XV., unmittelbar vor dem Yanguesen-Treffen, zu einer anmuthigen Nachmittags-Siesta ein, in Waldeseinsamkeit, wo der Ritter und sein Knappe, erschöpft von der drückenden Hitze, sich erquicken, Beide auf dem Bauche liegend und schlürfend von der Fluth eines klaren, stillen Teiches im Gehölze, dieweil sich ihre

vierfüßigen Reisegefährten im üppigen Grase gütlich thun. Bei dieser Gelegenheit unterläßt denn auch Meister Doré's landschaftlicher Griffel nicht, in Siesta-Stimmungen nach Herzenslust zu schwelgen.

Nicht so anmuthig bekommt dem Tapfersten der irrenden Ritter, nach dem Treffen mit den Yanguesen, die Nachtruhe im sternenhellen Stall der Schenke, für ihn natürlich eine Ritterburg. Hier erlebt er, auf dem Blatt zu Kapitel XVI., das Stelldichein mit der Schenkenmagd Maritorne, einem asturischen Nickel, „mit breitem Gesicht, plattem Hinterkopf, aufgebogener Stumpfnase, schiel auf einem Auge und triefäugig auf dem andern; in Don Quijote's Augen aber schöner als die Königin Ginebra. Besagtes Stelldichein gilt dem Eseltreiber, der auf Sätteln, unweit Don Quijote's Lager, sich gebettet, das keineswegs „nicht viel besser als von Mist", sondern nur viel härter, indem es aus vier höckerigen, auf ungleiche Holzböcke gelegten Brettern besteht, und das Bettzeug aus einer Matraze und zwei Tüchern, die auch nicht von Stroh waren, sondern von einer knolligen Beschaffenheit, die zwischen Kieselsteinen und steifem Schildleder die Mitte hielten. Dieses Lager des mit blauen Flecken und Brauschen, statt mit Federbetten zugedeckten und mit Verbänden und Tüchern umwickelten Helden der Yanguesen-Schlacht, illustrirt die Tafel, aber schon in dem Zustande nach abgehaltenem Schäferstündchen im Stalle: wo nämlich unser Ritter bereits die Maritorne, als das schönste und sterblich in ihn verliebte Burgfräulein, die nur ihn nächtlicherweise besuchen konnte, von ihrem Schäferstündchen mit dem Eseltreiber abgehalten, sie im Finstern mit gespenstischen Armen ergriffen und herangezogen, um ihr zu betheuern, daß er, in seinem fleckenblauen Zustande, noch mehr aber wegen der Treue, die er seiner Dame Dulcinea geschworen, ihre Wünsche zu befriedigen nicht in der Lage sei. Die Illustration zeigt ihn nun in einer noch schwierigeren Lage: in der Lage, in welche der eifersüchtige Eseltreiber, der diese Betheuerungen mit angehört, den Ritter und sein Bett versetzt hatte: zunächst durch einen vorläufigen Schlag ins Gesicht, daß ihm das Blut in den Knebel floß; hierauf durch einen Sprung auf den Leib mit den dazu gehörigen Fußtritten. Das ist mehr als ein Brett auf solchen Holzböcken ertragen kann und darf. Da reißt den Holzböcken die Geduld und krachend stürzt das ganze Gestell mit dem in einen Liebesknäul verflochtenen Ringerpaar zusammen: der Ritter unten, der Eseltreiber oben, dessen Fäuste die Situation mit besserem Erfolge und größerer Schlagkraft ausbeuten als die Illustration, die an Komik und darstellender Meisterschaft weit hinter ihrem Kapitel zurückbleibt. Der xylographische Charakter wechselt überhaupt, wie uns scheint, in diesen Zeichnungen zu schroff, zu hart und zu plötzlich, um nicht, über die Gebühr, gegen die kunstgebotene Uebereinstimmung in Styl und Gesammtbehandlung eines und desselben Werkes zu verstoßen, unbeschadet der Zugeständnisse, die man, je nach Beschaffenheit der Situation, allerdings zu machen hat, die aber niemals über die Bedingung der Styleinheit hinausgehen können. Auf der einen Platte tritt uns die Zeichnung mit der ganzen Derbheit und rohen Energie der Umrisse auf altdeutschen Holzschnitten entgegen; auf anderen wieder mit der Zartheit, Glätte und Eleganz eines Kupferstichs. Beispiele des derbsten Holzschnittcharakters liefern, außer diesem Blatte, die Illustration zu Kapitel XVIII: der Kampf mit den Schafen. Blatt I. XXII., wo Don Quijote die Galeerensklaven befreit. Ferner das zu Kapitel XLVI., das

ihn darstellt, wie er, gebunden an Händen und Füßen, vom Pfarrer und Barbier eben aus dem Bette geholt worden und nun in den Holzkäfig gesperrt werden soll, um ihn wieder nach seinem Dorfe zu schaffen. Und ähnliche mehr im I., wie im II. Bande. Als Musterblätter der entgegengesetzten Behandlung, der sammetweichen und fein detaillirten Kupferstichmanier, heben wir hervor, außer dem schon gerühmten: die Nachtstücke; z. B. I, III.: Die Waffenwache, welche Don Quijote vor dem, vom Kneipwirth zu empfangenden Ritterschlag, im Hofe bei hellem Mondschein abhält, in einer Hand die Lanze, in der andern die Tarsche, und am Körper nichts als die Kniehose. Oder Tafel I. Kapitel XX., wo, in stockfinsterer Nacht, Don Quijote sich in den Sattel schwingt, im Begriffe, ein beispielloses Abenteuer zu bestehen. Die Nacht erscheint auch auf dem Blatt so stockfinster und die Abtönungen von Luft, Bäumen und Boden so unkenntlich, daß man die Hand nicht vor den Augen sehen kann, die Hand des sonst kunstfertigen Holzschneiders nämlich. Aehnliche stockfinstere Verdunkelungen der Holzstöcke des trefflichen Xylographen Bazin begegnen uns auch auf einigen anderen Blättern. So z. B. auf den drei Tafeln zu I. Kapitel XLI.: Die Entführung der Zoraide vorstellend; ein Boot auf stürmischer See, nebst den beiden dazu gehörigen seelandschaftlichen Illustrationen zu dieser Novelle, wo die Zeichnung gewiß nur unter dem Schnitte des Xylographen diese Härte und Sprödigkeit annahm. Nur die Schraffirungsmanier kann es verschulden, daß Felsblöcke im Schatten so metallen und in der Beleuchtung als Eisklumpen erscheinen. Dagegen ist die dritte Tafel zu Kapitel XX., wo Rocinante über die Wasserfälle erschrickt, in den Figuren, wie in der landschaftlichen Szenerie und der freien Grazie in Ton und Stimmung, bewundernswürdig. Nicht minder die Schnitte zu Kapitel XXIII. XXV. 1. und 2. Auf ersterer sieht man, nach der Affaire mit dem Steinhagel, den das Paar, Reiter wie Thiere, von den befreiten Gefangenen zu bestehen hatten, unsere Abenteurer auf dem Vorgebirge der Sierra Morena; Sancho mit der Absicht, durch das ganze Gebirge zu ziehen und in diesen unwegsamen Gegenden sich vor der „heiligen Brüderschaft" versteckt zu halten. XXV., erstes Blatt: dieselbe Gebirgslandschaft, nur mehr ins Innere vorgedrungen, in dem Momente, wo Sancho seinen schweigsamen Herrn um Aufhebung der Zungensperre dringend bittet. Auf den genannten Tafeln, wie auf dem zweiten Blatte zu Kapitel XXIX. erscheinen die Figuren im verjüngtesten Maßstabe. Hier Don Quijote allein, im düstern Felsgebirge, hoch oben, auf vorspringendem Schieferblock, als Bußübender, in Betrachtungen dastehend; ein Figürchen von zwei Zoll Größe, die aufgehängte Rüstung hinter ihm. Desto größer erscheint der Meister, der eine solche Gebirgseinsamkeit mit xylographischem Zeichenstifte so zauberwirksam in Gemüth und Seele prägen kann. Ein Musterblatt derselben Landschaft, mit der wunderlichsten Staffage, die jemals eine Gebirgslandschaft geschmückt, bietet die zweite Tafel zu Kapitel XXV. dar, worauf unser Büßer eine der Bußübungen des Ritters Beltenebros seinem Schildknappen zum Besten giebt: dieser unterhalb in einem Felsthal; Don Quijote oben auf einer Felsplatte, nicht größer als auf der eben erwähnten Tafel, aber in einer ganz verschiedenen, außergewöhnlichen Stellung: auf dem Kopf nämlich stehend und im bloßen Hemde. Mit dieser Bußübung illustrirt der Ritter von der traurigen Gestalt seinem Knappen die Stelle im Text: „Damit zog er in einem Augenblick die Hosen herunter, stand

im Hemd und Brustlatz da und machte in der Geschwindigkeit ein paar Luftsprünge und Purzelbäume, wobei er solche Sachen aufdeckte, daß Sancho, um nur nicht mehr davon zu sehen, davon ritt. Den Gesetzen der Zeichenkunst gemäß, bekommen wir natürlich nur Einen Purzelbaum zu sehen, diesen aber gründlich, wobei es indessen Jedem freisteht, mit Sancho davon zu reiten.

Eine ungemein fesselnde, durch Lichteffekte und delikate Ausführung reizende Waldeinsamkeit läßt uns Blatt I. Kapitel XXVIII. schauen. Man erblickt die als Jüngling verkleidete Dorothea in einer Waldquelle sich die Füße baden, in dem Momente, wo sie, von einem Geräusche erschreckt, den Kopf wendet. Das Bild giebt den Eindruck einer feingemalten, vollendet ausgeführten Landschaft, von einer poetischen Stimmung lauschiger Waldesstille, die man in einem Holzschnitt kaum für möglich hielte. Und doch wird diese Waldlandschaft von der zu Kapitel L. vielleicht noch übertroffen an Stimmungszauber, an wunderbarem Einsamkeitsweben der zartesten, elfengeisterartigen Lichter- und Blätterspiele: „Verschwiegener Tänze geheimnißvolle Bewegung". Wir erinnern uns keiner ähnlichen Zeichnung, wo die Siesta der Waldesseele gleichsam, in ihrem tiefsten, aus Zitterlichtern, träumerischen Halbschatten und geisterhaftem Flüsterkosen gewobenen Negligée, so lüsternleise beschlichen und belauscht wäre. Es webt darin, fast möchte man sagen, ein Stimmungs-Raffinement von spiritualistischer Geistigkeit, worüber man noch mehr staunen muß, wenn man weiß, welches Textmotiv illustrirt worden. Don Quijote schildert dem Domherrn die Herrlichkeiten der Ritterbücher und der darin erzählten, Herz und Einbildungskraft mit den überschwänglichsten Wonnen und Wundern entzückenden, nicht etwa erdichteten, sondern wirklichen Begebenheiten und Abenteuer, die einem Ritter begegnen können. Ein solcher Ritter stürzt sich z. B. jählings in die prasselnde Fluth eines feurigen Sees, worin Millionen Schlangen, Drachen und mehr dergleichen fürchterliche Ungeheuer schwimmen. Ehe er sich's versieht, oder weiß, wo er hinkommt, befindet er sich in blumenreichen Gefilden, mit denen die elysischen kaum zu vergleichen sind. Heiterer scheint ihm hier der Himmel und heller das Licht der Sonne; ein anmuthiger Lustwald ladet ihn ein, in seinem Schatten zu weilen. Diesen Lustwald stellt nun das Blatt vor; einen Lustwald, geschildert von Don Quijote aus der Phantasie, nach einem Ritterbuch! Also wieder eine phantastische Phantasielandschaft, nach der Unnatur; der Unnatur eines chimärischen, aus hirnverbrannten Ritterbüchern in der camera obscura eines wirbeligen Gehirnkastens reflektirten Lustwaldes:

„Daß er dem Mann im Hirne stand,
Als wie ein Holzschnitt an der Wand."

Als geschrieben steht in Goethe's Fragment: „Der ewige Jude". Immerhin, wenn der Lustwald von so zaubervoller Wirkung ist, daß er der Natur wie aus den Augen geschnitten, wie aus dem Naturspiegel gestohlen scheint. Erschrickt man aber nicht, wenn man von diesem unvergleichlichen dritten Blatt einen Rückblick auf das erste desselben Kapitels L. wirft, wo auch die prasselnde Fluth des feurigen Sees abgebildet ist, der von lauter Pech und Schwefel sprudelt, und mit sämmtlichen Millionen Schlangen darin, Drachen, Salamandern und mehr dergleichen fürchterlichen Ungeheuern? — Seit ihnen der Löwe Weimar's die Märchen unseres „Teufelshoffmann" übersetzt hat, spukt in den Köpfen dieser geistreich-virtuosen französischen

Dichter und Künstler eine hysterische Romantik von verzerrtem Dämonismus und krasser Realistik, jener verzauberten Bildsäule in Tausend und Eine Nacht vergleichbar, deren obere Hälfte aus höllenschwarzem und die untere aus blendendweißem Marmor besteht.

Die schon gepriesene Architektur im maurisch-gothischen Schmuckstyl entfalten: Tafel I. Kapitel XXXIV., die Rüstkammer vorstellend aus der Novelle: „Der unbesonnene Neugierige". Die trugvolle Sünderin Kamilla, die Gattin des unbesonnenen Neugierigen, sinkt zu Boden, von einer leichten Verletzung scheinbar ohnmächtig, die sie sich mit dem Dolche selbst beigebracht, um sich zugleich an dem Buhlen, der sie, und an ihrem hinter der Tapete horchenden Gemahl zu rächen, den sie verrathen. Doch uns liegen hier die kostbaren Zierrathen des Saales mehr am Herzen: das gothische Schnitzwerk im Holzgetäfel an Decke und Wänden, dem schönsten Teppich von persischen Shawlen ähnlich. Tafel I. Kapitel XXXVI. nur ein Dachwerk auf Holzsäulen. Mit welcher Meisterschaft aber behandelt und wie malerisch wirksam durch Ausblick, und die über Stufen enteilende Gruppe, mit der entführten, ohnmächtigen Lucinde in den Armen. Das dritte Blatt zu I. L.: Ein gothischer Prachtsaal im Zauberschloß derselben Schilderung aus Don Quijote's Phantasie: Die Mauern von gediegenem Golde, die Zinnen von Demant, die Pforten von Hyacinthen — Alles zaubervoll kunstreich, mit Doré-Bazin's Griffel, aus eines Schwarzkünstlers magischem Stab geschnitten.

Doch der Hauptpunkt, den wir schon berührt? Wie steht es, bei all diesen Herrlichkeiten, mit der Figur des Helden, welche, unseres Bedünkens, allein, ohne weitere phantastische Zuthat, in Illustrationen zum Don Quijote, jenen Gegensatz zur baaren Wirklichkeit zu vertreten hätte? Ist es dem berühmten Zeichner gelungen, eine Don Quijote-Figur zu schaffen, deren bloßer Anblick den Humor jenes Gegensatzes offenbart? Die Phantastik ehrwürdigen Aberwitzes, hochsinniger Narrheit? Die Glorie des ergötzlich lächerlichsten Märtyrthums, gekrönt mit dem Heiligenschein absoluter Hirnverbranntheit? Diese Figur ist ihm am wenigsten gelungen. Nicht, daß sein Don Quijote der typische ist, tadeln wir. Das soll und muß er sein, individualisirt natürlich durch den Humor des Künstlers. Doch würden wir, um der anderweitigen großen Vorzüge und Klarheiten willen, selbst dies unserm Meister nicht aufmutzen, daß sein Ritter von der traurigen Gestalt lange nicht so lustig und ergötzlich ist, wie der Don Quijote in der berühmten Madrider und der werthvollen Londoner Quartausgabe in vier Bänden. Es mag kaum erreichbar, vielleicht unmöglich scheinen, dieser einmal traditionellen Figur eine neue humoristische Seite abzugewinnen, ohne an die Karrikatur zu streifen. Unser Befremden betrifft eine ganz andere Zerstreutheit des Meistergriffels, nämlich die: daß Doré's Held, in Gestalt und Physiognomie, sich nicht gleichbleibt und fast auf jedem Blatte ein anderer Don Quijote, auf manchem auch wohl gar kein Don Quijote scheint, sondern jeder beliebige Hidalgo im spanischen Kostüm des sechszehnten Jahrhunderts. So z. B. I. Kapitel VII., wo der Ritter Sancho Pansa endlich bewegt, mit ihm zu ziehen, was sich auf dessen Hof und im Schooße von Sancho's ganzer Familie ereignet: Frau, Kinder, Hühner, Schweine, Esel. Der Ritter, mit Sancho in der Mitte, steht da im Barett, Wamms, ähnlicher einem Grande von Spanien, als unserem sinnreichen Junker von La Mancha, daß selbst Sancho's Haushahn vor

Verwunderung einen langen Hals macht, den Schnabel weitmächtig aufsperrt und den Klunker darunter nicht wenig schüttelt. Don Quijote's mondumrändeltes Schattengesicht unter den Ziegenhirten (I. XV.) ist kaum wiederzuerkennen in demselben Schattengesicht, ohne Mondnimbus, auf Blatt II. XII., trotz dem ganz ähnlichen Gestus, womit hier, wie bei den Ziegenhirten, des Ritters schwungvolle Beredsamkeit in mitternächtlicher Stunde seinen Knappen belehrt und auferbaut, den Arm erhoben zum Himmel. Die abstrakte Rittergestalt, die in mancher Vignette sich zur Bohnenstange verlängert, mit einem Barbierbecken auf der Spitze, gewinnt zusehends an Embonpoint von einem Blatt zum andern, so daß er I. XLIII. sich bereits als wohlgenährter Ritter von der Mauer herunterläßt, und es Niemanden Wunder nehmen kann, wenn er sich am Leibe nicht in der Schwebe erhalten kann. Ist der Don Quijote, welcher II. X. mit Don Sancho vor den drei Mägden, die hoch zu Esel, knieend seine Dulcinea-Huldigung darbringt, derselbe mit dem Don Quijote, welcher auf dem dritten Blatt zu I. XXIX. der vor ihm, als Königin Micomicona knieenden Dorothea seinen hülfreichen Arm zusagt? Oder gar mit dem Don Quijote ein und dieselbe Person, welcher, so würdiglich dienstbeflissen, so nothfreundlich salbungsvoll und so spitalritterlich hülferbötig dasitzt und dem zu seinen Knieen in einem unbeschreiblichen Zustand hingestreckten Sancho Pansa den dicken Kürbisschädel gelassen stützt, während dieser angstgeschüttelt, die Augäpfel hervorgequollen, den Brustlatz aufreißend mit krampfichter Faust, und eine haarige Pektoralgegend entblößend von medusenhafter Schrecklichkeit, wie ein Drache speit, aber nicht Feuer und Flammen? Der Ritter, der hier, seiner Dienstleistung entsprechend, im Negligé seinem bedrängten Knappen diese Unterstützung gewährt, und mit dem Zustande desselben durch seine mild-feierliche Gelassenheit den ergötzlichsten Kontrast bildet, giebt dieser Illustration einen besonderen Werth und macht sie, in Rücksicht auf humoristische Wirkung zu der vorzüglichsten des Werkes, nur aber auf Kosten der Identität mit dem Don Quijote auf der Titelplatte und dessen Physiognomien auf anderen Blättern. Mit Sancho Pansa hat es ein ähnliches Bewandtniß. Auch er lügt sich selbst in's Gesicht und in seinen eigenen Hals hinein. Er wechselt die Gesichter so oft wie der Schauspieler Philadelphia. Zudem ist sein Gesicht nicht komisch und zeigt auch nirgend den Ausdruck, der diesem düpirt einfältigen Bauernverstand zukommt.

Die Klippe der Karikatur ist im Ganzen glücklich vermieden; kein geringes Kunststück bei diesem Reichthum an Geist, phantastischem Witz und dieser Alles wagenden Bravour. Aber Zeichnungen wie aus dem Rasirspiegel gestohlen kommen doch auch vor. Z. B. das zweite Blatt zu I. XLVII: Don Quijote im Käfig von vermummten Fratzen umringt, mit hyperbolischen Masken-Nasen. Er selbst wie ein Hohlspiegel-Phantom. Desgleichen Don Quijote im Puppentheater II. XXVI. Sancho, den Kopf seines Esels an die Brust drückend und dicke Thränen vergießend, II. LIII. 2 rasirspiegelmäßig und mit unrasirten Gesichtern, Sancho wie sein Esel. Bei Doré gilt der Spruch nicht: Wer groß im Kleinen ist, ist größer noch im Großen. Ueber ein gewisses Figurenmaß hinaus darf sich sein Griffel nicht versteigen. Seinem Genie hat die Fee Capricciosa an der Wiege gelächelt und über seinen Griffel hin kutschirte die Königin Mab. Beide Feen sind groß in ihrem Genre, aber ihr Genre ist klein.

Die Photographie im Dienste der Kunstgeschichte.

Von A. Woltmann.

Das erste Auftreten der reproduktiven Kunst, die Erfindung von Holzschnitt und Kupferstich, ist auf die gesammte Entwicklung der modernen Kunst von einem größeren Einfluß gewesen, als es meist bisher die Geschichtschreiber derselben anerkannt. Sie haben großentheils für Erscheinung und Wirkung genommen, was Ursache war, haben für ein eigenthümliches Erzeugniß des modernen Geistes etwas gehalten, was vielmehr seinerseits dazu gedient hat, den modernen Geist zu erzeugen. Freilich ist hier ein Verhältniß unausgesetzter lebendiger Wechselwirkung, in welcher das Bewegende schnell zum Bewegten wird und in der Frucht schon wieder der Keim liegt. Die durch jene neuen Techniken gewonnene Leichtigkeit des Schaffens sowie der Verbreitung des Geschaffenen trägt zunächst dazu bei, die Kunst vollends zu emanzipiren. Sie ist nun umsoweniger lediglich darauf angewiesen, im Dienst der Kirche oder im Solde eines Hofes zu stehen. Jedem Einzelnen aus dem Volke wird sie erreichbarer, sie tritt auf den öffentlichen Markt und richtet sich nach Angebot und Nachfrage; sie wird bürgerlicher. Dann erweitert sich auch des Künstlers eigener Gesichtskreis; er erfindet schneller und mannigfaltiger, Stoff und Mittel werden reicher, immer weitere und verschiedenere Gebiete beherrscht sein Blick. Endlich geht das, was er geschaffen, vervielfältigt in die Welt. Was sein eigen war, gehört dem ganzen Volke, das vom Einzelnen Geleistete ist Gemeingut. Der Künstler fördert den Künstler, der von Einem gethane Schritt ist auch für den Andern zurückgelegt. Die Kunstentwicklung ist demnach erstens freier, zweitens umfassender, drittens beschleunigter, Alles in Allem aber reifer, allgemeiner, entschiedener.

Wenn nun das erste Auftreten der reproduktiven Kunst eine so große artistische Revolution mit sich gebracht hat, so ist es nicht zu verwundern, daß auch eine Revolution auf dem Gebiete der reproduktiven Kunst selbst weitgreifende Umwälzungen mit sich führt. Jene ist aber bereits vollendete Thatsache. Die Photographie hat Holzschnitt und Kupferstich theils sekundirt, theils verdrängt, theils zum Wettkampf herausgefordert, Mittel und Aufgaben der künstlerischen Nachschöpfung aber in das Unendliche erweitert, erleichtert, vervollkommnet. Ganz abgesehen von dem Einfluß der Photographie auf allgemein wissenschaftlichem und industriellem Gebiete, sind ihre Wirkungen auch für den Künstler der Jetztzeit, sein Lernen, sein Schaffen, sein Verwerthen des Geschaffenen, außerordentlich. Läßt sich auch über Vortheil

und Nachtheil dieser Wirkungen streiten, die Thatsache ist unverkennbar. Nicht geringer ist die Bedeutung der Photographie für die Kunstgeschichte, und hier ist der Gewinn ein so augenscheinlicher, daß von einem Streit über Vortheil und Nachtheil in dieser Hinsicht keine Rede sein kann. Im Dienste der Kunstgeschichte sehen wir ein großes photographisches Unternehmen nach dem andern entstehen. In Wien werden kostbare Handzeichnungen aus der Sammlung des Erzherzogs Albrecht, in Basel die Hauptstücke unter den Zeichnungen des dortigen Museums herausgegeben, in den Niederlanden fertigt Fierlant die meisterhaften Lichtbilder von den berühmtesten, bisher noch durch keine Nachbildung bekannten Werken eines Jan van Eyck, Rogier van der Weyden und Memling. Ein nicht minder bedeutendes Unternehmen, doch von verschiedener Art und Richtung, geht von Berlin aus: Gustav Schauer's kunsthistorische Album's. Vor wenigen Jahren sind die ersten erschienen, jetzt ist der Zyklus ein ziemlich abgerundeter; von einer Anzahl der berühmtesten Maler liegt uns eine Reihenfolge ihrer besten Schöpfungen in sorgfältiger Auswahl vor. Ziel und Aufgabe war hier nicht, durchaus Neues zu geben. Man zog es vor, nach Kupferstichen und Lithographien zu arbeiten, wo solche vorhanden waren, und versäumte niemals, die besten und gediegensten Vorbilder, und diese in den schönsten Abdrücken, zu benützen. Aber man scheute auch Mühe und Kosten nicht, um — wo es geboten schien — die Photographie nach dem Originalgemälde selbst anzufertigen und für die Vervielfältigung ein mit äußerster Sorgfalt retouchirtes Exemplar der so gewonnenen Lichtbilder herzustellen. Immer mehr und mehr sollten dem Publikum die Schätze bekannt werden, deren Originale hier und dort zerstreut sind, und deren Nachbildungen im Kupferstich, theils selten, theils hoch im Preise, keine ganz allgemeine Verbreitung haben können. So hatte man sich die schöne Aufgabe gestellt, die Kunst dem Volke wieder zuzuführen; die Gegenwart, welche für das Volk alle höchsten menschlichen Güter errungen wissen will, muß für dasselbe auch das hohe Gut der Kunst zu verwerthen suchen. Sinn und Geschmack für die ächte Kunst ist leider nichts sehr Gewöhnliches; der Luxus erdrückt, die Mode beherrscht, das Flitterhafte und Schimmernde statt des Schönen verführt ihn. Jede Bemühung, durch wahre Kunst das Volk an wahre Kunst zu gewöhnen und zu derselben zu erziehen, ist daher der vollsten Anerkennung werth. — Derartige Bemühungen könnten nicht mit einem solchen Erfolg wie die Schauer'schen gekrönt sein, wenn man nicht gleichzeitig mit der Kunst auch die Wissenschaft für das Publikum nutzbar machte, wenn die Bilder nicht stets von einem Text begleitet wären, welcher ein dem Standpunkte der heutigen kunstgeschichtlichen Forschung vollkommen entsprechendes Gemälde vom Leben und Schaffen ihrer Urheber giebt. Hierfür hat der Verleger die ausgezeichnetsten Vertreter der kunsthistorischen Wissenschaft zu gewinnen gewußt.

Das erste in der Reihe war Adolf Stahr's Rafael-Album, das jetzt bereits in dritter Auflage vorliegt. Dieser Auswahl der Rafael'schen Staffelei-Bilder haben sich später noch drei andere Albums: die Loggienbilder, Teppiche und Stanzen angeschlossen. Der Text ist anziehend und gefällig geschrieben, im Anschluß an die umfassenden Vorarbeiten, wie Passavant's Biographie des Meisters, welche dem Verfasser seine Aufgabe erleichterten. Dennoch blieben, trotz sonstiger gewandter Bearbeitung, einzelne Irrthümer nicht aus; so ist es z. B.

etwas befremdend, wenn vom Hause Rafael's zu Rom gesprochen wird, in welchem er die Besuche eines Leonardo da Vinci, Fra Bartolomeo und des großen, ihm geistverwandten deutschen Meisters Albrecht Dürer empfangen. Daß Dürer von Italien nicht mehr als Venedig gesehen, daß er mit Rafael nicht persönlich zusammengekommen, sondern ihm nur sein Bildniß überschickt, ist doch allgemein bekannt.

Eine Arbeit von ungleich größerer Bedeutung war das Leonardo-Album von G. F. Waagen, das sich der Zeit nach anschloß, eine wirklich kritische Biographie des großen Künstlers, von warmer und lebendiger Darstellung und deshalb auch für einen ausgedehnteren Leserkreis von großem Interesse. Correggio von Hugo v. Blomberg, Murillo von Titus Ulrich, Michelangelo, Tizian, Paolo Veronese von Lübke reihen sich an. Unter diesen nehmen die Arbeiten des Letzteren, welche sämmtlich Zeugniß ablegen von des Verfassers seltenem Talent der klaren, fesselnden und lebensvollen Schilderung, wohl die erste Stelle ein. Die drei berühmten Künstler, die er uns vorführt, bilden in gewissem Sinne eine Gruppe. Michelangelo und Tizian, erst im höchsten Greisenalter vom Tode ereilt, waren die letzten von den Repräsentanten der goldenen Zeit. Alle Anderen waren längst vorausgegangen, nur diese Beiden, welche die äußersten Pole der damaligen Kunst bezeichneten, den höchsten Flug des Idealismus und die edelste Verklärung der Sinnlichkeit, hielten noch lange die Blüthe der besten Zeit fest. Michelangelo, der Meister spröder Erhabenheit und trotziger Kraft, mußte sich zuletzt ganz einsam sehen in einer Welt, die andern Zielen nachjagte. Der kühne Pfad des erhabensten Idealismus, welchen der Titan gewandelt, war für die gewöhnlichen Sterblichen nicht geschaffen; nirgend mehr als unter seinen Schülern und Nachfolgern ging die Kunst dem jäheſten Verfall in hohlen Manierismus entgegen. Tizian, welcher den ruhigen Zustand eines schönheiterfüllten, luftverklärten Menschendaseins mit allem Zauber der Farbe zu ewiger Dauer erhob, war des Letzteren völliges Gegentheil. In seinen Schöpfungen lebt die zur höchsten Schönheit, Kraft und Gesundheit erhobene Natur, von allem Kümmerlichen und Zufälligen frei, nicht nach Abstraktionen idealisirt, sondern aus der Fülle und Tiefe künstlerischer Anschauung wiedergeboren. Bei allem Vollgewicht der Erscheinung, allem Mark des Lebens wohnt Adel und vornehme Würde, maßvolle Anmuth und Feinheit in seinen Gestalten. Fortschreitend auf dieser ruhigen, glücklichen Bahn, welche Tizian erschlossen, war seine venetianische Schule die einzige, die in der Epoche allseitiger Entartung und hohler Nachahmung in dauernder Blüthe stand. Paolo Veronese ist der große Vertreter dieser Richtung. Mehr als bei den früheren Venetianern, als bei Tizian selbst, herrscht in seinen Schöpfungen das Element des Malerischen vor. Die Farbe ist ihm Selbstzweck; ihr zuliebe trägt er kein Bedenken, die tiefere Bedeutung seines Gegenstandes etwas abzuschwächen, ja oft sich mit der geistigen Seite desselben leicht und obenhin abzufinden. Dies hängt zusammen mit der ganzen Richtung der Zeit, die äußerlicher, weltlicher geworden war und vor Allem den Effekt verlangte. Daher ist es natürlich, daß Paolo mit besonderer Vorliebe das glänzende Zustandsbild pflegt. Alles erscheint hier in lebendiger Bewegung; Geplauder, geistreiche Scherze, fröhliches Lachen fliegt durch die Gruppen der schönen Frauen und der galanten Kavaliere. Waren Tizian's Gestalten edler und würdevoller, so sind Paolo's vornehmer. Wir fragen nicht nach einem

Gedankeninhalt, wir bemerken kaum, daß der Maler uns oft um eine Idee betrügt; wir vergessen, so lange wir vor diesen Bildern weilen, daß das Leben noch einen andern Inhalt hat, als den Hafis und seine Schüler predigen, — so mächtig reißt uns die Schilderung dieses freien, glänzenden, genußfrohen Daseins mit sich fort. Diese Fülle der Figuren, denen ein Pinsel von unübertroffener Leichtigkeit, Feinheit und Sicherheit die edelsten Umrisse, die weichste Rundung, den duftigsten Schmelz zu leihen weiß, und dabei in lebhafteste Farbenpracht, in zauberisch kühnes Helldunkel, in Fluthen von Sonnenglanz getaucht! Paolo Veronese ist im Gebiete der Farbe der Komponist, welcher das am reichsten besetzte Orchester mit größter Meisterschaft dirigirt. Seine Schöpfungen sind der lang aushallende, rauschende Schlußakkord, in dem die alte Herrlichkeit Italiens verklingt.

Waren nun dem Publikum die großen Maler Italiens und Spaniens zugeführt, so durften auch die Niederländer und Deutschen nicht vernachlässigt werden. Und die beiden Albums, welche hier die früheren Perioden vertreten, die Gebrüder van Eyck und Dürer, gehören zu den trefflichsten Leistungen des ganzen Zyclus. Für Beide hat Hotho den Text verfaßt. Dazu war auch Niemand mehr geeignet, als dieser ausgezeichnete Forscher unserer älteren Kunstgeschichte, der Autor der „Malerschule Hubert's van Eyck", eines Buches, das nach seiner Vollendung ohne Zweifel als eine klassische Arbeit auf diesem Felde gelten wird. Die in jenem ausgesprochenen neuen und eigenthümlichen Ansichten über das Verhältniß der beiden Brüder Hubert und Jan van Eyck, namentlich über die Betheiligung eines jeden an ihrem berühmten Hauptwerke, dem Genter Altar, sind auch im Album wiederholt, hier freilich nur als Resultat, ohne erneute wissenschaftliche Begründung. Denn lebendige Schilderung, nicht Kritik und Beweisführung, ist der Zweck eines solchen Albums. Hotho wollte bei jenem Hauptwerke bekanntlich den Antheil des jüngeren Bruders Johann nur in äußerst geringem Maße anerkennen und in dem älteren Hubert den Meister des Ganzen, den größten Künstler von Beiden sehen. Blieb diese Behauptung auch nicht ohne Widerspruch, so war sie doch mit so viel Feinheit und Verständniß vorgetragen, daß sie die höchste Beachtung in Anspruch nimmt. Derselbe Genter Altar, dieser Glanzpunkt der altniederländischen Malerei, ist im gegenwärtigen Album zum ersten Male in seiner ganzen Herrlichkeit veröffentlicht. Das Werk, aus zwölf Tafeln bestehend, von welchen acht auf beiden Seiten bemalt sind, ist zerstückelt. Zuerst ließ eine spöttische Bemerkung Kaiser Joseph's II. die beiden Figuren von Adam und Eva als zu unzüchtig entfernen. Später gelangten dieselben in das Brüsseler Museum. In den Napoleonischen Kriegen verschwanden die sechs übrigen Flügel, kamen in die reiche Sammlung des Engländers Solly und mit derselben später in das Berliner Museum. Nur die vier Mitteltafeln, einst von Denon nach Paris geschleppt, stehen jetzt noch an Ort und Stelle in der Genter St. Bavo-Kirche. Nicht allein die Zerstückelung des Ganzen, auch die für die Photographie ungünstige Aufstellung der Berliner und Genter Tafeln und die durchgängig tiefe Färbung mit vorherrschendem Gelbgrün und kräftigem Roth waren einer getreuen Nachbildung hinderlich. Zuerst wurden die Gemälde in einem schwachen Tone photographirt und dann auf Grundlage dieser Lichtbilder von dem Maler Arnold Neumann mit Hingebung und Fleiß kopirt. Diese so retouchirten Exemplare

wurden vervielfältigt und haben durch ihr treffliches Gelingen die bedeutenden Kosten des mühevollen Verfahrens belohnt. Die Herausgabe dieses zerstreuten Meisterwerkes, das hiermit erst für das Publikum wiedergewonnen ist, gehört zu den dankenswerthesten aller bisherigen photographischen Leistungen für Zwecke der Kunstgeschichte.

Wie das vorige, geht auch das Dürer-Album an Umfang und Reichthum der Darstellungen über die meisten übrigen hinaus. Auf 15 Blättern enthält es 22 Photographien nach Schöpfungen des Künstlers; nach Gemälden nur sein eigenes Bildniß und die vier Apostel, die übrigen nach Holzschnitten und Kupferstichen. Und mit Recht, denn nicht die Farbe, sondern die Zeichnung ist Dürer's eigentliches Element. Schon seine nie ruhende Erfindungsgabe bedarf eines Mittels der Ausführung, das leichter und rascher zum Ziele führt und nicht wie die Farbe hindert und ablenkt, und legt ihm deshalb fast ununterbrochen den beweglichen Grabstichel in die Hand. In der photographischen Auswahl sind Hauptwerke aus den verschiedenen Perioden mitgetheilt. Dennoch könnte dieselbe vielleicht in Rücksicht auf das Publikum eine glücklichere sein. Zu große Nachsicht gegen moderne Geschmacksweichlichkeit anzuempfehlen, ist durchaus unsere Sache nicht. Dagegen läßt sich nicht übersehen, wie das Knorrige, Krause, Absonderliche bei Dürer's Formen gar oft zurückstoßend wirkt. Um den Meister größeren Kreisen verständlich zu machen, muß man letztere allmälig an ihn gewöhnen. Ob dafür aber nicht geeignetere Blätter als das Große Glück oder einige der Apokalyptischen Holzschnitte — besonders in so kleiner Nachbildung — hätten erlesen werden können, vor Allem wenn man auch die Darstellungen mehr genreartigen Charakters nicht ganz übergangen, scheint uns nicht fraglich zu sein. — Der Text ist der höchsten Anerkennung werth. Ziemlich gleichzeitig trat er mit Eye's Biographie des Meisters an das Licht, einem anziehend geschriebenen Buche, das Interesse genug bietet, wenn man sich auch gestehen muß, daß nach dem heutigen Stande der Forschung von einer solchen Lebensschilderung hie und da des Eigenen und Neuen noch mehr hätte erwartet werden können. Hotho's gegenwärtiger Text, obwohl er in viel anspruchsloserem Gewande auftritt, ist dem Eye'schen Buche mindestens ebenbürtig. Ist letzteres, wie natürlich, in manchen Beziehungen vollständiger und umfassender, so erreicht es doch nie diese Sinnigkeit und Tiefe der Auffassung, welche bei allen Werken Dürer's, die geschildert werden, bis auf den innersten Grund seiner Intention zu dringen versteht. In der Darstellung ist Hotho's Dürer-Album das Schönste und Bedeutendste, was wir vom Verfasser gelesen. Eine künstlerische Vorgeschichte, welche auch auf die historische und Kulturentwicklung sorgfältige Rücksicht nimmt, geht der Kunst- und Charakterschilderung des Meisters Albrecht vorauf, in welchem, nach Pirkheimer's Worten, Genius, Redlichkeit, Klugheit und Kunst, Mannheit, Treue und Ehrbarkeit vereinigt sind. Auch er ist ein „Ariel, in den Spalt einer knorrigen Eiche geklemmt". In dem engen Kreise seiner Heimath bleibt er stets befangen, stets an die Wurzeln seiner Erziehung gebannt. Nach anderen Gestalten, als dieser Umkreis bietet, sucht er nicht, mag ihr Ungenügen auch ihm selbst nicht verborgen sein. Sein religiöser und sittlicher Ernst sträubt sich gegen die Art von Schönheit, die in Italien zum Siege gelangt. Und hätte er sie täglich vor Augen gehabt, ihr Wohllaut und Sinnenglanz hätte ihn doch nicht gelockt

und geblendet. Ist er auch der Größte in schlagender Erfindung und in Komposition, weiß er auch den gesammten Körper mit der Stimmung, den Vorgängen, den Leidenschaften des Innern zu durchdringen, so soll und kann doch die Außengestalt den bis in's Letzte entsprechenden Ausdruck für das nicht geben, was Ueberzeugung und Glauben, Vernunft und Gemüth reicher und tiefer im Innern hegen. Aber dieses Spröde und Störrige verschwindet im Ganzen als einzelne Flecken. Man wünscht sie fort und wieder herbei, wenn sie fehlen sollten. Sie gehören zum Eigensten, wodurch erst Dürer zu Dürer wird. In religiöser Hinsicht ist, bewußt oder unbewußt, die neue Lehre in seinem Geiste schon frühzeitig vorbereitet. Auch in Jugendwerken ist bei ihm kein Auge in drangvoller Andacht emporgezogen, keins blöd oder stierend und trüb umwölkt, keins nur nach Innen mit Dingen beschäftigt, die selbst der Empfindung halb unerklärbar und fernstehend sind; kein Blick extatisch verzückt, verklärt und in Seelentaumel, — jeder Augenstern durchsichtig, jeder Blick fest dem bestimmten Gegenstand zugekehrt, vertraut mit Gott aus den Tiefen der Seele ohne Stufenleiter der Heiligen; eindringend um des Verständnisses, grübelnd um der Erkenntniß willen und immer deutlicher bewußt, der Mittelpunkt liege nicht außerhalb, im Gewissen der Kirche, er ruhe und wirke als Glaubensquell im eigenen Gewissen. Das selbstgelesene Bibelwort stillt sein Verlangen, in der Schilderung von Christi Lebenslauf läßt es den Meister das Hauptziel seines Schaffens finden. Inmitten von Priesterhaß, höhnendem Volk, Verrath und Gerichtsstätte, — Milde, Ergebung trotz geistiger Macht, Sohnesliebe und Freundesklage, Mutterwonne und Mutterschmerz; überall Menschen von Fleisch und Blut, Charakter und Seele. Gelangt das Menschliche schon im religiösen Gebiete zur Geltung, so liegt auch der Uebergang auf profane Stoffe nicht fern. Das ganze Leben, wie er es um sich sieht, spricht aus jedem Antlitz, jeder Gestalt, selbst aus der weiteren Umgebung. Den Menschen gleich hat auch die Oertlichkeit Physiognomie. Städtische Zimmer, Höfe mit Treppen, Hausgeräth, landschaftliche Fernsicht macht keiner heimischer und natürlicher als er; jeder Hergang erscheint verwachsen mit dem eng umgrenzten Lokal. Kein Meister bleibt in Herz und Auge nach jeder Seite so vollständig deutsch.

Die Niederländer der späteren Zeit werden zunächst durch zwei Albums der Landschafts- und Genremalerei vertreten, deren Text von Hugo von Blomberg herrührt. Ist der Verfasser auch kein gelehrter Forscher auf dem Kunstgebiet, begegnet ihm auch hier und da ein kleiner Irrthum, wie z. B. die Verwechselung des Antonio Solario mit seinem Namensvetter Andrea, spricht er manches ästhetische Urtheil aus, über das sich mit ihm streiten ließe, so zeichnet sich, wie der Text seines früheren Correggio-Albums, auch hier die Vor- und Entwicklungsgeschichte beider Kunstgattungen nebst den kurzen biographischen Skizzen der Maler, welche die einzelnen Blätter begleiten, durch Reiz und Sinnigkeit der Schilderung aus. Nicht umsonst ist er Dichter und Maler; in den Bildern, welche er beschreibt, weiß er allen Einzelheiten mit Feinheit und Liebe nachzugehen und erkennt die Idee des Künstlers in den unscheinbarsten Zügen. — Der Text des Rembrandt-Albums hat Friedrich Eggers zum Verfasser. Die Gestalt des Künstlers ist erst durch die neuen Forschungen Scheltema's, Immerzeel's, Koloff's von Sagendunst, Fabelwesen und Charakterverunglimpfung gereinigt worden. Diesen Forschungen schließt

Eggers sich an; andererseits nimmt er auch hie und da den Meister gegen seine Charakterreiniger in Schutz, die so viel an dem Menschen gewaschen haben, daß ein gut Stück Künstler mit davongeht. Was sollen wir alles Phantastische von der Künstlergestalt des Mannes streifen, der auch in seinen Schöpfungen ebensosehr Phantast wie Realist war, seine Köpfe scharf und wirkungsvoll charakterisirte wie keiner, Sage und heilige Geschichte wie ein Ereigniß seiner Tage behandelte und doch mit solchem Zauber umkleidete, schon durch Farbe und Helldunkel! Denn Kolorist ist er selbst in seinen Radirungen; bei dem ersten Blick auf seine Bilder faßt uns die Farbe, als sei sie allein das künstlerische Objekt, das wir genießen sollen, und doch ist ihr Reiz nur da, um in einem höheren Sinne, im Dienste des Seelischen, verwerthet zu werden. Bei der Bildererklärung tritt der Verfasser den neuen Ansichten ebenfalls mit Vorsicht entgegen. In dem sogenannten „Herzog Adolf von Geldern" des Berliner Museums erkennt er mit Koloff den „Simson, welcher dem Philister droht". Wenn aber derselbe Schriftsteller bei einem berühmten Gemälde der Dresdener Gallerie gleichfalls den „Simson, welcher beim Gastmahl der Philister seine Räthsel aufgiebt", sehen will, so nimmt Eggers mit Erfolg die alte Benennung „Gastmahl des Ahasverus" in Schutz. Das Talent, mit seinen Werken auch den Künstler selbst in aller Eigenthümlichkeit seiner Erscheinung zu schildern, zeigt in ähnlicher Weise das erst vor wenigen Monaten erschienene van Dyck-Album von Eggers. Eigene neue Forschung ward hier nicht gefordert; an Carpenter's erschöpfende Untersuchungen konnte sich die Darstellung lehnen. Van Dyck, sagt der Verfasser, tritt uns wie ein jüngerer Bruder von Rubens entgegen. Beide schöne Männer von feiner Sitte; der Aeltere aber kräftiger, gestählter in Allem, umfassenderen und stärkeren Geistes, auch erfindungsreicher in seiner Kunst, der Jüngere in Allem zarter und weicher, man würde schwächer sagen, wenn man dafür nicht besser inniger und seelischer sagen müßte. So hat van Dyck nicht die Vorzüge, die mit der Gewaltigkeit verknüpft sind, aber er ist dafür frei von ihren Mängeln, und was er an Originalität einbüßt, gewinnt er an Veredelung und Verinnerlichung. Am Anfang seiner Laufbahn vor Allem lehnte er sich mit Hingebung an Rubens. Aber die Nachahmung einer so übervollen Kraft hätte leicht zur Unwahrheit und Unnatur geführt. Daher rieth ihm der Meister, sich vor Allem dem Bildniß zuzuwenden; dies führt zur Natur und ist zugleich ein stärkendes Band der Realität. So ward er auf diesem Gebiete einer der Größten für alle Zeit. Sein Auge ist fähig, in den Charakter einer Persönlichkeit tief einzudringen, und die Schrift, in welcher derselbe sich auf dem Antlitz ausspricht, gründlich zu verstehen. Sein Pinsel thut es der Natur an Mannigfaltigkeit des Kolorits gleich und zeigt im Kräftigen und Zarten immer gleiche Klarheit, seltenste Harmonie und lebendige Wärme. In seinen Bildnissen ward er zum Historienmaler, der seine Zeit malte, nicht die Thaten, sondern die, welche sie vollbrachten, nicht die Handlung, aber die Akteurs, diese aber mit einer Lebendigkeit und Tiefe der Charakteristik, daß man jeden Augenblick von ihnen erwarten zu können meint, nun hebe das Drama an.

Dem großen Schüler ist der große Meister gefolgt; die letzte Erscheinung aus dem Schauer'schen Verlage ist das Rubens-Album. Der Text konnte keinen besseren Bearbeiter finden als G. F. Waagen, den besonders um die Geschichte

der niederländischen und deutschen Malerei so hoch verdienten Meister seiner Wissenschaft. Schon im Jahre 1833 hatte Raumer's „Historisches Taschenbuch“ einen trefflichen Aufsatz Waagen's über diesen großen Maler gebracht. Die hierin niedergelegten Forschungen sind jetzt vervollständigt und weitergeführt. In diesem Album geht der Verfasser mit dem, was er giebt, weit über die Ansprüche hinaus, die an einen solchen Text zu machen sind. Er liefert die erste kritische Biographie des Künstlers, gereinigt von allen Fabeln und Irrthümern, auf durchgängige eigene Anschauung seiner Werke und sorgfältiges Studium der Quellen begründet, und durch klare einfache, lebensvolle Darstellung ausgezeichnet. Wir erhalten ein schönes Bild des ganzen Mannes mit warmem Herzen, klarem Verstande und hoher Geistesbildung, der — neben seinem Künstlerberuf auch als Staatsmann ausgezeichnet — mit den verschiedenartigsten Gaben verschwenderisch ausgestattet war und dabei zu der kleinen Schaar unter den großen Geistern gehörte, welche, gleich Goethe und Rafael, von vornherein durch die günstigsten Lebensbedingungen in der vollen Entwicklung ihrer Anlagen wunderbar gefördert worden sind, und auch in ihrer ganzen Laufbahn nie ein bedeutendes Hemmniß gefunden haben. Neu ist besonders das, was über Rubens' Stellung zu den religiösen Parteien seiner Zeit gesagt wird, und die hierüber verbreiteten irrigen Vorstellungen werden eingehend widerlegt. Mit Unrecht hatte man den Meister bis auf die neueste Zeit zu einem Anhänger der am meisten fanatischen Partei unter den Katholiken machen wollen und zu diesem Zwecke sogar eine Reihe von unächten Briefen veröffentlicht. Gewiß war Rubens ein guter Katholik, aber überall zeigt er eine klare, gemäßigte und verständige Auffassung in kirchlichen Fragen. Die Vorfechter der kirchlichen Reaktion bezüchtigt er offen der Barbarei; mit den Vertretern einer freieren Auffassung in kirchlichen Verhältnissen steht er in freundschaftlicher Beziehung; ungleich mehr erscheint er als der hochgebildete Humanist, denn als der katholische Christ. Als Künstler verbindet Rubens mit allen großen Eigenschaften des Realisten, wahrer und lebendiger Naturauffassung, warmer und klarer Färbung, malerischer Haltung, — doch eine ebenso reiche Erfindungskraft als die ersten Meister der ideellen Richtung, Albrecht Dürer und Rafael. Und mag er beiden an Tiefe des Geistes und Wärme des Gefühls, ersterem außerdem an Schönheitssinn nachstehen, so übertrifft er sie, wo es das Augenblicklichste, Vorübergehendste, Gewaltsamste zu veranschaulichen gilt. Das Gepräge des ursprünglichsten Phantasie-Ergusses, die Lust und Leichtigkeit des Schaffens, das alle Gestalten durchdringende, frische Leben, die mit größter Sicherheit abgewogene Gesammthaltung üben in seinen Bildern hinreißende Gewalt aus. Dabei umfassen seine Schöpfungen das Gebiet alles Darstellbaren, und diese Vielseitigkeit zu veranschaulichen, ist in der Bilderauswahl des Albums wohl gelungen, welche ihn auf dem Gebiete des Porträts, der religiösen wie profanen, der allegorischen wie mythologischen Darstellung zeigt, und auch Jagdstück und Landschaft nicht vermissen läßt. Die beiden Proben für letztere, „der Fuhrmann“ und „die Tränke“, sind von höchster Schönheit und nicht sehr bekannt. Auch seine verschiedensten Perioden und Stylarten sind vertreten. Neben seiner berühmten, trefflich stylisirten „Kreuzabnahme“ eine so überfüllte Komposition seiner spätesten Zeit wie die „Anbetung der Könige“ des Brüsseler Museums; neben der etwas gewaltsamen „Kreu-

zigung" aus der Antwerpner Gallerie und dem stürmisch bewegten „Engelsturz" der Münchener Pinakothek ein solches Prachtstück in Paolo Veronese's Art wie die „Fußwaschung Christi beim Gastmahl des Pharisäers", in Petersburg, oder ein Werk wie die „Heimkehr der heiligen Familie von der Flucht", in Blenheim, in welcher seltenere Eigenschaften des Meisters, edle Ruhe, tiefes Gefühl, Anmuth der Motive offenbart sind. Das Rubens-Album, welches 20 große Photographien enthält, und also an Umfang die meisten anderen Albums übertrifft, nimmt als Gesammtleistung, in Rücksicht auf Bilder wie auf Text, nächst dem van Eyck-Album sicher die erste Stelle ein.

Dem Vernehmen nach ist für den Schauer'schen Verlag Hotho gegenwärtig mit einer Geschichte der Malerei beschäftigt, welche den Text zu Photographien bildet, die in größerer oder geringerer Anzahl aus einem Vorrath von 300 Blättern ausgewählt werden können. Maler-Biographien, von Hermann Weiß verfaßt, sollen hiermit parallel laufen. Beide Werke sollen in sechs Sprachen erscheinen. Wir wünschen den besten Erfolg zu diesen neuen Unternehmungen des Verlegers, der bereits so gediegene, in künstlerischer wie literarischer Hinsicht anerkennenswerthe Leistungen hervorgerufen, Leistungen, welche auf volksthümliche Eroberung im Interesse der wahren Kunst ausgehen.

Ueber die Artikel 99., 100. und 109. der preußischen Verfassungsurkunde.

Von Eduard Lasker.

Geehrter Herr Redakteur!

Der Krieg wüthet an den Marken Deutschlands gegen einen schwachen, doch nicht verächtlichen Feind. Gewaltigere Gegner drohen offen oder lauern im Hinterhalt. Jetzt kämpft der Soldat um Ruhm, bald vielleicht ruft die eigene Noth die waffenfähigen Bürger zur Abwehr an die Grenzen. In räthselhaften Worten wird um die höchsten Ehren der Nation gestritten, das Volk lauscht mit Bangen und vermag den Ausgang nicht zu ahnen. Die Reihen gehen in den Tod; man weiß nicht, wofür. Neue Heere folgen; man weiß nicht, ob den Ausländer zu züchtigen, ob Deutsche zu bedrängen. Was kann man einem Volke Demüthigenderes bieten, als daß es seine Söhne Tod vertheilen und empfangen lasse, ohne zu wissen, was man mit den geopferten Gütern, mit den geopferten Leben erringen will? Alt ererbt ist das Wort: Wenn die Könige streiten, weinen die Völker. Aber das Wort erstand, als die Völker den Führern angehörten, Alles von ihnen zu empfangen und Alles durch sie zu genießen meinten. Andere Zeiten kamen, in denen der Miethsmann, wenn er seinen Sold erhielt, gleichgültig folgte, wohin der Feldherr ihn führte. Oft pflegte das Vertrauen die mangelnde Einsicht der Menge zu ersetzen. Aber um Ziel und Ausgang des heutigen Krieges bangen Millionen Herzen und Niemand fühlt sich sicher, daß er nicht mit eigenen Waffen den sehnlichsten Wunsch ermordet. Was wird ein zukünftiges Geschlecht von solchen Ahnen denken? Und doch gereicht gerade dies dem bekümmerten Herzen zum Trost, daß wir das Geschlecht kommen sehen, daß die Kinder vielleicht schon geboren sind, welche das Verhalten unserer Zeitgenossen nicht begreifen werden. Dem Verständigen sind die Zeichen sichtbar. Krieg pflegt wohl die bewährte Parole zu sein, welche nicht nur das Volk in Gehorsam vereinigt, sondern auch seine Vertreter willig macht. Die Geschichte berichtet von geschickten Parteihäuptern und Regenten, welche vor dem gefürchteten Widerspruch im Innern des Landes in einen äußeren Krieg sich geflüchtet und auf dem Felde die einheimischen Gegner besiegt haben. Aber wie Alles, was um uns vorgeht, weit entfernt ist von Gewohnheit und Herkommen, so haben auch unsere Volksvertreter, unbeirrt von dem gewöhnlichen Gebrauch, um klare Bezeichnung der Zielpunkte gebeten und bis dahin die

Beihülfe des Volkes, so weit es von ihnen abhing, vorenthalten. Und wer die Männer kennt und ihre glühende Vaterlandsliebe, wer es mit angesehen, wie schweren Herzens sie sich entschlossen haben, den Gebrauch zu durchbrechen, wie gefährlich sie erachtet, Irrungen über die Pflichten gegen das bedrohte Vaterland hervorzurufen, der wird die zwingende Kraft erkennen, die über ihnen gewaltet; daß der Impuls aus der Mitte des Volkes ausgegangen sein muß. Denn dieselben Männer, die keine Eisenbahn ungebaut lassen wollten, damit man ihnen nicht vorwerfe, daß sie das Verkehrsbedürfniß eines Kreises aus Parteirücksichten unbeachtet lassen, haben wenige Millionen abgeschlagen, welche für Kriegsbedürfnisse gefordert wurden, und in den Volksschichten, welche die schwersten Kriegsopfer tragen müssen, finden weder Anklagen noch Zweifel an Patriotismus Gehör.

Fast möchte es kleinlich scheinen, daß die Volksvertreter um Geld dingen, während sie die Tausende draußen nicht vor Untergang, die Daheimgebliebenen nicht vor Trauer und Noth bewahren können. Aber das ist die wunderbare Ordnung des Staatenwesens, daß aus der Fürsorge für das Kleine, aus der häuslichen Wirthschaft das Wohl des Ganzen entspringt. Lasse sich Niemand von dem Waffenlärm betäuben, schätze Niemand den Antheil gering, welcher seinem Friedenswerke zufällt. Was wir nicht abwenden können, geschehe. Wir sind Kinder einer früheren Zeit und mit ihren anerzogenen Schwächen behaftet. Doch auch ein guter Keim ist in unsere Erziehung gelegt, und unsere Nachfolger sollen nicht zu tadeln finden, daß wir die schönen Anfänge nicht begriffen, nicht fortzusetzen verstanden haben. Die heutige Menge ist noch weit entfernt von dem Verständniß persönlicher Urrechte. Aber einige Voraussetzungen der sittlichen und bürgerlichen Freiheit haben wir erkannt, und die Herrscher mußten es geschehen lassen, daß wir die entsprechenden Rechte feierlich beurkundeten. An diesem Rechte wollen wir festhalten, um so fester, je mehr Ungeschicklichkeit hier und Absicht dort ihren einfachen Sinn verwirren und die gewonnene Erkenntniß wieder zu verdunkeln drohen.

Um selbst sein Heil zu verwalten, muß das Volk zunächst die Verwaltung seiner Mittel in die Hände nehmen. Jenes hohe Ziel vorbereitend, hat die heutige Verfassungsurkunde die Vertreter des Volkes zu einer so hervorragenden Mitthätigkeit an der Ordnung der Staatswirthschaft berufen. Wer diesen Beruf erfüllt, der wandelt den Weg der Geschichte; wer diesem Berufe sich entgegenstemmt, der will den geschichtlichen Gang rückwärts wenden. Lange haben wir die Hemmnisse erfahren, welche von Machtüberresten aus alter Zeit herrühren. Aber neu und unerhört ist, daß neben dem Bewilligungsrechte der Volksvertretung ein Krieg geführt wird und das Volk nicht weiß, woher die Mittel genommen werden. Ist es fest begründetes Vermögen, sind es Kassen, zu denen von rechtswegen Ein Schlüssel in den Händen des Parlaments ruht? Werden die Kriegsbedürfnisse anderen Zweigen der Verwaltung abgespart? Noch können wir der Hoffnung nicht ganz entsagen, daß der Ausgang des Krieges mit dem Unternehmen versöhnen werde. Aber auch dann wird die Frage noch unbeantwortet bleiben, wie dies Alles ohne Zuthun der Volksvertretung geschehen konnte. Ist es der Wille der Gesetzgeber gewesen, für ungewöhnliche Zeiten ungewöhnliche Macht am alten Orte zu belassen, und hat die Verfassung dies angedeutet? Oder entwickeln sich die Dinge trotz der Verfassung und des offenbaren Rechtes, und was trägt die Schuld daran?

Indem ich mich in diese Fragen vertiefe, glaube ich nicht einmal den Tagesereignissen fern zu stehen. Wie lange der Krieg dauern mag, die Verfassungskämpfe werden ihn überdauern, und sie werden nicht früher abgeschlossen, die schroffen Gegensätze können nicht eher ausgesöhnt sein, bis die Einheit des Rechtes und des thatsächlichen Regiments herbeigeführt sein wird. Lernen wir aus den Tagesbegebenheiten, was einer weisen Vorsicht ziemt: daß man sich nur vor Unheil wahrt, wenn man sich zeitig genug über die Zielpunkte des Kampfes klar wird und sie rückhaltlos bezeichnet.

Artikel 99.

Alle Einnahmen und Ausgaben des Staates müssen für jedes Jahr im Voraus veranschlagt und auf den Staatshaushalts-Etat gebracht werden.

Letzterer wird jährlich durch ein Gesetz festgestellt.

Artikel 100.

Steuern und Abgaben für die Staatskasse dürfen nur, soweit sie in den Staatshaushalts-Etat aufgenommen oder durch besondere Gesetze angeordnet sind, erhoben werden.

Artikel 109.

Die bestehenden Steuern und Abgaben werden forterhoben, und alle Bestimmungen der bestehenden Gesetzbücher, einzelnen Gesetze und Verordnungen, welche der gegenwärtigen Verfassung nicht zuwiderlaufen, bleiben in Kraft, bis sie durch ein Gesetz abgeändert werden.

I.

Die Materie über Bewilligung und Erhebung von Steuern und Abgaben und über die Feststellung der Einnahmen und Ausgaben des Staates wird in den Artikeln 99., 100. und 109. der Verfassungsurkunde abgehandelt. Die Artikel lauten wörtlich gleich mit den Bestimmungen der oktroyirten Verfassungsurkunde, in welcher sie die Artikel 98., 99. und 108. bildeten. Auch darin stimmen die beiden Urkunden überein, daß die beiden ersten Artikel unter dem Titel VIII. („Von den Finanzen“ — in der heutigen, „Von der Finanzverwaltung“ — in der oktroyirten Verfassungsurkunde), der dritte Artikel in dem Abschnitte „Allgemeine Bestimmungen“ Platz gefunden haben.

II.

Die oktroyirte Verfassungsurkunde wollte kein Finanzrecht herstellen, nach welchem die Minister oder ihre Organe hätten berechtigt sein sollen, selbst ohne einen zu Stande gebrachten Etat die in der Gesetzgebung einmal bewilligten Steuern und Abgaben fortzuerheben. Dagegen sprechen viele Zeugnisse und nicht minder entscheidend zahlreiche innere Gründe, von denen

ich nur einige aufzählen will. Eine solche Auffassung des Finanzrechts war den Staatsmännern der damaligen Zeit ganz unbekannt, mindestens aber ungeläufig; sie hatte kein Beispiel in dem konstitutionellen Rechte anderer Länder, und der praktische Nutzen, sei es als Bürgschaft für die Volksrechte, sei es als Stütze für einen loyalen Einfluß oder das Ansehen einer verfassungstreuen Regierung, lag nicht leicht verständlich auf der Oberfläche. Schon um seiner Neuheit willen hätte ein solches Finanzrecht klar und deutlich ausgedrückt sein müssen, und da die Gefahr, daß das Steuerbewilligungsrecht dadurch vereitelt wurde, verständlicher gewesen wäre, als der zu erwartende Nutzen, so hätte man es gewiß nicht auf der einen Seite an Beschwerden, auf der andern an beruhigenden Versicherungen fehlen lassen. — Wenn der Artikel 108. wirklich die Minister hätte ermächtigen sollen, Steuern und Abgaben auch ohne Etat zu erheben, so würde er nicht unter die „allgemeinen Bestimmungen", sondern unter die Regeln „von der Finanzverwaltung" (Titel VIII.) gebracht worden sein. Er würde dann im eigentlichsten Sinne eine Maßregel der Finanzverwaltung behandelt haben, und für deren Grundsätze war der achte Titel bestimmt, während unter die „allgemeinen Bestimmungen" nur solche Regeln gewiesen wurden, für welche kein anderer Ort geeignet schien. — Sollten Steuern und Abgaben ohne Etat erhoben werden dürfen, so hätte die oktroyirte Verfassungs-Urkunde das Verfahren selbst und seine Rechtfertigung vor den Kammern regeln müssen; ob in Ermangelung eines Etats ein königlicher Akt die Minister zur Erhebung der Steuern und Abgaben, und in welcher Form er sie zu ermächtigen habe; ob die Minister aus eigener Verantwortlichkeit und selbständig handeln dürfen; mit wem und in welcher Weise sie sich auseinanderzusetzen haben, um sich von der Verantwortlichkeit zu entlasten. Das beweisende Gewicht des letzten Erwägungsgrundes steigt durch eine Vergleichung mit dem Artikel 105. der oktroyirten Verfassungsurkunde. Der Artikel 105. legt dem Könige die Befugniß bei, unter gewissen Voraussetzungen Verordnungen mit Gesetzeskraft zu erlassen. Er bezeichnet aber gleichzeitig das gesammte Staatsministerium als das verantwortliche Organ und setzt das Verfahren fest, wie solche Verordnungen unter die Aufsicht der Kammern zu bringen und von deren Zustimmung abhängig zu machen sind. Es ist nicht anzunehmen, daß man die gleich nothwendige Vorsicht bei der mindestens gleich wichtigen und analogen Bestimmung über die Steuern und Abgaben lediglich vergessen oder eine Lücke absichtlich hergestellt habe.

Keine dieser Schwierigkeiten folgt der natürlichen und wortgetreuen Auslegung. Danach hat die oktroyirte Verfassungsurkunde alle Regeln über Einnahmen und Ausgaben des Staates in den Artikeln 98. und 99. zusammengefaßt. Die Staatsverwaltung darf in keinem Jahre eine Einnahme

oder eine Ausgabe bewirken, so lange nicht die Gesammtheit beider veranschlagt, auf einen Etat gebracht und als Gesetz verkündet ist. Dies geschieht nicht ein für alle Mal, sondern jedes Verwaltungsjahr erfordert seinen besonderen Voranschlag und ein darauf gegründetes Etat-Gesetz. Steuern und Abgaben dürfen in dem betreffenden Verwaltungsjahre nur erhoben und an die Staatskasse abgeführt werden, wenn und insoweit sie einen Einnahmeposten im Etat bilden, oder wenn ein „besonderes", für das Verwaltungsjahr gültige Gesetz, das heißt also ein Spezial- oder Supplementarkreditgesetz die Erhebung einer Steuer oder Abgabe anordnet. Es haben bekanntlich vor dem Erlaß der Verfassung allgemeine Finanzgesetze bestanden, welche ohne Beschränkung in der Zeitdauer oder für eine mehr als einjährige Periode die Bürger zu gewissen Abgaben und Leistungen verpflichteten. Den Erlaß solcher Gesetze hat die oktroyirte Verfassungsurkunde nicht eingeschränkt, aber sie hat ihnen eine andere Bedeutung gegeben. Früher hatten sie nicht nur Einnahmequellen eröffnet, sondern auch der Verwaltung die Mittel geboten, welche sie unmittelbar auf Grund solcher Gesetze erheben durfte. Die oktroyirte Verfassung aber schob, nach konstitutionellen Grundsätzen, den jährlichen Voranschlag der Einnahmen als Mittelglied ein. Die allgemeinen Finanzgesetze blieben Verpflichtungsgrund für die Bürger und der normale Nachweis der Einnahmequellen. Aber damit diese der Staatsverwaltung zugänglich würden, dazu bedurfte es fortan einer Aufnahme in den jährlichen Voranschlag. Wurde eine bestehende Steuer oder Abgabe hier übergangen, so durfte sie nicht erhoben werden. Damit war die Leistungspflicht der Bürger noch nicht erloschen; die Bürger mußten bereit sein, die Jahresquote nachzuzahlen, und es konnte sich wohl fügen, daß im nächsten Finanzjahre die übergangene Quote als Nachzahlung veranschlagt wurde, aber für das laufende Jahr war die Quelle verstopft. Nur solche Einnahmen, welche ein besonderes Kreditgesetz anwies, brauchten nicht in den Etat eingefügt zu werden, um in dem Jahre des Erlasses vereinnahmungsfähig zu sein.

In diese Verwaltungsgrundsätze griff der Artikel 108. nicht ein. Unter den allgemeinen Bestimmungen, welche der neue Verfassungszustand nothwendig machte, behandelte er das Verhältniß der früher erlassenen Gesetze zu demselben. Was der Verfassung zuwiderlief, war selbstverständlich außer Kraft gesetzt. Im Uebrigen erklärte der Artikel 108. die Gesammtheit der Gesetze für gültig. Die Finanzgesetze bedurften jedoch einer besonderen Erwähnung. Der Zweifel lag nahe, ob es nicht dem Geiste des neuen Zustandes und dem Volksrechte der Steuerbewilligung widerspräche, daß irgend eine Steuer- oder Abgabenpflicht bestehe, bei deren Begründung keine Volksvertretung mitgewirkt hatte. Der Artikel 108. beugte dem Zweifel vor, indem er die bestehenden Finanzgesetze ausdrücklich als solche bezeich-

nete, welche der Verfassung nicht zuwiderliefen. Sie sollten also verpflichtend für die Bürger und Norm für die Einnahmequellen des Staates verbleiben, bis sie durch neue Gesetze abgeändert würden.

Der so erläuterte Sinn schließt sich dem Wortlaute der Artikel 98., 99. und 108. möglichst genau an, entspricht den Vorarbeiten der National-Versammlung, den öffentlichen Zuständen, unter welchen die Verfassung oktroyirt wurde, den damaligen Absichten des Ministeriums Brandenburg, erklärt die Reihenfolge der Artikel und die Verbindung, in welcher Artikel 108. die Forterhebung der bestehenden Steuern und Abgaben mit der Fortgültigkeit der übrigen bestehenden Gesetze zusammenfaßte.

III.

In der revidirten und jetzt gesetzesgültigen Verfassung sind Wortlaut und Reihenfolge die früheren geblieben und nur die laufenden Nummern der Artikel abgeändert worden. Aber in den Debatten der Revisionskammern, in welchen die Minderheit die eben auseinandergesetzte Auslegung mit schlagenden Gründen erwies, kam dennoch die neue Finanzregel zum Vorschein, daß die Minister (oder das Staatsministerium oder die Regierung) auf Grund des Artikels 108. (jetzt 109.) ermächtigt seien, die Steuern und Abgaben auch ohne ein zu Stande gekommenes Etatgesetz fortzuerheben. Die Ansicht gewann vielfache Vertreter und den Beifall des damaligen Ministeriums. Aber dieser Einnahme-Befugniß schrieben ihre Vertheidiger nur den Zweck zu, daß den verpflichteten Bürgern gegenüber, unabhängig von den Ergebnissen der Budgetverhandlungen, ein Steuererheber bestellt sei. Zu einem Ausgabefonds sollten die so erhobenen Steuern und Abgaben niemals werden. Ohne Meinungsverschiedenheit zwischen der liberalen, der konservativen Opposition, den Ministeriellen und den Regierungsvertretern stimmte man darin überein, daß die Minister nicht ermächtigt sind, von den erhobenen Steuern und Abgaben oder dem sonstigen Staatsvermögen einen Pfennig zu verausgaben, so lange nicht der Jahresetat oder ein „besonderes" Kreditgesetz vereinbart ist. Gegen diese Regel ließen sich in den Debatten nur wenige Stimmen solcher Männer hören, deren Ansichten selbst in den konservativsten Kreisen wenig beachtet zu werden pflegten, deren Gründe den kaum verheimlichten Wunsch bekundeten, von der Verfassung nur den Schein bestehen zu lassen und zum alten Regiment zurückzukehren.

Durch die abstrakte Einnahmebefugniß war vom Rechtsstandpunkte aus für die Verwaltung des Staates in einem budgetlosen Zustande Nichts gewonnen. Die Ministeriellen faßten namentlich die Schwierigkeiten der Situation ins Auge, wenn man einmal mit den Budgetarbeiten nicht rechtzeitig fertig würde, und sie versuchten in mehrfachen Vorschlägen die Finanzverwaltungs-Vollmacht der Minister durch eine beschränkte Ausgabebefugniß

zu erweitern. Die liberale Opposition unterstützte, in der Absicht, gegen die Annahme eines solchen Vorschlages die den Ministern vielfach zugeschriebene und an den Artikel 108. (jetzt 109.) angelehnte Einnahmebefugniß mit klaren Worten zu beseitigen. Die beiden Kammern konnten sich jedoch über keinen Abänderungsvorschlag einigen, und so blieben die Verfassungssätze über die Finanzen und mit ihnen die Artikel 98. 99. und 108. (als Artikel 99. 100. und 109.) unverändert. Das Finanzrecht der oktroyirten Verfassungsurkunde ist also das heutige geblieben; unbestreitbar, soweit der Wortlaut in Betracht kommt. Dagegen ist in der Praxis unseres Verfassungslebens die Einnahmebefugniß, welche die Minister sich beigelegt und ausgeübt haben, niemals wirksam bestritten worden. Selbst der energischste liberale Widerspruch, welcher sich in der Kammer Geltung verschaffte, ließ diese Frage unberührt und wandte sich gegen die Ausgabe der vereinnahmten Gelder. Man muß daher die Frage über die Befugniß der Minister, die Steuern und Abgaben auch vor dem Zustandekommen des Etatgesetzes zu vereinnahmen, als einen wirklichen, nicht künstlich herbeigeführten Streitpunkt bezeichnen, für welchen bis jetzt nicht einmal die Theorie eine endgültige Lösung gegeben hat.

IV.

Neben den „Steuern und Abgaben" giebt es noch andere Einnahmequellen, welche unter keinen dieser beiden Begriffe fallen. Wie weit man den Wortsinn ausdehne, er umfaßt nicht die Einkünfte von dem Staatsvermögen, nicht alle Erträge der fiskalischen Unternehmungen und Monopole. So die Einkünfte von den Domänen und Forsten, der Lotterie, der Seehandlung und mehrerer anderer Vermögenstitel. Für alle hierher gehörigen, sehr bedeutenden Einnahmezweige besitzt die Regierung keine Erhebungsvollmacht außerhalb des Etats. Ich will nicht behaupten, daß man mit bewußter Absicht die Befugniß in diesen Zweigen habe ausschließen wollen; die Revisionsarbeiten geben keinen Anhalt dafür. Aber die Ermächtigung für die erwähnten Einnahmezweige kann unmöglich in den Wortlaut der Artikel 99. 100. und 109. hineingezwängt werden. Nicht einmal die Absicht läßt sich bei allen Gesetzgebungsfaktoren der Revisionszeit voraussetzen. Die Gesichtspunkte, in welchen die übrigen Einnahmen mit den Steuern und Abgaben eine gleiche, und in welchen sie eine abweichende Behandlung verdienen, sind gar nicht angeregt worden; die ausgesprochenen Motive sind nicht unbedingt von der einen auf die andere Art von Einnahmen übertragbar. Es wäre jedoch überflüssig, danach zu forschen, was die Gesetzgeber beabsichtigt haben mögen. Denn eine Absicht wird niemals zum Gesetze, wenn ihr kein Gesetzeswortlaut entspricht, und keine noch so willige Auslegung kann die Ermächtigung der Minister, andere Einnahmen als Steuern und Abgaben außerhalb des Etats zu erheben, aus dem Wortlaut deuten.

Gegen diese von mir früher schon entwickelte Ansicht[1]) habe ich inzwischen einwenden gehört, daß es nur bei den Steuern und Abgaben, nicht aber bei den übrigen Einnahmen der Vollmacht für die Minister bedurft habe. Der Artikel 100. führe seine einschränkende Regel, welche die Erhebung von der Aufnahme in den Etat oder der Anordnung eines besondern Gesetzes abhängig macht, nur für Steuern und Abgaben ein und lasse die Einnahmen anderer Art unerwähnt; also habe es in Betreff dieser keiner besondern Erhebungsermächtigung für die Minister bedurft[2]). Dieser Einwand geht von der durchweg irrigen Auffassung aus, als ob der Artikel 100. der Verfassungssatz wäre, welcher das Verhältniß der Finanzverwaltung zur Gesetzgebung prinzipiell regle. Eine solche Tragweite und prinzipielle Bedeutung gebührt ihm nicht. Er war von Hause aus nur dazu bestimmt, einen besondern Fall unter die allgemeine Regel zu stellen und einem nahe liegenden Irrthum vorzubeugen, welcher sonst eine Ausnahme gefunden hätte, wo sie nicht Platz greifen soll. Die allgemeine Regel spricht der Artikel 99. aus. Jedes Jahr — so ordnet er an — muß sein eigenes Etatgesetz haben, welches alle Einnahmen und Ausgaben des Staates verzeichnet enthält. Ohne den Etat giebt es keine Einnahme und keine Ausgabe für die Verwaltung. Dieser Artikel bildet die Grundlage unseres konstitutionellen Finanzrechts, in ihm ist der Satz enthalten, welchen wir dahin formuliren, daß der Etat die Vollmacht ist, auf Grund deren die Regierung im Namen des Staates einzunehmen und auszugeben berechtigt ist. Stände in der Verfassungsurkunde kein Wort mehr über Einnahmen und Ausgaben, so würde dennoch das Verhältniß zwischen der Regierung und den Volksvertretern in deutlichen Umrissen gezeichnet, das Herbeischaffen der Mittel von der ausdrücklichen und alljährlichen Bewilligung, die Verwendung von der Aufsicht und dem Gutheißen der Volksvertreter abhängig gemacht sein. In der That enthält ja auch die Verfassungsurkunde kein Wort mehr über die Ausgaben des Staates, und noch ist kein Zweifel dagegen aufgetaucht, daß der Artikel 99. die Bedeutung hat: Ohne Etat kein Recht der Ausgaben für die Verwaltung. Nun behandelt der Artikel 99. „alle Einnahmen und Ausgaben des Staates" in demselben Satze und mit denselben Worten. Dieselben Worte können aber nicht für den einen Theil des gemeinschaftlichen Subjektes die eine, und für den zweiten Theil eine andere Bedeutung haben. Also sagt der Artikel 99. ebenso wohl: Ohne Etat kein Recht der Einnahme für

---

[1]) Deutsche Jahrb. Bd. IV. Heft 1. (Juli 1862). S. 43 u. ff.

[2]) Nur dieser Einwand ist mir bisher, und zwar von gewichtiger Seite entgegengehalten worden. Deshalb habe ich geglaubt, hier schon auf denselben widerlegend eingehen zu müssen. Sonst ist in einer gedrängten Abhandlung nicht der Ort, den möglichen Einwendungen im Voraus zu begegnen.

die Verwaltung. Unter der Voraussetzung dieser allgemeinen Regel wird es keinem richtig denkenden Menschen einfallen, in dem darauf folgenden Artikel (100.) eine der Verwaltung günstige Ausnahme zu suchen, etwa mit folgendem sophistischen Kunstgriff. Der Artikel 100. wiederhole das Verbot der Erhebung für Steuern und Abgaben. Die Wiederholung erscheine überflüssig, wenn man nicht mit ihr den Gegensatz verbinde, daß das Verbot eben nur auf diese Einnahmen beschränkt, für die übrigen Einnahmen aufgehoben werde. Kein vernünftiger Gesetzgeber verfährt so, daß er erst die allgemeine Regel ausspricht, dann in einem zweiten Satze sie für einen Theil bestätigt, um einen andern Theil des Objektes stillschweigend von der Regel auszunehmen. Kein vernünftiger Gesetzgeber wählt die Form eines Verbotes, um dadurch eine Befugniß einzuräumen, welche er unmittelbar zuvor ausgeschlossen. Nichts hätte im Wege gestanden, die Befugniß der Regierung, andere Einkünfte auch ohne Etat zu vereinnahmen, mit direkten Worten auszusprechen, wenn die Verfassung dies beabsichtigt hätte. Dagegen erklärt sich der Zweck der anscheinend überflüssigen Wiederholung im Artikel 100. aus dem Zustande der Steuergesetzgebung, wie er vor der Verfassung bestand und auch im konstitutionell regierten Staate beibehalten werden mußte. Steuern und Abgaben müssen der Regel nach durch beständige Gesetze den Bürgern auferlegt, sie dürfen nicht jährlich wechselnden Beschlüssen überlassen werden; der Handel, das Gewerbe und die Staatsbedürfnisse würden eine solche Veränderlichkeit nicht vertragen. Form und Inhalt der beständigen Finanzgesetze pflegen zu bestimmen: Folgende Steuer oder folgende Abgabe hat Jeder, den es angeht, bis auf Weiteres, d. h. bis dieses Gesetz durch ein anderes aufgehoben wird, zu entrichten. Wie sich die Wirksamkeit solcher gesetzlichen Vorschriften zu dem Erforderniß eines jährlichen Voranschlages und Etatgesetzes verhalte, darüber bedurfte es selbst bei der kurzen Ausdrucksweise einer Verfassungsurkunde eines aufklärenden Satzes. Es war zu fürchten, daß man fortan die beständige Form der Finanzgesetze für unvereinbar mit der Verfassung halten, oder daß man zwischen beiden einen Widerspruch finden, welchen Jeder nach Neigung und Parteirichtung zu lösen versuchen würde. Leicht konnte man sich unter den beständigen Steuern beständige Mittel denken, welche ein für alle Mal der Regierung zu Gebote gestellt werden. Wo eine so tief eingreifende Irrung denkbar war, da schien es gerathen vorzubeugen. Das hat der Artikel 100. gethan, indem er vorschreibt, daß selbst die ein für alle Mal bewilligten Steuern und Abgaben der Verwaltung doch nur durch den Etat oder durch ein besonderes Gesetz zugänglich gemacht werden können. Andere Einnahmen brauchte dieser Artikel nicht in sein wiederholendes Verbot einzuschließen, da ein Konflikt von Gesetzen nicht vorlag und kein scheinbarer Grund vorhanden war, weshalb man sie irriger Weise von der allgemeinen

Regel des Artikels 99. ausgenommen denken sollte. Der Artikel 100. hat also das Erforderniß einer jährlich zu erneuenden Vollmacht für alle Einnahmen und Ausgaben unmodifizirt gelassen; im Artikel 109. aber ist für andere Einnahmen als Steuern und Abgaben die Vollmacht thatsächlich nicht ertheilt. Das müssen selbst Diejenigen zugestehen, welche in ihm eine vorläufige Einnahmebefugniß ausgesprochen finden.

V.

Unter den Ausgaben kennt die Verfassung keine verschiedenen Arten, keine Abstufung der Dringlichkeit, keine bessere Befestigung durch Herkommen, Vertrag und Gesetz. „Alle Ausgaben müssen für jedes Jahr im Voraus veranschlagt werden". Entweder der Etat wird für ein leeres und bedeutungsloses Wirthschaftsschema gehalten, oder sämmtliche Staatskassen sind geschlossen, bis die Verwaltung auf Grund des Etatgesetzes sie öffnen darf. Vielfache Versuche sind im Laufe unseres Verfassungslebens angestellt worden, um die Ausgaben unter verschiedene Rubriken zu bringen und praktisch eine verschiedenartige Behandlung daran zu knüpfen. Einmal bewilligte und neue, ordentliche und außerordentliche, nothwendige, dringliche und entbehrliche, rechtsverbindliche und einseitig zu gewährende Ausgaben — jede dieser Rubriken ist schon benutzt worden, um Abänderungsvorschläge oder Erwägungen innerhalb des bestehenden Gesetzes daran zu knüpfen. Die Rubriken ließen sich hier, wie bei statistischen Tabellen häufen und nach interessanten Merkmalen variiren. Aber keine ist tauglich erschienen, eine Verfassungsregel darauf zu gründen, keine ruht auf einem so unwandelbaren Fundamente, daß alle Ausgaben, welche nach ihren äußern Merkmalen hinein passen, eine gleiche Behandlung verdienten. Die Rubrik einmal bewilligter Ausgaben hat in der jüngsten Session dem Gesetzentwurfe „zur Ergänzung des Artikels 99. der Verfassungsurkunde" den Inhalt gegeben und in dem Kommissionsberichte vom 9. Januar 1864 eine zutreffende Kritik erfahren. Im ordentlichen Etat können Ausgaben enthalten sein, welche die Volksvertretung für überflüssig erklärt hat, wie dies beispielsweise mit den Oberbergämtern Jahre lang der Fall gewesen. Andere Bedürfnisse können ohne Gefahr für den Bestand des Staates unentbehrlich und doch nur im außerordentlichen Etat unterzubringen sein; das brennendste Bedürfniß von Kriegskosten gehört immer zu dieser Art. Für die Grade der Dringlichkeit eine gemeingültige Skala aufzusuchen, wäre vergebliche Mühe; selbst die Grenzscheide zwischen „nothwendig" und „entbehrlich" ist dem schwankenden Urtheil des persönlichen Ermessens unterworfen. Die Anlage einer Kunststraße kann dem Strategen oder dem Volkswirthe unentbehrlich, ganze Beamtenkategorien können einem talentvollen Verwaltungsbeamten selbst innerhalb der bestehenden Organisation entbehrlich erscheinen. Selbst nach „Staatsverträgen,

Gesetzen und klagbaren Rechtsverpflichtungen“ Ausgaben als nothwendig auszuscheiden[1]), ist ein gefährliches Wagniß. Die Klagbarkeit der Rechtsverpflichtung ist ein untaugliches Merkmal im preußischen Rechtssystem, welches den mannigfaltigsten Ansprüchen an den Fiskus Klage und richterliches Gehör versagt. Erst seit drei Jahren darf der Beamte unbezahltes Gehalt, der Privatmann zu viel erhobene Steuern und Abgaben einklagen. Noch heute kann den verschiedensten Arten von Ersatzansprüchen der Rechtsweg versperrt werden. Und allgemein, wer soll beurtheilen, ob eine Ausgabe in Staatsverträgen, Gesetzen und klagbaren Rechtsverpflichtungen begründet sei? Doch wiederum nur die Faktoren, denen die Feststellung des Budgets verfassungsmäßig obliegt, und das sind dieselben Faktoren, welche jede andere Ausgabe zu bestimmen, jede andere Rücksicht mit gleicher Gewissenhaftigkeit zu prüfen haben. Der einzelnen mitwirkenden Person mögen bei verschiedenen Posten verschiedene Beweggründe maßgebend sein; für die Gesammtheit der Ausgaben giebt es immer nur dasselbe Motiv und dasselbe Ergebniß. Der ganze Ausgabenetat soll von dem Bedürfniß und dem Staatswohl diktirt sein. Dieser gleichartige Grund macht alle Ausgaben gleichartig. Das Staatsrecht kennt keinen Unterschied in der Qualität der Ausgaben, nicht nach der Bewilligung als mehr oder minder berechtigt, noch vorher als zwingenden Grund der Bewilligung. Selbst die Rücksicht auf „Staatsverträge, Gesetze und klagbare Verpflichtungen“ und die Möglichkeit, daß ein Empfangsberechtigter in der einen oder andern Weise die Leistung zu erzwingen im Stande sei, ist nicht dringender als jede andere Rücksicht auf das Staatswohl. Das Bedürfniß des Staates ist ein Zwang, der durch kein äußerlich hinzutretendes Moment gesteigert werden kann. Das ist der Standpunkt der Verfassungsurkunde, welche alle Ausgaben gleichstellt und über deren Merkmale nicht eine Silbe verliert. Jeder Versuch zu sondern und zu rubriziren verdunkelt den Rechtsbegriff, ohne dem praktischen Politiker einen nützlichen Leitfaden zu bieten. Die Revision aller Bedürfnisse, das Votum über Fortdauer und Entbehrlichkeit bilden die jährlich wiederkehrende Aufgabe der Volksvertretung, welche sie, ungebunden durch das vergangene, ohne Präjudiz für ein zukünftiges Jahr, immer nur nach den gegebenen Verhältnissen lösen muß.

VI.

Wie ich in den vorstehenden Abschnitten einige der erheblichsten schwebenden Fragen behandelt, oder in Nebensätzen berührt habe, so will ich hier, auf die Ergebnisse der Erörterung gestützt, oder an sie anlehnend, einige der obersten Grundsätze des Finanzrechts hervorheben.

---

[1]) Kommissionsbericht vom 9. Januar 1864 über den Entwurf zur Ergänzung des Artikels 99. der Verfassungsurkunde. S. 15 f.

1) Beständige Gesetze bezeichnen die Steuern, Abgaben und sonstigen Leistungen, zu welchen sie die Bürger verpflichten. An dem Erlaß derselben wirken alle gesetzgebenden Faktoren. Ihr Zweck ist wirthschaftliche Fürsorge nach zwei Richtungen. Sie belehren den Bürger im Voraus, wie er zu den Staatslasten herbeigezogen und wie der Verkehr belastet werden soll, und sie begrenzen den Fond, auf welchen die regelmäßige Wirthschaft des Staates sich stützen muß.

2) Die aus den beständigen Gesetzen entspringende Verpflichtung der Bürger zu Steuern, Abgaben und sonstigen Leistungen dauert ohne Rücksicht auf die jährlichen Etats fort, so lange das verpflichtende Gesetz nicht durch ein anderes Gesetz aufgehoben oder suspendirt wird.

3) Aus der Verpflichtung der Bürger entspringt nicht das Recht der Regierung, die Steuern, Abgaben und sonstigen Leistungen beizutreiben oder entgegenzunehmen. Die Passivlegitimation des Verpflichteten begründet noch nicht die Aktivlegitimation jedes beliebigen Einfordernden. Es gehört aber nicht zu den generellen Befugnissen der Regierung aus den Einnahmequellen des Staates zu schöpfen und die herbeigeschafften Einnahmen als Ausgabemittel zu verwenden. Um ihr die Befugniß zu verschaffen, bedarf es einer besondern Vollmacht. Form und Wesen der Vollmacht schreibt die Verfassung vor. Sie wird unter Hinweis auf einen festgestellten Voranschlag aller Einnahmen und Ausgaben als Gesetz abgefaßt, und darf immer nur auf die Dauer des bevorstehenden Verwaltungsjahres sich erstrecken. Für dasselbe Jahr kann, wenn die Umstände es erfordern, ihr Inhalt ergänzt werden, aber nur in einem besonderen Gesetze.

4) Alljährlich bewilligen die Volksvertreter der Staatsverwaltung die Wirthschaftsmittel. Sie prüfen die Erträge der Einnahmequellen und die Bedürfnisse, und bestimmen danach, was in dem betreffenden Verwaltungsjahre vereinnahmt und verausgabt werden darf. Auf Grund der festgestellten Voranschläge wird das Etatgesetz vereinbart.

5) In dem Etat sind zwei gewichtige Momente zu unterscheiden, welche in der konstitutionellen Praxis auch ihren formell verschiedenartigen Ausdruck gefunden haben. Er gewährt der Regierung die Vollmacht, die Einnahmequellen zu benutzen und die Einkünfte zu Ausgaben zu verwenden. Das ist die einzige Weise, in welcher die Exekutive als Finanzverwaltung in Thätigkeit gesetzt wird. Der Etat enthält außerdem die einschränkende Instruktion zur Vollmacht, indem er die Einnahmen und Ausgaben in Ziffern ausdrückt und nach Titeln und Einzelposten ordnet. Bei der Vollmachtsertheilung wirken alle drei Faktoren der Gesetzgebung mit. Die Bestimmung über die Einzelheiten der Instruktion ist ein ausschließliches Geschäft der Abgeordneten (Artikel 62. Satz 3.).

6) Man behauptet, was als kontrovers gelten muß, daß die Verfassung

eine Ausnahme von der Regel kenne, indem sie im Artikel 109. die Regierung ermächtige, die bestehenden Steuern und Abgaben zu erheben, auch wenn die Jahresvollmacht noch nicht ertheilt, das heißt das Etatgesetz noch nicht zu Stande gekommen ist.

7) Als unstreitig gilt, daß die Regierung von solchen Steuereingängen (Nr. 6.) so wenig wie von dem vorhandenen Staatsvermögen (Staatsschatz, angehäuften Einnahme-Ueberschüssen) ohne die Jahresvollmacht Etwas verausgaben darf. Sie muß solche Einnahmen an eine keiner Behörde zugängliche Kasse abführen. Jede Verwendung derselben ist eine rechtswidrige. Die Rechtswidrigkeit kann durch nachträgliche Zustimmung der Gesetzgeber, welche rückwärts wie eine Vollmacht wirkt, in ihren Folgen geheilt werden. Die Zustimmung der Kammern muß nach natürlichen Gesetzen, oder wenn man an das geschriebene Gesetz anknüpfen will, nach Analogie der Vorschriften für oktroyirte Verordnungen sofort nach deren Zusammentritt nachgesucht werden. Versagt eine Kammer ihre Zustimmung, so ist die Rechtswidrigkeit der Ausgabe auch in ihren civil- und staatsrechtlichen Folgen konstatirt.

8) Der Charakter der so erhobenen Einnahmen ist also wesentlich verschieden von dem der bewilligten Mittel. Diese besitzt die Regierung mit dem Rechte der Verfügung, jene hat sie nur als Verwahrerin inne. Sie muß dieselben, wie den Staatsschatz, das Vermögen der Seehandlung, die Beamtenkautionen und andere zur Verwahrung anvertrauten Gelder unangegriffen erhalten. Denn wenn auch der Artikel 109. die Erhebungsbefugniß zu einem Geschäfte der exekutiven Verwaltung gestempelt haben mag, so ist doch nach preußischem Recht jeder Verwalter fremder Sachen, soweit es dabei auf deren Erhaltung oder Verwahrung ankommt, nach den für den Verwahrungsvertrag (Depositum) geltenden Grundsätzen zu beurtheilen.

9) Einnahmen, welche nicht aus Steuern und Abgaben entspringen, darf die Regierung, in Ermangelung der Jahresvollmacht, nicht einmal zur einstweiligen Verwahrung entgegennehmen. Sie ist dazu nicht aktiv legitimirt und ist nicht befugt, durch die Annahme einen Verpflichteten zu befreien oder neue Rechte zu begründen.

VII.

Alle finanziellen Anordnungen der Verfassung, alle ungeschriebenen Ausflüsse derselben lassen sich in die zum Grundgesetz gewordene Idee zusammenfassen, daß die Staatsmittel fortan nur unter dem Gutheißen und der Aufsicht der Volksvertreter, und niemals gegen deren Anweisung verwaltet werden dürfen. Nie und nirgend ist es die Absicht der Verfassung gewesen, daß eine Regierung in den Stand gesetzt werde, diese Regel zu durchbrechen, nie und nirgend hat die Verfassung die Bürger verpflichtet, bei einem solchen

Durchbruch mitzuwirken. Eine solche Möglichkeit wäre schlechtweg die Verneinung der zum Grundgesetz gewordenen Idee; sie widerspräche den gemeingültigen Regeln des konstitutionellen Staatsrechts, widerspräche dem Begriffe einer Rechtsverbürgung, und der Artikel 109. hat sie nicht gewollt. Selbst diejenigen, welche mit ihm die Meinung verbanden, daß er die Regierung bevollmächtige, Steuern und Abgaben auch ohne Etat zu erheben, haben erweislich die Abhängigkeit der Finanzwirthschaft von der Kontrolle und Konkurrenz der Volksvertretung nicht um das Mindeste lockern wollen, sondern haben ihre Auffassung an das Vertrauen geknüpft, welches man vermuthungsweise den Mitgliedern einer jeden Regierung gewähren müsse, daß sie auch unter dem ärgsten Drucke der Noth nicht so weit sich vergessen werde, an die ihrer Verwahrung überlieferten Gelder Hand anzulegen. Die allerdings nicht zu hoch gespannte Vermuthung der Redlichkeit ist die Quelle und die bedingende Voraussetzung der ertheilten Vollmacht. Dagegen darf ich es als einen Satz des natürlichen Rechtes hinstellen, daß der unzweifelhaft erwiesene Mißbrauch des Vertrauens die Vollmacht entkräftet. Personen, welche, mit der Verwaltung betraut, dargethan haben, daß sie die Pflichten eines Verwahrers nicht achten wollen oder nicht zu achten verstehen, haben mit der ihnen günstigen Vermuthung zugleich die darauf gegründete Vollmacht, Gelder zu erheben und zu verwahren, verwirkt.

Politischer Monatsbericht.

Von H. B. Oppenheim.

Berlin, 22. Februar 1864.

Seit dem Beginn dieses Monats stehen Oestreicher und Preußen jenseits der Bundesgrenzen auf Schleswigs deutschem Boden; „die verpfändete Waffenehre" ist ausgelöst, die viel umstrittene Erde unserer Nordmarken ist noch einmal mit edlem Blute getränkt worden. Wehe dem Verräther, der sie nun wieder der dänischen Willkür und Rache auszuliefern im Stande wäre! Möge das Bewußtsein der tapfern Krieger, die mit ihrem dahin strömenden Blute deutsches Gebiet befreit zu haben glaubten, nicht durch eine treulose Diplomatie Lügen gestraft werden! Es ist schon schlimm genug, daß der Zweifel erlaubt, ja berechtigt ist, daß die Zuversicht für Verwegenheit gelten kann. Freilich, die Zeiten haben sich etwas geändert seit jener schmachvollen Epoche des Londoner Protokolls, wo gerade Oestreich von Rußland gerettet, Preußen von Rußland gedemüthigt war, und der französische Usurpator sich um jeden Preis in den Bund der alten Dynastien einzudrängen strebte. Seitdem ist das Nationalgefühl, welches die Regierungen kontrolirt, gewaltig erstarkt, ist reifer und seiner Kräfte bewußt geworden. Ist es doch im Grunde dieses, von den Kabinetten verleugnete Nationalgefühl und Nichts Anderes, was dieselben Kabinette in den Krieg treibt. Nicht blos die blinde Gewalt, auch die Anbeter derselben gehorchen unbewußt den treibenden Kräften höherer Ideen. Aus Angst, von der nationalen Bewegung überfluthet zu werden, haben sich erst die Kleinstaaten, dann die Mittelstaaten, und schließlich die großen Kabinette der heiligen Nationalangelegenheit bemächtigen wollen, allerdings jedes in seiner Weise, nach seiner Art und mit seinen besonderen Hintergedanken; so daß die Sache, je höher sie hinauf kam, desto mehr an innerem Werthe und Wahrhaftigkeit verlor. Den Trost aber wird man uns nicht rauben können, der in der geschichtlich begründeten Zuversicht liegt: daß die Sache, deren Jene sich zu bemächtigen gedachten, sich vielmehr ihrer bemeistern wird, und, verrathen oder gerettet, die nächsten Völkergeschicke nach einem größeren Maßstab bestimmen

muß. Ja, die Frage Schleswig-Holsteins wird den großen deutschen Kabinetten trotz aller ihrer vermeintlichen Gewandtheit über den Kopf wachsen, unter anderen schon aus dem einfachen Grunde: weil sie zu Zweit sind, und zwar Zwei, die, aller geheimen Artikel und Abkommen ungeachtet, nothwendig in jedem Momente und jedem Stadium der Frage ganz verschiedenen Impulsen gehorchen. — So bewährt sich beispielsweise auch hier wieder der alte Satz, daß es Oestreich, weil man wenig von ihm erwarten darf, ungeheuer leicht wird, sich populär zu machen, während es ihm ebenso leicht gelingt, bei gemeinsamen Expeditionen alle Gehässigkeit auf Preußen abzuladen.

Der erste militärische Erfolg ist rascher gelungen, als es für Laien vorher den Anschein hatte. Zwar lag von vorn herein etwas Bedenkliches in der augenfälligen Schwäche des Feindes, der mit seiner einzigen Armee einer doppelten und vielmals zu ergänzenden Uebermacht gegenüber stand; in solchen Situationen fehlen den Stärkeren die fremden Sympathien, die dem Schwächeren entgegen getragen werden, so daß sie bei einer Niederlage große Schmach, beim Siege nicht viel Ehre ernten. Ueberdies ist die dänische Armee mit demselben lähmenden Umstande behaftet, der auch diesseits beklagt wird, daß sie sich nämlich für kein klares Prinzip, für keine bestimmte politische Forderung schlägt; denn das Ministerium, welches sie für die Eidergrenze in den Krieg schickt, stellt selbst die Aufrechthaltung der Novemberverfassung in Frage, und ihre Feinde selbst sichern ihr die Unverletzlichkeit des Landesgebietes; so daß man sagen kann: der Krieg wird von beiden Seiten nur um die Erlangung eines in territorialer Beziehung günstigen Besitzstandes für die Anknüpfung baldiger Friedensunterhandlungen geführt, bei welchen noch andere Mächte mitreden und andere Rücksichten ins Gewicht fallen sollen. Von seinen mächtigen Bundesgenossen ward Dänemark im entscheidenden Augenblicke verlassen. Gerade diejenige Großmacht, welche sowohl an der Aufrechthaltung der Glücksburger Thronfolge-Ordnung, als auch an der Verhinderung der skandinavischen Einheit das unmittelbarste politische Interesse hat und die auch für den Urheber des Londoner Traktates gelten kann, gerade Rußland hält sich fern vom Schauplatz; von Polen, der innern Finanzkrisis und anderen Verlegenheiten fast aufgerieben, begnügt sich das Petersburger Kabinet mit den von Gortschakoff im polnischen Notenwechsel errungenen Lorbeeren; wahrscheinlich rechnet Gortschakoff darauf, daß die russischen Interessen in dieser Sache ohnehin von der preußischen Regierung berücksichtigt und gewahrt werden. Vielleicht auch verschmäht er das wohlfeile Mittel ohnmächtiger Proteste, dessen Nichtigkeit er selbst eben erst in der polnischen Frage nachgewiesen. Frankreich hütet sich, in dem frühen Zeitpunkt zu interveniren, wo seine Dazwischenkunft noch der europäischen Krisis vorbeugen würde.

Schweden, dessen Unterstützung ohnehin von geringem Gewicht wäre, wartet lieber den Zerfall des dänischen Gesammtstaates ab, um mühelos seine „große Idee" der skandinavischen Nationaleinheit zur Geltung zu bringen.

Und England, das diesmal, um des lieben Friedens willen, für die Interessen seines slavischen Erbfeindes mit seinen bekannten Drohnoten eingetreten war, wird doch, das war vorauszusehen, sich nicht aus lauter Friedensliebe in einen Krieg stürzen, der gerade durch seine Parteinahme erst zum europäischen würde. Es droht, um nicht zuschlagen zu müssen. Das kaufmännische Land des seebeherrschenden Dreizacks betrachtet uns Alle mit fast gleicher Neigung als seine Kunden; warum soll es seine Kunden todtschlagen? Das wäre kein Mittel, die Kundschaft auszudehnen. — Daß in der neuesten Phase des brittischen Verfassungslebens das liberale Prinzip immer mehr das aristokratische verdrängt, bekundet sich gerade durch diese utilitarische und matter-of-fact-Politik. Selbst die Tories haben nichts mehr von den diplomatischen Traditionen eines Castlereagh oder auch nur eines Wellington; sie verspüren nicht die geringste Lust, Palmerston oder Russell wegen Preisgebung Dänemarks zu stürzen und mit der Verpflichtung der kriegerischen Hülfe für „einen ihrer ältesten Alliirten" ins Amt zu treten; sie benutzen wohl die begangenen Ungeschicklichkeiten des in Worten heftigen Ministers des Auswärtigen, um das Ministerium zu necken; sie selbst könnten nur durch Verstärkung mit Peelitischen oder spezifisch-freihändlerischen Partei-Elementen ein Ministerium bilden, und von diesen würden auch sie auf den europäischen Frieden verpflichtet, wenn nicht an und für sich schon alle Parteien in diesem Punkte einig wären. Denn in der That ist es den Engländern bei den bestehenden Verhältnissen, unter welchen sie selbst im Jahre 1863, trotz der Baumwollenkrisis, einen größeren Exporthandel als jemals gehabt haben, und ihr Budget, trotz der fortgesetzten Küstenbefestigungen, noch einen Ueberschuß von mehreren Millionen aufbrachte, zu wohl zu Muthe, um dieselben leichtsinnig zu unterbrechen. Von dem militärisch-aristokratischen Point d'honneur, das in der kontinentalen Diplomatie eine so große Rolle spielt, ist dort wenig mehr zu finden; sie sind kriegerisch genug, aber nicht so soldatesk als wir; an den äußersten Enden der Welttheile, in Indien, China, Japan, Süd-Afrika und Neuseeland führen sie Kriege, deren Strapazen und Gefahren alles in Mittel-Europa Gekannte weit hinter sich lassen, aber stets zu greifbaren Zwecken, Zwecken des Handels oder der Seeherrschaft, die sie als civilisatorische Zwecke bezeichnen und von kirchlichen Missionen accompagniren lassen, gerade wie die Franzosen ihre Tendenzen. Die englische Diplomatie kann darum in einer für sie verhältnißmäßig sekundären Frage ein Dementi ertragen, wie sie eines in der savoyischen Annexionsfrage, in der polnischen Sache und bei anderen Gelegenheiten ertrug, und wie sie selbst von den Bedin-

gungen der Abtretung der Jonischen Inseln den stürmischen Griechen neuerdings die wesentlichsten nachließ. Verhöhnen wir die armen Palmerston und Russell, denen bei alledem kein kontinentaler Staatsmann auch nur entfernt zu vergleichen ist, nicht mit zu großer Bitterkeit; unsere Diplomaten sind in viel perfidere Widersprüche verwickelt und gestehen dieselben weniger naiv ein, schon weil sie dieselben selten nur im wohlverstandenen Interesse des von ihnen geleiteten Staates begehen. Das treibende Motiv des englischen Kabinets bestand doch, vor allen übrigen, darin, den französischen Kaiser keinen Anlaß zu irgend einer großen europäischen Einmischung nehmen zu lassen. Und das englische Volk will den Frieden.

In der That! wenn die Ziele der Kriegführung wirklich keine höheren sind, als die in den offiziösen Organen zu Wien und Berlin verkündigten, wenn die englische Auslegung der Note vom 31. Januar die richtige ist, so wäre wohl mit geringeren Kriegsgefahren und auf legalerem Wege dasselbe, wenn nicht mehr, zu erreichen gewesen. Indessen, Krieg sollte sein; eine militärische Bewegung sollte die nationale verschlingen; die reorganisirte Armee sollte durch die Feuertaufe geheiligt und allen legislativen Skrupeln enthoben werden. Wenn nun einmal Krieg sein sollte, so wäre die Bewilligung der, von Dänemark im letzten Augenblick geforderten, sechswöchentlichen Frist natürlich ein unverzeihlicher Schildbürgerstreich gewesen, wie ihn kaum der Bundestag unter ähnlichen Umständen hätte begehen können. Niemand freilich hätte erwartet, daß die während langer Jahre mit enormen Kosten errichteten und mit unerhörter Prahlerei ausposaunten Befestigungen des Dannewirke nicht einmal dazu dienen konnten, einen Widerstand von etlichen Wochen zu ermöglichen; unterdessen hätte die November-Verfassung aufgehoben und eine neue diplomatische Wendung in Szene gesetzt werden können. Wozu dienen kostspielige Fortifikationen den Staaten zweiten Ranges, wenn dieselben dem Angriff einer wirklichen Armee im heutigen Sinne des Wortes nicht einige Wochen lang widerstehen können?! Ueberhaupt weist ja die ganze Entwickelung des modernen Staatensystems immer mehr auf den Untergang solcher Staaten hin, deren Existenz-Bedingung nur an eine, durch die Eifersucht mehrerer Großmächte gewährleistete Neutralität geknüpft ist; und selbstverständlich müssen dem vorgezeichneten Schicksale diejenigen Staaten am ersten verfallen, welche sich, wie Dänemark, von ihren Beschützern oder Leitern einen offensiven Charakter aufprägen ließen. Es zeigte sich jetzt, daß die berühmten Dannewerke, schon ihrer für die dänische Armee unverhältnißmäßigen Ausdehnung wegen, einem überlegenen Feinde gegenüber gar nicht haltbar waren, daß sie mehr als Zwingburg über die deutschen Unterthanenlande erbaut und besonders zur Auseinanderhaltung der beiden Herzogthümer bestimmt waren. Dagegen hat sich der Feind hinter den Düppeler Schanzen nach

der Insel Alsen zurückgezogen, von wo er schwer zu vertreiben ist. So lange die Dänen von Alsen aus einen Theil der Küsten beherrschen und eine Armee in Schach halten, kann man nicht sagen, daß sie Schleswig geräumt haben.

Die Kriegskunst besteht bekanntlich darin, mit den geringsten Opfern den größtmöglichsten Erfolg zu erringen; ein wahrer Feldherr ist geizig mit Menschenleben. Was die Menge an jenen Reiterführern blendet, die, wie der englische Kavallerie-Oberst bei Inkerman, einen Theil ihrer Mannschaft einem momentanen Eclat unnütz opfern, ist eine sehr untergeordnete Eigenschaft; doch ist es natürlich, daß schwere Fehler und selbst der Mißbrauch einer verantwortlichen Stellung im Kriege durch persönliche Bravour gesühnt werden. Wir sind zu wenig kriegskundig, um den Maßstab der allgemeinen Theorien an die bisherigen Operationen der schleswig-holstein'schen, nein! der alliirten Armee zu legen; den Ruhm deutscher Waffen kritisch zu bemäkeln, wären wir die Letzten. So lange Krieg geführt wird, ist der Sieg die Hauptsache. Gerade darum hat ein solcher Moment, der auf die Phantasie der Massen wirkt und die Gedankenlosen elektrisirt, eine bedenkliche Seite für die ganze Entwickelung des Volkes; der Militärismus glaubt da dauernd zu triumphiren und schiebt die Rechtsfragen mit einem Fußtritt bei Seite. Wenn er Recht hätte, stände es schlimm, selbst um die dauernde Wehrfähigkeit der Nation. Ein Volk, das sich nicht respektirt, wird sich auch nach Außen nicht zähe vertheidigen; wo dem inneren Feinde die Zugänge offen stehen, bleiben auch dem äußeren die Thore nicht lange verschlossen. So lange die alten Republiken blühten, legte der siegreiche Feldherr seine Insignien vor den Thoren der Stadt ab. Und die Armeen der französischen Republiken triumphirten, deren Generäle von den Sendlingen einer berathenden Versammlung terrorisirt wurden. Allein wir fürchten das Wiederaufleben des Militärismus in Deutschland nicht. Zwar müssen wir den übermüthigen Organen der Reaktion zugeben, daß weder die Turn- und Schützen-Vereine noch der National-Verein mit allen seinen Central-Ausschüssen die Herzogthümer erobert haben, die dänischen Festungswerke sind nicht vor den posaunenstarken Reden eines Metz oder Streit gefallen; selbst Herzog Friedrich's schleswig-holstein'sche Armee steht noch oder höchstens schon auf dem bloßen Papiere. Aber es ist doch wahr: ohne die Wucht der nationalen Bewegung, ohne die Angst vor deren Wachsthum und Ueberhandnehmen hätte sich kein östreichischer Arm und kein preußischer Fuß zur Eroberung Schleswigs erhoben. Daneben konnte nun freilich kein Freischaarenthum mehr aufkommen; ein Feldzug von Freiwilligen wäre auch mit dem Feinde nicht so rasch fertig geworden, aber seine Resultate würden wahrscheinlich tröstlicher sein.

Von der Zeit an, wo Stammeshäuptlinge ihre Untergebenen, oder freie Germanen sich selbst verspielten, wie Negerfürsten noch heute ihre Kinder

und Unterthanen verkaufen, bis zu dem civilisirten Menschenhandel und Länderschacher des vorigen Jahrhunderts, der von aufgeklärten, Voltaire lesenden Fürsten getrieben ward, hat dasselbe abscheuliche System gar verschiedene Gestalten angenommen. Der Protokollismus und die diplomatische Interventionstheorie, mit Grenzregulirungen und perfider Friedensstifterei, ist die neueste Form desselben. Aber um ein solches System in neueren Zeiten dauernd zu behaupten, dazu gehören auch Söldnerheere, die unter dem Stocke stehen; die Theorie von dem Kriegsherrn, der geheime Politik treiben und seine „Seelen“ beliebig dazu verwenden und verwerthen mag, ist ein Artikel aus demselben geschichtlichen Kapitel. Das preußische Heer jedoch ist kein geworbenes Söldlingsheer; von der Pflugschaar, aus der Werkstätte und der Studierstube bezieht es seine Glieder, fast jeder Einzelne hängt mit einer bürgerlichen Familie und einem bürgerlichen Berufe daheim zusammen. Die Blutsteuer, die der Preuße einem Staatswesen entrichtet, an dessen kulturhistorische Zukunft zu glauben, ihm ein sittliches Bedürfniß ist, die höchste Besteuerung von allen, sie berechtigt ihn doch zu der Forderung, nicht für antinationale Zwecke in's Feuer geführt zu werden. Das ist eine Verfassung, die tief in alle Herzen eingegraben ist, die zu verletzen äußerst gefährlich wäre. Und das ist unserer Brüder jenseits der Elbe beste Hoffnung!

Viel älter noch, als Machiavelli sogar, ist die Maxime der Machthaber, die inneren Konflikte durch Kriegsruhm zu ersticken. Möglicherweise hat unserem gewandten Ministerpräsidenten so Etwas vorgeschwebt; er mag dabei auch Louis-Napoleon im Auge gehabt haben. Aber die kriegerischen Aktionen dieses Mannes, der über Frankreichs unermeßliche Hülfsquellen frei verfügt, wurden doch meistentheils mit der schlauesten Vorsicht eingeleitet und zwar, nachdem er im Innern die Parteien wirklich aufgelöst und eine Menge wesentlicher Reformen an seinen Namen geknüpft hatte. Eine neue Legalität wußte er durch das allgemeine Stimmrecht herzustellen, und ebenso machte er seine ungeheueren Anleihen direkt beim Volke. Dazu aber sind die Verhältnisse in Preußen nicht angethan, und gerade jede militärische Aktion muß hier, wenn sie größere Opfer kostet, auf die Länge zur Wiederherstellung oder Befestigung der gesetzlichen Zustände beitragen.

Ueber die Motive des Einmarsches, über die eigentlichen Absichten der deutschen Großmächte herrschte lange einiges Dunkel, und wer das Bedürfniß empfand, sich Illusionen zu machen, konnte reiche Nahrung dafür aus den fortwährenden Widersprüchen in den Erklärungen und den Handlungen ziehen. Da waren erst die Verhandlungen im östreichischen Reichsrathe, bei welchen Schmerling seine völlige Uebereinstimmung mit Rechberg betheuerte und selbst die vorgeschrittenste deutsche Fraktion des Unterhauses noch ein kleinmüthiges und beschränktes Festhalten an spezifisch östreichischen Gesammt-

staats-Prinzipien verrieth. Dann wurde die preußische Note vom 31. Januar Deutschland und der übrigen Welt durch Russel's Verlesung im brittischen Oberhause bekannt, und von Lord Palmerston im Unterhause mit unliebsamen Bemerkungen über ihre Zweideutigkeit mitgetheilt. Darauf wiederum beschwerte sich das offiziöse Organ unserer auswärtigen Angelegenheiten über die „inkorrekten und widerspruchsvollen" Mißdeutungen, welche diese Note von Seiten der englischen Minister erfahren. [1])

Es ist schlimm, mißverstanden zu werden, aber in dieser bösen Welt muß man sich deutlich ausdrücken. Halbe und zweideutige Wendungen hat der Gegner schon deshalb ein Recht zu seinen Gunsten zu interpretiren, weil solche Ausdrucksweise entweder ein böses Gewissen oder das Mißtrauen in die eigene Kraft verräth. Auch kann man es den englischen Ministern füglich nicht verübeln, daß sie die Theorie, jeder Krieg hebe ohne Weiteres alle vorangegangenen Verträge auf, als im Völkerrecht und in den allgemeinen Grundsätzen des Vertragsrechtes und der Vertragstreue nicht begründet, unbedingt verwerfen. Eine solche Theorie läuft allerdings auf das nackte Faustrecht hinaus; wogegen das Einzig wahre an dem hier mißdeuteten Satze des alten Völkerrechts darin besteht, daß ein wegen Bruchs der Verträge unternommener Krieg die Entbindung von den betreffenden Verträgen als durch den Bruch vollzogen konstatirt, — ein unbestreitbares Axiom, dessen Anwendung aber die großen deutschen Kabinette bisher verschmäht hatten, weil sie ihnen von den liberalen Organen vorgeschlagen worden war.

Der Erklärung, aus welcher die englischen Staatsmänner immerhin ein bindendes Engagement für die Aufrechthaltung der Integrität Dänemarks zu deduziren versuchten, folgten Erläuterungen, die das Dunkel noch verdichte-

[1]) Der englische Botschafter in Berlin war beauftragt, „eine förmliche Erklärung zu begehren, daß die preußische Regierung an dem Prinzip der Integrität der dänischen Monarchie festhalte", und erhielt darauf folgende Antwort:

„Die Königl. Regierung hat, indem sie die Rechte, zu deren Geltendmachung gegen Dänemark sie in Gemeinschaft mit Oestreich schreitet, auf die Stipulationen von 1851 bis 52 basirt, durch eben diesen Akt das Prinzip der Integrität der dänischen Monarchie anerkannt, wie dasselbe durch das Abkommen von 1851—52 festgesetzt ist. Indem die Königl. Regierung zur Occupation Schleswigs schreitet, ist sie nicht gesonnen, dieses Prinzip zu verlassen. Wenn jedoch in Folge von Verwicklungen, die durch das Beharren der dänischen Regierung bei ihrer Weigerung, ihre Versprechungen von 1852 zu erfüllen, herbeigeführt werden könnten, oder in Folge der bewaffneten Intervention anderer Mächte die Königliche Regierung sich genöthigt sehen sollte, Kombinationen zu entsagen, die nicht länger ein Ergebniß liefern würden, das im Verhältniß zu den Opfern stände, welche die Ereignisse den deutschen Mächten auferlegen könnten so könnten keine definitiven Arrangements ohne Mitwirkung der Mächte, die den Londoner Vertrag unterzeichneten, getroffen werden. Die Brittische Regierung würde die Königliche dann bereit finden, mit ihr zu einer Verständigung über die endgültige Lösung der dänisch-deutschen Frage zu gelangen." U. s. w.

ten. — Auf der anderen Seite erzeugte die Verlegenheit, dem Parlamente gegenüber, nicht minder zweideutige Aeußerungen. Das englische Ministerium hatte Anfangs von einer Garantie für Aufhebung der dänischen Novemberverfassung gesprochen; als man die Sache aber bei Lichte besah, schrumpfte die Garantie bis auf ein Versprechen zusammen, daß die Novemberverfassung dem Rigsraad zur Revision vorgelegt werden solle. Mehr wäre auch schwerlich in einer bestimmten Rechtsform zu formuliren gewesen. Was solche Garantien zu bedeuten haben, darüber haben besonders die brittischen Staatsmänner in neuester Zeit die Welt mehrmals zur Genüge aufgeklärt; und gerade nach der englischen Auffassung enthielt ja schon das Londoner Protokoll vom 8. Mai 1852 bindende „europäische" Garantien für einen Zustand, dem, nach Lord Russell's wiederholten Zugeständnissen, die Novemberverfassung, sowie viele ihr vorhergehende Akte, direkt widersprachen. Eine solche diplomatische Garantie mehr oder weniger, darauf kann es uns allerdings nicht ankommen. Die beste, die einzige Garantie wäre die Besitznahme, um, mit ehrlichem Willen und klarer Einsicht, einen Zustand zu schaffen, der keiner Garantien mehr bedürfte! Mögen Dänemark,[1]) Griechenland oder die Türkey sich ihren Besitzstand garantiren lassen, — solche Garantien beweisen in der Regel nur die Unsicherheit der Verhältnisse, die Schwäche der Besitzenden und die geheimen Nebenabsichten der Garantirenden — eine Nation, wie die deutsche, ist tief entehrt, wenn sie für ihr inneres Landesrecht anderswo eine Gewähr sucht, als in der eigenen Kraft!

Der Einmarsch in Schleswig war am 1. Februar geschehen, am 6. gehörte die Schley-Linie der „schleswig-holstein'schen" Armee, die, von da ab offiziell in eine „alliirte Armee" umgetauft, ohne nennenswerthen Widerstand und ohne Aufenthalt gen Norden vordrang und jetzt schon an oder auf jütischem Boden steht. Dort Fridericia, das sich an die Insel Fühnen anlehnt, südöstlich die Düppeler Schanzen zur Deckung von Alsen, das sind die beiden Punkte, auf die es militärisch noch ankommt. Die Besetzung Jütlands käme im Uebrigen mehr diplomatisch, als strategisch, in Betracht. Englands Waffenstillstandsvorschläge haben bis jetzt, wie es scheint, noch auf keiner Seite ein geneigtes Ohr gefunden, obgleich Oestreichs offiziöse Federn nach allen Seiten, und namentlich der ausländischen Diplomatie gegenüber, für Waffenstillstand und Londoner Protokoll, die Bereitwilligkeit ihrer Regie-

---

[1]) Das Ministerium Monrad hat in London sogar den vergilbten Garantievertrag von 1720, der auf die heutigen Verhältnisse gar nicht anwendbar und dem von späteren Verträgen längst derogirt ist, zur Geltung bringen wollen, aber er predigte tauben Ohren. Keine Partei in England hat Lust, die Sache sehr weit zu treiben, und, was die Opposition dem Ministerium vorwirft, ist im Grunde nur, daß es sich unvorsichtigerweise einem Fiasco ausgesetzt habe, zumal der Nachbar über dem Kanal sein ironisches Lächeln darob nicht verbirgt.

rung zu verstehen gaben. Die preußische Auffassung dagegen besteht darauf, daß das Pfand-Objekt möglichst vollständig sey; was schon deshalb empfehlenswerth erscheint, weil dänische Kriegsschiffe nicht blos die Handelsschiffe und Küsten der kriegführenden, sondern auch der übrigen deutschen Küstenstaaten bedrohen. War darum von Bundeswegen der Occupation die Bundes-Exekution vorgezogen worden, die doch nicht Krieg bedeutet, sondern, gerade im Gegentheil, eine auf dem Bundesvertrag beruhende Rechtsmaßregel ist!

Bekanntlich hatten die Vormächte deshalb die Bundes-Exekution durchgesetzt und die Occupation abgelehnt. Bald darauf aber beschlossen sie selbst die viel gefährlichere Occupation eines Landes, das nicht zum Bunde gehört, und nachträglich fordern sie sogar, in offenem Widerspruch zu allen Maßnahmen und Ordnungen des Bundes, für ihre Truppen ein Occupationsrecht in Holstein; so daß hier der ganze, mühselig aufgebaute Rechtsboden wieder zerstört wird. Die Ausgleichungen über solche Forderungen führen immer — trotz aller Würzburger Konferenzen — auf das Recht des Stärkeren zurück.[1]) Die Bundeskommissäre in Holstein wurden gewisser Nergeleien gegen die alliirte Armee bezüchtigt, gleich nachdem das östreichische Kommando ihre Dienstfertigkeit in offiziellen Berichten preisend anerkannt hatte. Dann hieß es wiederum, eine Armee im Felde müsse zur Verbindung mit ihrem Hinterlande feste Punkte besetzt halten. Da es aber undenkbar ist, daß die Armee in Schleswig von Süden her angegriffen werde, so könnte mit ebenso schlagenden Argumenten die östreichische Armee in Schleswig durch ganz Preußen eine Etappenstraße mit festen Punkten beanspruchen. Die wesentlichen Tendenzen dieser Forderung bestehen wohl einestheils darin, der Bildung eines Augustenburgischen Heeres vorbeugend entgegenzutreten, andrentheils, alle Bundesorgane in der Nordalbingischen Frage dauernd zu paralysiren. Es konnte bislang den Mittelstaaten vergönnt werden, den Zollverein zu gefährden, den Handelsvertrag zu kreuzen, den Küstenschutz zu vereiteln; wenn ihr Interesse sie aber einmal ausnahmsweise zur Vertretung einer guten Sache treibt, so müssen sie ihre, aller-

[1]) Der energische Herr v. Beust, der an die bedrohliche Verwickelung schon eine kleine „Reorganisation" von 2000 Mann mit 60 Offizieren anknüpfen wollte, scheint durch die Mission des General Manteuffel in der einen oder anderen Weise beruhigt worden zu sein; und es bedurfte wohl ebenso wenig einer militärischen Demonstration in der Lausitz, als der Kreuzzeitungs-Drohungen gegen Oldenburg, daß es ein „Hinderniß" sei. Natürlich ist jeder fremde Staat, klein oder groß, ein kleires oder großes Hinderniß, so lange er seinen eigenen Willen hat. — Die sogenannten Würzburger Regierungen zeigten aber diesmal, daß sie, wenn Oestreich nicht hinter ihnen steht, sich nicht einmal bis zu der längst vorbereiteten und so nahe liegenden Idee der Trias im Bunde zu erheben vermögen. Vergebens ermahnte sie Herr v. Roggenbach zu selbständigerer Konstituirung, die Berathungen verliefen im Sande.

dings wohl verdiente, Ohnmacht vor der Welt bekennen. Mit scheinbarem Einfluß versehen, so lange der vielbeklagte Dualismus der Vormächte ihnen die Insignien der Souveränität ließ und mit ihren Stimmen intriguirte, müssen sie einsehen lernen, daß die momentane Eintracht derselben den wesentlichsten Interessen noch gefährlicher werden kann, als deren lange gehegte Zwietracht.

Uebrigens hatten schon 1852 die großen deutschen Kabinette die Zuziehung des Bundestags zur Annahme des Londoner Protokolls abgelehnt, aus Furcht vor Verzögerungen, wie es hieß; für das kostbare Werk selbst war dabei wohl Nichts zu befürchten, aber konsequenterweise durfte der Bundestag nicht in die auswärtige Politik gezogen werden, um etwa bei Gelegenheit mit den Vormächten zu kollidiren. Die höhnische Kritik, welche der von der Pfordten'sche Kommissionsbericht jetzt in dem Minoritätsgutachten der „alliirten" Großmächte und auch in einer sehr herben östreichischen Cirkulardepesche erfährt, weist den Bundestag in diese Schranken zurück und auf das theoretische Studium von Thronfolgeordnungen hin, da ihm allerdings das Londoner Protokoll gar Nichts angehe.

Wie steht es nun mit den eigentlichen Kriegszwecken? — Den Bundestag und die nationale Bewegung zurückzudrängen, neuen Regimentern und Offizieren eine Genugthuung zu bereiten oder eine Allianz zu bethätigen, die nur ad hoc abgeschlossen ist, das Alles sind keine ausreichenden Zwecke für die schwerlich ganz zu beseitigende Gefahr einer europäischen Verwickelung. Der Krieg hat den Frieden zum Zwecke, d. h. einen rationellen Zustand, der die Gewähr seiner Dauer in sich selbst trägt. Ein Ideal, das nicht immer ganz erreicht werden mag, muß die Truppen in den Kampf locken; das Ziel, das vorschwebt, muß ein großes, muß Schweiß und Blut werth sein. Napoleon III. ward dafür verspottet, daß er Italien „bis zur Adria" befreien wollte und am Mincio stehen blieb; aber hätte er Volk und Truppen für den Krieg begeistern können, wenn er nicht die Befreiung Italiens vorher als Endziel des Krieges verkündigt hätte? Von Nizza und Savoyen sprach er nicht zuvor, aber er nahm sie nachderhand. Bei uns wird dagegen vorher von Annexionen gesprochen, die sicherlich nachher nicht stattfinden werden. — Dem Augustenburger sind unsere Kabinette nicht hold; wenn in den gouvernementalen Kreisen die Möglichkeit seiner Einsetzung vorausgesetzt würde, so hätten ihn die reaktionären Blätter nicht so dreist mit Schmutz beworfen. Die Gunst, welche er bei den Bundesorganen genießt und die Unterstützung, welche ihm die nationale Partei gewährt, mögen Haupt-Argumente für den Konflikt zwischen der aliirten Okkupations-Armee und der bundesmäßigen Exekutionsbehörde sein. Das spezifische Preußenthum behauptet, daß es gegen sein Interesse sei, einen neuen kleinen oder Mittel-Staat in Deutschland zu schaffen. Es sieht also in dem problematischen künftigen

Herzog mehr einen Fürsten nach hannöverschem als nach mecklenburgischem Zuschnitte. Das Wahrscheinlichste jedoch, nämlich sein Anschluß an die Fürsten von Baden, Koburg u. s. w., die doch bei verschiedenen Gelegenheiten der preußischen Regierung in deutschen Fragen wesentliche Dienste geleistet (durch Militärkonvention und gegen östreichische Bundesreform), wird nicht in Rechnung gezogen. Und kann ein selbständiger kleiner Herzog von Schleswig-Holstein dem preußischen Interesse jemals so widerwärtig sein, als ein dänischer König-Herzog, dessen vertragsmäßige Stellung allein schon jeder zukünftigen Umgestaltung des Bundesvertrags schwer zu überwindende, weil internationale Hindernisse in den Weg legt? — Die Persönlichkeit des Herzogs von Augustenburg wurde in allen reaktionären Blättern diskutirt, als ob es für die Rechtsfrage und das nationale Interesse irgendwie auf dieselbe ankäme; — sollten nur ausgezeichnete Fürsten thronberechtigt sein, so stünde es schlimm um die Legitimität. Das Erbrecht des Herzogs wurde ernstlich bestritten, und über dem blinden Diensteifer waren die gehorsamen Zeitungen schon unversehends gut-dänisch geworden, als plötzlich, ja plötzlich, der Krieg ausbrach. Wir dürfen annehmen, daß die Augustenburgische Succession selbst in der königlichen Familie von Preußen nicht auf einen entschiedenen Widerwillen stoßen würde und daß die preußische Diplomatie hierin den dynastischen Sympathien eher entgegentritt. Die sogenannte Militärpartei am Hofe hatte wahrscheinlich kein bestimmtes Programm; ihr standen die Mittel vor dem Zwecke, nämlich eine kriegerische Aktion, und zwar womöglich in gutem Einvernehmen mit Oestreich; daß das Einverständniß auch gleich zur Kooperation wurde, ging wohl über ihre Wünsche hinaus. Ihre Sehnsucht nach Krieg beruhte im Grunde auf anerkennenswerthen Triebfedern. Der Vorwurf, eine bloße Friedens- und Parade-Armee zu sein, lastet schwer auf einem sogenannten „Militärstaate" in einer Epoche, wo alle Nachbarländer große Kriege durchgemacht haben. Dazu kam das zweideutige Verhältniß Preußens zu den Herzogthümern selbst. Hat man sich aber erst tapfer geschlagen, so ist man niemals entehrt, mögen auch die Früchte des Sieges durch fremde Schlauheit und die eigene Diplomatie verkürzt werden. Allein das sind persönliche Rücksichten, keine politischen Gesichtspunkte; ihnen ist entgegenzuhalten, daß die Ehre eines großen Staatswesens nicht blos auf der Tapferkeit vieler Einzelnen, sondern auf der unerschrockenen und fest bewußten Behauptung bestimmter nationaler Grundsätze, für die gekämpft worden, beruht. Einstweilen haben wir den Krieg ohne ein entsprechendes Programm. Denn die beschränkten Ziele, die jetzt hier und da aufgestellt, obgleich nirgends auch nur bestimmt ausgesprochen werden, müßten ohne Krieg durch Demonstration und Unterhandlung ebenso leicht zu erreichen sein; für den Krieg mußte ein entschiedeneres Programm verkündigt werden, welches ja die Gefahren der Verwickelung nicht erhöht, aber

die ganze Bundesmacht und die thätigen Sympathien der Nation gesichert hätte. Personal-Union ist das in den Vordergrund gestellte Projekt, ein Wort gar vieldeutig und verschiedener Auffassungen fähig. Von Bundesfestungen und Bundeshäfen ist dabei die Rede, aber, nach den gegebenen Andeutungen, soll Schleswig nicht einmal dem deutschen Bunde einverleibt werden. Es ist allerdings nicht zu erwarten, daß die jetzigen Leiter der Affaire zur Vergrößerung des Bundesgebiets und Verstärkung der Bundesmacht die Hand bieten sollten; gerade aber in dem absonderlichen Verhältnisse der Personal- (oder Real-) Union eines deutschen Landes mit einem fremden Staate könnte die Berufung auf das Bundesrecht noch einmal von Nutzen sein. Uebrigens steht in den Stipulationen von 1851—1852 nichts von Personal-Union; hiermit wäre also doch das Londoner Protokoll verlassen!

Doch, wir müssen noch einen Augenblick bei der Geschichte der Peripetien in der Behandlung der Herzogthümer verweilen. Rechberg's Erklärungen waren noch unbedingter für das Londoner Protokoll und den dänischen Gesammtstaat, als die Bismarck's. Auch ohnedies hätte sich das Mißtrauen der fremden Höfe, der Natur der Verhältnisse gemäß, mehr gegen Preußen als gegen Oestreich gerichtet. Während Oestreich aber die große Diplomatie beruhigte, suchte es im Feldzuge selbst eine populäre Haltung zu gewinnen. Es kam ihm dabei sehr zu Statten, daß es das oberste Kommando einem preußischen Feldmarschall einräumen durfte, wodurch es manche unangenehme Verrichtung auf preußische Schultern abladen und sich eine bequeme Rückzugslinie vorbehalten kann. Dabei hat die östreichische Regierung in der Auswahl der kriegsgeübten Schaaren und ihrer Führer große Rücksicht auf den in Norddeutschland zu machenden Eindruck genommen. Absichtlich wurde nun ein gewisser Gegensatz herausgekehrt. Mußte z. B. in Kiel Herzog Friedrich bei dem Durchmarsch der Preußen die Schildwachen vor seinem Hause einziehen, so ließ Feldmarschall-Lieutenant v. Gablenz in Schleswig überall ruhig den Augustenburger als Souverän proklamiren; wogegen Feldmarschall Wrangel in seiner bekannten Proklamation vom 7. Februar alle „Versuche, irgend einer anderen Autorität (als der der kriegführenden Mächte) Eingang zu verschaffen", ausdrücklich untersagt. Ueberall übernehmen die Oestreicher (Gablenz, der Kommandirende und der k. k. Civilkommissär Revertera) die populäreren Rollen, während der preußische Civilkommissär, dem nicht gerade der Ruf herzgewinnender Popularität voranging, sich die büreaukratische Arbeit sauer machte. Wie schon erwähnt, lobte der Oestreicher die Bundeskommissäre in Holstein, denen preußische Organe Nergeleien vorwarfen. Während Gablenz von den Segnungen der freien Presse spricht (deren Vertreter freilich in seiner Heimath in schwerem Kerker schmachten), müssen die preußischen Kriegsbehörden die fremden Journalisten

ausweisen. Nachdem Gablenz erklärt hatte, daß die Gemeinden selber durch freie Wahl für ihre Verwaltung sorgen mögen, wurden die dänischen Civilbeamten, Lehrer, Pfaffen u. s. w. von den preußischen Spitzen bestätigt und der Bevölkerung gegenüber mit Energie geschützt.

Freilich ergab sich sehr bald die Unausführbarkeit dieses unparteiischen Bestrebens: der dänische Beamtenpöbel war nicht zu halten; diese Geistlichen und Lehrer, die eingesetzt waren, weil sie überhaupt nichts, aber darum auch kein Deutsch verstanden, setzten ihr Geschäft als dänische Spione fort; ein dänischer Polizeimeister von Flensburg riß in seinem patriotischen Eifer mit der deutschen auch eine preußische Fahne herunter und zwar fast unter den Augen eines preußischen Prinzen und gleichsam unter dem Schutze des preußischen Befehlshabers. Dieser offene Gegner war der mindest gefährlichen einer, aber wie viele deutsche Soldatenleben brächte die Bestallung oder Bestätigung von Beamten, die ihren Spionsdienst ängstlicher verheimlichen, in Gefahr!

Ueberhaupt macht sich die Sache im großen Ganzen vielfach anders, als sich die zünftige Diplomatie früher vorstellen mochte; und von den 70,000 oder 80,000 deutschen Soldaten in den beiden Herzogthümern begreifen jetzt wohl drei Viertel die moralische Unmöglichkeit der dänischen Herrschaft daselbst klarer und besser, als die protokollweisen Diplomaten von Wien und Berlin.

Wenn sich dasselbe Spiel wiederholen sollte, wie vor zwölf bis vierzehn Jahren, so wäre die Verantwortlichkeit für ein solches Attentat gegen Recht und Sittlichkeit noch viel schwerer; denn damals galt wenigstens den loyalen Schleswig-Holsteinern der Fürst in Kopenhagen für ihren legitimen Herzog, und die Folgen des Verraths lagen nicht so deutlich am Tage, wie jetzt nach zwölfjährigen Prüfungen. Allerdings hatte vor achtzehn Jahren der Kampf damit begonnen, daß die Schleswig-Holsteiner die Personal-Union mit Dänemark und die staatsrechtliche Zusammengehörigkeit der Herzogthümer zur Parole machten. Aber seitdem hat sich Vieles geändert. Bei einer so erweiterten Kluft, einem durch das tief verletzte Gefühl und den Widerstreit der Interessen so gesteigerten Nationalhaß, einem so fanatisirten Dänenthum, das in demselben Maße rachsüchtig und brutal sein würde, als es gedemüthigt ward und gezittert hat, und in demselben Grade übermüthig, als die Gegner schließlich bei den Verhandlungen Schwäche und Halbheit an den Tag legen würden, ist ein Abkommen ohne völlige Trennung immer nur eine Verheißung größerer, schwer blutiger Konflikte. Mit der Personal-Union eine definitive Gestaltung anbahnen zu wollen, ist wohl auf keiner Seite ganz ernsthaft gemeint. Sollte sie den Herzogthümern und Deutschland nützen, so müßte das einheitliche Schleswig-Holstein dadurch zu Dänemark in einem losen Verhältniß stehen, von der Art, wie das der Donaufürsten-

thümer zur Türkei, nämlich in einem rein nominellen; Schleswig-Holstein müßte dann ein eigenes Heer und eigene Finanzen haben, das heißt: so unabhängig sein, daß es in einem Kriege für Deutschland eintreten könnte, wenn auch sein Herzog als König von Dänemark auf der anderen Seite stünde. Einem solchen Auskunftsmittel wird sich Dänemark niemals freiwillig fügen; es ist also schwerlich leichter zu erreichen als eine völlige Trennung, bei der wir auf Nordschleswig verzichteten. Und ließe sich auch der Konsens der Großmächte zu einem derartigen Abkommen erlangen, so würde der stille Vorbehalt, dasselbe als ein provisorisches zu betrachten und baldmöglichst einer Revision zu unterwerfen, dabei ganz gewiß maßgebend sein. Die Dänen würden die verlorene Herrschaft allmälig wiederzugewinnen suchen und dazu mit den dänischen Elementen in Schleswig konspiriren, korrumpiren, demoralisiren und exploitiren. Die Schleswig-Holsteiner würden die eingeräumten Befugnisse immer nur anwenden, um sich ganz loszureißen; Preußen würde ein, im Namen des Bundes oder auf eigene Rechnung vorbehaltenes, Interzessions- oder Garantie-Recht ausüben oder aufgeben, je nachdem es ihm diente; kurz, das wäre keine Lösung, sondern eine endlose Fortsetzung und Steigerung des Konfliktes, der wahrscheinlich in der für Deutschland ungünstigsten Stunde zur Katastrophe führen würde. Die Personal-Union ist hier ebenso wenig möglich, als die brittische Verfassung in Oestreich. Das Beispiel von Schweden und Norwegen, das einzige in seiner Art, beweist dabei gar nichts; erstens, weil Dänemark mit seinen deutschen Nebenländern keine so abgeschlossene Lage hat und überhaupt den Wirren der großen Welt nicht so fern liegt als das skandinavische Reich; ferner, weil ihm die primitiven sozialen Zustände und die ererbte mittelalterliche Verfassungsform jener Länder fehlen; dann, weil die beiden Völker diesseits des Sunds nicht sprach- und stammverwandt sind, wie die beiden jenseits; weil die Deutschen keinen inneren Grund für das von ihnen geheischte Opfer einsehen könnten, während die Dänen ihre militärische und namentlich auch ihre finanzielle Schwäche durch Ausbeutung der deutschen Hülfsquellen ausgleichen möchten. — Manche dachten vielleicht, daß eine Revolution in Kopenhagen den Knoten durchhauen und den deutschen Kabinetten die Verlegenheit einer selbständigen Lösung ersparen würde; vielleicht hofft man noch heute vom Aufdrängen der Personal-Union einen solchen Ausweg. So unwürdig solche Spekulationen wären, wo es gilt, mit der ganzen Nation die Integrität der Nation zu vertheidigen, so unpraktisch wären sie; besonders da Alles versäumt wurde, was sie hätte vorbereiten und fördern können, nämlich das Einverständniß mit Schweden und mit Frankreich. Man hüte sich, selbst das Wasser zu trüben, in welchem Napoleon fischen könnte!

Aber wir haben nicht blos mit den Westmächten zu rechnen, deren Ver-

söhnung auf unsere Kosten vielleicht nahe bevorsteht und schwerlich von Berlin aus noch zu verhindern ist; sondern auch mit den Oestreichern, welche nun einmal Schleswig in fast gleicher Stärke mit Preußen okkupiren, die volleren Kriegsehren genossen haben und wahrlich nicht herausgehen werden, um Preußen territoriale oder sonst politische Vortheile zuzuwenden, sondern nur, wenn sie das okkupirte Land als ein Transaktionsobjekt für andere, speziell östreichische Negotiationen benützen können. Schon wird von Wien aus Mißtrauen gegen die preußische Politik geäußert und absichtlich verbreitet. — Das Alles in Betracht gezogen, scheint es uns sehr möglich, daß die viel geschmähte Kombination mit dem Herzog von Augustenburg und der Rückzug auf die Entscheidung des Bundestages noch als Deckungsmittel ergriffen werden mag. Dann werden die Theologen der Kreuzzeitung der lauten sittlichen und religiösen Entrüstung, welche sie, soweit die deutsche Zunge reicht, durch ihre Verhöhnung der gewissenhaften Eidesweigerer in Schleswig-Holstein erregt haben, vielleicht die Genugthuung gewähren, ihre früheren Erklärungen in Abrede zu stellen.

Einstweilen tappen wir im Dunkeln; bei der wichtigsten nationalen Rechts- und Ehren-Frage sind wir, wie einem Fatum, unverantwortlichen Gewalten überliefert, die uns führen — wir wissen nicht, wohin.

Ueber dieser wichtigsten Angelegenheit traten alle anderen zurück. In Preußen wurde am 25. Januar der Landtag geschlossen, mit dem Vorwurf, daß für den langwierigen Konflikt „keine Verständigung zu erzielen" war. Die von der Feudalpartei gehofften und angedrohten Oktroyirungen blieben aus; es ist auch nicht abzusehen, wie durch eine Oktroyirung die finanzielle Schwierigkeit zu ebnen oder die Militär-Reorganisation zu legalisiren wäre. — Nach dem versöhnlichen Schluß des östreichischen Reichsraths sind mehrere Provinziallandtage einberufen worden, d. h. fast alle, welche bestehen und nichts zu bedeuten haben; aber der galizische nicht, weil man die polnische Aufgeregtheit fürchtet. Und auch mit Ungarn ist noch an keinen Ausgleich zu denken. — Die polnische Frage ist momentan fast zu einer lokalen Angelegenheit herabgesunken, der Aufstand scheint im Erlöschen, aber viele Symptome verkündigen für das nahe Frühjahr ein neues Aufflackern.

In Frankreich empfing der Kaiser am 2. Februar die Adreß-Deputation. Die Franzosen waren glücklich, wieder einmal eine große Debatte im früheren Style bei sich erlebt zu haben, selbst die bornirtesten Anhänger des Bestehenden schauten mit Stolz auf den erneuten Ruhm ihrer großen Redner. Napoleon dagegen polemisirte mit einer heftigen Bitterkeit, die mehr an die bekannten Ausfälle seines großen Onkels, als an seine sonstige Art erinnerte, gegen die Minorität, indem er „seine Initiative"

ausdrücklich wahrte. Vielleicht kann man es wirklich als einen Fehler rügen, daß die Opposition, nach der gewöhnlichen Weise hoffnungsloser Minoritäten, sich zu wenig konzentrirt und zu viele, selbst fernliegende Fragen aufgerührt hat, so daß schließlich das Meiste auf theoretische Diskussionen und rhetorische Turniere hinauszulaufen schien. Dennoch gab der Kaiser, ungeachtet seiner gereizten Stimmung, taktvoll zu, daß die Adreßdebatte, die siebzehn Sitzungen ausgefüllt, nicht unnütz gewesen sei. Die Adreßberathung, welche erst seit zwei Jahren dem gesetzgebenden Körper gestattet ist, hat allerdings deswegen schon eine größere Bedeutung, weil die französischen Deputirten kein Interpellationsrecht besitzen und also, außer der Diskussion bei den einzelnen Posten des Budgets, nur noch die Gelegenheit der Adreßdebatte haben, um die auswärtige Politik und das ganze Regierungssystem ihrer Kritik zu unterziehen. Napoleon selbst verräth durch seine Unruhe, daß einige der durchgefallenen Amendements ein großes Echo im Lande fanden. So z. B. denkt er ernstlich daran, die mexikanische Affaire abzuwickeln, um die französischen Truppen von dorten allmälig zurückziehen zu können. Freilich wirkt dabei die bevorstehende Wiederaufrichtung der nordamerikanischen Union als ein starkes Motiv; denn alle Nachrichten aus den Südstaaten bezeugen, daß der Widerstand derselben nur noch durch ganz verzweifelte und theilweise terroristische Maßregeln aufrecht erhalten wird. Noch mehr aber scheint die Lage Europa's die Konzentrirung der französischen Streitkräfte zu veranlassen; wenigstens ermuntert Napoleon auch Italien zu fortgesetzten Rüstungen, während andrerseits sich auch die Türkey bis an die Zähne wappnet.

Die belgische Ministerkrisis ist noch permanent; die klerikale Partei, welche, in Verbindung mit der, durch die Festungsfrage aufgestachelten Lokal-Opposition der Stadt Antwerpen, das verdienstvolle liberale Ministerium auf eine Majorität von nur zwei Stimmen herabdrücken konnte, hätte doch selber keine Chance, sich im Amte durch eine Majorität zu halten. Da in diesem Jahre noch eine Partial-Erneuerung der Kammern, für ein Drittel, eintritt, so entschlösse man sich ungern jetzt zur Auflösung; eine solche wäre aber wohl die Bedingung für die Bildung einer klerikalen Administration, weil diese Partei dadurch der parlamentarischen Untersuchung wegen einiger skandalösen Wahlbestechungen zu entgehen hoffen könnte. Ein Uebergangs-Ministerium aus Fachmännern war nicht zu bilden, und so müssen die bisherigen Minister, die auf ihrer Entlassung bestehen, die Geschäfte wider Willen noch fortführen.

Die Thronrede zur Eröffnung des englischen Parlaments hatte sehr friedlich gelautet; auch die seitherigen Debatten, die sich vielfach mit der deutsch-dänischen Sache beschäftigten, wie die der vorigen Session mit der polnischen, waren bitter, aber nicht unfriedlich. Das System der Neutra-

lität um jeden Preis wurde sogar schon durch beredte Politiker auf einem Meeting vor dem versammelten Volke von Manchester vertheidigt. Ja, um diese den materiellen Interessen so nützliche Anschauung noch kräftiger zu unterstützen, finden plötzlich eine Menge angesehener Politiker, daß die Deutschen im Grunde so ganz Unrecht gar nicht haben. — Nach Schleswig-Holstein wird wohl in der Form von Interpellationen die Frage der Jonischen Inseln (mit der schwer zu rechtfertigenden Schleifung der Festungswerke von Korfu) und anderer Kolonialverhältnisse darankommen, wie auch schon das empörende Bombardement von Kagosima in Japan, dessen unnütze Grausamkeit im vorigen Herbst alle Gemüther empört hat, besprochen ward.

Druckfehler-Verzeichniß.

Im Februarhefte (Bd. X. H. 2):

S. 146 Z. 14 von unten statt Bundesrecht lies Landesrecht.
- 150 - 20 v. oben st. 30. November l. 20. November.
- 155 - 9 v. unten st. 1792 l. 1729.
- 164 - 5 v. unten st. erwerben l. vererben.
- 261 - 2 v. unten st. Klöster l. Klostergüter.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. H. B. Oppenheim.
Für die Verlagsbuchhandlung preßpolizeilich verantwortlich: Franz Wahlen.
Druck von Franz Duncker's Buchdruckerei in Berlin.